

die Heimat  JAHR-
KREFELDER JAHRBUCH  GANG 72

KÖNIG KUNDE



z.B. bei
Pro Tech

Schwänen
 **Markt**

MODE • GESCHENKE • SCHMUCK • REISEN • BLUMEN • SCHNELL-SERVICE
• CAFÉS • RESTAURANTS • WOHNEN • HOBBY/FREIZEIT • FEINKOST •
BÄCKEREIEN • MUSIK • DROGERIE • FOTO • POST-INFO • UND VIELES MEHR!

Mitten in KREFELD

die Heimat

KREFELDER JAHRBUCH



Zeitschrift für
niederrheinische
Kultur- und
Heimatspflege

Herausgegeben vom
Verein für Heimatkunde
in Krefeld

Schriftleitung
Oskar Burghardt
Reinhard Feinendegen

Jahrgang 72
November 2001
ISSN 0342-5185

Inhalt

Geschichte

Almuth Spelberg	13	Historische Parkanlagen in Krefeld – Teil 1 Der Burgpark Linn – von der Befestigungsanlage zum Landschaftspark
Hans Vogt	25	Die gegliederte Gemeinde
Robert Rameil	32	Chronogramme im Krefelder Stadtgebiet
Dieter Ochs	45	150 Jahre Krefelder Schachklub Turm 1851 e.V.
Burkhard Ostrowski und Reinhard Schippkus	79	Zur Geschichte der Wachstuch- und Tapetenindustrie in Krefeld. 1. Teil
Joachim Lilla	91	Kein eigener Wahlkreis Krefeld mehr
Werner Frangen und Irmgard Weuffen	92	Erinnerungen an Haus Dreven
Gabriele Franken	101	Der Aufbau der Gewerkschaft ÖTV (BBZ) nach dem Zweiten Weltkrieg
Frank Deisel	115	Zwischen Mütterlichkeit und Emanzipation – Frauenbewegung und Frauenorganisationen in Krefeld um 1900. Teil 3: Für Vaterland und Gleichberechtigung
Ursula Broicher	133	Die Niagarafälle erleben und an Krefeld denken. Die Geschichte einer erstaunlichen Verbindung
Wolfgang Bossmann	138	Buffalo Bill's Wild West in Krefeld 1891
Helmut Vinzentz	142	Als „Pimpf“ im Jungvolklager auf dem Wolfsberg
Heribert Dröge	144	Krefelder Jugendwehr
Christel und Ulrich Houben	146	Wer wacht am Rhein? Von Deichen und Deichschauern in Krefeld und am Niederrhein

Architektur, Denkmal- und Stadtbildpflege

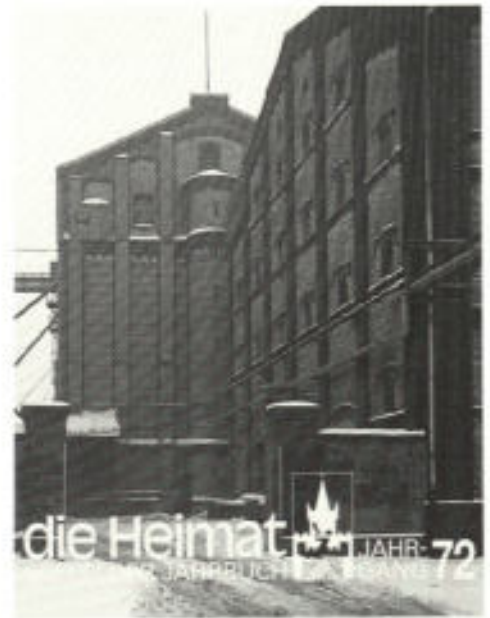
Christina Schulte	61	Krefelder Denkmalpreis 2001: Schulte Design, Hülsener Straße 214
-------------------	----	------------------------------------------------------------------

Volkskunde

Dieter Nellessen	161	Tod und Begräbnis – Begräbnisplätze und Brauchtum. Teil 1
------------------	-----	-----------------------------------------------------------

Theater, Kunst, Musik und Literatur

Dieter Pützhofen	21	Verleihung des Niederrheinischen Literaturpreises 2000 an Elke Schmitter am 12. November 2000 im großen Saal des Rathauses der Stadt Krefeld. Ansprache
Jens Dirksen	22	Rückblick nach vorn. Warum Elke Schmitters Roman „Frau Sartoris“ den Niederrheinischen Literaturpreis verdient hat.
Elke Schmitter	24	Dankrede. „Sätze, die zeigen, wo man zu Hause ist.“
Christian Krausch	36	„Jan Kalff und Rudi Löhr“. Eine Ausstellung im Stadtarchiv Krefeld zum Galerien Sonntag vom 3. bis 29. September 2000
Marianne Gatzke	39	Der Krefelder Maler Lothar Braun
Ulrich Eitgen	42	Die Restaurierung der Deckenmalereien des 19. Jahrhunderts in den Häusern Westwall 164 und Sollbrüggen
Klaus Peter Noever und Georg Opdenberg	51	In memoriam Laurens Goossens
Gerd Peter Goossens	55	Laurens Goossens (1898 – 1979)
Werner Mellen und Christoph Tölke	59	KunstOrte in Hüls
Eugen Gerritz	64	Zur Ausstellung „Gedankengebäude – Das Jüdische Museum in Berlin“ von Bruni Encke in der Villa Merländer
Christian Krausch	65	25 Jahre Gemeinschaft Krefelder Künstler e.V. (GKK)
Ernst Coester	72	Heinrich Wiethase und Edmund Renard als Schöpfer des Hochaltars von St. Gertrudis in Krefeld-Bockum. Ein Beitrag zur barocken Tradition in den Kirchenräumen der Neugotik



Ehemalige Lagerhäuser der Spedition Müncker am Uerdinger Rheinufer; Entstehungszeit: um 1870. Abgebrochen mit Genehmigung der Stadt Krefeld im Sommer 2001.

Foto: Thomas Mayer; Ausschnitt aus dem Dezemberblatt des Kalenders der Westdeutschen Landesbank für 1987: „Historische Industriebauten“.

Natur und Landschaft

- | | | |
|----------------|-----|------------------------------------------------------------|
| Ernst Schraetz | 154 | Die Amphibien im Wasserwerk 5 „In der Eit“ in Krefeld-Linn |
|----------------|-----|------------------------------------------------------------|

Mundart, Gedichte und Erzählungen

- | | | |
|----------------|-----|------------------------------------------------------------|
| Werner Böcking | 38 | Unterer Niederrhein |
| Kurt Hausmann | 173 | „Wohlklangs-m“ und „Wohlklangs-n“ in der Krefelder Mundart |
| Margret Boixen | 175 | Möt hölsche Tüen duer Joehr on Doach |

Aus dem Heimatleben

- | | | |
|------------------------|-----|---------------------------------------------------------|
| Renate Wilkes-Valkyser | 6 | Von Oktober zu Oktober |
| Reinhard Feinendegen | 176 | Der Verein für Heimatkunde 2000/01 |
| | 177 | Bücher |
| | 187 | Personalien/Jubiläen |
| Michael van Uern | 190 | Krefelder Daten und Ereignisse der letzten zwölf Monate |
| | 191 | Bildnachweis |
| | 192 | Die Autoren |



„Die Heimat“ wird herausgegeben vom Verein für Heimatkunde e.V. in Krefeld. 1. Vorsitzender ist Dr. Reinhard Feinendegen, Gertrudisstraße 14, F 50 31 70, 2. Vorsitzender Dr. Heinz Büsch, Lenssenstr. 10, F 77 82 38, Schriftführer Joachim Lilla, c/o Stadtarchiv Krefeld, Girmesgath 120, F 86 27 08, Fax 86 27 15, e-mail: Joachim.Lilla@krefeld.de, Kassenwart Peter Vermeulen, Culturplan AG, Tannenstr. 42-44, 47798 Krefeld, F 3 63 30, Fax 36 31 99, e-mail: office@culturplan.de, weitere Vorstandsmitglieder sind Dr. Oskar Burghardt, Taubenstraße 47, F 50 54 78, Frank Deisel, Dr. Eu-

gen Gerritz und Dr. Guido Rotthoff. Der Verein erhebt einen Jahresbeitrag von € 18,-; darin ist der Bezug der „Heimat“ eingeschlossen. Zahlungen werden zu Beginn des Jahres erbeten; die Konten des Vereins sind: Sparkasse Krefeld 309 617 (BLZ 320 500 00), Postscheckamt Köln 107 175-508 (BLZ 370 100 50). Die E-mail-Adresse des Vereins lautet: vfh-kr@freenet.de

„Die Heimat“ erscheint jährlich im November. Für Nichtmitglieder sind die Hefte außer beim Schriftführer des Vereins bei den Krefelder Buchhandlungen zum Buchhandelspreis zu beziehen. Der Schriftführer vermit-

telt auch frühere Jahrgänge. Die Anzeigenverwaltung liegt in Händen des 2. Vorsitzenden.

Die Autoren vertreten ihre Beiträge selbst.

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Das Recht an den Bildern bleibt den Fotografen oder den Eigentümern der Vorlagen vorbehalten.

Gefördert durch:



Liebe Leserin!
Lieber Leser!

Zehn Jahre ist es jetzt her, daß „die Heimat“ beim Bundeswettbewerb der Heimatzeitschriften/Heimatbücher mit dem ersten Preis ausgezeichnet wurde. Wir Redakteure hoffen, daß Inhalt und Gestaltung unseres „Krefelder Jahrbuchs“ seitdem keinen Niedergang erlebt haben, sondern eher noch verbessert worden sind. An Ihnen, den Leserinnen und Lesern ist es, darüber zu urteilen. Jetzt, mit dem Erscheinen des 72. Jahrgangs besteht erneut Gelegenheit dazu. „die Heimat“ feiert überdies einen „runden“ Geburtstag, denn auf dem Titelblatt ihrer ersten Ausgabe – damals schon mit dem Türmer als Wahrzeichen – stand: September 1921!

Das Titelbild des vorliegenden Jahrgangs zeigt zwei Lagerhäuser am Uerdinger Rheinufer, die vom Rheinischen Amt für Denkmalpflege als bedeutende Industriedenkmäler eingestuft, aber trotzdem in diesem Jahr kurzerhand abgerissen worden sind. „die Heimat“ will mit der Veröffentlichung des Fotos aufmerksam machen auf den schweren Verlust an alter Bausubstanz, der erneut zu verzeichnen ist.

Dem 72. Jahrgang geben insbesondere einige gewichtige historische Arbeiten sein Gesicht, so zum Beispiel die Erforschung der Geschichte der Krefelder Tapeten- und Wachstuchindustrie durch Burkhard Ostrowski und Reinhard Schippkus, der dritte Teil von Frank Deisels groß angelegter Untersuchung über die Frauenbewegung in Krefeld oder die Darstellung von Gabriele Franken über den mit Krefeld eng verbundenen Neuaufbau der Gewerkschaft ÖTV nach dem Zweiten Weltkrieg. Tief in volkskundliche Fragestellungen eingetaucht ist Dieter Nellessen, der eine Reihe anfängt, die um das Thema Tod und Friedhof kreist.

Beträchtlicher Raum wurde wieder dem Bereich Kunst, Architektur, Denkmalpflege gegeben. Jubiläen wurden berücksichtigt, wie das 25jährige Bestehen der Gemeinschaft Krefelder Künstler und der 70. Geburtstag von Lothar Braun, sowie Ausstellungen dokumentiert, wie die Goossens-Ausstellung im Krefelder Kunstverein, die Aus-

stellung Jan Kalff/Rudi Löhr im Stadtarchiv und die Aktion KunstOrte in Hüls.

In die Natur führen die Ausführungen von Ernst Schraetz über die Amphibien beim Wasserwerk in der Eit sowie – passend zum Jahr, in dem an 600 Jahre Deichbau am Rhein erinnert wird – der Beitrag von Christel und Ulrich Houben zu diesem Thema. Nicht zuletzt freuen wir uns sehr darüber, eine Reihe mit sachkundigen Beiträgen über die im Rahmen der EUROGA 2000Plus vorgesehenen und zum Teil schon durchgeführten Wiederherstellungsmaßnahmen an historischen Krefelder Parks beginnen zu können.

Wir dokumentieren wieder Reden, die zu wichtigen städtischen Ereignissen gehalten worden sind, so zur Verleihung des niederrheinischen Literaturpreises und zur 25-Jahr-Feier der neuen Bezirksverfassung. Wir berichten über das Objekt, das in diesem Jahr mit dem Krefelder Denkmalpreis ausgezeichnet wurde und lassen den Schachclub Turm mit seiner 150jährigen Geschichte zu Wort kommen.

Erinnerungen an alte Zeiten und Verhältnisse werden wach, wenn frühere Bewohner des ehemaligen Rittersitzes Dreven erzählen, wenn von Buffalo Bills Auftreten in Krefeld und von den Vorführungen einer französischen Zirkustruppe im 19. Jahrhundert die Rede ist.

Sie sehen, an vielfältigem Lesestoff ist kein Mangel. Wenn Sie dazu Stellung nehmen wollen, zustimmend, kritisch oder ergänzend, uns Redakteuren ist jede Äußerung willkommen. Viel liegt uns auch daran, Dank zu sagen: den Autoren und Bildgebern, den Inserenten und Sponsoren, den Verteilern der Hefte und den Mitarbeitern in der Druckerei. Wir hoffen, daß der neue Jahrgang alle Leser bereichert, ihnen Freude bereitet und daß uns Nachsicht entgegengebracht wird, wenn trotz all unserer Bemühungen Fehler stehengeblieben sind. Vor allem bitten wir Sie mitzuhelfen, daß „die Heimat“ überall bekannt gemacht wird und neue Leser gewonnen werden.

Oskar Burghardt
Reinhard Feinendegen

Von Oktober zu Oktober

von Renate Wilkes-Valkyser

Oberflächlich gesehen könnte man meinen, das Stadtleben habe von Oktober 2000 bis Ende September 2001 in der üblichen Weise stattgefunden. Zu Anfang 2001 bemerkt man erfreuliche Zeichen dafür, daß die Krefelder Wirtschaft langsam wieder Fahrt aufnimmt und das Erbe der Textilkrise aufgearbeitet sein könnte. Aber dann sorgen drei Ereignisse dafür, daß man den Ernst des Lebens nicht vergißt: Das Bundesverfassungsgericht weist die Klage der Stadt, der Parteien und einiger Bürger ab. Es will nicht über die Wiederherstellung des Bundestagswahlkreises Krefeld verhandeln. Auch der Bundestag bestätigt erneut die Teilung. Der politische Status der Stadt ist empfindlich tangiert. Große Gewerbesteuerzahler entdecken ein Schlupfloch im Steuerrecht, fordern zweistellige Beträge zurück und stellen fürs erste die Zahlung der Kommunalsteuer ein. Das Defizit im städtischen Etat wächst auf 380 Millionen Mark. Von „Rotstift“, „Streichorchester“ und „Schreckensliste“ und dem Verkauf der Stadtwerke ist die Rede. Schließlich läßt am 11. September 2001 das Entsetzen über Terroranschläge in New York und Washington das öffentliche und private Leben im Lande. Die Dynamik der Wirtschaft wendet sich zur Flaute. Mit Mühe finden die Krefelder zur lebensnotwendigen Dosis ihres rheinischen Optimismus zurück.

Anfang Oktober 2000 müssen sich die Krefelder erholen. Fast alle haben dunkle Ringe unter den Augen. Die Olympischen Spiele fanden am anderen Ende der Welt in Australien statt und konnten nur nachts zeitgleich im Fernsehen erlebt werden. Vier Bauchtänzerinnen ehren Krefelds Original Willi Pins mit einem Geburtstags-Ballett zum 75. Professor Dr. Marcus Knorr tritt die Nachfolge von Professor Dr. Dieter Friedburg als Leiter der Augenklinik am Klinikum Krefeld an. Elisabeth Henriette Parlins feiert mit sieben Kindern, 21 Enkeln und 22 Urenkeln den 100. Geburtstag. Vier Schwestern der indischen Gemeinschaft „Sisters of the Destitute“ treten an. Im Hauptbahnhof bekommt die große Gleishalle ein transparentes Dach aus Makrolon. Viele Schulklassen fahren mit der Bahn nach Hannover. Dort kann man noch wenige Wochen lang die Weltausstellung bewundern. Zwei Krefelder Kaufleute

schädigten mit „Luftgeschäften“ Banken und Leasinggesellschaften um 12,5 Millionen Mark und stehen nun vor Gericht. Die Sänger der Oppumer Schutzengelkirche bereiten mit eifrigen Proben ihre Auftritte zum 100jährigen Bestehen ihres Chores vor. Das Stadttheater bekommt eine „Übertitelungsanlage“, damit das Publikum die in Originalsprache gesungenen Opern versteht. An der Kurt-Tucholsky-Gesamtschule wird der Grundstein zum Bau einer Sporthalle gelegt. Immer mehr Kaufhäuser, Banken, Tiefgaragen werden mit Hilfe von Fernsehkameras gesichert. Die Schausteller sind mit dem Geschäft bei der Herbstkirmes auf dem Sprödenalplatz zufrieden. Die Feuerwehr holt um Mitternacht einen Selbstmordkandidaten vom Pfeiler der Rheinbrücke. Die Zahl der Krefelder Sozialhilfe-Empfänger sinkt auf 14 134. Drei Jahre zuvor waren es noch 19 313. Intensive Beratung und Beschäftigungsförderung zeigt Erfolg. Die Eishockey-Pinguine machen ihren Krefelder Fans endlich einmal richtig Freude. Sie gewinnen an einem Wochenende gegen die Kölner Haie und die Düsseldorfer EG. Weniger glücklich sind die Landhockey-Spieler des CHTC. Sie steigen aus der ersten Liga ab. Nach 28 Jahren Dienst verabschiedet sich Pfarrer Dr. Joseph Schuh aus der Franziskusparke. Schon um sechs Uhr morgens gibt es Schlangen vor den Buchläden: Die Harry-Potter-Fans warten auf den vierten Band. Von einer „Krefeld-Arena“ hinter dem Hauptbahnhof träumen die Bürger des Südbezirks. 1600 Freunde der Geselligkeit feiern in vier Gaststätten des Nordbezirks das „Kappesfest“. Die Malerin Barbara Holderer wird 80 Jahre alt. Willi Schlösser, Ex-Ratsherr und „Berufsfischelner“ wird 75. Krefeld und Tönisvorst vertragen sich bis auf weiteres wieder. Man einigte sich auf den Verlauf der Krefelder Westtangente. Im Rahmen der Ausstellung „Zarte Bande aus Marokko“ veranstaltet das Deutsche Textilmuseum einen Haremsabend. Zum Jubiläum „100 Jahre elektrische Straßenbahn in Krefeld“ rollt blumengeschmückt der „blaue Enzian“ durch die Stadt.

Zu Beginn des Novembers warnt die Friedhofsverwaltung vor kriminellen Übergriffen auf dem Friedhof. Parkende Autos werden geknackt, Frauen werden die Handtaschen

entrisen. „Gruffis“ feiern nächtliche Schauerfeten. Die Polizei verspricht häufigere Streifengänge. Alle 671 Abgeordneten des Deutschen Bundestages bekommen ein Buch aus Krefeld, das mit zahlreichen Kurzbiographien an die große Tradition der Krefelder Präsenz im nationalen Parlament erinnert. Das Buch soll ein Plädoyer für die Rettung des Bundestagswahlkreises Krefeld sein. Techniker stürmen das Varieté in der Ostwal- Passage und montieren Teile der Licht- und Tonanlage ab. Die Existenz des Betriebes steht auf der Kippe. 55 Jahre nach Kriegsende gibt es noch 70 „Baulücken“ in der Innenstadt, bilanziert die Bauverwaltung, die der mangelnden Investitionsinitiative allerdings nicht mit Druckmaßnahmen aufhelfen will. Falk Neefken aus Osterath ist neuer Superintendent des Kirchenkreises Krefeld. Sein Vorgänger Gerd-Dieter Kahlen nimmt nach zehn Jahren Abschied vom Amt. Krefelds Nachwuchs bastelt Fackeln für mindestens 50 Martinszüge, die amtlich angemeldet wurden. Hochsaison bei der Sauerkrautfabrik Stieger an der Widderschen Straße. Täglich rollen dort 8000 Kappesköpfe in die Schneidemaschine. Rechtsanwalt Bodo Andries, wortgewaltiger Strafverteidiger und vielseitig engagierter Krefelder, stirbt im Alter von 83 Jahren. Als „Bad ohne Namen“ wird in Fischeln eine neue Schwimmhalle eröffnet. Der Bundestag lehnt mit knapper Mehrheit einen einheitlichen Wahlkreis für die Stadt Krefeld ab. Nun hofft man auf das Bundesverfassungsgericht. Bei Siemens-Duewag werden neue S-Bahn-Wagen gebaut. Auf der Strecke Mönchengladbach-Krefeld-Duisburg werden sie eingesetzt. In den ersten zehn Monaten des laufenden Jahres zahlte die Stadt 5,6 Millionen Mark an alleinerziehende Mütter, weil Väter sich der Unterhaltspflicht entziehen. 50 285,41 Mark sammelten Schüler der Montessori-Gesamtschule bei einem großen Sportfest. Das Geld wird Hilfsprojekten in Mosambik zugewendet. Bei einem Schweißbrand in einem Haus an der Jerusalemstraße in Hüls erstickt ein Mann. Erke Schmitter gebürtige Krefelderin und ehemalige Schülerin des Gymnasiums Horkesgath, bekommt für ihren Roman „Frau Sartoris“ den Niederrheinischen Literaturpreis der Stadt Krefeld. Gerd Rudolph, im Zivilberuf Röntgensachverständiger, nach Feierabend humorvoller

„Hinterhöfler“, wird in die Reihen der „doctores humoris causa“ aufgenommen. Die Stadtkasse sei leer, es gäbe nichts zu verteidigen, stellt Oberbürgermeister Dieter Pützhofen fest und übergibt das Regiment an Prinz Lothar und Lieblichkeit Erika (Rouß). Die Städtischen Werke sollen wieder einmal „umgebaut“ werden, verkündet der Vorstand. Das Versorgungsunternehmen wird seine Aufgaben bei fünf „Töchtern“ unter dem Dach einer Holding-Gesellschaft unterbringen. Eine 35jährige Krefelderin überlebt den Brand einer Bergbahn im österreichischen Kaprun, bei dem 170 Menschen ums Leben kommen. Mit einem 6:2 gegen Mannheim klettern die KEV-Pinguine an die Spitze der Eishockey-Erstliga-Tabelle. Eine Nigerianerin wird zu zwei Jahren Haft verurteilt, weil sie eine Landsfrau nach Deutschland gelockt und zur Prostitution gezwungen hatte. Bei einer Umfrage der Industrie- und Handelskammer wird gute Stimmung bei der Wirtschaft der Region festgestellt. Die Düsseldorf Schloßer-GmbH stiftet die dokumentarische Hinterlassenschaft der 1986 geschlossenen Krefelder Tivoli-Brauerei dem Stadtarchiv. Die Bildungszentren des Bauhandwerks leisten Berufs-Ausbildungs-Hilfe in Rußland. 22 Tonnen Lehrstoff werden nach Jekaterinburg geschickt. Die Familie Manaz, Mutter und fünf Kinder, lebt seit Juni im „Kirchenasy!“ unter dem Dach der altkatholischen Gemeinde. Die Familie, die der Vater verlassen hat, sollte in die Türkei abgeschoben werden. Ein abgesperrtes Loch an der Friedrichstraße ist der Eingang zur Krefelder Unterwelt. Hier und an vielen anderen Stellen wird mit großem Aufwand das marode Kanalnetz saniert. Das Deutsche Krawatten-Institut kürt den Frankfurter CDU-Bundestagsabgeordneten, Vizepräsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland und TV-Talkmaster Michel Friedman zum „Krawattenmann des Jahres 2000“. Seit 350 Jahren gibt es Tageszeitungen. Zur Feier des Medienjubiläums zeigt das Museum Burg Linn die reichhaltige Sammlung des Krefelders Hans-Ulrich Nieter. Unter „www.weihnachtsmarkt.krefeld.de“ wirbt die Stadt im Internet. Rund um St. Dionysius werden die Glühwein-Buden aufgebaut. Dr. Wilhelm Stratmann, bisher „Vize“ im Museum Burg Linn, wechselt nach Mönchengladbach zum Museum Schloß Rheydt. Eiserne Hochzeit feiern Anni und Karl Pfeiffer aus Oppum. Rüdiger Tiefers, Mitglied der „Kriewelsche Pappköpp“, Träger eines bedeutenden Schnurrbarts, verabschiedet sich nach 37 Jahren aus den Theaterwerkstätten. Der Kaufhof setzt zur Weihnachtswerbung erstmals Weihnachtsfrauen ein. Meningitis-Fälle an Schulen und Kindergärten alarmieren die Öffentlichkeit. Wolfgang Griesert, gebürtiger Krefelder und derzeit in Minden beschäftigt, wird neuer Leiter von Stadtplanung und Bauaufsicht in Krefeld. Der Kunstverein erinnert in einer Ausstellung an den Maler Laurens Goossens. Der städtische Beigeordnete Hubert Pochwalla stirbt im Alter von 50 Jahren.

Gemeinsam mit den Einzelhandelskaufleuten an der Königstraße hat die Stadt ein Experiment gewagt: Die Bürgersteige wurden mit großzügigen Glasdächern überspannt. Gemeinsam mit ehrenamtlichen Helfern hat Organist Rüdiger Streim in siebenjähriger Arbeit die Orgel der Kirche St. Johann Baptist renoviert und erweitert und stellt das aufgefrischte Instrument der Gemeinde vor. Der Rinderwahn geht um. Die durch unsachgemäße Fütterung verursachte Tierseuche, die Menschen krank machen kann, beeinträchtigt auch das Geschäft der Krefelder Metzger. Das Staatliche Veterinär-Untersuchungsamt kommt mit den BSE-Tests kaum nach. Peter Schüller, Pädagoge am Kaiser-Wilhelm-Museum, wandert nach Zürich ab, um dort beim Aufbau eines Museums für zeitgenössische Kunst zu helfen. Helga Pilger, guter Geist des Frauenhandballs beim SC Bayer, bekommt das Bundesverdienstkreuz. Regisseur Jörg Fallheier vermeidet Klimmzüge am untauglichen Objekt und bringt zur Freude der einen Hälfte des Stadttheater-Publikums Carl Zellers Operette „Der Vogelhändler“ in traditioneller Fassung auf die Bühne.

Auf dem Platz an der Alten Kirche wird es Winter. Rührige Nachbarn haben Anfang Dezember eine künstliche Eisbahn eröffnet. Die Landesgartenschau „Euroga 2002 plus“ wirft ihre Schatten voraus. Mehrere historische Krefelder Parks sollen gemäß den Originalplänen restauriert werden. Im Rittersaal der Burg Linn wird das 25jährige Bestehen der Bezirksvertretungen gefeiert. Zum 37. Male kommt Nikolaus mit seinen „swarten Pieten“ nach Uerdingen, um dort von einem

riesigen Publikum begrüßt zu werden. In Hüls steigen Nikolaus und Nikodemus vom Kirchturm. Der erste „lange Samstag“ der Vorweihnachtszeit bringt konsumfreudiges Publikum in die Innenstadt. Karl-Heinz Balhorn, im Auftrag der Firma Cerestar als Förderer von Kultur, Sport und Sozialeinrichtungen unterwegs, bekommt das Bundesverdienstkreuz. Aufregung in Hohenbudberg: Das Land kündigt an, unmittelbar vor der Stadtgrenze eine geschlossene Haftanstalt für drogenabhängige Straftäter zu bauen. Die Kunsthistorikerin Dr. Karin Thönnissen hat einen Schatz gehoben. Sie durchforschte die Sakristeien der Krefelder Kirchen und arrangierte für das Deutsche Textilmuseum in Linn die Ausstellung „Der gutbe-TUCH-te Klerus“. Dr. Andrea Stieldorf aus Bonn, Historikerin, und Dr. Agnes Viehofen, Geologin, bekommen das Albert-Steeger-Stipendium. Für die Bebauung von Teilen des Theaterplatzes werden Pläne vorgestellt, die fürs erste Vision bleiben. Laut Statistik wohnen in Krefeld pro Wohnung zwei Menschen; 1990 waren es noch 2,2. Die Einwohnerzahl der Stadt ist um 1453 auf 239 469 gesunken. Unbekannte Täter fallen im Hülser Bruch 120 junge Eschen. Ruth von Ellerts, langjährige Leiterin des Schullandheims Herongen, wird 90 Jahre alt. 1500 Bürger demonstrieren - animiert von Vorfällen in anderen Städten - vor dem Rathaus gegen Rechtsextremismus. Kurt Krieger, Sport-Ehrenamtler, bekommt das Bundesverdienstkreuz. Kabarettist Hanns Dieter Hüsche, „das schwarze Schaf vom Niederrhein“, kommt zu seiner Abschiedsvorstellung ins ausverkaufte Seidenweberhaus. Der evangelische Kirchenkreis stellt der Dr.-Isi-



Abb. 01. Der Kampf um den Kunden tobt zwischen City und „grüner Wiese“. Die Königstraße ließ sich etwas einfallen und machte sich mit Glasdächern wetterfest.



Abb. 02. Der wahnsinnige Sägemann ging nächtens um. Im Hülser Bruch wurden 120 junge Eschen gefällt, die erst kurz zuvor gepflanzt worden waren.

dor-Hirschfelder-Stiftung 160 000 Mark für den Bau eines neuen Zentrums für die jüdische Gemeinde zur Verfügung. Pfarrer Heribert Brück stirbt im Alter von 71 Jahren. Für den beliebten Seelsorger gibt es in Königshof keinen Nachfolger. Maskierte Täter überfallen und berauben eine 88jährige Frau und ihre Pflegerin in deren Haus. Professor Dr. Wolfgang Schega, ehemals Chef der chirurgischen Klinik am Klinikum Krefeld, hält sich mit Bergsteigen fit und wird 85. Ein 34jähriger Oppumer erdrosselt seine 31jährige Frau und meldet sich telefonisch bei der Polizei. Krefelder Sternsinger besuchen Oberbürgermeister Dieter Pützhofer im Ratssaal. Industrie- und Handelskammer und Stadt fordern gemeinsam für die Autobahn 57 im Stadtgebiet einen Tunnelbau. Land und Bund finden den Vorschlag gut - wenn die Stadt bezahlt. Im Beisein von Ministerpräsident Rolf Clement wird in Fichtenhain das Zentrum für Telematik im Gesundheitswesen eröffnet. Regionaldekan Franz-Josef Radler (katholisch) besucht im Gewand des heiligen Nikolaus den Seniorenklub der Friedenskirche (evangelisch). Beim Tanzen haben sich Maria und Boris Tschupas kennengelernt, die seit 60 Jahren verheiratet sind. Dr. Julian Heynen, stellvertretender Leiter der Kunstmuseen, verabschiedet sich. Er übernimmt die Leitung des neuen Kunstmuseums, das im Düsseldorfer Ständehaus eingerichtet wird. Bevor sich das Jahr nach einem ruhigen Weihnachtsfest verabschiedet, feiert Johanna Rothens ihren 102. Geburtstag. Kluge Rechner wissen: Erst jetzt enden das alte

Jahrhundert und das alte Jahrtausend. Die meisten Krefelder haben bereits ein Jahr zuvor beim Auftritt der drei Nullen im Datum gefeiert.

Kamil Landkocz, 54 Zentimeter groß und 3530 Gramm schwer, ist am 1. Januar 2001 der Erstgeborene des neuen Jahrtausends. Wieder gelingt es Feuerwehrleuten, einen Selbstmordkandidaten vom Pfeiler der Rheinbrücke ins Leben zurückzuholen. Dr. Martin Hentschel tritt seinen Dienst als Leiter der Krefelder Kunstmuseen an. Einzelhandel und Banken erinnern daran, daß 2001 das letzte Jahr der Deutschen Mark ist. Wilhelmine Küppers wird 102 Jahre alt. Bürgermeisterin Karin Meincke wagt sich zu den Tigern in den Käfig. Zirkus Renz spendiert die Einnahmen einer Vorstellung für den Neubau einer Großkatzenanlage im Zoo. Ein gemischtes Echo löst die Inszenierung von Beethovens Oper „Fidelio“ bei der Premiere im Stadttheater aus. Das Arbeitsamt registriert 13 020 Arbeitslose, immerhin 1757 weniger als zur gleichen Zeit im Jahr zuvor. Diethard Ewald, Stütze des Eisstock-Sports in Krefeld, wird mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Mit 100 Jahren ist Magdalena Veger nach wie vor mobil. Neuer Service des Standesamtes: Auch im Schluff kann man heiraten. „Wir können die Emanzipation nicht verhindern“, stellt Präsident Rainer Küsters fest und ernannt Bürgermeisterin Karin Meincke zum Ehrenmajor der Prinzengarde. Das Stadttheater hat zum ersten „Theaterball“ eingeladen, um die Goldhochzeit der Vereinigten Städtischen Bühnen Krefeld-Mönchengladbach zu feiern. 50 Millionen Mark will das Tiefbauamt im neuen Jahr ausgeben; allein 29 Millionen verschlingt die Reparatur des Kanalsystems. Die evangelische Kirche will den „Betrieb“ in der Lutherkirche einstellen und übergibt das Baudenkmal einem Trägerverein, der dort Konzerte



Abb. 3. Der zweite Band der Stadtgeschichte wird im Dezember der Presse vorgestellt; von links: Dr. Reinhard Feinendegen, Dr. Hans Vogt, Dieter Hangebruch, Dr. Guido Rothhoff, Roland Schneider, Paul Wietzorek.



Abb. 4. Pop-Konzerte finden statt, wo bisher gepredigt wurde. Die evangelische Kirche verlieh ihre Lutherkirche an einen weltlichen Veranstalter.

und andere Ereignisse veranstalten will. Sorgenvolle Gesichter bei der Rindviehversteigerung in der Niederrheinhalle: Der Rinderwahn BSE macht die Preise kaputt. Die „Crazy Crows“ stellen sich als einzige Damen-Eishockey-Mannschaft Krefelds vor. Bei einem Brand an der Stephanstraße rettet eine Mutter sich und ihre sieben Kinder mit einer Kletterpartie übers Regenrohr ins Nachbarhaus. Gute Ideen sind gefragt: Das Kassernengelände an der Kempener Allee - im Besitz der Bundesvermögensverwaltung - wird bald vom britischen Militär geräumt. Oberbürgermeister Dieter Pützhofer setzt auf das Prinzip Hoffnung. Mit leichter Brise soll die Stadt aus der Flaute segeln. Nach fünf Niederlagen in Folge haben sich die KEV-Pinguine wieder von der Tabellenspitze der Bundesliga entfernt. Paul Spiegel, Vorsitzender des Zentralrates der Juden in Deutschland, diskutiert im Arndt-Gymnasium mit Schülern. Das Stadtarchiv erinnert an den 100. Todestag des Stifters, Reichstagsabgeordneten, Ratsherrn, ehrenamtlichen Beigeordneten und in vielen weiteren Ämtern engagierten Ludwig Friedrich Seyffardt. Mit Hilfe eines Baggers eröffnet Oberbürgermeister Dieter Pützhofer eine Großbaustelle. An der Ecke Gladbacher/Viersener Straße soll der Deutsche Ring durch den Bahndamm „durchgestochen“ werden. Das Schulamt sucht Lehrer. Vor allem in Mathematik und Naturwissenschaften fällt an nahezu allen Krefelder Schulen Unterricht aus. Der Bau einer Moschee an der Viersener Straße bleibt Gegenstand strittiger Auseinandersetzungen. 800 Oppumer wollen beim ersten Karnevalszug nach 30 Jahren Pause mitmachen. Dank einer großzügigen Spende kann der Zoo ein Außengehege für die Gorilla-Sippe planen. Professor Dr. Thomas Frieling stellt sich als neuer Direktor der Medizinischen Klinik II am Klinikum Krefeld vor.

Ina Bauer, in den 50er Jahren beste Kurläuferin der Welt auf dem Eis und mehrfach deutsche Meisterin, wird 60 Jahre alt. Heinrich Theißen, seit 30 Jahren Vorsitzender des TuS Gellep, Bezirksvertreter, Mitglied des Martinskomitees und 38mal Darsteller des „armen Mannes“, wird mit dem Bundesverdienstkreuz dekoriert.

Hinter dem Hauptbahnhof wird es keine „Krefeld-Arena“ geben. Der Stadtrat votiert am 1. Februar für einen Hallenbau an der Westparkstraße gegenüber der Rheinlandhalle. Erika Eberhard organisiert seit 20 Jahren Hilfstransporte für Rußland und Lettland und bekommt das Bundesverdienstkreuz. Die Kirchensteuereinnahmen sinken. Mobilfunkantennen auf dem Kirchturm sind eine neue Finanzquelle. Günter Heidelberg, ehemals populärer Kaufhof-Chef, stirbt im Alter von 83 Jahren. 2307 Nachwuchs-Krefelder werden für die ersten Klassen der Grundschulen angemeldet. Als „Service-Center“ stellt sich die modernisierte Industrie- und Handelskammer am Nordwall vor. Dr. Walter Encke, ehemals Zoodirektor, wird 70. Hans-Josef Ruhland, CDU-Ratsherr, Leiter der Gelderner Berufsschule und engagierter Standespolitiker, bekommt das Bundesverdienstkreuz. Susanne Fritzsche, ehemals Leiterin des Krefelder Planungsamtes, wechselt nach Kempen. Dr. Adolf Düppengießer, ehemaliger Regionaldekan und Dr. humoris causa, wird 75. Reinhard Klein ist mit 104 Jahren der älteste Krefelder. Ein 26jähriger Krefelder muß für 15 Jahre ins Gefängnis. Er hatte brutal das zweijährige Kind seiner Freundin zu Tode getreten. Hülsener Landwirte protestieren. Investoren wollen an der Kempener Straße 100 Meter hohe Windräder errichten. Die Verwaltungs-Mitarbeiter gehen spazieren. Nach einer Bombendrohung wird das Rathaus geräumt. Eine Bombe wird nicht gefunden. Nach einer Brandschau wird das Theater am Marienplatz geschlossen. Eine neue Bleibe ist nicht in Sicht. Die Avantgardisten sind zur Biennale nach Venedig eingeladen. Frisch renoviert stellt sich das Grotenburgschlößchen als gastronomische Insel im Zoo vor. Peter Welters, Leiter des Arbeitsamtes, wird als „humorvollster Bürokrat“ identifiziert. Bürgerproteste werden laut, weil im Greiffenhorstpark und an anderer Stelle Bäume gefällt und gepflanzt werden. Die Renovierung der alten Landschaftsgärten nach dem Vorbild der Originalpläne will nicht allen gefallen. Ministerpräsident Rolf Clement nimmt das „narrische Steckenpferd“ der Prinzengarde entgegen. Die Oper „Der Idiot“ von Thomas Blumenkamp erlebt im Stadttheater eine vom Publikum begeistert aufgenommene Uraufführung. Schon an der Gründung des Vereins für Haus und Krankenpflege war Schwester Doris Pesier beteiligt und blieb dem ehrenamtlichen Dienst für ältere Krefelder jahrzehntelang treu. Nun bekommt sie das Bundesverdienstkreuz. Professor Karl-Heinz Modigell, Keramiker, einst Lehrer an der Werkkunst-

schule und am Fachbereich Design, wird 80. Die KEV-Pinguine entlassen ihren Trainer Doug Mason. Die Play-Off-Runde wird auch auf diese Art nicht erreicht. Die private Denkmalstiftung spendiert 15 000 Mark und läßt eine Decke im Haus Sollbrüggen instandsetzen. Um 3.50 Uhr rasen Einbrecher mit dem Auto in das Schaufenster eines Juwelergeschäfts, raffen die Auslage zusammen und fliehen mit einem zweiten Wagen. Der Schlußspurt des Karnevals wird nach guter Ordnung abgewickelt: Sturm der Möhnen, Trubel in der ganzen Stadt, Karnevalszüge in Uerdingen, Gellep-Stratum, Verberg und Stahldorf. Beim Rosenmontagszug in Krefeld werden unter anderem 45 000 Gummibärchen-Tüten ins Volk geworfen. Leo Paul Weise und Heinrich Bremekamp bekommen Blumen von Bürgermeisterin Karin Meincke. Zusammen sind sie 200 Jahre alt. Nach einem Diskothekbesuch stirbt ein 18jähriger bei einem Unfall.

Alarm in Krefelds Ställen. Anfang März geht im Land die Maul- und Klauenseuche um. Auch am 100. Geburtstag greift Adele Kugland zur Tageszeitung. Ein Teil der Nahrungsmittelfirma Wellen wurde verkauft. 140 Mitarbeiter verlieren ihren Arbeitsplatz. Die Handwerkskammer Düsseldorf hat den ehemaligen Krefelder Oberbürgermeister Hansheinz Hauser für weitere fünf Jahre im Amt des Kammerpräsidenten bestätigt. In einigen Restaurants wird Krokodil- oder Straußenbraten angeboten. Generationen treten zur Gratulation an: Maria Schemann wird 100. Fünf Tonnen Müll sammelten freiwillige Einsatzkräfte beim Hülsener Landschaftsputz. Dr. Wolfgang Mika, seit einem Vierteljahrhundert Dramaturg an den Vereinigten Städtischen Bühnen, wechselt in den Unruhestand. Der Christus am Wegkreuz der Bockumer Glindholzstraße hat die Füße verloren. Verwitterungsschaden wird diagnostiziert. Bockumer Vereine bezahlen die Reparatur. Oberbürger-



Abb. 5. Das haben einmal nicht die berühmten Vandalen getan. Der Christus an der Glindholzstraße verlor seine Füße. Das Wetter und Verwitterung hatten dem Korpus zugesetzt.

meister Dieter Pützhofen wird zum Vorsitzenden des Regionalrates gewählt. Tränen und Wunderkerzen in der Rheinlandhalle: Pinguin-Torwart Karel Lang hat sein letztes Spiel absolviert. Winfried Schittges wird als Vorsitzender der CDU in Krefeld wiedergewählt. Mit Trommeln und Trauerflor demonstrieren Studenten gegen die von der Landesregierung geplante Demontage des Fachbereichs Design der Fachhochschule Niederrhein. Die Polizei bilanziert für 2000 insgesamt 22 516 Straftaten, 5,34 Prozent mehr als 1999. Hans van Manen, Choreograph aus den Niederlanden, beobachtet die Inszenierung seiner „Concertante“ am Stadttheater. Gemeinsam mit Kurt Jooss' „Der grüne Tisch“ wird unter Leitung von Heidrun Schwarz daraus der Jubiläumsbeitrags des Balletts zur Goldhochzeit der Vereinigten Städtischen Bühnen. 35 Jahre lang restaurierte er alte und neue Kunst am Kaiser-Wilhelm-Museum; jetzt geht Ulfried Biermann in den Ruhestand. In Fichtenhain wird ein neues Forschungsinstitut für Reinigungstechnologie eröffnet. Alt-Deutsch-Rocker Peter Kraus wird von seinem Publikum im Biebricher-Saal auf der Rennbahn im Stadtwald gefeiert. Der Dreisatz ist für die zehnjährige Hanna Wolff kein Problem. Sie gewinnt die Vorausscheidung zum Mathematik-Bundeswettbewerb. Aachener Architekturstudenten zeigen in einer Ausstellung, wie sie sich das Uerdinger Rheinufer vorstellten. Dort liegen seit Jahrzehnten Flächen und Ruinen brach. Gabriele Wasmuth, Kostümbildnerin am Stadttheater, tritt aus Protest gegen die verordneten Sparmaßnahmen in den Hungerstreik. Christian Becker, gebürtiger Krefelder, bekommt in Hollywood als Produzent einen „Oscar“ für

den besten Kurzfilm „Quiero Ser“. Politisch und sozial aktiv ist Maria Klasmeyer. Sie bekommt das Bundesverdienstkreuz. Um 6,5 Prozent und damit auf 42, 2 Milliarden Mark wuchsen die Industrie-Umsätze im Gebiet der Industrie- und Handelskammer Mittlerer Niederrhein im Jahr 2000. 85 Methoden, eine Krawatte zu binden, kann man in einer Veranstaltung der Volkshochschule lernen.

Einkaufsfahrten in die nahen Niederlande lohnen sich Anfang April kaum noch. Bei den Nachbarn grassiert die Maul- und Klauenseuche, und nicht einmal Käse darf man nach Deutschland einführen. Der SV Bayer 08 ist mit 9300 Mitgliedern mit Abstand Krefelds größter Sportverein. Die drei Buchstaben IEC werden in absehbarer Zeit in den Ratsdiskussionen eine große Rolle spielen: Soll im Krefelder Süden ein Internationales Freizeit- und Ereignis-Center angesiedelt werden? Die Universal Studios aus Los Angeles unterbreiten ein Angebot. Der Einzelhandelsverband äußert schonmal vorsorglich Bedenken. Maurine Carter Ward macht Besuch im Rathaus. Sie ist Nachfahrin von Wilhelm Strepers, der 1683 von Krefeld nach Amerika auswanderte. Die Polizei nimmt 25 Personen, meist Nigerianer, fest. Der Bande wird Rauschgifthandel vorgeworfen. Die Vereinigten Städtischen Bühnen müssen eine sechsstellige Etatkürzung hinnehmen. Max Schilder freut sich über die regelmäßigen Rollstuhlflüge mit dem Sohn. Soeben wurde er 100 Jahre alt. Grüne Ballen werden auf dem Gelände der Firma Trienekens in Linn abgeladen. Sie haben eine weite Reise hinter sich, denn sie enthalten Hausmüll aus Südtalien, der in der Krefelder Müllverbrennung in Rauch aufgehen soll. Bürger

protestieren. Sie befürchten zusätzliche Luftverschmutzung. Wegen der Maul- und Klauenseuche-Gefahr werden alle Reitturiniere abgesagt. Gerhard Weber, erfolgreicher Textilproduzent aus dem westfälischen Halle, wird bei der Größten Straßenmodenschau der Welt im September die „Goldene Seidenschleife“ bekommen. Vor 100 Jahren wurde mit dem Bau des Stadtwaldhauses begonnen. Das soll im Sommer gefeiert werden. 100 Jahre alt wird auch Katharina Joe-res. Juliane Schenk wird Jugend-Europameisterin im Badminton. Teile des neuen Rathausflügels werden mit Folie verpackt oder von Gerüsten abgeschirmt. Großflächig löst sich der Putz von der Fassade. Der 20. April kühlt die Krefelder mit Schneeschauern ab. Feinschmecker warten noch vergebens auf den niederrheinischen Spargel. Acht Statuen sind nach ihrer Restaurierung auf ihren angestammten Platz auf dem Portikus des Gymnasiums am Moltkeplatz zurückgekehrt. Über Siemens-Duewag in Uerdingen geht die Sonne auf: Britische Bahnbetriebe bestellen für 2,5 Milliarden Euro 1200 Wagen vom Typ „Desiro“. Die Stadt bietet die Hülser-Berg-Schänke zum Verkauf an. Einige Wochen später wechselt die sanierungsbedürftige Immobilie den Besitzer. Krefelder und Niederländer verbünden sich gegen die Wiederbelebung der Eisenbahnstrecke „eiserner Rhein“, auf der vor allem Güter aus Rotterdam und Antwerpen ins Ruhrgebiet befördert werden sollen. Dabei werden Wohn- und Naturschutzgebiete tangiert. Wilhelm und Frieda d'Hone kamen aus der Lausitz nach Krefeld und sind seit 60 Jahren verheiratet.

Mit Tanz in den Mai nimmt der Nordbezirk den aufpolierten Moritzplatz in Besitz. Vier Schneidermeisterinnen werden bei der Landesverbandstagung mit ersten Preisen ausgezeichnet. Die Arbeitsgemeinschaft der Bürgervereine spricht sich gegen den Bau einer Moschee an der Viersener Straße aus. Designer aus Krefeld und Umgebung zeigen „Art of Eden“ im Botanischen Garten. Firma Franken von der Königstraße wird zum „Feinkostgeschäft des Jahres 2001“ gekürt. Wolfgang M. Stammsen übernimmt die seit 1904 bestehende alpi-Krawatten & Seidenweberei Pick GmbH. Unter Vorsitz seines Präsidenten Dr. Jürgen Filmm tagt der Deutsche Bühnenverein in Krefeld. Die von Finanzsorgen geplagten Bühnenchefs wollen von der 50 Jahre alten Fusion der Theater Krefeld und Mönchengladbach lernen. Die Niederrheinischen Sinfoniker führen im Kinderkonzert eine „Symphonische Skizze“ des Krefelder Schülers David Cavellius auf. Das Verkehrs- und Werbeamt der Stadt heißt jetzt „Stadtmarketing“. Der Platz an der Alten Kirche wurde neu gepflastert und wird mit seinen Straßencafés von Tag zu Tag als Treffpunkt beliebter. Georg Müllers, Sohn eines Cola-Konzessionärs und Braumeister, hat die Traditionsgaststätte Gleumes erworben. Das neuerdings so flexible Standesamt



Abb. 6. Proteste und Demonstrationen gegen den wachsenden Rechtsextremismus gab es auch in Krefeld – hier an der Realschule Oppum.

der Stadt arrangiert auf Wunsch die erste Trauung in der Egelsbergmühle. Christel Möhring wird beim Niederrheinischen Pottbäckermarkt mit dem Keramikpreis der Stadt Krefeld ausgezeichnet. Schwester Perpetua, geborene Beate Hilgenberg aus Krefeld, leitet als Äbtissin das Benediktinerinnenkloster auf dem Salzburger Nonnberg. Durch Brandstiftung wird das Treppenhaus eines Übergangswohnheims für Ausländer an der Philadelphiastraße verwüstet. Die Bewohner können sich rechtzeitig retten. Gemeinsam greifen Bürgermeisterin Karin Meincke und Professor Dr. Otmir Lauer zum Spaten, um den Bau einer Therapiestation am Nuklearmedizinischen Institut des Klinikums Krefeld zu starten. Aus einer Kriegsbe-kanntschaft wurde die Diamanthochzeit von Lieselotte und Max Kemmler. Paul Kath-stede, Vorsitzender des Krefelder Kunstvereins, bekommt das Stadtsiegel. Andreas Mader vom SK Bayer verteidigt auf dem Gardasee seinen Segel-Weltmeistertitel in der Tempest-Klasse. Zum Kennenlernen lädt die moslemische Gemeinde in ihre Moschee an der Sprödenalstraße ein. August Sand ist neuer König der Historischen Schützenbruderschaften Hüls. Hans Neuenfels, weltberühmter Theater-Regisseur und gebürtiger Krefelder, wird 60. Bürgermeister Bernd Scheelen gratuliert Maria Schumacher zum 100. Geburtstag. 247 Bayer-Mitarbeiter folgen der Aufforderung zur Blutspende. Herbert Diepenbruck, tragende Säule des Kneipp-Vereins, bekommt das Bundesverdienstkreuz. 78 Eigenheime sind auf einem ehemaligen Sportplatzgelände an der Griesbacher Straße in Oppum im Bau. In der City herrscht Flaute. Zwischen Bahnhof und Nordwall stehen am Ostwall 40 Geschäfte leer. Der Krefelder Ingenieur Dr. Oliver Gräbel wird vom Düsseldorfer Industriecub für seine Arbeit über „Entwicklung und Charakterisierung neuer Leichtbaustähle“ mit dem Wissenschaftspreis ausgezeichnet, der mit 30 000 Mark dotiert ist. 42 Millionen Mark investierte Messer Griesheim in sein Spezial-Gase-Werk am Rhein, das festlich eröffnet wird. Auf Tabakläden und Tankstellen hatten sich die beiden Banden spezialisiert, denen die Polizei jetzt das Handwerk legen konnte. Traarer Musikanten bringen den Diamanthochzeitern Willi und Martha Brücker ein Ständchen.

Bischof Dr. Heinrich Mussinghoff beauftragt am 1. Juni in der Hülser Cyriakuskirche 13 neue Pastoralreferenten für ihren Dienst in der Seelsorge. Unter Regie der Brüder Rudnik wird die Brauereigaststätte Gleumes neu eröffnet. Die Fachhochschule Niederrhein und die Technische Universität Sofia schließen einen Kooperationsvertrag. Regenschauer können die Besucher des Flachsmarktes an der Linner Burg nicht vertreiben. 103 Jahre alt wird Anna Schaar. Horst Straetmans, engagierter Vorsitzender des SSV Gartenstadt, bekommt das Bundesverdienstkreuz. Karel Lang, Torhüter der

KEV-Pinguine und von seinen Fans „Hexer“ genannt, verabschiedet sich aus der aktiven Laufbahn und wird Ehrenmitglied des Vereins. Ehrenamtliche Helfer aus der Hülser Bürgerschaft räumen das Gelände der Hülser Burg auf und wollen die Ruine sichern. Die Erdbeerernte hat begonnen, und die Krefelder verschlingen die Früchtchen zentnerweise. Renate und Helmut Starck, sie Lehrerin am Gymnasium am Moltkeplatz, er ehemals Pfarrer an der Friedenskirche, werden mit dem Stadtsiegel ausgezeichnet. Beide haben sich in außerordentlicher Weise um die christlich-jüdische Versöhnung verdient gemacht. Landwirt Pauelsen läßt sein Güllesilo auf dem Hof in Orbroich von Kunst-sprayern verschönern. Hanni Kratz-Kluth, engagierte Uerdingerin, stirbt im Alter von 85 Jahren. Die Zooleitung hofft, daß Nane und Jakob bald Hochzeit feiern und nach angemessener Frist ein kleines Nashorn dabei entsteht. Eine Sorge ist behoben: Andreas Jörissen und Astrid Meuskens sind bereit, das nächste Krefelder Prinzenpaar zu werden. In den Müllbergen am Rande des Hülser Bruchs gärt es. Entweichende Methangase belästigen Anwohner. Die Kosten der Sanierung der großen Altlasten werden auf 30 Millionen Mark geschätzt. „Stadt in Bewegung“ ist für ein Wochenende das Motto. Aktive Krefelder Sportler zeigen sich in der City und werben für ihre Vereine. Beim abendlichen Radrennen tritt Rennvelo-Prominenz in die Pedale. Die Fischelner Clemenskirche wird mit einem neuen Turmkreuz geschmückt. Joachim Hamacher, Restaurator am Museum Burg Linn, verabschiedet sich in den Ruhestand. 236 Millionen Mark Defizit hatte Stadtkämmerer Küper in den laufenden Etat eingeplant. Einnahmeverluste steigern die roten Zahlen auf fast 300 Millionen. Die Hoffnung, die Stadt könne langsam das Krisental hinter sich lassen, sind zerstört. Manfred Prinzenberg, Lions-Freund,



Abb. 7. „Der Hexer“ nennen ihn die Fans. Aber er hext nicht mehr. Karel Lang, Torhüter der KEV-Pinguine und eine Stütze ihres Erfolges, nahm Abschied vom Eis.

bekommt das Stadtsiegel für seinen Einsatz für die Wiederbelebung des Jugendhauses Marienburg am Birkschendyk. Die Krefelder werden immer älter. Erna Meinhardt hat es auf 104 Jahre gebracht. Mit 45 aktiven Stimmen feiert der Kirchenchor St. Anna das 100jährige Bestehen. Immer für Linn im Einsatz: Herbert Prönnecke bekommt das Stadtsiegel. Ein bisschen Geld scheint doch noch in der Welt zu sein: Elf Millionen Mark wurden bisher für den Umbau der Bushaltestellen ausgegeben, die man jetzt „Buscaps“ nennen muß. So wurde das Ein- und Aussteigen bequemer. Vier maskierte Täter überfallen mit Maschinenpistole bewaffnet den internationalen Kulturverein an der Stephanstraße und rauben die Gäste aus. Der Stadtrat beschließt eine Haushaltssperre, um die Finanzkrise besser steuern zu können.

Benedikt und Hildegard Lichtenberg sind das stolze Königspaar, das mit den Fischelner Schützen und großem Publikum am 1. Juli das 550jährige Bestehen der Bürgerschützengesellschaft feiert. Zwischen Bund, Land, Gießerei Siempelkamp und anderen Beteiligten wird die Verantwortung für die teure Entsorgung von 400 Fässern mit radioaktivem Abfall hin- und hergeschoben. Die kritischen Reste blieben nach Experimenten übrig und lagern auf dem Firmengelände. Uerdinger Grundschüler protestieren vor der Düsseldorfer Bezirksregierung. Sie wehren sich gegen den vierten Lehrerwechsel innerhalb drei Jahren – vergebens. Die ehemaligen Kino- und Varieté-Säle in der Ostwall-Passage sollen in ein Fitness-Studio umgewandelt werden. John Mayall, hochwertiges Blues-Urgestein, begeistert seine Fans im Biebricher-Saal der Rennbahn. Pfarrer Peter Josef Quirnbach, treuer Seelsorger der Hubertusgemeinde in Klieber, wird 75. Ex-OB Willi Wahl bekommt den Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen. Aus dem Gas von Gülle und Dung seiner 200 Rindviecher gewinnt der Hülser Landwirt Schleupen den Strom für seinen Hof. Molières „Geiziger“ und Zellers „Vogelhändler“ waren die erfolgreichsten Inszenierungen der Theatersaison 2000/2001. Allein den Vogelhändler sahen und hörten 25760 Besucher. „Für Reden ist keine Zeit, für Geschenke kein Platz“, gibt CDU-Fraktionsvorsitzender Wilfried Fabel die Direktiven zu seinem 60. Geburtstag aus. Oberbürgermeister Dieter Pützhofen wagt es trotzdem, einige Sätze zu sagen. Neuer Chef, neue Bräuche: Das Kaiser-Wilhelm-Museum macht an jedem ersten Freitag im Monat mit dem Publikum Überstunden. Zum „langen Freitag“ gibt's Kunst, Musik und Wein. Dr. Adolf Düppengießer, ehemaliger Regionaldekan, wird in seinem Verberger Pfarrhaus überfallen, geschlagen und beraubt. Die Telefonhäuschen verschwinden nach und nach aus dem Stadtbild. Viele haben jetzt ihr Handy in der Hosentasche. Ein besonderer Fall von Unfallflucht: Nächtens rammt ein unbekann-

tes Schiff den Uerdinger Steiger. Die Landungsbrücke muß an Land gezogen und repariert werden. Dankbar feiern Elisabeth und Karl Zillmanns „65 wunderschöne Ehejahre“. Gegen Zahlung von 3000 Mark stellt eine Richterin das Verfahren gegen zwei Männer ein, die nachts auf dem Frankenring das verbotene „Horst-Wessel-Lied“ gesungen haben. Eine große Familie scharf sich beim 100. Geburtstag um Margarete Frenzen. Ein Leihkran muß helfen, im Hafen einen 305 Tonnen schweren Transformator an Land zu heben, der zwecks Reparatur von China angereist ist. Die Statistik hat gezählt: In Krefeld gibt es 41 930 Wohngebäude mit 117 650 Wohnungen. Taufheben und Gummitiefelwurf stehen auf dem Programm des Festes, zu dem das 7. Femmeldebattillon der britischen Rheinarmee kurz vor seinem Abschied von Krefeld eingeladen hat. Gewimmel auf der Stadtwaldwiese: Die Krefelder Frauenverbände laden Ferienkinder zum „Spiel ohne Ranzen ein“. Die Supermarktkette Lidl hat das Gelände der Samtfabrik Scheibler-Peltzer, heute zum Girmes-Konzern gehörig, gekauft. Eine neue Samtweberei ist in China im Bau. Die Stadtverwaltung wird bald mit Bürgerkritik überhäuft, weil sie das wohiproportionierte Gebäude der alten Samtweberei zum Abriss freigegeben hat. Der Protest zeigt Wirkung. Ein Teil der Weberei soll gerettet und umgebaut werden. Nachdem größere, aggressive Hunde in Mißkredit geraten sind, klagt das Tierheim am Flünnerzdyk über einen „Hundestau“. Angesichts des bisher naßkalten Sommers bleiben die Plätze in den Biergärten leer. Mit Hilfe eines satelliten-gestützten Systems wollen die Stadtwerke für ihre Busse und Bahnen die Ampeln immer rechtzeitig auf „grün“ schalten. Das Bundesverfassungsgericht läßt sich nicht erweichen. Die Klage von Parteien, Stadt und sechs Bürgern gegen die Teilung des Bundestagswahlkreises wird abgewiesen. Die Sparkasse ruft die Bürger auf, ihre D-Mark-„Schlafmützen“ abzuliefern. Im Vorfeld des Euro soll das alte Geld schon peu à peu entsorgt werden. Bayer-Schwimmer Steffen Driesen eringt bei der Weltmeisterschaft in Japan die Bronzemedaille in 100 m Rücken und die Silbermedaille in der 100-m-Lagenstaffel. Auch Wilhelmine Breuers hat das Jahrhundert rund gemacht. Plötzlich ist die Hitze da, und an den Ufern des Eifrather Sees sieht es aus wie auf einem spanischen „Germanengrill“. Ein fünfjähriger „Grönländer“ ist verschwunden. Eltern, Polizei, Nachbarn, Taxifahrer suchen ihn. Am Wilhelmplatz in St. Tönis wird der barfüßige Ausreißer mit seinem Kindertraktor gestellt. Ihm sei das Benzin ausgegangen, teilt er den glücklichen Findern mit.

Radrennstar Erik Zabel dreht am 2. August beim großen Preis der Sparkasse in der City vor 20 000 Fans seine Runden. Zwölf junge Krefelder, denen die Gesellschaft „Concord“ einen vierwöchigen Aufenthalt in den USA spendiert hat, melden sich zurück. Ampeln

und Oberleitungen mußten abmontiert werden, damit zwei Makrolonbehälter vom Krefelder Hafen zum Bayer-Werk transportiert werden können. Das öffentliche Leben macht Ferien- und Hitzepause. Anna Maria und Joseph Beckers feiern trotzdem Diamanthochzeit. Dr. Fritz Schneider zeigt im Museum Burg Linn eine Dudelsacksammlung. Albert Girmes, Bankkaufmann und Vorsitzender der Krefelder Familienhilfe, stellt sich als flotter 80er vor. Jürgen Hütter, Leiter des Ratsamtes, und Helmut Kauert, Leiter des Kulturamtes, sind nun Ruheständler. Stephan Otten, Polizeibeamter aus Krefeld, kommt vom Friedensdienst in Bosnien-Herzegovina zurück. Dr. Annemarie Schrapf, Mitglied des Landtages, ehemalige Ratsfrau und Bürgermeisterin, wird 65. Jubel im Stadtwald: Der CHTC steigt in die erste Tennisliga auf. Christina und Franz-Josef Schulte bekommen den Denkmalpreis der Stadt. Sie haben ein ehemaliges Verseidag-Gebäude zum schmucken Einrichtungshaus aufpoliert. Die Gärten an den Museen Haus Esters und Haus Lange sind im Rahmen des Projekts Euroga 2002 renoviert worden. Venlos Bürgermeister Dr. Jan Schrijen eröffnet auf dem Spröndentalplatz die Rheinische Landesausstellung, wo man bei 30 Grad im Schatten Schweinewettrennen sehen kann. Auf Krefelds einziger Serpentine findet am Hülser Berg das Seifenkistenrennen statt. Die Finanzlage der Stadt verschlechtert sich dramatisch, nachdem die Konjunktur abflaut und Krefelds größte Steuerzahler neue Möglichkeiten des Steuerrechts nutzen, um zweistellige Beträge zurückzufordern und sich fürs erste aus der Gewerbesteuerzahlung zu verabschieden. Das Haushaltsloch ist auf 380 Millionen Mark gestiegen. Stadtkämmerer Küper schätzt, daß die Stadt bei einigermaßen vernünftigen Bedingungen 12 Jahre brauchen wird, um ihren Etat wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Eine Streich- und Schreckensliste soll zusammengestellt werden. Über den Verkauf der Stadtwerke wird



Abb. 8. Der neue Rheinlandtaler-Träger Hans Kockers zwischen dem Vorsitzenden der Landschaftsversammlung Rheinland Winfried Schittges, Mundartpfarrer Hermann Lunkebein und Oberbürgermeister Dieter Pützhofen.

nachgedacht. Die Mönchengladbacher Dorint-Kette übernimmt das Regiment im Parkhotel Krefelder Hof.

Kirmes in Hüls, Schützenfest in Oppum - die Krefelder wollen trotz der roten Zahlen im städtischen Etat auch im September das Feiern nicht verlernen. Mit Kulturmarkt und Galerienonntag geht es weiter. Die KEV-Pinguine starten in die neue Saison. Seit ihrer Hochzeit, seit 60 Jahren nämlich, leben Anna und Rudi Starke an der Industriestraße. Die CDU-Fraktion des Stadtrates erntet Kritik für ihr Votum gegen den Bau einer Moschee an der Viersener Straße. Zum Ascot-Rennen im Stadtwald kommen die Damen wohlbehütet. Das Bundesverdienstkreuz dankt der Waldorf-Pädagogin Sibylla Carlhoff für ihre Hilfsbereitschaft. Das blanke Entsetzen bannt die Krefelder vor den Fernsehapparaten. Sie sind Zeugen der Terror-Attentate in New York und Washington, bei denen mehr als 6000 Menschen sterben. Gedenkgottesdienste finden statt. Den verwaisten Sockel des Bismarckdenkmals dekorieren Unbekannte mit der US-Flagge und stellen Blumen und Kerzen auf. Im Rathausfoyer tragen sich viele Bürger in ein Kondolenzbuch ein. Mehrere Feste werden abgesagt. Das Stadttheater verschiebt seine Premiere von „Orpheus in der Unterwelt“. Die Straßenmodenschau soll trotzdem stattfinden. Wir können uns von wahnsinnigen Terroristen nicht das Leben kaputt machen lassen - so wird argumentiert. Dr. Christoph Reichmann und seine Grabungshelfer erforschen in Fischeln die Reste eines Hallenhauses aus dem 11. Jahrhundert. 100 Jahre alt wird die Oppumer Johann-Hinrich-Wichern-Schule. Mit gebremstem Rahmenprogramm findet der Hülser Bottermaat statt. Das Fichte-Gymnasium und das Arndt-Gymnasium feiern mit Ehemaligen und Gästen das 150jährige Bestehen. Im Zoo beginnt der Bau des Großkatzengeheges, das eine Fußbodenheizung bekommen soll. Bei der Straßenmodenschau finden die Krefelder und ihre Gäste den Optimismus wieder. Zum ersten Nachbarschaftsfest treffen sich die Bewohner des Neubaugebietes Schicksbaum. Eine Baugenehmigung an der Linner Rheinbabenstraße weckt ein dunkles Kapitel der Geschichte. Man einigt sich: Ehe gebaut werden kann, dürfen die Archäologen vom Museum Burg Linn das Grundstück erforschen, auf dem einst die Linner Synagoge stand. Die Sparkasse Krefeld und die Sparkasse Viersen stellen ihre Fusion in Aussicht. Dem Viersener Sparkassenchef ist schon ein Vorstandposten sicher. Der Chemiegroßhandel Erbslöh, von Düsseldorf nach Krefeld zugewandert, wird 125 Jahre alt. Herbert Müller, verdienter Sangesfreund aus Hüls, wird mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. 800 ehemalige Herzpatienten werden ins Klinikum gerufen. Ein Test soll klären, ob sie mit Tuberkulose infiziert wurden. Mit dem Ende des Septembers beginnt auf dem Spröndentalplatz die Herbstkirmes.

Historische Parkanlagen in Krefeld – Teil 1

Der Burgpark Linn – von der Befestigungsanlage zum Landschaftspark

von Almuth Spelberg

Einleitung

Im Stadtgebiet Krefelds hat sich eine Anzahl historischer Parkanlagen aus dem 19. Jahrhundert erhalten, die auch heute noch unverzichtbarer Bestandteil des öffentlichen Grüns sind, das die Krefelder Bevölkerung zur Erholung aufsucht. Diese ehemaligen privaten Parks sind aber mehr als reine Erholungsfläche: Mit ihren unterschiedlichen Gestaltungsformen prägen sie die Eigenart der Stadt mit und tragen zur Unverwechselbarkeit des Stadtbildes bei.

Als lebendige Dokumente erzählen sie die Geschichte der Gartenkunst im Rheinland, sprechen sie vom Verhältnis der Menschen zur Natur im 19. Jahrhundert. Mit der künstlerischen Gestaltung der Natur in den Parkanlagen fand die Sehnsucht nach einem Naturideal, fanden Wünsche und Lebensformen vergangener Zeiten ihre räumlichen Ausdrucksformen. Gleichzeitig sind die Anlagen eng verbunden mit der Stadtentwicklung und der Textiltradition Krefelds, denn verschiedene Faktoren begünstigten im 19. Jahrhundert die Entstehung von Landsitzen und Parkanlagen in und um Krefeld.

Mit der Besetzung des Rheinlandes und der Schaffung eines einheitlichen Verwaltungsgebietes von Aachen bis Kleve beendete die napoleonische Besatzungsmacht eine jahrhundertalte Gebietszersplitterung: Krefeld lag nicht mehr isoliert in kurkölnischem Hoheitsgebiet. Die Gebiete von Bockum, Linn und Uerdingen waren nicht mehr ‚Ausland‘ mit anderer Landeshoheit, Währung, Maßeinheit und Zollschranken, sondern nun bequem zu erreichen.

Mit der Säkularisation des Kirchenbesitzes gelangten die ehemaligen kurkölnischen Ländereien sowie Ordensbesitz zum Verkauf, und die ansässigen Textil- und Seidenhändlerfamilien verfügten über genügend Kapital, die ehemaligen Kirchengüter und Herrensitze zu erwerben.

So entstanden die heute noch im Stadtgebiet vorhandenen Parkanlagen in Verbindung mit den bürgerlichen Landsitzen Krefelder Textil- und Seidenhändlerfamilien: Burgpark Linn, Greiffenhorstpark, Solbrüg-



Abb. 1. Preußische Uraufnahme von 1844

genpark, Neuenhofenpark, Schönhausenspark, Schönwasserpark, Grotenburgpark, Bruckhausenspark, Parkanlage an Haus Traar (s. Abb.1).

Die drei erstgenannten Anlagen sind eng mit dem bedeutenden rheinischen Gartenkünstler des 19. Jahrhunderts Maximilian Friedrich Weyhe (1775 – 1846) verbunden und gehen auf seine Entwürfe zurück. Diese

ursprünglich privaten Parkanlagen gingen zu Beginn des 20. Jahrhunderts fast alle in städtischen Besitz über und wurden in einer für damalige Zeit vorbildlichen Weise zu einem zusammenhängenden Grüngürtel ausgebaut, der auch heute noch das Grundgerüst des Krefelder Grünsystems bildet.

Erst in den letzten Jahren wurde man sich dieses kulturellen Erbes zunehmend bewuß-

ter. Seit 1998 stehen einige Parkanlagen bereits unter Denkmalschutz.

In den nächsten Jahrgängen der „Heimat“ werden verschiedene Parkanlagen, ihre Geschichte und Parkkonzeption vorgestellt. Den Anfang macht der Burgpark Linn.

Die Entwicklung des Burgumfeldes bis zum 19. Jahrhundert

Die mittelalterliche Burg Linn, erstmals im 12. Jahrhundert urkundlich erwähnt, liegt wehrstrategisch günstig inmitten feuchten Überschwemmungsgebietes. Die Doppelburganlage mit Wohn- und Wehrburg sowie landwirtschaftlich genutzter Vorburg ist bis zum 30jährigen Krieg nur mit einem einfachen Graben umgeben.

1644/45 erweiterten hessische Besatzungstruppen das Graben- und Wehrsystem und legten einen zweiten Graben, den heutigen äußeren Burggraben, sowie ausgedehnte Erdbastionen um die Burg an.

Im spanischen Erbfolgekrieg geriet die Burg 1702 in Brand, verfiel in den folgenden Jahren zur Ruine und verlor damit ihre wehrhafte Funktion. Trotzdem blieb das Burgumfeld bis zum Ende des 17. Jahrhunderts entsprechend seinem Wehrcharakter weitgehend frei von Bäumen. Die Flächen wurden als Wiesen oder Weideland verpachtet. Die Flurbezeichnung „Hopfenwall“ für den Bereich zwischen innerem und äußerem Burggraben deutet auf den Anbau dieser speziellen Kulturen für die Bierbrauerei hin.

Obwohl das ‚Jagdschloß‘ Station und Ausgangspunkt für den jagdbegeisterten kurkölnischen Fürstbischof Clemens August gewesen ist, deutet nichts in den Karten von Sandfort (1788/89) und Maubach (1806) auf ein Vorhandensein barocker Gartenanlagen in Linn hin, wie sie Clemens August vergleichsweise an seinen Jagdschlössern Clemenswerth oder Brühl anlegen ließ.

Zwar befindet sich auf dem Vorburggelände, der sogenannten ‚Kellnerey‘, an der Nordseite, ein sowohl bei Sandfort als auch bei Maubach dargestellter rechteckiger ‚Jardin‘, doch ist damit kein Ziergarten, sondern eher ein eingezäunter Nutzgarten zu verstehen, in dem das Gemüse vor dem üblicherweise freilaufenden Kleinvieh geschützt wuchs.

Damit stellt sich das ehemalige Befestigungsgelände um die Burg an der Wende zum 19. Jahrhunderts eher landwirtschaftlich-ländlich dar.

Entwicklung im 19. Jahrhundert – Wandel zum Landschaftspark

1806 erwarb der Krefelder Textil- und Seidenhändler Isaak de Greiff (1754 – 1826) von der französischen Domänenverwaltung die ehemalige kurkölnische Burgruine mit dem dazugehörigen Jagdschloß und den Ländereien. Damit bestimmte die Familie de Greiff für die nächsten 100 Jahre die Geschichte der Anlage.

Bereits im März 1805 hatte sich Isaak de Greiff für das Objekt interessiert und schrift-

lich beim Präfekten des Département de la Roer nach dem Erwerb erkundigt. Als Gründe für sein Kaufinteresse führte er sowohl den Wunsch nach Arrondierung seiner Linner Besitztümer an – bereits 1795 hatte er den Hausenhof und die Linner Mühle erworben – als auch sein Interesse an dem Erhalt der Burgruine als ‚Zierde der Gegend‘.

Im August 1806 erwarb er laut Versteigerungsanzeige „das Schloß von Linn bestehend aus Haus, Hof, verfallenem Pfortnerhaus, Burgruine, 36 ar Garten und Baumgarten, 11 ha 76 ar Wiese, 6 ha 8 ar Ackerland, 100 Stück Bäume an Pflanzung, davon 60 Weidenbäume an den Ufern des Schloßgrabens“ (s. Klümpen-Hegmans 1993).

Als Isaak 1826 starb, erbte sein jüngerer Sohn Philipp (1786 – 1862) die Linner Burg und nahm dort mit seiner Frau Marianne ter Meer und den beiden Töchtern Marianne (1814 – 1902) und Emma (gestorben 1849) seinen ständigen Wohnsitz.

Der ältere Sohn Cornelius de Greiff (1781 – 1863) erbte den 1816 erbauten Linner Mühlenhof und den bereits 1795 erworbenen Hausenhof.

Beide Söhne de Greiff beauftragten den rheinischen Gartenkünstler und Düsseldorfer Hofgartendirektor Maximilian Friedrich Weyhe, ihren Besitz mit Landschaftsparkanlagen zu verschönern.

Der Weyhesche Entwurf und die Parkkonzeption für den Burgpark Linn

Bereits 1830 legte Weyhe einen Entwurf für das Gelände um die Burg vor, bei dem er auch die angrenzenden Hausendwiesen durch Wege in Randbepflanzung mit einbezog.

Während der Originalentwurf verloren ging, hat sich ein sogenannter Arbeitsplan mit gerasterter Aufteilung und Maßeinteilung in kurkölnischem Fuß sowie der Handsignatur Weyhes ‚Entworfen von M. F. Weyhe königl. Garten-Inspektor zu Düsseldorf‘ erhalten, der lange als verschollen galt und 1994 bei der Sanierung des Dachstuhls wieder aufgefunden wurde (s. Abb.2).

Eine Analyse dieses Arbeitsplans sowie ein Vergleich mit dem Godierplan von 1816 (s. Abb.3) zeigt, wie gekonnt Weyhe mit der vorgefundenen Topographie des Ortes umging und die ehemalige wehrhafte Befestigungsanlage in eine friedliche Parklandschaft umwandelte.

Den strengen, sternförmigen Verlauf des inneren und äußeren Burggrabens weichte er mit leicht geschwungenen Uferlinien auf.



Abb. 2. Arbeitsplan von Weyhe



Abb. 3. Godier-Plan von 1816

Den in der Karte von Landmesser Godier 1816 teilweise versumpft dargestellten äußeren Graben plante er wieder vollständig als Wasserfläche herzustellen. Stark verlandete Stellen formte er zu Inseln um, die an einer Stelle im Westen den Übergang zur Hauswand bilden sollten.

Den in der Südostecke vorhandenen Gemüsegarten übernahm er in seine Planung, veränderte nur die Beetaufteilung und schirmte den Garten mit einer stark bepflanzten Bodenwelle zum landschaftlichen Parkteil vor dem Jagdschloß ab.

Baumreihen und geschlossene Strauchgruppen schieben sich immer wieder als Mittelgrund vor die Burginsel, um sie dann wiederum dem Blick spannungsvoll gesteigert freizugeben. Nach dem gleichen klassischen Prinzip erfolgt auch die Leitung der Besucher im Park selbst, wo Weyhe das Stilmittel der sich öffnenden und verengenden Räume für spannungsvolle Raumwirkungen und Blickbeziehungen nutzt.

Geschwungene Haupt- und Nebenwege erschließen weichgeformte offene Wiesenflächen und durchziehen geschlossene Gehölzpflanzungen.

Eine Vielzahl von kleinen Spaziergängen ergibt sich auf einem inneren und äußeren Rundweg, die, miteinander verbunden, immer neue Blicke auf Burgruine, Zehntscheune und Jagdschloß zulassen.

Die interessantesten Perspektiven auf Burg und angrenzende Landschaft ergeben sich von den herausgehobenen ehemaligen Wehrbastionen, die Weyhe in lindenbestan-

dene Rund- beziehungsweise ovale Sitzplätze umwandelte.

Südöstlich der Burg liegt auf einer kleinen Erhöhung ein weiterer, baumumstandener Sitzplatz. Von dieser Stelle breitet sich das Park- und Architekturensemble in einen grandiosen Rundblick vor dem Besucher aus. Vom Jagdschloß mit seiner steinernen Brücke schweift der Blick über den inneren Graben zur Zehntscheune, auf die Burgruine mit der damals schon vorhandenen alten Eiche im Wehrgang, über die offenen Wiesenflächen mit dem Blutbuchen-Solitär hin



Abb. 4. Porträt Emma de Greiff mit Burg Linn im Hintergrund

zum äußeren Graben mit seiner Insel, die Weyhe wiederum mit einem kleinen Sitzplatz und einer Anlegestelle für einen Nachen ausstattete.

Interessant ist, daß auf einem Ölporträt der jüngeren Tochter Emma de Greiff im Hintergrund die Burgruine aus dieser Perspektive dargestellt ist. Man mag es als Hinweis interpretieren, welchen bedeutenden Stellenwert Burgruine und Park für die Familie gehabt hat (s. Abb.4).

Das Grundprinzip des Weyheschen Entwurfs wurde in den 1830er Jahren mit dem Ausbau des Hauptwegenetzes, der Gestaltung im Ostteil zwischen Ostbastion und Nutzgarten sowie für die Burginsel umgesetzt. Der gesamte Westteil des Parks wurde jedoch nicht gemäß dem Weyheschen Entwurf bepflanzt. Von wenigen, auf den Wiesen platzierten Solitären abgesehen, wurden dort nur Obstbäume entlang der Wege angeordnet. Selbst die Umpflanzung des Sitzplatzes auf der Westbastion und die Anordnung von Strauchgruppen im Bereich der Wegeverknüpfungen und -einmündungen erfolgten nicht, was in diametralem Gegensatz zu den Prinzipien der Landschaftsgartenkunst stand.

Warum der Park nicht vollständig nach Weyhes Entwurf ausgebaut wurde, ist bisher nicht bekannt. Ein Zerwürfnis mit dem Gartenkünstler ist unwahrscheinlich, da Weyhe später noch für Johann Philipps Bruder Cornelius den Greiffenhorstpark und für Peter de Greiff den Solbrüggengarten anlegte. So ist denn der Burgpark ein Fragment geblieben mit einem nach den klassischen Regeln komponierten Ostteil und einem niederheinisch-ländlichen Westteil (Planungsgruppe Grüner Winkel 2000).

Klassischer Landschaftsgarten und Fragment

Hauptziel der Planung für den Burgpark Linn war die Inszenierung der Burg als Landmarke und Mittelpunkt in der umliegenden niederheinischen Landschaft und als zentrale Staffage des Parks. Diesem Ziel ordnete sich die gesamte Disposition des Parks unter. Der romantische Charakter der Ruine, die herausgehoben auf der Burgmotte liegt, wurde durch Pflanzungen unterstützt und überhöht. Die Veduten aus Landschaft und Park kreisen fast ausschließlich um diesen Mittelpunkt, auf den alle fünf Aussichtsplätze fokussiert sind. Tiefe Parkveduten, die andere Blickpunkte haben, gibt es höchstens ansatzweise östlich des Jagdschlusses mit der von Parkbäumen gefaßten Wiese. Alle anderen Elemente des Parks, sei es die kleine Insel, seien es die Strauch- und Baumpflanzungen als Vorder- und Mittelgrund, dienen der Präsentation der ganzen Burganlage, der Fassung des Blickes auf

den Batterieturm oder den Burgfried oder der Rahmung der Sichten. Trotzdem, oder gerade wegen dieser eindrucksvollen Kulisse, entstanden abwechslungsreiche Parkbilder, die an Werke der romantischen Landschaftsmalerei erinnern. Auch die Verbindung zur umgebenden Wiesenlandschaft ordnet sich dem unter. Sie ist nicht, wie im Greiffenhorstpark, gleichberechtigt und Selbstzweck. Vielmehr wird die bereits durch die Geländetopographie erhöhte Lage durch die Parkgestaltung erneut gesteigert.

Selbstverständlich bezog Weyhe die Bastionen in sein Wegekonzept mit ein und nutzte sie für die zentralen, mit Bäumen gefaßten Aussichtspunkte.

Innerhalb dieses Gesamtkonzeptes gelang es Weyhe meisterhaft, mit Licht und Schatten, mit gezielten Farbakzenten, mit dem Auf und Ab der Wege, mit Wiesen und Wasser zu komponieren und den gesamten Park in optischer Spannung zu halten. Dies wird besonders deutlich im Vergleich des ausgeführten Teils mit dem – zumindest in bezug auf die Bepflanzung – ländlich gebliebenen Westteil.

Weyhe war bei der Gehölzverwendung in der Artenwahl eher zurückhaltend. Linden wurden natürlich an den Aussichtsplätzen in der Weyhe-typischen Form als Halbkreis gepflanzt. In den Randbereichen dominieren Eichen, Eschen und Ahorne sowie am Wasser Trauer-Weiden und Trauer-Eschen. Erst im nordöstlichen Teil, der pleasuregroundartig dem Jagdschloß zugeordnet ist, wird die Artenvielfalt der Bäume erhöht. Dort fin-

den sich Blutbuche, Tulpenbaum, Trompetenbaum, wiederum Eichen und Eschen, verschiedene Ahorn-Arten und zur Randbildung eine hohe Zahl von Roßkastanien auf engem Raum benachbart. Das dezente Tiefrot der Blutbuchen wirkt vor allem an den Dreh- und Angelpunkten des Parks als kräftiger, weithin sichtbarer Farbtupfer.

Der im Zusammenhang mit der Burgruine besonders ausdrucksvolle, weil sentimentalromantische Stimmungen evozierende Einsatz von Blutbuchen und Koniferen ist meisterlich geglückt. Wenige Lärchen und Kiefern finden sich auch in der Randabpflanzung als Seitenkulisse der Insel und der Ostbastion.

Rätselhaft bleibt, warum der Entwurf Weyhes nur zur Hälfte ausgeführt wurde und im Nordwestteil außer wenigen Einzelbäumen keine Pflanzungen nach der ursprünglichen Planung durchgeführt, sondern nur Obstbäume entlang der Wege gesetzt wurden (Planungsgruppe Grüner Winkel 2000).

Die weitere Entwicklung des Parks im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Johann Philipp de Greiff starb 1861 und hinterließ seiner Tochter Marianne die Ländereien einschließlich des Burgparks. Mit dem Tode ihres Onkels Cornelius, ein Jahr später, wird sie auch Eigentümerin des Greiffenhorstparks. Damit ist Marianne Rhodius eine

der wohlhabendsten Frauen in Krefeld. 40 Jahre – bis zu ihrem Tode 1902 – lebte sie allein im Jagdschloß Linn. Frühe historische Fotografien dokumentieren einige Änderungen, die zur Ausschmückung des Parks in jenen Jahrzehnten vorgenommen wurden.

Am auffälligsten ist die kreisförmige Rahmung des Rasenovals der Vorburg mit Kugelrobinien, die sich bis nach dem Zweiten Weltkrieg hielt. Ein üppig bepflanztes „Tortenbeet“ und eine Vielzahl von Kübelpflanzen schmückten den Hof, auf dem auch weiterhin Hühner gehalten wurden.

Auch der östlich dem Jagdschloß vorgelagerte Rasen wurde durch Rundbeete mit Wechselblor verändert. Dies kam seinem Charakter als hausnaher Pleasureground, der ansatzweise schon von Weyhe mit der Vielzahl von Bäumen konzipiert war, nahe.

Die Karte von 1916 zeigt einen Rundplatz mit Pavillon unter der Blutbuche im Westteil. Ob er tatsächlich existiert hat, ist nicht belegt (s. Abb.5)

Weitergehende Veränderungen sind nicht bekannt.

Nachdem Marianne Rhodius verstorben war, trat die „Marianne-Rhodius-Erben-GmbH“ in die Verwaltung des Besitzes ein und verpachtete das Anwesen an Justizrat Schelleckes (Planungsgruppe Grüner Winkel 2000).

Umgestaltung in den 1920er Jahren

Justizrat Schelleckes blieb Pächter, als die Stadt Krefeld außer den anderen Parkanlagen der „Samt- und Seidenbarone“ 1924 auch den Burgpark Linn für 400 000 Goldmark erwarb.

Gartendirektor Arnold Noell schreibt 1928 dazu in „Deutschlands Städtebau“: „Wenn so in bezug auf privates und öffentliches Grün die Verhältnisse in der Stadt Krefeld die allerbesten sind, Krefeld ... auch den Namen einer Gartenstadt verdient, so ist besonders erfreulich, feststellen zu können, daß überdies noch auf dem Gebiete der Grünflächenpolitik die neue Entwicklung Krefelds einen ganz besonders glücklichen und kräftigen Fortschritt zeigt ... Der Beginn dieser Entwicklung wurde eingeleitet durch den Ankauf einer Anzahl von Landsitzen, die führende Familien der Krefelder Industrie sich, einer alten Gewohnheit entsprechend, neben ihrem Haus in der Stadt, vor den Toren der Stadt schufen ... Die wertvollsten Besitzungen waren aber fest in der Hand ihrer Besitzer, und erst der durch die Umstürzung der Geldverhältnisse geschaffene Wandel ermöglichte es der Stadtverwaltung, diese Besitzungen zu erwerben und sie damit vor



Abb. 5. Karte von 1916



Abb. 6. Burgpark Linn; Schrägluftaufnahme um 1930

Zerstückelung und vor dem Untergang zu bewahren ... Die nächsten Jahre werden voraussichtlich die Lösung der genannten Aufgaben bringen. Krefeld wird dann im Besitz von öffentlichen Anlagen sein, wie sie ausgedehnter und schöner wohl kaum eine andere Großstadt von der Größe Krefelds besitzt. Aber nicht allein Ausdehnung und Schönheit werden den Wert der Gartenanlagen Krefelds bestimmen, sondern daß sie die Wohnstadt Krefeld in einer Weise durchdringen, daß damit den höchsten Forderungen, die man an eine Wohn- und Gartenstadt stellen kann, Genüge geleistet ist.

„Der Bestand an, im kommunalen Besitz befindlichen Grünflächen vergrößert sich so von 83 ha im Jahr 1916 auf 207 ha im Jahr 1926.“

In einem ersten Schritt wurden im Burgpark die Parkwege mit „nur fünf Gärtnern“ überarbeitet und dabei leicht begradigt. Die Trassenführung blieb im wesentlichen erhalten. „Gleichfalls im Jahre 1924 wirkte das Gartenamt bei großen Notstandsarbeiten der Erwerbslosenfürsorge mit. Seine Tätigkeit erstreckte sich auf technische Vorbereitungen, Entwurf und Bauleitung der in Aussicht genommenen Projekte ... Dies bezieht sich ... auf die Ausgestaltung der bisher in Privatbesitz befindlichen, jetzt städtischen Anlagen und Parks Greiffenburg und Greiffenhorst ...“

Luftbilder und Photographien aus den späten 1920er und frühen 1930er Jahren zeigen recht genau den Fortschritt der gärtnerischen Umgestaltung, die sich im großen und ganzen am Weyheschen Konzept orientiert (s. Abb.6). So erhielt nun auch das Ron-

dell auf der Westbastion einen Kranz von Linden mit benachbarten Eichen. Ausgedehnte Strauchstreifen und Ziergeholz-Pflanzungen wurden entlang des äußeren Burggrabens, zwischen Graben und Rheinbabenstraße und im Vorfeld der Zehntscheune angelegt. Die Obstbaumreihen wurden ergänzt. Der eingewachsene, jetzt

„reife“ Weyhesche Ostteil wurde kaum verändert. Nur unterhalb des Jagdschlusses entstand ein von Rembert geplanter Burggarten in der für die Zeit typischen regelmäßigen Form. Geschnittene Hecken, Staudenpflanzungen und ein Zierbrunnen sind die wesentlichen Gestaltungselemente des Gärtchens. Eine Reihe Trauerbirken bildet den Abschluß vor der Wand des Schlosses. Trauerbirken finden sich auch auf der Nordseite entlang des Grabens nahe der Zehntscheune.

Ausgesprochen gut geplant wurden Rundwege in den Hausbendwiesen angelegt, die sich auch bereits im Weyheschen Entwurf finden. Die wegebegleitenden Linden-Pflanzungen berücksichtigen die Blickbeziehungen aus der Landschaft auf die Burg und verstärken sogar deren Inszenierung (s. Abb.7).

1926 wurde das Stallgebäude seitlich des Jagdschlusses zu einer „Ehrenhalle“ für die Opfer der Kriege umgebaut. Der patriotisch-pathetische Ansatz wurde durch zwei „Ausrufezeichen“ in Form von Pyramidenpappeln beidseits des Eingangs betont, die nun auf Jahrzehnte den Hof der Vorburg dominieren.

Ins Jagdschloß zog schließlich ein Heimatmuseum ein, mit dem der Grundstein für die Museumsentwicklung in Linn gelegt wurde. Der an der Rheinbabenstraße im Zweiten Weltkrieg gebaute Bunker nahm später die Museumsweiterung auf. (Planungsgruppe Grüner Winkel 2000).



Abb. 7. Äußerer Graben, Zehntscheune und Burg; um 1929



► links oben
Abb. 8. Eingang und gerahmte Sicht auf Zehntscheune und Burg; um 1929

▲ oben
Abb. 9. Eingang mit zugewachsener Sicht (vgl. Abb. 8); 1999



Abb. 10. Wieder freigelegte Sicht auf die Burg; Frühjahr 2001

Die Entwicklung bis heute

Von den Bombenangriffen des Zweiten Weltkrieges blieben die Burganlage und der Park verschont. Die ersten Maßnahmen der frühen Nachkriegszeit waren die Restaurierung der Burg, die Sanierung des inneren Burggrabens und die Umgestaltung des Parks. Während in den ersten Jahrzehnten der Baumbestand noch behutsam, zum Beispiel durch Silber-Ahorne im Südtell, durch Zierkirschen an der Zehntscheune und wenige Blutbuchen ergänzt wurde, kam es in den 1960er Jahren zu einer regelrechten „Flut“ von Bäumen. Blutbuchen wurden in

ungeheurer Zahl in allen Bereichen des Parks entlang der Wege, auf den Rasenflächen und selbst vor den Aussichtsplätzen der Bastionen gesetzt. Diese spezielle Baumart verlor hierdurch den Charakter des besonderen Solitärbaums und wurde Massenware. Der Park verlor seine gestalterische Spannung, seine Blickbeziehungen und Sicht auf die Burg sowie den Gegensatz zwischen Englischem Landschaftspark im Osten und ländlichem Park im Westen. Der Burgpark verflachte zusehends.

In den 1990er Jahren wurden die für die Blickbeziehungen zwischen Burg und Land-

schaft wichtigen Lücken zugepflanzt, so daß auch diese Korrespondenz verlorenzugehen drohte.

Durch nicht mehr am historischen Konzept orientierte Pflege griff Sämlingswüchswuchs, vor allem von Berg-Ahorn und Eschen, in den Altbeständen um sich und trat in Wachstums- und optische Konkurrenz zum wertvollen Park-Baumbestand. Einhergehend mit dem natürlichen Abgang alter Parkgehölze führten diese Prozesse dazu, daß sich das Bild des Parks immer schneller wandelte. Aus dem vedutenreichen Landschaftspark drohte eine beliebige Grünanlage zu werden (s. Abb.8 und 9).

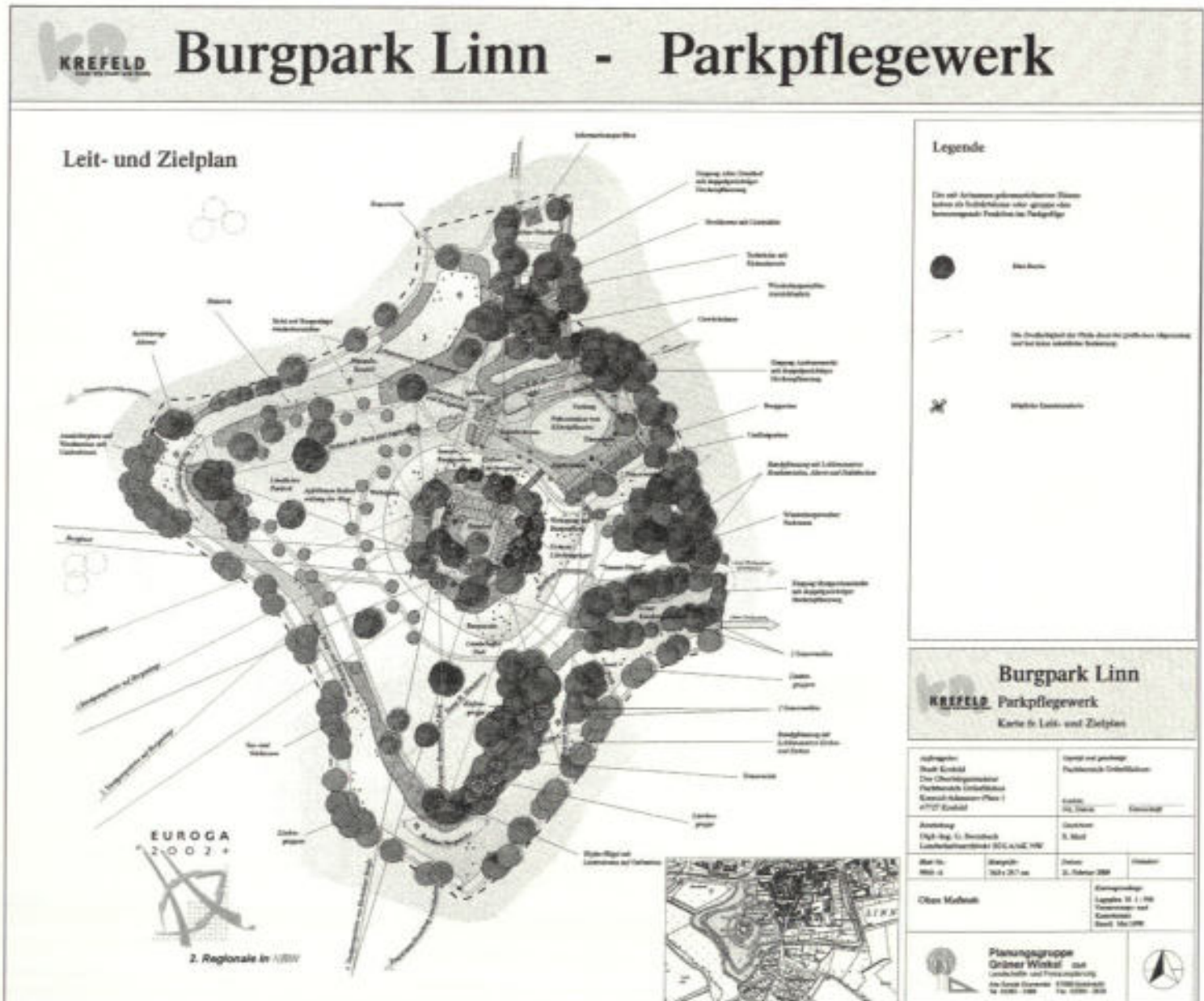


Abb. 11. Leit- und Zielplan für die Entwicklung



Abb. 12. Zugeplanzter Blick von der Westbastion auf die Burg; Sommer 1996



Abb. 13. Im frühen Frühjahr läßt sich die frühere Parkvedute noch erahnen; Frühjahr 1996

Abb. 14. Wieder freigelegte Parkvedute von der Westbastion; Frühsommer 2001



Sinkende Grundwasserstände führten weiterhin dazu, daß die Gräben immer öfter trockenfielen und das für den Burgpark Linn als Wasserburganlage so wichtige Element Wasser über Monate nicht mehr erlebbar war. Provisorische Dichtungsmaßnahmen und künstliche Wasserzufuhr bremsen das Problem, lösten es aber nicht (Planungsgruppe Grüner Winkel 2000).

Nach gelungener Sanierung des Jagd-schlusses in den Jahre 1992/93 wurde auch die Burg ab 1993 umgebaut und erhielt nach fast 300 Jahren ihre Dachlandschaft zurück (s. Abb.10)

Seit 1998 steht der Burgpark nach § 2 (2) des „Gesetz(es) zum Schutze und zur Pflege der Denkmäler im Lande Nordrhein-Westfalen“ als eingetragenes Baudenkmal unter Schutz.

1999 wurde ein Parkpflegewerk in Auftrag gegeben, um ein Programm für eine garten-denkmalspflegerisch korrekte Behandlung des Denkmals Burgpark Linn für die Zukunft zu erhalten (s. Abb.11)

Mit der Teilnahme an der EUROGA 2002 plus – 2. Regionale in NRW erhält die Stadt Krefeld die Chance, gefördert mit Mitteln des Landes Nordrhein-Westfalen, einen Teil der im Parkpflegewerk formulierten Erhaltungs- und Wiederinstandsetzungs- sowie der Entwicklungsmaßnahmen umzusetzen. Seit dem Jahr 2000 werden bereits trockengefallene Gräben saniert, das historische Wegekonzept wiederbelebt und die Vielzahl der zugewachsenen Sichtverbindungen wieder freigelegt, um dem Park seine alte Spannung zurückzugeben (s. Abb.12, 13 und 14).

Zum EUROGA-Jahr-2002 wird sich der Burgpark als Teil der dezentralen Landesgartenschau im Reigen mit anderen historischen Landschaftsparkanlagen der Region präsentieren – als Teil eines kostbaren kulturellen Erbes: der Gartenkunstschätze am Niederrhein.

Schriften

Klümpen-Hegmans, J.: Linn – Burg und Stadt vom Mittelalter zur Gegenwart, Krefeld 1993.

Noell, A.: Gartenstadt Krefeld. – In: Deutschlands Städtebau – Krefeld, Berlin 1928.

Planungsgruppe Grüner Winkel: Der Burgpark Linn in Krefeld – Parkpflegewerk Verfasser Gerd Bernbach, im Auftrag der Stadt Krefeld Fachbereich Grünflächen Nümbrecht 2000 [unveröffentlicht].

Verleihung des Niederrheinischen Literaturpreises 2000 an Elke Schmitter am 12. November 2000 im großen Saal des Rathauses der Stadt Krefeld

Ansprache von Oberbürgermeister Dieter Pützhofen

Als der Niederrheinische Literaturpreis vor nunmehr rund zehn Jahren erfunden und einige Zeit später ausgelobt wurde, geschah das mit einigem Gottvertrauen. In welcher literarischen Güteklasse man sich mit dem Preis bewegen würde, war den Erfindern durchaus nicht ganz klar. Es gab zwar keinen Mangel an Geschriebenem und Gedrucktem am Niederrhein, aber mit erstklassigen Autoren waren die Straßen durchaus nicht gepflastert.

Die gesamte deutschsprachige Landschaft zeigte sich vor zehn Jahren nicht gerade als literarisches Mistbeet. Vereinzelt gedieh hier und da eine Pflanze. Aber im Grunde beherrschten die alten Platzhirsche à la Grass oder Walser das Revier. Es wurde sogar zeitweilig spekuliert, die Zeit der Belletristik sei abgelaufen, dem Sachbuch gehöre die Zukunft – nicht nur, was die Masse der Erscheinungen betraf. Der dem konkreten Gegenstand gewidmete Text werde in Einzelfällen auch die literarische Position besetzen – so habe ich damals gehört und gelesen.

Nun wäre es vermessen zu behaupten, die Auslobung des Niederrheinischen Literaturpreises hätte die schlummernden Talente in Deutschland, Österreich und der Schweiz beflügelt. Aber eine seit wenigen Jahren auftretende Flut hochinteressanter Erstlingswerke bringt sogar gewisse literarische Quartette ins Staunen und in die Qual der Auswahl. Uns macht es eine Menge Freude zu beobachten, daß unser Literaturpreis und neue literarische Talente mit dieser neuen Welle hier zusammenkommen – Talente aus der Region, aber keinesfalls regionalen Ranges. Das war im vergangenen Jahr mit Christoph Peters der Fall. Das erleben wir in diesem Jahr mit Elke Schmitter.

Unser Niederrheinischer Literaturpreis ist keineswegs auf Seelenlandschaften oder Erstlingswerke abonniert, obwohl wir mit Andreas Mand ganz am Anfang eine solche Premiere gefeiert haben. Hubert Schirneck, Herbert Genzmer, Werner Ross, Herbert Slegers, Robert Steegers, Gisbert Haefs und Christoph Peters – das ist eine variantenreiche Ahnenreihe, die auch für die Zukunft alle Möglichkeiten der Preisvergabe offenläßt.



Abb. 1. Oberbürgermeister Dieter Pützhofen gratuliert Elke Schmitter zur Verleihung des Niederrheinischen Literaturpreises

Eine besondere Variante, ich gebe zu: eine triviale, aber dennoch eine interessante, bietet Elke Schmitter allein durch die Tatsache, daß sie eine Frau ist. Wir mußten achtmal den Preis vergeben, um im neunten Falle endlich zu einer Autorin vorzudringen. Ihr Roman „Frau Sartoris“ reicht aus als Lese-stoff einer durchwachten Nacht. Wer Seite fünf hinter sich hat, der will alles wissen. Der Stoff ist so verwirbelt, daß er einen eigenen Sog entwickelt und den Konsumenten zwingt, das Ende herbeizulesen.

Spätestens nach Seite fünf weiß man auch, daß die Seelenlandschaft in keiner bestimmten Geographie angesiedelt ist. So gibt man es sehr bald auf, nach bekannten Namen und Örtlichkeiten zu suchen. Es wäre auch nicht so wichtig. Um so verblüffter stolpert man dann auf Seite 23 über die zwei Worte „Haus Blumenthal“, zu allem Überfluß kor-

rekt mit th geschrieben. Und daß der Kultur-amtsleiter bei dem „berühmten N. als Drama-turg gearbeitet“ hat, gibt noch mal einen kleinen Krefelder Kick her. Die Jury steht außer jedem Verdacht, sie habe sich von einer Fülle lokaler Bezüge bestechen lassen.

Beeindruckt von der Schilderung einer hem-mungslosen Leidenschaft, einer gescheiter-ten Emanzipation, eines Krimis mit ständig näher rückender Katastrophe und beein-druckt von vielen anderen Aspekten des Textes, überlasse ich dessen Würdigung gern Herrn Jens Dirksen, dem Kulturredak-teur der Neuen Rhein Zeitung.

In den vergangenen Jahren durfte ich mich bei der Gebrüder-Kickartz-Stiftung und bei der Sparkasse Krefeld für die Dotation des Preises bedanken. Ich finde es immer be-sonders wirkungsvoll, wenn Wirtschaft, Stif-

tungen oder Bürger sich hinter eine solche Preisvergabe stellen. Diesmal danke ich dem Krefelder Steuerzahler. Der städtische Etat hat die Dotation des Preises für zwei Jahre übernommen – eine Maßnahme, die die Preisverleihung unter die Patenschaft aller Krefelder Bürger stellt, was ja auch eine ganz passable Adresse ergibt.

Verehrte Frau Schmitter, auf die Interviewfrage „Verbindet Sie etwas mit Ihrer Heimat am Niederrhein?“ haben Sie eine einfache Antwort gefunden: „Abgesehen von der Tatsache, daß meine Mutter hier lebt, habe ich keine persönlichen Bindungen an Krefeld.“

Aber die Landschaft des Niederrheins bedeutet mir viel“. – So jedenfalls konnten wir es gedruckt lesen. Nun kommt der Niederrheinische Literaturpreis als weitere Verankerung in der Landschaft Ihrer Kindheit hinzu.

Mit Interesse haben wir Ihren Lebenslauf zur Kenntnis genommen. Wenn Sie für einige dieser pfiffigen und respektlosen Überschriften verantwortlich gezeichnet haben, die selbst einen Konservativen nach der „taz“ greifen lassen, dann freut uns das ganz ungemein. Auch ein Krefelder mit lokalpatriotischem Herzen kann ein gewisses Verständnis dafür entwickeln, daß Sie Freiburg als

Wohnort gewählt haben, die Stadt, in der die Bäche durch die Straßen rinnen, die schönsten Marktstände um das Münster versammelt sind, 247 Madonnen in der Kathedrale auf den frommen Christen und seine Probleme warten und als zusätzliche Tröstung rings um die Stadt der schönste Wein gedeiht.

Wir danken Ihnen, daß sie heute nach Krefeld gekommen sind. Wir wünschen Ihnen für Ihren persönlichen Lebensweg und für Ihre Zukunft als Autorin alles Gute. Nicht nur unsere guten Wünsche, auch unsere Neugier wird Sie in die Zukunft begleiten.

Rückblick nach vorn

Warum Elke Schmitters Roman „Frau Sartoris“ den Niederrheinischen Literaturpreis verdient hat.

von Jens Dirksen

„Frau Sartoris“ ist selbstverständlich kein Schlüsselroman. Er spielt in L-Punkt. Und wenn man L-Punkt durch eine etwas leichter zu verortende Buchstabenfolge, wie zum Beispiel „Krefeld“, ersetzt, dann stimmt dieser Roman vorne und hinten nicht mehr. Dann stimmt er höchstens noch an ein paar Stellen, wie vielleicht am mehrfach erwähnten Haus Blumenthal – aber wir wollen ja nicht den Eindruck aufkommen lassen, wir läsen Bücher heute noch gewisser „Stellen“ wegen... Außerdem ist „Frau Sartoris“ ja bekanntlich nicht etwa in ausgewiesenen Spezialblättern für rheinische Regionalkunde rezensiert worden, sondern in respektablen Feuilletons zwischen Freiburg und Berlin, zwischen Hamburg und München. Wenn also selbst Bayern und Feuilletonisten dieses Buch zu lesen und zu loben verstehen, dann kann es sich dabei wohl kaum um einen niederrheinischen Heimatroman handeln.

Und doch ist es ein Roman mit deutlich niederrheinischen Zügen. Man nehme nur den zweiten Satz: „Es nieselte, wie so oft bei uns in der Gegend“. Frau Sartoris selbst ist schließlich auch nicht frei von niederrheinischen Zügen. Sie ist vieles, aber eines vor allem: „Ich bin oft in Gedanken“, sagt sie über sich; und wenn sie hinzufügt: „Nicht, daß

etwas dabei herauskäme“, dann sehen wir uns vor unserem inneren Auge schon am Rheinufer entlang spazieren. Ganz in Gedanken, wo Niederrheiner ja eigentlich zu Hause sind.

Niederrheinisch ist in diesem Roman aber auch das Prinzip, sich die Welt in Form von Familiengeschichten anzueignen – und weiterzugeben. Frau Sartoris, die einmal von ihrer Freundin Renate erzählen will, schweift also mitnichten ab, sondern kommt ohne Umschweife zum Wesentlichen, wenn sie berichtet: „Ich sah sie zuerst im Wartezimmer von Dr. Lehmkuhl. Dessen Großvater hatte noch ein großes Gehöft vor der Stadt, der Vater war nach dem Krieg der erste provisorische Bürgermeister, und er selbst gilt als Neurologe sehr viel“. Und da wir gerade schon einmal beim Nervenarzt sind, erinnern wir uns auch gleich an die äußerst niederrheinische General-Diagnose des Doktors *humoris causa* namens Hanns Dieter Hüsch: „Krank? Dat sind alles nur Nerven!“

An diesem Punkt ist dann aber auch Schluß mit niederrheinisch, denn wenn der Roman eines ganz genau zeigt, dann dies: Daß es am allerwenigsten die Nerven sind, wenn es eine an den Nerven kriegt. Es sind die Männer, es sind die Frauen, es sind die Verhält-

nisse. Es sind die Satten und Zufriedenen, die noch jeden empfindsamen Geist klein gekriegt haben. Jeden eigenwilligen Charakter, jeden Mensch gewordenen Willen, selbst zu sein, eigen zu sein: Also wurde auch „die schöne umschwärmte Margarethe, die zeichnen konnte und singen und tanzen, die Schauspielerei studieren wollte“, zugerichtet für ein Leben in der Mittelmäßigkeit einer Frau Sartoris. Man könnte sagen, von einem Mann wie Philip Rhenäcker, ihrer ersten großen Liebe, der sie feige verließ; man könnte auch sagen, von einer reichen Frau wie Philips Mutter, die ihren reichen Sohn dazu brachte, das Mädchen aus kleinen Verhältnissen fallen zu lassen; aber man muß wohl auch festhalten, daß es letztlich die Klassengesellschaft war, die, da Kinder ihrer Zeit, kurz miteinander gehen, aber nicht zueinander kommen ließ. Nur, weil sie nicht beide Königskinder waren.

So war Margarethe – in der eigenen Rückschau, anderes erfahren wir ja nicht über sie – nur anfangs eine durch und durch romantische Seele, so romantisch, daß sie mit den Gedichten von Lenau nichts anfangen konnte. Lenau ist schließlich eine Art gebrochener Romantiker, mit einer Melancholie, die sich einer erst mal leisten können muß. Margarete aber ist eine romantische Seele,

für die nach Hegels bekannter Definition des Romanhaften der Katzenjammer schon programmiert ist.

So wird aus Margarethe eine Frau Sartoris. Wie sagt sie noch über Herrn Sartoris: „Ernst konnte ich dirigieren“, denn für ihn „war ich eine Trophäe“. Da geht die gekränkte romantische Seele zum konsequenten Kalkül über und degradiert den Mann vom schönen Zweck zum Mittel der Rache – wobei diese „Rache“ an Phillip ja nicht mal eine richtige Rache ist. Trotzdem zahlt Margarethe dafür den Höchstpreis: sich selbst im wunschlosen Unglück, im Reihenhäuschen mit Garten bei lebendigem Leibe einsargen zu lassen. Mit Bier und Wein und Schnaps zu Frankenfeld und Fernsehballer samt Kartoffelchips und emsiger Schwiegermutter. Schon hier läßt sich der letzte Satz des Buches mehr und mehr mit Wahrheit auf: „So war das“.

Denn so war wirklich vieles in den 1950er, 60er und 70er Jahren, Elke Schmitter trifft mit ihrem Erzählton auch präzise die Dicke-Bohnen-Luft jener bürgerlichen Verhältnisse, die das Fundament der alten Bundesrepublik waren. Viele werden vieles wiedererkennen: Eintöpfe und Schmorbraten im Winter, Bohnen und Marmelade einkochen, Skatrunden am Samstagabend. So war das, so ist das heute nicht mehr oft. „Frau Sartoris“ riecht nach rheinischem Realismus, nach Böllschem Kleinbürgermief – kommt aber ohne jeden Anflug von Heimeligkeit daher. Dieses nüchterne Soll und Haben der fetten Jahre erliegt eben nicht der zarten Versuchung der Nostalgie. Und das macht den Roman zu einem Rückblick nach vorn: Wir verstehen unser Heute nicht, wir verstehen insbesondere den Ort, die Rolle, ja das Handeln der Frauen in dieser Gesellschaft nicht, wenn wir nicht auch die Geschichte dieses Orts, dieser Rolle, dieses Handelns vor Augen haben.

Es ist, wie könnte es in der Literatur anders sein, auch ein Stück Literaturgeschichte, das da ins Bild rückt. Frau Sartoris ist eine moderne „Madame Bovary“, deren Schicksal sie sinnigerweise auf dem ehelichen Nachtisch liegen hat.

Das ganze Flasko dieser Frau Sartoris aber jammert uns nicht wie bei Madame Bovary, sondern öffnet kühl ein Fenster zur Innenwelt der spätbürgerlichen Seele. Die Liebe in Zeiten der windigen Leistungsgesellschaft taugt nicht zum Entrinnen aus der mausgrauen Reihenhäuswelt. Und: Nichts ist so fatal wie der Versuch, Selbstentdeckung, Selbsterfahrung, Selbstentwicklung nur in der Liebe finden und leben zu wollen. Denn das gibt nicht nur einen Seelenschnupfen, das haut die stärkste Liebe um. Also kann es durchaus passieren, daß eine mit Stärke begabte Frau wie Margarethe gleich zweimal an schwachen Männern, an ausgemachten Hasenherzen scheitert. Daran, allerdings, hat sich seit Flaubert nichts geändert.

Während Flaubert indes noch als allwissender, aber parteiisch einführender Erzähler sagen durfte: „Madame Bovary, das bin ich“, verfährt Elke Schmitter mit der strengen Personalperspektive nach der Devise: „Frau Sartoris, das will ich nicht sein!“ Also bleibt die Sprache beschränkt auf die Möglichkeiten, die eine hat, wenn sie aufwächst wie Margarethe Sartoris. Da ist zum Beispiel die schrille Parodie auf Flauberts berühmte Kutschenszene, in der Madame Bovary ja stundenlang mit ihrem Liebhaber durch Rouen die Liebe erfährt. Das Satyrspiel darauf plaudert Frau Sartoris ganz naiv mit Feuer und Flamme aus. Dabei fährt die Kutsche als Séparée gar nicht mehr, sie steht längst still, in einem Museum, und ihre schwankende Benutzung in Flaubertscher Manier hat etwas schreiend Komisches.

Ausgerechnet die Schilderung der erotischen Eskapaden ist, im Gegensatz zum übrigen Roman, so gar nicht realitätsgetränkt. Das sagt – man bedenke die Nachtischlektüre – etwas über die Abnutzung von Bildern, ja von Wunschvorstellungen durch schiere Wiederholung: Die schlechten Kopien, die Klischees sind hier zur Kenntlichkeit entstellt, sobald man das Original danebenhält. All das sind Nachrichten aus einem Zeitalter, in dem der Schein eines Seins längst nicht mehr nur das Bewußtsein, sondern auch schon längst Phantasie reguliert.

Dieses Zeitalter wiederum führt uns am Ende nochmals an eine wahrhaft niederrheinische Seite dieses raffinierten Romans zurück: Er hat sowohl französische als auch preußische Vorfahren. Denn so, wie „Frau Sartoris“ zu den Nachkommen von „Madame Bovary“ zählt, so hat auch Philip Rhiennäcker, der erste Liebhaber, einen Ahnen namens Baron Botho von Rhiennäcker, über den wir auch nichts wüßten, wenn nicht Fontane ihn vor einem Jahrhundert in „Irrungen, Wirrungen“ verstrickt hätte. Franzosen und Preußen, das muß man in Krefeld wohl kaum noch betonen, waren in der Tat beide hier und haben sich dankenswerterweise nur in Maßen der rheinischen Leitkultur angepaßt. Statt dessen haben sie Spuren hinterlassen: auf Trottoirs und Chaiselongues mit Plumeaus die einen, in der schonenden Einbettung der rheinischen Uferlosigkeit in Dämme der Disziplin die anderen. Der seelengenaue und doch so ironische Roman aus dem rheinischen Kapitalismus, der Elke Schmitter gelungen ist, trägt diese Spuren auch. Und er hinterläßt Spuren bei tief beeindruckten Lesern. Überall in diesem Land, auch am Niederrhein. Nicht zuletzt dafür preist er sie.



Niederrheinische Kopfwäiden; Ley bei van den Berg, Xanten

Dankrede

„Sätze, die zeigen, wo man zu Hause ist.“

Von Elke Schmitter

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,
sehr geehrter Herr Dirksen,
meine Herren und Damen!

Als ich die Nachricht bekam, dass ich den „Niederrheinischen Literaturpreis“ erhalten sollte, habe ich mich gefreut. Und ich war zugleich ein wenig erschrocken. Die Freude brauche ich nicht zu erklären.

Und Freude spüre ich auch hier und jetzt. Es ist jene Freude, die über der Veranstaltung liegt. Von aller Anerkennung, die man erfährt, ist doch die am schönsten, die einem die daheim aussprechen. Die zu Hause, die es dann, wenn sie es tun, mit sichtbarer Freude tun. Das erlebe ich soeben. Und darum freue ich mich, wie ich es damals tat, als ich von Ihrer Entscheidung hörte.

Und damals war ich auch ein wenig erschrocken. Das muss ich vielleicht erklären. Man will ja, wenn schon nicht so offenkundig hoch hinaus, dann doch immerhin sichtbar weit weg, wenn man als junger Mensch zu fremden Zielen aufbricht. München, Frankfurt, Hamburg, Berlin!

Jetzt bin ich kein ganz so junger Mensch mehr. Jetzt spreche ich von Zielen kaum noch so unbefangen wie ehemals. Jetzt bin ich in München, Frankfurt, Hamburg, Berlin gewesen, bin dort zeitweise immer noch – und dann kommt die Nachricht vom Niederrheinischen Literaturpreis.

Will die Heimat mich nicht loslassen? Oder habe ich einen Heimatroman geschrieben? Zwei Fragen, zwei Antworten:

Die am Niederrhein wollen mich nicht loslassen. Wieder ein Grund zur Freude. Wieder etwas, bei dem ich den Grund und die Freude nicht eigens erläutern muss. Sodann: Habe ich einen Heimatroman geschrieben?

Da geht das Erschrecken schon ein wenig tiefer. Heimatromane stehen zur Zeit wirklich nicht hoch im Kurs. Gut, daß es Heinrich Böll gibt. Keinen seiner Romane würde man einen Heimatroman nennen. Das wunderbare „Gruppenbild mit Dame“ nicht und nicht das „Ende einer Dienstfahrt“. Aber alle spielen in seiner Heimat. Und nicht so leicht findet man ein zweites Buch aus den letzten fünfzig

Jahren, in dem diese Heimat so zart und so deftig, so ironisch und so liebevoll dargestellt worden ist wie im „Ende einer Dienstfahrt“, wie in den Menschen, die hier eine tief humane Gesellschaft bilden. Gut, dass es Heinrich Böll gibt. Sein Segen wirkt immer noch.

Aber habe ich ein Buch geschrieben, das wie die Romane Bölls von einer Heimat handelt, dieser, meiner Heimat am Niederrhein? Frau Sartoris lebt in einer Stadt, die ich mit dem Buchstaben L. abgekürzt nenne. Wo ist L.? Ich darf Ihnen ein Geheimnis verraten: Ich weiß es selber nicht. Und dieses Nichtwissen sagt möglicherweise mehr, als es ein lautes Bekenntnis täte.

Das Nichtwissen ist keineswegs geheuchelt. Ich kann es beweisen.

Schriftsteller, wenn sie bei der Kritik einigermaßen Beachtung finden, werden heutzutage auf Lesereisen durch ganz Deutschland geschickt. Dafür sorgen Buchhandlungen und Verlage. So wollen es überall in Deutschland Leser, die bisweilen auch Hörer sein möchten und dem Autor beim Vorlesen zusehen wollen.

Kleine philologische Abschweifung: Zu keiner Zeit der langen deutschen Literaturgeschichte sind wohl die Schriftsteller in so viele Städte durch so viele Landschaften geschickt worden wie in unserer Zeit. Nie haben sie so viel von Deutschland gesehen, erlebt, gesagt bekommen. Hat das einen Einfluss auf die entstehenden Bücher? Die Wissenschaft wird es herausfinden. Ende der Abschweifung.

Wenn ich nun aus meinem Roman vorlas, kam ich unwillkürlich auch auf L. zu sprechen – wenn nicht, wurde ich anschließend danach gefragt: Was ist L.?

Und nun ist es mir dabei wiederholt geschehen, dass ich es selber nicht wußte. Manchmal sagte ich: Lüneburg. Warum Lüneburg? Bei anderen Gelegenheiten sagte ich Limburg. Da konnte ich dann auf die Nähe von Frankfurt hinweisen, denn in „Frau Sartoris“ ist von der nahegelegenen Großstadt F. die Rede.

„Frau Sartoris“ kann man aber auch so lesen, dass mit L. eigentlich Lüdenscheid gemeint sein müsste. Wegen der Nähe zum Ruhrgebiet. So habe ich einige Male Lüdenscheid gesagt. Aber wo liegt dann F.?

Vergessen wir dieses F. ruhig. Wichtiger ist: Jede deutsche Großstadt hat ein L. in ihrer Nähe: Lauenburg bei Hamburg, Lehrte bei Hannover, Ludwigsburg bei Stuttgart, Landsberg bei München, Lintorf bei Krefeld – A 52. Und so gestehe ich endlich: Ich habe nicht gewußt, wo ich L. hingelegt habe. Und deshalb habe ich es vermutlich von zu Hause mitgenommen.

Unterwegs ist es Literatur geworden. Und dafür haben Sie mir einen Preis gegeben. Den Preis haben Sie mir für das erzählerische Debüt gegeben. Niederrheinisch mag das sein, was ich mitgenommen hatte – ohne es zu merken.

Sie haben es gemerkt. Und auch darüber freue ich mich. Gestatten Sie mir einen kleinen Hinweis darauf, dass ich nun auch gemerkt habe, wo ich was hergenommen – und mitgenommen habe.

An einer Stelle in meinem Roman kommen Frau Sartoris die Sätze in den Sinn, die sie in L. immer wieder gehört hatte, Redensarten von „Schlaf gut!“ bis „Hast du an das Hundefutter gedacht?“

Und ihr fällt – nachts, in ihrem Auto – auf: „Es waren wenig unfreundliche Sätze dabei, viel Fürsorge, viel guter Wille, viel Fröhlichkeit, ... wenig Angst und wenig Zorn und keine Überraschung“.

Sätze, die zeigen, wo man zu Hause ist. Ich danke Ihnen noch einmal für den Preis und jetzt für Ihre Aufmerksamkeit.

Die gegliederte Gemeinde

von Hans Vogt

Nach Abschluß der kommunalen Neugliederung wurden die kreisfreien Städte in Nordrhein-Westfalen verpflichtet, ihr Gebiet in Stadtbezirke einzuteilen. In Krefeld entstanden daraufhin neun Bezirke mit je einer Bezirksvertretung, für die bei der Kommunalwahl im Mai 1975 erstmals Bezirksvertreter gewählt wurden.

Aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Bezirksvertretungen fand am 1. Dezember 2000 im oberen Rittersaal der Burg Linn eine Feierstunde statt. Im Mittelpunkt der Veranstaltung stand neben der Ehrung langjähriger Bezirksverordneter ein Festvortrag des Beigeordneten a. D. Dr. jur. Hans Vogt. Dr. Vogt war bis zu seiner Pensionierung der zuständige Dezernent für die Bezirksvertretungen.

Sein nachfolgend im Wortlaut abgedruckter Vortrag stellte die Überlegungen und Ereignisse, die zur Bildung unserer Bezirksvertretungen geführt haben, vor ihrem geschichtlichen, politischen und rechtlichen Hintergrund dar.

– Die Schriftleitung –

*

„Noch mehr Parlamente!“
„Neue Mini-Rathäuser“
„Bezirksverfassung im Kreuzfeuer“
„Laternen Ausschüsse“
„Anwälte für die Bürger“
„Doch nur Klagemauer“
„Erweiterte Selbstverwaltung gegen Anonymität der Großstadtpolitik“

Das ist eine Auswahl aus den Schlagzeilen des Jahres 1974, als in Nordrhein-Westfalen eine Bezirksverfassung für die Gemeinden diskutiert und schließlich im Landtag beschlossen wurde. Sie spiegelt die Meinungen, für die ein gemeinsamer Nenner zu suchen und zu finden war.

Dabei war das Thema keineswegs neu und schon gar nicht auf unser Land beschränkt.

1. Die Idee des Freiherrn vom Stein und eine allzu stürmische Stadtentwicklung

Gemeinden sind Gebietskörperschaften. Der Name sagt es: Ihre Basis sind ein abgegrenztes Gebiet und die Gemeinschaft der darin lebenden Bürger. Diese Definition ist jedoch unvollständig. Nach unserem Rechtsverständnis gehören auch noch die notwendige Eingliederung in einen Staatsverband und das Recht einer kommunalen Selbstverwaltung dazu. Dieses Recht gab es bei den Städten seit dem späten Mittelalter. Erst mit den Reformen des Freiherrn vom Stein gewann die von ihm aus ihrer Grundidee neu umschriebene Selbstverwaltung dann allmählich jene Konturen, die uns heute

selbstverständlich und zudem im Grundgesetz garantiert sind.

So weit, so gut. Noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein waren die Städte überschaubar. Sie konnten organisch und bedächtig wachsen, wäre da nicht die Dampfmaschine erfunden worden und hätte es nicht ab der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts eine Industrialisierung ungeahnten Ausmaßes gegeben. Sie veränderte auch das Leben und das Zusammenleben in der Gesellschaft von Grund auf. Die Industriestandorte zogen Massen von Arbeitskräften an. Die Wohnorte ufernten aus und stießen mit ihren Siedlungen alsbald an die ihrer Nachbarorte an.

Es kann niemanden wundern, daß in diesen überbordenden Ansammlungen von Menschen, Häusern, Kulturen und gesellschaftlichen Problemen die Bindung zur Stadt über das Einwohnermeldeamt oftmals nicht hinaus kam. Die Kommunalverwaltung wurde von den Neubürgern nur noch als Daseinsvorsorge im technischen Sinne begriffen, an der man meist nur passiven Anteil hatte.

Als wenn indes die Väter der Westfälischen Städteordnung und der Rheinischen Städteordnung von 1856 das geahnt hätten: Sie eröffneten damals schon „Städten von großem Umfange oder mit zahlreicher Bevölkerung“ die Möglichkeit, Ortsbezirke zu bilden. Von einer parlamentarischen Begleitung vor Ort war allerdings nicht die Rede, wohl aber von einem Bezirksvorsteher, der zwar gewählt wurde, aber ausdrücklich verpflichtet war, „den Anordnungen des Bürgermeisters Folge zu leisten“. Da ließ man im alten Preußen wohl nichts anbrennen!

2. Die Allianz zwischen Eingemeindung und Bezirkseinteilung

Die Samt- und Seidenstadt Krefeld war um 1900 innerhalb ihrer historischen Stadtgrenzen auf 108 000 Einwohner angewachsen. Sie benötigte dringend Platz, vor allem für die Ansiedlung alternativer Industrien jenseits der Wohnquartiere. Der Bau eines Rheinhafens sollte erste Abhilfe schaffen. Dafür brauchte man indessen Linn, mit dem man 1899 einen Eingemeindungsvertrag aushandelte, der 1901 in Kraft trat.

Weil Linn mit Krefeld keine gemeinsame Grenze hatte, war damit de facto auch das Schicksal des Zwischenraumes mit Bockum, Verberg und Oppum besiegelt. Es erfüllte sich 1907, als alle drei Gemeinden in die Stadt Krefeld eingegliedert wurden. Um es hier gleich zu erwähnen: Auch Uerdingen war betroffen, weil ihm durch den heranrückenden großen Nachbarn kaum noch Entwicklungsraum blieb. Aber darüber später.

In den Eingemeindungsverträgen finden sich auch Aussagen zur Sicherung des örtlichen Gemeinwesens. So wurde das ehemalige Burgstädtchen Linn fortan zu einem „Bezirk“, seine Gemeindeverwaltung zur „örtlichen Verwaltungsstelle“ mit Standesamt, Meldeamt und Polizeiamt, ferner Zahlstelle für Kassengeschäfte. Damit auch die Bürgerschaft beteiligt war, richtete die Stadt Krefeld auf die Dauer von 20 Jahren eine „Kommission“ ein, die zur Hälfte aus Linnern bestehen sollte. Sie hatte alljährlich die An-

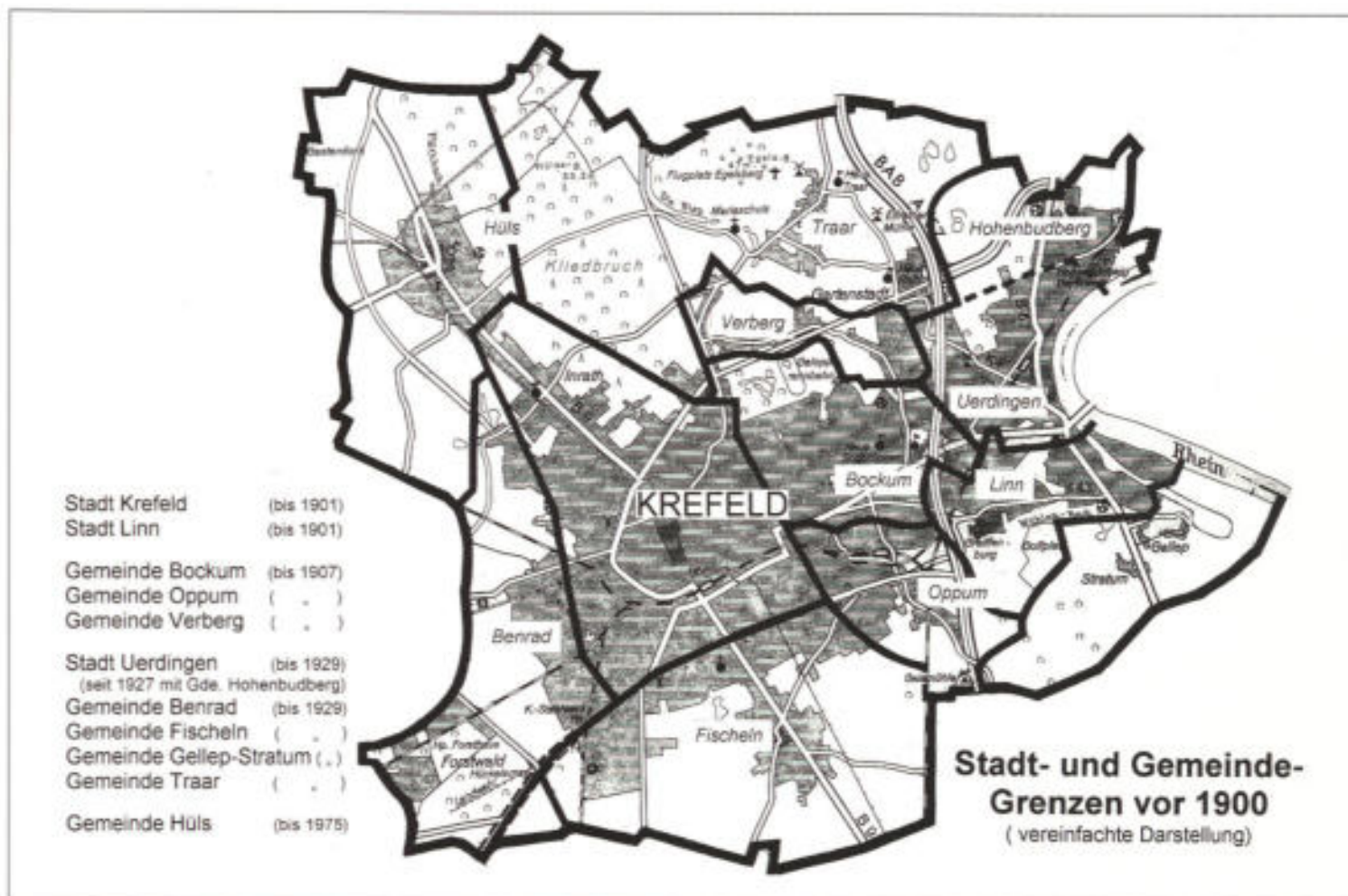


Abb. 1. Die Industrialisierung ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts löste einen riesigen Arbeitskräftebedarf aus. Die Folge waren eine starke Verdichtung der Wohngebiete und das Ausufern der Städte. Um eine vernünftige Stadtplanung zu ermöglichen, kam es an Rhein und Ruhr ab etwa 1900 zu Eingemeindungen. Staatliche Neuordnungsmaßnahmen in großem Stil lenkten diese Entwicklung 1929 und 1967/74 in geregelte Bahnen. In Krefeld kamen so im Laufe der Zeit 3 Städte und 8 Gemeinden unter eine einheitliche Verwaltung. – Die obige Karte zeigt nur die Grenzen dieser Körperschaften, die 1975 bei der Bildung der Stadtbezirke eine wichtige Rolle spielten. Die vielen kleinen Grenzveränderungen und Grenzberichtigungen, die es im Laufe der Zeit gegeben hat, sind nicht dargestellt.

gelegentlich des Bezirks – den Hafen ausgenommen – zu „begutachten“ und zu „erörtern“.

Den künftigen Stadtteilen Bockum und Oppum wurde 1907 ein ähnlicher Status zugesichert. Verberg ging nur scheinbar leer aus, denn es lebte schon vorher mit Bockum in einer Verwaltungsgemeinschaft. Es wurde aber an der Kommission beteiligt, die unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters „fortlaufend die Angelegenheiten, Bedürfnisse und Interessen“ der Stadtteile „begutachten“ sollte, und zwar 25 Jahre lang. Dann betrachtete man offenbar die Angleichung als erledigt.

Was die Kommissionen mit ihrer zeitlich begrenzten „Gutachterfunktion“ bewirken konnten, war wenig genug. Aber sie waren immerhin eine Adresse, an die man sich wenden konnte.

3. Das Großberlin-Gesetz von 1920

Die europäischen Hauptstädte und ihr direktes Umfeld hatten sich bereits lange vor 1900 zu riesigen Verdichtungsräumen entwickelt.

In London wurde schon 1888 der damals 4 Millionen Einwohner zählende Ballungsraum zu einer Grafschaft zusammengefaßt – der County of London – mit 29 sogenannten Metropolitan Boroughs (selbständig gebliebenen Bezirksstädten). Inzwischen hat man zwar modernere und effektivere Formen der Zusammenarbeit eingeführt, aber die an Tradition gewohnte britische Königin muß noch immer den Lord Mayor der alten City of London um Erlaubnis bitten, wenn sie seine „heilige Quadratmeile“ zwischen St. Paul's und Tower betreten will.

Anders war und ist es in Paris. Frankreich ist seit der Revolution zentralistisch organisiert.

Dort bildet die alte Hauptstadt zusammen mit den rund 80 – auch baulich – angrenzenden Gemeinden das Seine-Département, das zweckverbandsähnlich verwaltet wird.

Berlin hatte sich dagegen lange Zeit mit einer Problemlösung schwer getan. Zwar war die Agglomeration schon 1883 aus der Verwaltung der Provinz Brandenburg herausgelöst und provinzähnlich zusammengefaßt worden, aber die 100 Städte, Gemeinden und Gutsbezirke hielten eisern an ihren Grenzen und Kompetenzen fest. Eine Einheitsgemeinde – demokratisch, vielleicht sogar sozialdemokratisch regiert – war im Honoratiorensystem des preußisch-deutschen Kaiserreichs undenkbar. Carl Zuckmayer hätte ja das auf dem Roman von Wilhelm Schäfer basierende Theaterstück „Der Hauptmann von Köpenick“ nicht schreiben können, wenn Köpenick nicht noch vor dem Ersten Weltkrieg eine selbst-

ständige Stadt mit einem strammen Bürgermeister gewesen wäre.

Erst nach dem Zusammenbruch und der Gründung der Weimarer Republik war der Weg frei. Am 27. April 1920 beschloß der Preußische Landtag das Großberlin-Gesetz. Alle Körperschaften wurden zu einer Stadt zusammengelegt, an deren Spitze ein Oberbürgermeister stand. Gleichzeitig teilte man das Stadtgebiet in 20 Bezirke ein. Der kleinste Bezirk war Zehlendorf mit damals 33 000, der größte Kreuzberg mit 336 000 Einwohnern. Jeder Bezirk hatte ein Bezirksamt und eine unmittelbar gewählte Bürgervertretung („Bezirksversammlung“), die ihrerseits einen Bezirksbürgermeister und Bezirksstadträte (Beigeordnete) wählte.

4. „Charlottenburg“ am Rhein

Auch im Industriegebiet an Rhein und Ruhr war eine Neugliederung längst überfällig. Aber man mußte noch warten, bis 1926 die französischen und belgischen Besatzungstruppen abgezogen waren. Dann aber ging die preußische Regierung entschlossen ans Werk.

Das 1928/29 durchgeführte Verfahren unterschied sich kaum von der Neugliederung in den 1970er Jahren – bis auf den wissenschaftlichen Überbau mit Entwicklungsachsen und zentralörtlicher Gliederung. Aber man war gründlich: Essen wurde zum Beispiel mit 13 Nachbargemeinden vereinigt, Neuß mit 7 Gemeinden, Gladbach um die Stadt Rheydt und 3 weitere Gemeinden erweitert.

Selbstverständlich hatte man in Berlin auch die Stadt Krefeld auf der Rechnung, die ringsum vom gleichnamigen Landkreis mit 12 Landgemeinden und der Stadt Uerdingen umgeben war. Niemand in diesem „Kragenkreis“ wollte ohne Not auf seine Eigenständigkeit verzichten, am wenigsten die Industriereiche, aber räumlich beengte Rheinstadt Uerdingen mit ihrem tatkräftigen Bürgermeister Dr. Warsch. Indes – Warsch kam nach nüchterner Prüfung der Alternativen schnell zum Ergebnis, daß man keine hatte. Der 1927 erfolgte Anschluß Hohenbudbergs hatte zwar gut zur Entwicklung des heutigen Bayer-Werks gepaßt, war aber keine Zukunftssicherung für die Stadt gewesen. Und mit Moers wollte man nicht zusammengehen. Es war schon im Falle Hohenbudberg als Konkurrent aufgetreten, zu sehr vom Bergbau bestimmt und für kurkölnische Begriffe auch zu evangelisch.

Blieb also nur die Flucht nach vorn. Das gebot der Verstand gegen das Gefühl, auch wenn sich die Uerdinger Bürgerschaft mit ihrem seinerzeit schon kräftig gesungenen „Oeding blivt Oeding!“ Mut machte. Das hieß aber auch, die Interessen von damals 14 600

Uerdingern gegen 134 000 Krefelder zu behaupten. Und es hieß überdies, das preußische Abgeordnetenhaus für eine Sonderregelung zu gewinnen.

Sie wissen: Warsch hatte Erfolg. Er hatte das Modell der Berliner Bezirksverfassung studiert. Kein Geringerer als der Chef der Kommunalabteilung im Innenministerium – Ministerialdirektor von Leyden – hatte ihn dazu ermuntert. Das Ergebnis war ein Vereinigungsvertrag mit Krefeld, der mit Anlagen nicht weniger als 47 Druckseiten füllte. Dr. Warsch hat darüber 1965 in einer mit mir in seiner Kölner Wohnung vereinbarten Gesprächsrunde im Uerdinger Casino ausführlich berichtet – auch von dem Möbelwagen, den er vor dem Bus der Berliner Neugliederungskommission wie zufällig hatte fahren lassen, damit die Berliner Emissäre nicht schliefen und genügend Muße hatten, sich die Stadt und ihre stattliche Industrie anzuschauen.

Dies waren die 1929 vom Gesetzgeber akzeptierten Eckpunkte der Sonderregelung:

- Krefeld und Uerdingen wurden zu einer Gesamtstadt verbunden, die nach Art eines Zweckverbandes arbeitete. Sie sollte auf Dauer „Krefeld-Uerdingen“ heißen. Der von der Presse in die Diskussion geworfene Name „Kredingen“ war nicht ernst gemeint.
- Anders als die Bezirke in Berlin sollten die beiden Städte noch 20 Jahre lang eigene Körperschaften des öffentlichen Rechts bleiben. Es gab also statt bisher zwei künftig drei juristische Personen.
- Die ehemaligen „Räte“ wurden zu Bezirksverordnetenversammlungen. Die Gesamtstadt bekam einen paritätisch besetzten Gemeinschaftsausschuß.
- Der Bürgermeister von Krefeld war gleichzeitig Oberbürgermeister der Gesamtstadt (der „Dachgemeinschaft“). Er wurde durch den Uerdinger Bürgermeister vertreten.
- In die Zuständigkeit der Gesamtstadt fielen alle „Kreisangelegenheiten“, ferner die Stadtplanung – wobei die Bebauungspläne der Zustimmung des Stadtbezirks bedurften –, schließlich das Verkehrswesen, die Versorgungsbetriebe sowie der Hafen und das Uerdinger Werft.
- Die Steuerhoheit blieb bei den Teilstädten. Jede Körperschaft stellte ihren eigenen Haushalt auf.

Uerdingen war der einzige Fall in Preußen, bei dem von der gängigen Eingemeindungspraxis abgewichen wurde.

5. Die befohlene Fristverkürzung

Der Sonderstatus währte indes nicht 20, sondern nur 10 Jahre – bis 1940. Schon bald nach der Machtergreifung waren die braunen Herren darangegangen, ihn in Frage zu stellen. Der Vertrag sei ein „rot-schwarzes“ Machwerk aus der Systemzeit. Und: Kom-

promise entsprächen nicht dem Geist des Nationalsozialismus. Dabei nutzte man den Umstand, daß die Sonderregelung nicht gerade eine Verwaltungsvereinfachung war. Schon 1935 lag dem Berliner Ministerium ein entsprechender Bericht vor – was Uerdingen prompt mit einem Antrag auf Wiederherstellung seiner vollen Selbständigkeit beantwortete.

Hinter den Kulissen wurden sich aber die parteilichen, kommunalen und staatlichen Stellen schnell darüber einig, daß Krefeld und Uerdingen baldmöglichst miteinander verschmolzen werden sollten. Im 4. Band der vorzüglichen Quellensammlung „Krefelder Archiv“ kann man dies anhand von vielen vertraulichen Aktenvermerken, Briefen und Gutachten nachlesen.

Die personelle Voraussetzung wurde 1938 dadurch geschaffen, daß der Krefelder Erste Beigeordnete und verdiente „Altnationalsozialist“ – so liest man in den Akten – Dr. Hürter in Personalunion Uerdinger Bürgermeister wurde. Der Kriegsbeginn besorgte das übrige: Man könne sich jetzt weder innere Zwietracht, noch überflüssigen Aufwand leisten.

Im Januar 1940 war es soweit: In beiden Städten tagten die Stadtverordneten und sprachen sich einmütig für die vorzeitige Beendigung der Übergangszeit aus. Nach dem Führerprinzip hatten sie ohnehin nur beratende Funktion. Dann verkündete es der jeweilige Bürgermeister unter Verwendung der Einheitsformel: „Nach Anhörung der Ratsherren – Widerspruch wurde von ihnen nicht erhoben – beschließe ich: ...“. Anschließend feierte man sich gegenseitig bei einem Kameradschaftsabend in der Stadthalle. Der Uerdinger Bevölkerung wurde anderentags die schlechte Nachricht mitgeteilt und gleich eine gute – und aufschlußreiche – angefügt: Die Straßenbahnfahrkarte nach Krefeld würde billiger.

Am 1. April 1940 traten die Beschlüsse in Kraft. Die Stadt Uerdingen gab es nicht mehr. Hürter wurde „Sonderbeauftragter“ für Uerdinger Angelegenheiten – mit einem „Bezirksbeirat“ an seiner Seite, von dem man dann allerdings kaum mehr etwas hörte. Wenig später verschwand auch der ungeliebte Doppelname „Krefeld-Uerdingen“ – wie es hieß, auf Wunsch der Post. Nur das Doppelwappen mit den beiden aufrechten Schlüsseln von St. Peter blieb.

6. Der Neubeginn

Als sich nach dem Kriege der Pulverdampf verzogen hatte, riefen die Uerdinger nach Wiedergutmachung. Nun erwies wiederum Dr. Warsch Geschick und Augenmaß – jetzt als neuer Oberbürgermeister der Gesamt-

stadt, ehe er wenig später Regierungspräsident in Köln wurde. Er überzeugte die Kontrahenten davon, daß sie aufeinander angewiesen waren und die ohnehin schwierige Zukunft nur gemeinsam in einer gemeinsamen Stadt meistern konnten.

Das Ergebnis war eine Ortssatzung von 1946, die als sogenannte Lex Heun 1949 nach einigen Streitereien revidiert wurde. Ihr wesentlicher Inhalt:

- Uerdingen erhält eine Bezirksverwaltung, die von einem besonderen Beigeordneten geleitet wird, dem auch die Hafen- und Bahnbetriebe unterstehen.
- Ferner wird eine Bezirksvertretung eingerichtet. Sie besteht aus 12 Mitgliedern, und zwar den in der Rheinstadt wohnenden Ratsmitgliedern und den entsprechend dem örtlichen Ergebnis der Kommunalwahlen hinzugewählten Bezirksverordneten. Ihr Vorsitzender führt die Bezeichnung Bezirksbürgermeister. Die Bezirksvertretung kann Ausschüsse bilden.
- Die Bezirksvertretung beschließt im Rahmen ihrer Aufgaben nach Maßgabe der zugewiesenen Mittel, die dem Verhältnis der Einwohnerzahlen entsprechen und im städtischen Etat ausgewiesen werden sollen.
- Die Aufhebung von Uerdinger Dienststellen bedarf der Zustimmung der Bezirksvertretung.

Auch die anderen eingemeindeten Stadtteile hatten sich gemeldet, denen 1929 eine politische Repräsentanz zugestanden worden war. Ob es nun an der mangelnden Erfahrung oder aber an der Freude über die wiedergewonnene Freiheit lag – jedenfalls erließ die Stadt 1946 eine „Satzung für die Bürgerausschüsse“, von denen es dann nicht weniger als 23 gab. Sie waren mit Vertretern aus Politik, Verwaltung, Sozialarbeit – so wörtlich – „Bürgern von Stellung und Ansehen“ besetzt. Sie hatten den Stadtrat über alle Angelegenheiten ihres Ortsteils und Wünsche der Bevölkerung zu unterrichten. Kein Wunder, daß alsbald die unabhängigen Bürgervereine wieder auflebten, weitere gegründet wurden und 1949 sogar ein Faltblatt gegen die Bürgerausschüsse erschien. Angesichts dieser „Rückholaktion“ schlichen die Ausschüsse allmählich ein und wurden 1956 formell aufgelöst.

Nur Bockum, Oppum, Fischeln und Gellep-Stratum waren weiter an einer Anbindung an den Rat interessiert, weil man sich dadurch eine direkte Einwirkungsmöglichkeit versprach. Für sie wurden 1956 „Bürgerbeiräte“ installiert. Der Oppumer Beirat löste sich allerdings 1962 auf und stützte sich dann auf einen zuvor gegründeten Bürgerverein. Benrad hatte sich erst gar nicht auf sein vertragliches Recht von 1929 berufen, wonach es einen „Bezirksvorsteher“ wählen durfte, der als Person alle bezirklichen Angelegenheiten gegenüber dem Oberbürgermeister vertrat.

Die uns heute so vertraute Amtsbezeichnung taucht hier übrigens bei uns zum ersten Mal auf.

Die in Krefeld gelübte Praxis fand 1952 im § 13 der neuen Gemeindeordnung von Nordrhein-Westfalen in knapper Form ihre Abstützung. Das Nähere wurde der Hauptsatzung überlassen, so daß erhebliche Gestaltungsfreiheit bestand. Der Uerdinger Landtagsabgeordnete Dembach hatte sich dafür aus naheliegenden Gründen besonders eingesetzt.

Das relativ weitgehende Uerdinger Modell war unter den Nachkriegslösungen wiederum einzig im Lande. Es existierten zwar wegen der 1929er Eingemeindungen auch noch in einigen wenigen anderen Städten Bezirksvertretungen, so in Oberhausen (3) und in Wuppertal (14), in ihrer politischen Zusammensetzung waren sie aber ein exaktes Spiegelbild des Rates und hatten wenig Einfluß.

7. Ein Blick auf die anderen Bundesländer

Selbstverständlich hatte es auch in anderen Ländern Eingemeindungen gegeben, wenn auch nicht in dem großen Stil wie 1929 in Preußen. Bezirkseinteilungen spielten allerdings erst nach dem Zweiten Weltkrieg eine Rolle.

München wurde schon vor 1950 in nicht weniger als 37 Bezirke mit Bezirksverwaltungsstellen und Bezirksausschüssen eingeteilt, die sich nach dem Wahlergebnis in den Bezirken zusammensetzten. Der Stadtrat war verpflichtet, binnen drei Monaten über deren Anträge und Empfehlungen zu entscheiden. Die anderen bayerischen Städte und Gemeinden haben sich allerdings in der Stadtbezirksfrage zurückgehalten, bis in den 1960er und 70er Jahren auch über sie die bundesweite Neugliederungswelle hinwegging.

Auch in Hessen gab es zunächst nur wenig gegliederte Gemeinden, ehe ab 1971 Ortsbeiräte als Instrumente der Bürgerbeteiligung populär wurden. Ähnlich war es in Niedersachsen, wo Göttingen 1964 den Anfang gemacht hatte. Auch in Schleswig-Holstein gibt es zwar Ortsteile und Ortsbeiräte, sie sind aber wegen der dort vorherrschenden Zusammenarbeit in Amtsverbänden selten. In Rheinland-Pfalz waren Ortsbezirke und Beiräte hingegen ab etwa 1950 verbreitet. Schon 1947 gab es in Baden-Württemberg den ersten Bezirksbeirat, und zwar in Durlach, das seit 1936 zu Karlsruhe gehörte. Für uns ist hierbei besonders interessant, daß im alten Karlsruhe bis jetzt die Bürgervereine die offiziellen Gesprächspartner in Stadtteilfragen sind.

In allen alten Bundesländern einschließlich der Stadtstaaten gibt es heute explizite Bestimmungen über die Bezirke. Einrichtungszwang besteht allerdings nur in Bayern für Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern, in Niedersachsen für Städte mit mehr als 200 000 Einwohnern und in Nordrhein-Westfalen für alle kreisfreien Städte (siehe weiter unten). Für alle übrigen Gemeinden sind es Kann-Bestimmungen. Der Vorsitzende heißt nur in Niedersachsen „Bezirksbürgermeister“; sonst heißt er „Ortsbürgermeister“, „Bezirks- oder Ortsvorsteher“ oder einfach „Vorsitzender“ (in Bayern) und, hanseatisch schlicht, „Sprecher“ (in Bremen).

Unmittelbare Wahl, mindestens aber Besetzung nach dem Stimmenverhältnis im Bezirk ist die Regel, flächendeckende Bezirkseinteilung allerdings die Ausnahme. Die Bezirksparlamente haben – abgesehen von den Stadtstaaten – meist beratende Funktion. Im ländlichen Raum sind die Ortsvorsteher vielfach auch siegelführende Ehrenbeamte und können einfache und regelmäßig wiederkehrende Amtshandlungen vornehmen.

Die neuen Bundesländer haben weitgehend die Praxis der alten Länder übernommen. Ich will mich hier auf Brandenburg mit dem Krefelder Partnerkreis Beeskow – heute Landkreis Oder-Spree – beschränken. Dort gibt es die Amtsverfassung nach norddeutschem Muster, die sich besonders für dünn besiedelte Gebiete eignet. Weil indessen die amtsangehörigen Gemeinden ja rechtlich selbständig sind, spielt dort die innergemeindliche Gliederung kaum eine Rolle. Nur in den amtsfreien Gemeinden – im Landkreis Oder-Spree sind das nur 6 von 142 – können Ortsteile mit Beiräten und Ortsvorstehern eingerichtet werden. In den Städten Beeskow und Fürstenwalde ist das geschehen.

Die zur Zeit in Brandenburg beginnende Gebietsreform wird an der Amts- und Ortschaftsverfassung nichts ändern. Lediglich die Mindestgrößen werden heraufgesetzt und sollen durch Zusammenschlüsse erreicht werden: 500 Einwohner für amtsangehörige und 5 000 für amtsfreie Gemeinden.

8. Die Gebietsreform in Nordrhein-Westfalen

Im kommunalen Schnittmusterbogen der 1960er und 70er Jahre veränderte sich auch das Bild unseres Landes. Statt der früher gut 2 300 Gemeinden waren es am Ende nur noch 400. Vorher hatte es hierzulande nicht weniger als rund 1 000 Gemeinden gegeben, die weniger als 1 000 Einwohner zählten. Davon lagen 566 sogar unter der 500er Marke. Die Ämter, denen drei Viertel aller Gemeinden angehört hatten, gab es fortan nicht mehr, und die Zahl der Kreise war von 57 auf

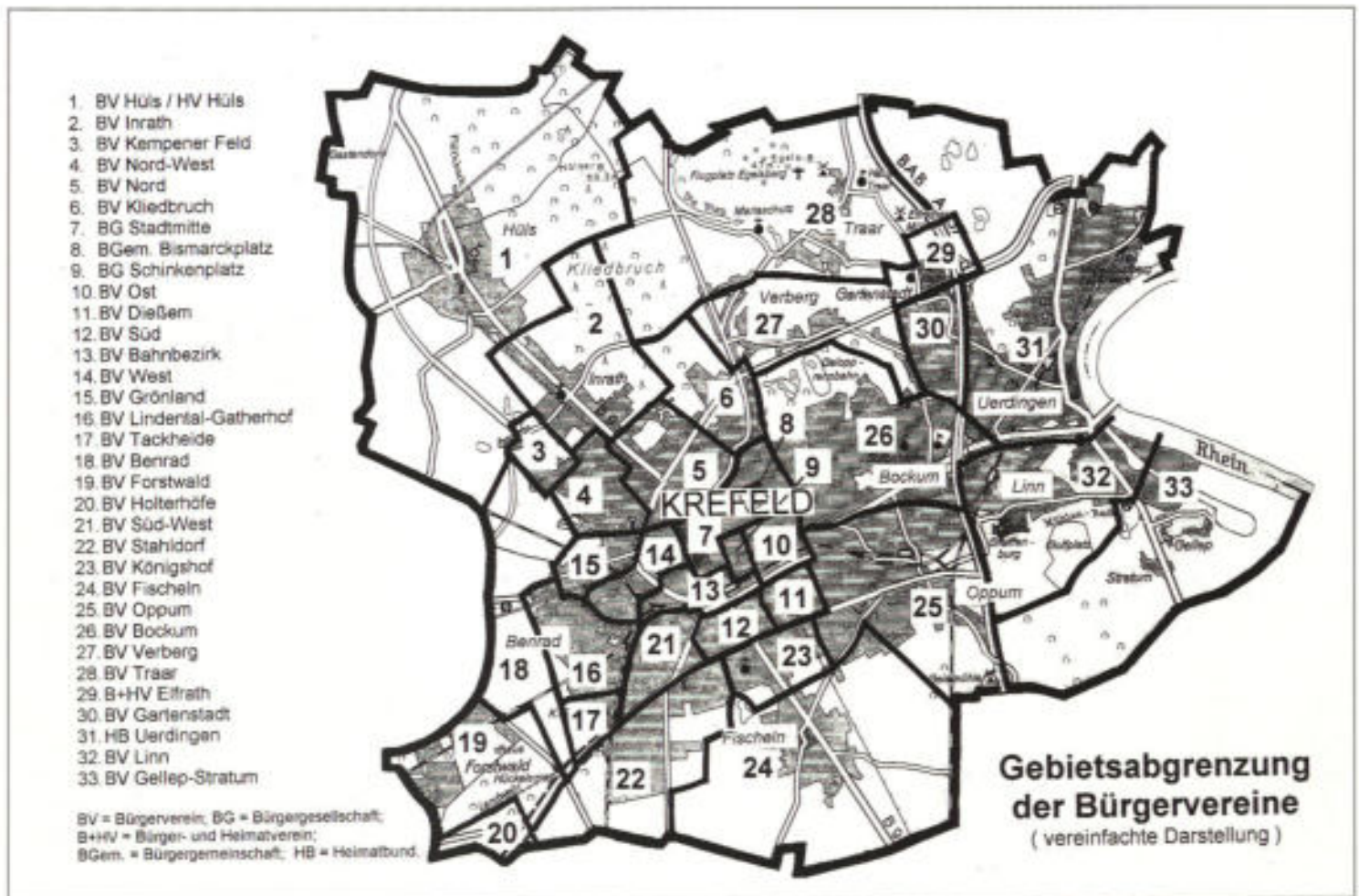


Abb. 2. In den alten und neuen Wohnquartieren entwickelte sich ein bürgerliches Gemeinschaftsleben und organisierte sich in Bürgervereinen, von denen es heute in Krefeld 33 gibt. Der älteste dieser Vereine (BV Nord e.V.) wurde 1878, der jüngste (BGem. Bismarckplatz und Umgebung e.V.) 1990 gegründet. Die Bürgervereine erfüllen eine soziale Funktion im weitesten Sinne. Ihre Aufgaben reichen von der Interessenswahrnehmung im vopolitischen Raum über Bewahrung der kulturellen Eigenständigkeit bis zur Ausrichtung von Veranstaltungen. Die gemeinsamen überörtlichen Interessen nimmt die Arbeitsgemeinschaft der Krefelder Bürgervereine wahr, die auf einen Zusammenschluß von 1904 zurückgeht.

31 reduziert. Mit der Neuordnung des Raumes Bonn hatte die Territorialreform 1967 begonnen. Mit dem Sauerland/Paderborn-Gesetz wurde sie im November 1974 beendet. Es waren die Neugliederungsgesetze Nr. 54 und 55.

Nun war alles größer, leistungsfähiger, jedoch auch anspruchsvoller geworden. Natürlich gab es keine Patentlösungen und schon gar nicht überall Zufriedenheit – auch bei uns nicht. Aber das Unternehmen war mit großem Einsatz aller politischen Kräfte betrieben und von der damals noch jungen Wissenschaft von Raumordnung und Landesentwicklung begleitet worden.

An ein gewichtiges Argument gegen den häufigen und manchmal, auch berechtigten Vorwurf bloßer Maßstabsvergrößerung erinnere ich mich allerdings noch recht gut. Damals hieß es, nur eine starke Gemeinde

könne sich eine teure EDV leisten, die ja seinerzeit mit obligater Klimaanlage ein ganzes Zimmer füllte. Dieser Wink mit dem Zaunpfahl einer digitalisierten Zukunft machte sogar die Skeptiker nachdenklich. Daß man indes die EDV heute als Laptop in der Aktentasche bei sich tragen kann, hatte damals niemand geahnt.

Die Straffung der Organisation bewirkte allerdings zwangsläufig auch eine Verringerung der Zahl der Mandatsträger. Vorher betrug sie etwa 33500, jetzt – trotz Aufstockung der Regelzahlen – nur noch rund 17200. Das war fast eine Halbierung. Gleichzeitig argwöhnte man, daß die immer häufigeren freien Bürgerinitiativen sowie die lokalen Bürger- und Heimatvereine in Konkurrenz zur repräsentativen Demokratie treten würden – so jedenfalls steht es in einer Landtagsdrucksache. Man mußte also gegensteuern, um nicht Politikverdrossenheit

und Desinteresse am kommunalen Geschehen zu erzeugen.

9. Eine neue Bezirksverfassung

Vor dem sogenannten Neugliederungsschlußgesetz legte die Landesregierung den Entwurf einer Novelle zur Gemeindeordnung mit einer neuen Bezirksverfassung vor. In seiner Einbringungsrede berief sich Innenminister Weyer auf keinen Geringeren als Immanuel Kant: „Niemand kann zur Freiheit rufen, wenn er nicht vorher in Freiheit gesetzt wird“. Nun wird Kant dabei wohl kaum an Stadtbezirke und Ortsvorsteher gedacht haben. Sicher war aber gemeint, daß sich nach einer Grundregel menschlichen Miteinanders Mitverantwortung und Mitsprache gegenseitig bedingen müssen. Und darum ging es letzten Endes.

So wurde die Politik denn auch nicht müde zu betonen, daß nicht der Ausgleich für verlorene Selbständigkeit, sondern die Stärkung der Selbstverwaltung im Vordergrund stehe. Gerade deshalb habe man ja den Bezirksvertretungen auch Entscheidungsrechte zugemessen. Die kommunalen Spitzenverbände zeigten allerdings wenig Begeisterung. Sie befürchteten eine Zersplitterung der Verwaltung und höhere Kosten.

Die Gesetzesberatungen zogen sich von April bis Oktober 1974 hin. Mehr oder weniger heftig diskutiert wurden vor allem folgende Fragen:

- In allen kreisfreien Städten (Großstädten) mußten entsprechend den engeren örtlichen Gemeinschaften Bezirke mit Vertretungen und Verwaltungsstellen gebildet werden, und zwar flächendeckend. Die Zahl der Bezirke sollte zwischen drei und zehn liegen. Bei Abgrenzungsschwierigkeiten konnte der Innenminister Ausnahmen zulassen.

Nun mußten aber bei einer Spanne zwischen Köln mit 970 000 und Remscheid mit 120 000 Einwohnern die Bezirke zwangsläufig sehr unterschiedlich ausfallen. Köln entschied sich später für 9 Bezirke und lag mit 100 000 Einwohnern pro Bezirk an der Spitze. Auch Krefeld wählte 9 Bezirke, Mönchengladbach gar 10. Sie bildeten damit unter den rheinischen Großstädten mit durchschnittlich 25 000 Einwohnern pro Bezirk das Schlußlicht, wiesen dafür aber die dichteste bürgerschaftliche Repräsentanz auf, zumindest nominal.

Ein weiteres Problem war die Behandlung der Kernbereiche, die wegen ihrer Rathausnähe eigentlich keine Bezirksorganisation brauchten. Aber auch da mochte man keinen Unterschied machen. Im übrigen durften die Kernbereiche nicht auf mehrere Bezirke aufgeteilt werden, wie zuvor in Bielefeld geschehen.

- Vor diesem Hintergrund befaßte man sich auch mit der Befreiung vom Einteilungszwang. Der Landtag blieb jedoch bei der strengen Linie. Dabei war bekannt, daß sich die gerade in Krefeld in Zahl und Bedeutung herausragenden Bürgervereine schon im Vorfeld um einen Dispens bemüht hatten. Der älteste dieser Vereine (der Bürgerverein Nord) stammte von 1878. Ihm waren allein in jenem Jahrhundert noch weitere vier gefolgt. 1904 hatten sie sich zu einem „Kartell“ zusammengeschlossen, aus dem dann nach dem Ersten Weltkrieg die heute noch bestehende Arbeitsgemeinschaft der Krefelder Bürgervereine hervorging.

Diese alte und gewachsene Tradition hatte den Innenminister durchaus beeindruckt,

ohne daß er im Endeffekt helfen konnte, denn ihm standen sein eigener Gesetzentwurf und der politische Wille der Mehrheit im Wege: Entweder alle oder keiner! Nebenbei: Keine der 14 rheinischen Großstädte hat später im Ausnahmeweg mehr als zehn Bezirke verlangt.

- Den kreisangehörigen Städten und Gemeinden stand es frei, Bezirke (Ortschaften) mit Bezirksausschüssen oder einem Ortsvorsteher einzurichten. Ein CDU-Antrag, im Sinne größerer Einheitlichkeit aus der Kann-Vorschrift eine (rechtlich stärkere) Soll-Vorschrift zu machen, wurde im Plenum abgelehnt.

Tatsächlich bestand denn auch draußen weit geringeres Interesse an örtlichen Vertretungen als ursprünglich angenommen – zumindest am Niederrhein. Im Kreis Kleve gibt es heute nur in 6 von 16 Gemeinden und im Kreis Viersen nur in 3 von insgesamt 9 Gemeinden Ortsvorsteher. In den beiden anderen Nachbarkreisen hat man zwar die Einrichtung von Bezirksausschüssen vorgezogen, doch sie gibt es im Kreis Wesel nur in 2 Gemeinden von insgesamt 14 und im Kreis Neuss ebenfalls in nur 2 von insgesamt 7 Gemeinden. In den vielen „bezirksfreien“ Ortschaften haben die allenthalben bestehenden Heimat-, Bürger- und Geschichtsvereine mit ihren einflußreichen Lokalmatadoren das Sagen.

- Ein dritter, aus unserer Sicht wesentlicher Streitpunkt war die *Amtsbezeichnung der Vorsitzenden der Bezirksvertretungen*. Der Gesetzentwurf nannte ihn „Bezirksvorsteher“. Von Seiten der CDU-Fraktion wurde indessen ein Änderungsantrag eingebracht, ihn „Bezirksbürgermeister“ zu nennen. Ihm sollte damit bei seinen vielen Repräsentationsaufgaben im kommunalpolitischen Alltag ein zusätzliches Ansehen gegeben werden.

Ich erinnere mich, daß in Krefeld die Meinungen geteilt waren, obwohl man in Uerdingen schon seit Jahrzehnten einen Bezirksbürgermeister gehabt hatte. Im Landtag überwog jedenfalls die gesamtstädtische Sicht, die nur einen Oberbürgermeister und mehr Stellvertreter vertrat. Bis zu zehn „Nebenbürgermeister“ hielt man für zu viel, und so wurde dieser Antrag mit den Stimmen der Regierungsparteien SPD und F.D.P. abgelehnt.

Bei der Schlußabstimmung über das Gesetz gab es nur 18 Gegenstimmen und eine Enthaltung. Das Ergebnis drückt die weitgehende Überzeugung aus, daß nach einer sehr einschneidenden Gebietsreform die Erweiterung des Mitwirkungsrechts an der kommunalen Selbstverwaltung unverzichtbar sei.

10. Verhaltener Beginn und allgemeine Akzeptanz

Als im Januar 1975 der Krefelder Antrag auf Dispens vom Innenminister formell abgelehnt worden war, mußte man wegen der alsbald anstehenden Kommunalwahlen unverzüglich und gleichzeitig Wahl- und Stadtbezirke festlegen, denn deren Grenzen durften nicht auseinanderlaufen.

Aber da waren auch noch andere Vorgaben: die hohe Zahl der Bürger- und Heimatvereine (heute 33), ferner der Umstand, daß Krefeld historisch aus 3 Städten und 10 Landgemeinden gewachsen war, und schließlich die noch offene Entscheidung darüber, ob Lank doch noch zu Krefeld kommen würde. Man mußte also wohl die Höchstzahl von 10 Bezirken in Anspruch nehmen, um Verwerfungen zu vermeiden. Daraus wurden nur deswegen 9, weil Lank in der neuen Stadt Meerbusch aufging.

Es gab allerdings auch kritische Stimmen, so etwa von Dr. Reinhard Feinendegen in der Zeitschrift „die Heimat“. Er zeigte sich darüber enttäuscht, daß keine Anhörung stattgefunden hatte. So habe das, was ein Mehr an Bürgerbeteiligung bewirken sollte, mit einem Weniger an Beteiligung begonnen. Im übrigen hätte man sich seiner Meinung nach mit 4 Bezirken begnügen können – mit den gewachsenen Zentren Innenstadt, Uerdingen, Fischeln und Hüls. Ich erinnere mich daran, daß die Verwaltung zunächst eine Beschränkung auf 6 Bezirke geplant hatte, damit aber nicht durchgedrungen war. Die anderen rheinischen Großstädte haben aber wohl auch diese Probleme gehabt. Der Durchschnitt liegt bei knapp 7 Bezirken.

Daß es in den 9 Krefelder Bezirken sogar 11 Verwaltungsstellen gibt, liegt daran, daß Linn und Traar schon seit ihrer Eingemeindung Nebenstellen besaßen und nicht schlechter gestellt werden konnten als vorher. Überhaupt hat sich die konsequent durchgeführte Dekonzentration bewährt, wohl auch wirtschaftlich. In jedem Jahr werden die Vorort-Verwaltungen nach einer akribisch geführten Statistik in großer Regelmäßigkeit von rund 230 000 Bürgern aufgesucht, um sich an- und abzumelden, Pässe und Personalausweise zu beantragen, personenstandsrechtliche Dinge beurkunden zu lassen oder Rat in sozialen Fragen einzuholen. Diese Bürger hätten sonst die Flure des zentralen Rathauses bevölkert.

Als sich die Krefelder Bezirksvertretungen konstituierten, waren die Vorstellungen über Arbeitsweise und Wirkungsgrad noch recht vage. Aber das hat sich eingepielt. Allerdings stehen hier nicht so sehr die Entscheidungsrechte, sondern das Anhörungs- und Mitspracherecht im Vordergrund. Wenn Bauleitpläne und Stadtteilkonzepte vorgestellt,

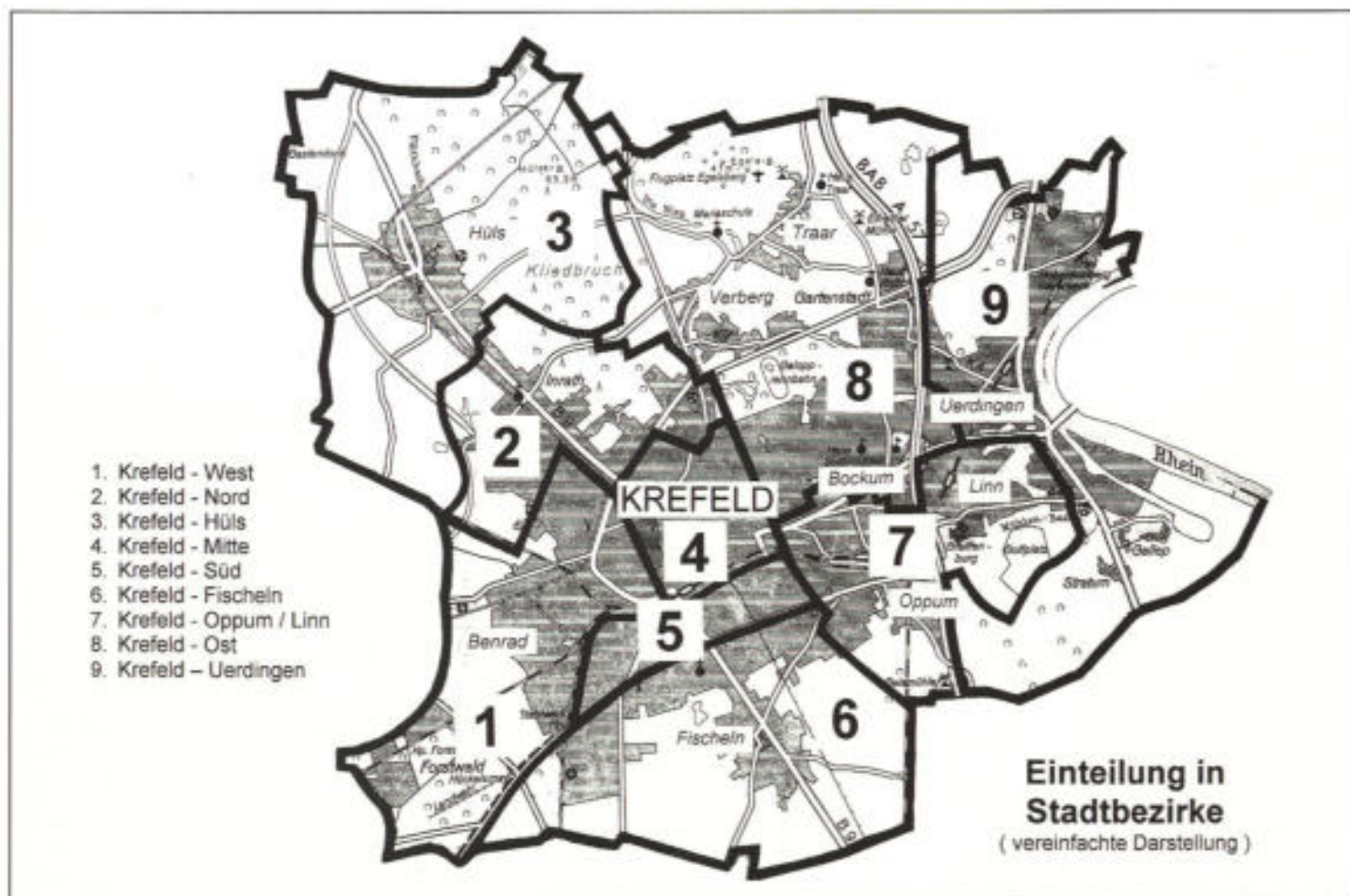


Abb. 3. Den Verlust der Selbstverwaltung bei Eingemeindungen suchten die „aufnehmenden“ Städte meist durch Einrichtung von örtlichen Gremien (Ausschüssen, Beiräten usw.) auszugleichen, denen allerdings nur beratende Funktion zukam; bei uns behielt nur Uerdingen eine gewisse rechtliche Eigenständigkeit. Bei der großen und tiefgreifenden kommunalen Gebietsreform in NRW 1967/74 entstanden allgemein eine wachsende Politikverdrossenheit und Zunahme von Bürgerinitiativen. Das veranlaßte den Gesetzgeber, den kreisfreien Städten die Einteilung ihres Gebietes in bis zu 10 Bezirke vorzuschreiben. Für jeden Bezirk mußte in direkter Wahl eine Bezirksvertretung gewählt werden. Krefeld entschied sich aufgrund seiner geschichtlichen Gegebenheiten für 9 Bezirke. Die Bürgervereine konnten sich im Landtag mit einem Antrag auf eine Ausnahmeregelung nicht durchsetzen.

die Pflege des Ortsbildes oder Straßenbau und Verkehrsfragen auf der Tagesordnung stehen, dann sind die Ränge voll besetzt, und es ergibt sich jener Dialog zwischen Politikern und Bürgern, den sich die Väter der Bezirksverfassung gewünscht hatten.

In den Protokollen der 1596 Sitzungen in den bisher fünf Legislaturperioden findet man aber auch zahllose Beschlüsse und Anträge zu den kleinen und großen Problemen des Alltags. Sie lösen regelmäßig eine Bearbeitung über den zwischen Zentrale und Vorort vermittelnden „Fachbereich Bürger-Service“ – das frühere Bezirksverwaltungsamt – aus. Die Bürgervereine haben längst mit den Bezirksvertretungen ihren Frieden gemacht. Ihre Vorstände werden zu den Sitzungen eingeladen und erhalten dort auch das Wort.

Natürlich wurde auch Politik gemacht – einmal sogar Weltpolitik, als nämlich in der

Bezirksvertretung Oppum-Linn der Antrag gestellt wurde, den Bezirk zur „atomwaffenfreien Zone“ zu erklären. Das war zwar „bezirksbezogen“, scheiterte aber daran, daß Weltpolitik keine „Angelegenheit“ im Sinne der Gemeindeordnung ist.

★

Die Einheitsgemeinde bildet traditionell das Grundmuster in unserem Staatsgefüge. Dieses Muster wurde über die Zeiten hinweg zwar beibehalten, mußte aber den stürmischen Entwicklungen im Siedlungs- und Verkehrswesen angepaßt werden. Zusammenlegungen und Vergrößerungen waren die Folge. Auch die Verwaltungstechnik wurde weiterentwickelt. Deren Funktionalität war ja nicht Selbstzweck, wie etwa die Maschinen des Schweizer Künstlers Jean Tinguely, sondern durfte niemand anderem dienen als dem Bürger.

Das alles löste die Frage nach Überschaubarkeit, nach Bürgernähe und Bewahrung der örtlichen Gemeinschaft aus. Sie wurde durch Einrichtung einer Bezirksverfassung beantwortet, die der Bevölkerungsdichte und Siedlungsstruktur in den Ländern angepaßt war.

Die nordrhein-westfälische Antwort liegt nunmehr 25 Jahre zurück. Sie verschrieb den kreisfreien Städten die flächendeckende Einteilung in Stadtbezirke. Den Bezirksvertretungen und Bezirksverwaltungen wurde die Aufgabe gestellt, dafür zu sorgen, daß sich die Dinge mit wachsendem räumlichen Abstand von Rat und Rathaus nicht verringerten oder gar in der Ferne verloren. Sie haben diese Aufgabe erfüllt und sind aus dem kommunalen Geschehen nicht mehr hinwegzudenken.

Chronogramme im Krefelder Stadtgebiet

von Robert Rameil

Im Jahr 1989 erschien in dieser Zeitschrift ein interessanter Beitrag über die Irrfahrt einer Kirchenglocke aus Schlesien. Die Glocke war für Kriegszwecke beschlagnahmt worden, überstand dann aber unbeschadet den Zweiten Weltkrieg auf einem Lagerplatz in Hamburg. Letztlich gelangte sie in den Turm von St. Andreas in Krefeld-Stratum. Auffallend an dieser Glocke ist die Beschriftung, die allerdings äußerst ungeschickt angebracht ist. Bei näherer Betrachtung fällt auf, daß die Inschrift ein Chronogramm ist. Neben der inhaltlichen Aussage der Inschrift wird auch noch die Jahreszahl des Glockengusses versteckt mitgeteilt:

AtqVe propagatlonl aC honorl ss trVnlVs
Deltatl s eCVnDo
refVsa et restaVrata eCCLeslae neo
klrChensls peCVLlo¹⁾

In deutscher Übersetzung heißt dies:

Und zur Verkündigung und Ehre der allerheiligsten Dreifaltigkeit zum zweiten Mal gegossen und wiederhergestellt auf Kosten der Kirche von Neukirchen (1746).

Der Beitrag regte mich an, die Chronogramme im Stadtgebiet von Krefeld zu sammeln und zusammenzustellen. Viele Chronogramme sind in der ortsgeschichtlichen Literatur verstreut erwähnt. Dabei fehlen oft die notwendige Erläuterung und eine Übersetzung von lateinischen Chronogrammen.

Was ist ein Chronogramm? Ein Chronogramm ist eine Inschrift, in der eine oder auch mehrere Jahreszahlen versteckt sind. Die Buchstaben, die Werte des römischen Zahlensystems bilden, müssen zusammengezählt werden. Zum Teil sind die Buchstaben durch ihre Größe hervorgehoben. Sind sie aber in gleicher Schriftgröße geschrieben, ist ihre Erkennung schwieriger. Das Wort „Chronogramm“ ist aus den griechischen Wörtern *chronos* = Zeit und *gramma* = Schrift gebildet. Es wird in der älteren Literatur auch *Chronikon* oder *Chronistichon* genannt.

Es bedeuten: M = 1000, D = 500, C = 100, L = 50, X = 10, V = 5, I = 1.

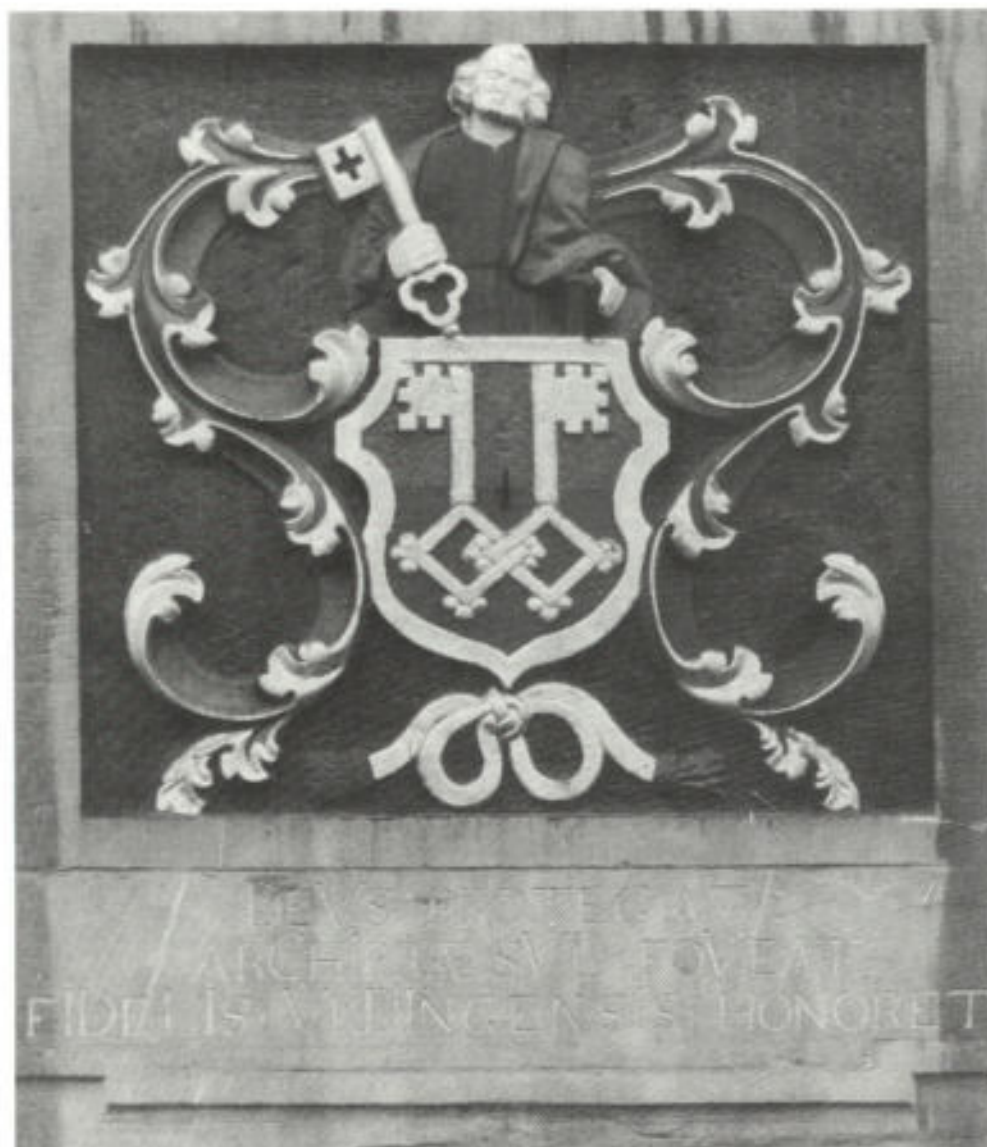


Abb. 1. Wappen und Inschrift über dem alten Rathaus in Uerdingen

Die sich aus der Addition der römischen Ziffern ergebende Jahreszahl ist in den folgende Beispielen in Klammern hinter die deutsche Übersetzung gesetzt. Bei Doppel-Chronogrammen oder Mehrfach-Chrono-

grammen sind zwei oder auch mehrere Jahreszahlen enthalten.

Bei Chronogrammen in deutscher Sprache wird der Buchstabe „W“ als doppelter Wert,

also 2 x „V“, gezählt (vgl. hierzu die englische Bezeichnung des „doubleju“ für den Buchstaben „W“). Auch gibt es Beispiele, bei denen das „Y“ als „I“ gezählt wird. In niederländischen Chronogrammen hat das „Y“ den Wert „J“ (gezählt als II).

Vorzugsweise wurden Chronogramme in lateinischer Sprache, der Sprache der katholischen Kirche, erstellt, allerdings nicht immer in klassischem Latein, was die Übersetzung manchmal erschwert. Deshalb könnte man vermuten, daß sie nur in katholischen Gegenden vorkommen. Beispiele in protestantischen Kirchen Düsseldorfs zeigen aber, daß dies nicht der Fall ist.

Chronogramme kommen an folgenden Orten vor: Gebäuden, Grabsteinen, Wegekreuzen, Kultgeräten und auch auf Silberplaketten von Schützenkönigen, ferner auf Gedenkmünzen oder in Festschriften. Auch Kirchenbücher enthalten oft Chronogramme. Die Texte der Chronogramme schildern oft ein Ereignis, andere entnehmen ihren Inhalt aus der katholischen Liturgie oder aus dem Alten oder Neuen Testament.

Chronogramme an Gebäuden kann der Interessierte ohne weiteres anschauen. Andere hingegen, die sich auf Sakralgeräten, Schützensilber, in Akten oder Kirchenbüchern befinden, sind nicht so leicht zugänglich.

Am alten Rathaus auf dem Marktplatz in Uerdingen ist folgender Spruch unterhalb des Stadtwappens in goldener Schrift aufgeführt (s. Abb. 1):

DeVs protegat arChIpraesVL foVeat
fIDeLis VrDingens honoret (1725)

Gott schütze sie, der Erzbischof unterstütze sie, der treue Uerdinger ehre sie²⁾

Am früheren Wohnhaus der Familie Wiegels in Uerdingen, Oberstraße 38, befindet sich das Doppelchronogramm

Catharinae eLisabethae wiegeLs sVMptV
atqVe aere noVa VrDinglae eXsVrgens:
fVLgeat Vt steLLae faVsta haec strVCTVra
pVeLLae sIt LVX ChIara soLI firMa faVore
poLI (1754)³⁾

Auf Kosten der Catharina Elisabeth Wiegels errichtet und neu in Uerdingen aufragend

Dies Haus allzeit wie die Stern glücklich leuchte nahe und fern, sey ein liebe Zierd der Erd durch Himmels Gunst ewig werd

Ein früheres Wohnhaus in Uerdingen, Am Rheintor 10, zeigte folgende Inschrift:

theoDorVs kreltz et Catharina kirskaMp
ConIvges sibi et serIs posterIs
eXstrVXerVnt 1748⁴⁾



Abb. 2. Inschrift an der Mauer zwischen Museum und Grünzug in Linn; ein L und ein I müßten eigentlich noch groß hervorgehoben werden.

Theodor Kreitz und Catharina KirskaMp erbauten (dieses) für sich und ihre späteren Nachkommen

Das furchtbare Hochwasser des Rheins ist durch Wasserstandsmarken bekannt. Zwei Inschriften halten Erinnerungen daran wach. Am früheren Krefelder Tor in Linn war folgende Inschrift, die sich heute an einer Mauer des Museums Burg Linn befindet (s. Abb. 2):

eXtVberato rheno Linna per CrefeLDIam
pane et naVibVs Liberata (1784)⁵⁾

Bei der Rheinüberschwemmung wurde Linn von Krefeld mit Brot und Schiffen befreit

In einer Fischgaststätte an der Südostecke des Marktes in Uerdingen ist die Schilderung des Hochwassers auf einer Kachel in Bild und Schrift erhalten:

So gefaehrLICH sah es fVr VrDingen aVs so
hoCh stand Das elsVvasser Ins haVs
(28. Feb. 1784)⁶⁾

In dasselbe Jahr fällt der Regierungsantritt von Maximilian Franz von Österreich als Kurfürst von Köln. An seinen Besuch in Uerdingen erinnert eine Eintragung im Kirchenlagerbuch von Pfarrer Eiffrath.

MaX frantz arChIDVX aVstrlae et eLeCtor
pater patrlae seros regnet In annos (1784)⁷⁾

Max Franz, Erzherzog von Österreich und Kurfürst, Vater des Vaterlandes, möge er auf weitere Jahre regieren

Im Jahre 1678 ließ der kurkölnische Oberkellner von Linn und Uerdingen ein gußeisernes Wegekreuz zur Erinnerung an das Ende des holländischen Krieges errichten.

Me sCheffgens posVIt qVanDo paX grata
repVLsit (1678)⁸⁾

Mich errichtete Scheifgens als der erwartete Friede eintrat

Hinter der Kirche St. Margareta in Linn ist ein Grabstein der Familie Dohmen/Diks eingemauert. Damit die erwünschte Jahreszahl erreicht wurde, hat man den Namen Diks klein geschrieben und nicht mitgerechnet.

Catharina agnes diks VXor Ioannis peterI
DohMen hIC fvnerata. paX tibi. (1737)⁹⁾

Catharina Agnes Diks Ehefrau des Johann Peter Dohmen ist hier begraben. Friede sei dir.

In der Konventskirche in Hüls ist das Jahr der Vollendung der Barockausstattung mit einem Text, der dem Psalm 119, Vers 164, entnommen ist, festgehalten:

septies In Die CantabItVr tibi Deo sVper
IVDICla IVsticiae tVae (1736)¹⁰⁾

Siebenmal am Tag singe ich dein Lob wegen deiner gerechten Entscheide

Um eine passende Jahreszahl zu erreichen, wurde der Originaltext aus der Vulgata sprachlich abgeändert. Dennoch ist das Chronogramm mißglückt. Man hat zwei Buchstaben klein geschrieben und gegen die Regel nicht mitgezählt. Im Original lautet der Text wie folgt: septies in die laudem dixi tibi super iudicia iudiciae tuae

An einem Sockel in der Kirche St. Clemens in Krefeld-Fischeln befindet sich folgende Inschrift (s. Abb. 3):

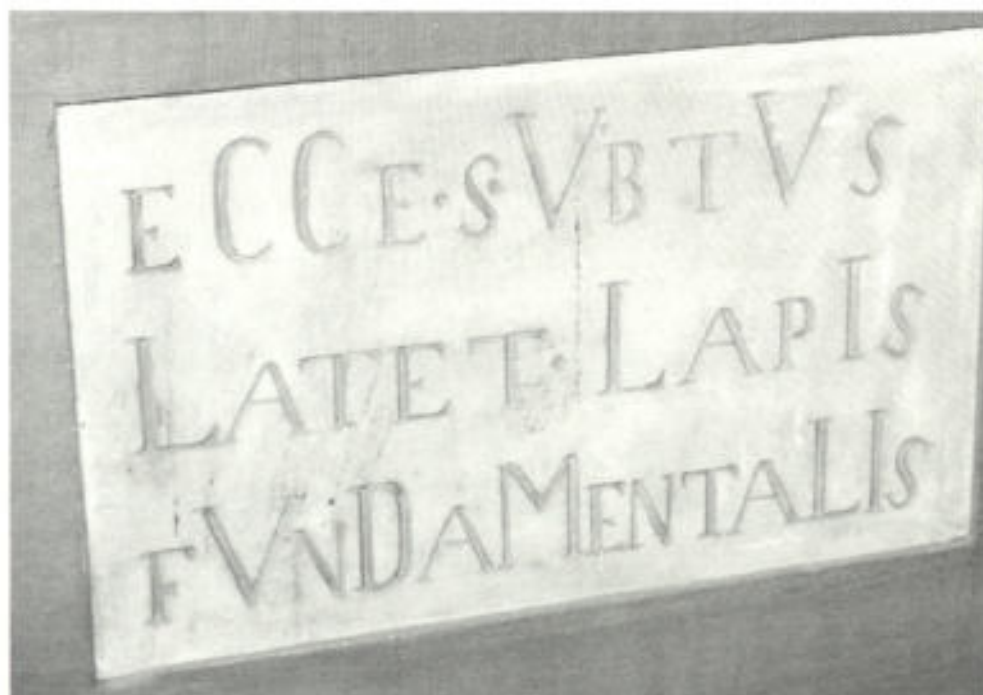


Abb. 3. Sockel in der Fischelner Kirche St. Clemens

eCCe sVbtVs Latet Lapis fVnDaMentalIs
(1867)

Siehe, hier unten liegt der Grundstein

Diese Inschrift erinnert an den Umbau der Kirche nach Plänen von Vincenz Statz¹¹⁾.

Ein Chronogramm auf dem Grundstein erinnert an den Beginn des Neubaus der Linner Pfarrkirche St. Margareta im Jahre 1819, nachdem die alte Kirche im Jahr 1814 eingestürzt war.

gLoria
sIt patrI et fILIo et spIRItVl sanCto
sIt ChrIsto lesV qVI In Ligno CrVCIs nos
LiberAVIt
sIt beatae VirgInI genItRiCI saLVatorIs nostrI
honor patronae nostrae beatae VirgInI
Margarethae (1819)

Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geist
Jesus Christus, der am Holz des Kreuzes uns befreit hat
der seligen Jungfrau und Gebärerin unseres Heilandes
Ehre unserer Patronin, der seligen Jungfrau Margarethe¹²⁾

antonio roManae eCCLeslae presbItero
CarDInaLI CrVCIfIXVs septem saeCVLIs
peraCtIs totIVs popVLI LInnensIs pLosV
Corona CeLebratVr aVrea (1905)¹³⁾

Unter Antonius, Cardinalpriester der römischen Kirche, wird dieses Kreuz unter Beifall

der ganzen Linner Bevölkerung nach vergangenen siebenhundert Jahren mit einer goldenen Krone gefeiert

Bei der letzten Inschrift handelt es sich um ein Doppelchronogramm, das zweimal die Jahreszahl 1905 ergeben müßte. Beim Zusammenzählen ergeben sich aber drei Jahre zuviel, nämlich 1905 und 1908.

Auf einer früheren Glocke der Kirche St. Matthias in Hohenbudberg war das Jahr des Gusses festgehalten:

sanCti tres reges qVaesVMVs DIVIna
aVXILia pII eXorate pro habitantIbVs In
sVperIore bVtberg et kaLtenhaVsen
(1776)¹⁴⁾

Heilige drei Könige, wir Gläubigen bitten Euch: erleht die göttliche Hilfe für die Einwohner von Hohenbudberg und Kaldenhäusen.

Eine Glocke der Liebfrauenkirche hat die Inschrift

De Votos KrefeLDenses ad saCra VoCo
(Krefeld 1860)¹⁵⁾

Ich rufe die Krefelder Gläubigen zum heiligen (Meßopfer)

Auf einer Glocke in St. Stephan heißt es

sanCte henRIce reX CastItas tVa In
gerMania perpetVo atqVe Vero spLenDeat
(1884)¹⁶⁾

Heiliger König Heinrich, deine Keuschheit möge in Deutschland wahrhaft ewig leuchten

Reichhaltiger als anderswo sind die Inschriften mit versteckter Jahreszahl beim Schützensilber, das ausschließlich aus dem 18. Jahrhundert stammt, in Krefeld-Linn (s. Abb. 4, 5 und 6).

Vanitas VanItatIs aC oMnia VanItas:
Vanitas regIs DeCVs (1732)¹⁷⁾

Eitelkeit der Eitelkeiten und alle Eitelkeit: Eitelkeit ist des Königs Zier

herr ferD. sentront ChVrCöLnisCher
Dragoner LieVtenant aLs LInnisCher
IVnggeseLlenkönig. thVt es aVs neIgvng
geben (1737)¹⁸⁾

anno Da CaroLVs seXtVs kayser stVrb
gerharDVs gygeL Vnser könig wVrD
(1741)¹⁹⁾

Im Jahr, als Kaiser Karl VI. starb, Gerhard Gygel König ward

Wo treW VnD Lieb eInanDer fasset, WerD
gestefte faLschelt sehr Verhasset (1743)²⁰⁾

DatVs brVCkMann CentVrlo LInnae pro
reges sorte (1762)²¹⁾

Gegeben vom Linner Hauptmann Bruckmann, den das Los traf

DatVs LYnnae CentVrlo brVCkMann bIna
sorte (1769)²²⁾

Gegeben vom Linner Hauptmann Bruckmann, den zum zweiten Mal das Los traf

Deo In eXCeLsIs gLoria & In terra
homInIbVs bonae VoLVntatIs paX (1792)

Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erde den Menschen, die guten Willens sind²³⁾.

Zahlreich wie beim Schützensilber sind die Inschriften auf sakralen Geräten, wobei auffällt, daß diese hauptsächlich im 19. Jahrhundert vorkommen.

ConstrVcta eX qVo anno CIVItatIs
KrefeLDensIs soLennes proCessiones
In festo CorporIs Xti reCepIsse gaVDet
(Vortragekreuz in St. Dionysius, 1849)²⁴⁾

Errichtet in dem Jahr, als die Krefelder Bürgerschaft sich der Wiederaufnahme der feierlichen Prozessionen zum Fest des Leibes Christi (Fronleichnam) erfreute.

Auf einem Uerdinger Reliquiar steht

CrVX saCra stet VigILans DVX teMpLI
VrbIsqVe patrona (Reliquiar 1849)²⁵⁾

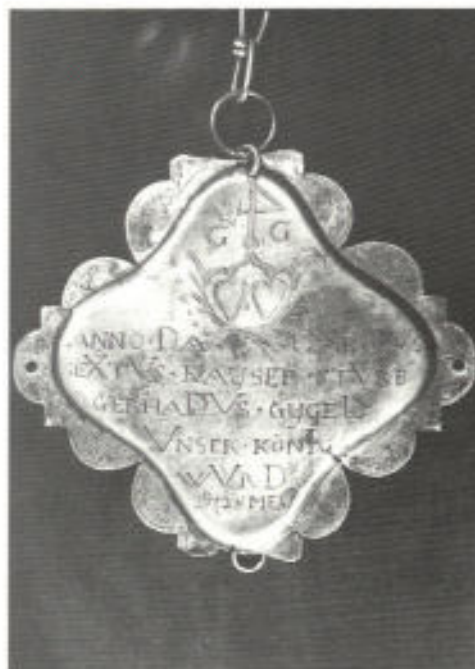


Abb. 4, 5 und 6. Plaketten vom Linner Schützensilber

Das Kreuz stehe als Patron und Wächter von Kirche und Stadt

Weitere Beispiele aus der Uerdinger Peterskirche

praesens CrVX obLata Deo a Marianna (et)
laCobo herbertz IVstatori qVels faX
argentea LVXit (Vortragekreuz 1856)²⁶⁾

Gegenwärtiges Kreuz Gott geweiht von Marianne und Jakob Herbertz, das silberne Licht leuchtete

Maria agnes wiegels eCCLeslae
VerDingensl VoVit: Ipsi retribVatVr
orationibVs nostris
(Weihwassereimer 1852)²⁷⁾

Maria Agnes Wiegels der Uerdinger Kirche gewidmet, durch unsere Gebete wird ihr vergolten

Rev. dno paroCho I. haMaCher IVblLarlo
Digno paroChia grata (Kelch 1865)²⁸⁾

Dem Hochwürdigen Pfarrer J. Hamacher, dem würdigen Jubilar, von der dankbaren Pfarre (gewidmet)

saCerDotl sinCero fortiqVe CrVX erit
paLMa. (Kelch 1874)²⁹⁾

Dem treuen und tapferen Priester wird das Kreuz eine Palme sein.

ReV. DoMino Henr. HVeLstett qVinqVe per
LVstra presb. Et VICarlo. Ioannis bapt. CoL
grata par. (Kelch 1886)³⁰⁾

Dem Hochwürdigen Herrn Henr. Hülstett 25 Jahre Priester und Vikar an St. Johann Baptist von der dankbaren Pfarre (gewidmet)

Anmerkungen

Der vorliegende Beitrag ist die überarbeitete Form eines Lichtbildervortrags, den der Autor am 13. März 1999 auf der Jahresversammlung des Vereins für Heimatkunde e. V. in Krefeld gehalten hat.

¹⁾ Dieter Nellessen: Eine schlesische Leihglocke in St. Andreas. Krefeld-Gelepp-Stratum, in: die Heimat, Krefelder Jahrbuch, Jahrgang 60, Krefeld 1989, S. 31 ff.

²⁾ Eva Brües: Die Denkmäler des Rheinlandes, Krefeld, Bd. 2, Düsseldorf 1967, S. 24; Paul Clemen: Die Kunstdenkmäler des Rheinlandes, Die Kreise Gladbach und Krefeld, Düsseldorf 1896, S. 157; [Franz] Heckmanns: Uerdinger Hausnamen und -zeichen, in: Die Heimat, Mitteilungen der Vereine für Heimatkunde in Krefeld und Uerdingen, 7. Jg., Heft 3, Krefeld 1928, S. 216 (nicht als Chronogramm dargestellt).

³⁾ Eva Brües, a. a. O., Bd. 2, S. 30.

⁴⁾ [Franz] Heckmanns: Uerdinger Hausnamen und -zeichen, in: Die Heimat, Mitteilungen der Vereine für Heimatkunde in Krefeld und Uerdingen, 7. Jg., Heft 3, Krefeld 1928, S. 218.

⁵⁾ NN Strauven: Zwei Inschriften zu Linn, in: Heimatkunde, Zeitschrift für niederrheinische Geschichte und Alterthumskunde, Nr. 1, Fischeln 1879, S. 37 - 38; Eva Brües, a. a. O., Bd. 2, S. 59.

⁶⁾ Gustav Cremer: Von Hochfluten und Deichen, in: Die Heimat, Mitteilungen der Vereine für Heimatkunde in Krefeld und Uerdingen, Jg. 5, Heft 1, Krefeld 1926, S. 49.

⁷⁾ Viktor Jabubowicz (mitgeteilt von): Ein Besuch des letzten Kurfürsten von Köln, Max Franz, zu Uerdingen am 16. Oktober 1784. Bericht des Pfarrers Efrath aus dem Kirchenlagerbuche: Die Heimat, Mitteilungen der Vereine für Heimatkunde in Krefeld, 4. Jg., Heft 3, Krefeld 1925, S. 180 - 181 (statt Lactor müßte es Elector im zitierten Text heißen).

⁸⁾ Strauven: a. a. O., Paul Clemen: Die Kunstdenkmäler des Rheinlandes, Die Kreise Gladbach und Krefeld, Düsseldorf 1896, S. 144; Eva Brües, a. a. O., Bd. 2, S. 54.

⁹⁾ Eva Brües, a. a. O., Bd. 2, S. 54.

¹⁰⁾ Paul Clemen: Die Kunstdenkmäler des Rheinlandes, Der Kreis Kempen, Düsseldorf 1892, S. 45; Deutsche Übersetzung des Psalms aus: Neue Jerusalem Bibel, Freiburg 1987.

¹¹⁾ Herr Heinz Flohr, Krefeld, machte mich dankenswerterweise auf dieses Chronogramm aufmerksam.

¹²⁾ Georg Buscher: Geschichte der niederrheinischen Pfarre Linn, Teil II: Die kirchliche Geschichte, S. 10. (Typskript), o.O., o.J. Die zitierten Chronogramme nach Pastor Joesten: Geschichte, Chronogramme und Lieder zum siebenhundertjährigen Jubiläum des heiligen Kreuzes in Krefeld-Linn, [Krefeld] 1905. Den Hinweis auf diese Quelle gab mir dankenswerterweise Herr Dr. Reinhard Feinendegen.

¹³⁾ Wie Anm. 12.

¹⁴⁾ Paul Clemen: Die Kunstdenkmäler des Rheinlandes, Der Kreis Moers, Düsseldorf 1891, S. 25.

¹⁵⁾ Eva Brües, a. a. O., Bd. 1, S. 35.

¹⁶⁾ Eva Brües, a. a. O., Bd. 1, S. 40.

¹⁷⁾ Eva Brües, a. a. O., Bd. 2, S. 60.

¹⁸⁾ Wie Anm. 17.

¹⁹⁾ Eva Brües, a. a. O., Bd. 2, S. 61.

²⁰⁾ Wie Anm. 19.

²¹⁾ Eva Brües, a. a. O., Bd. 2, S. 62.

²²⁾ Wie Anm. 21 (Auf einem Wegekreuz in Grevenbroich-Noithausen ist mit leicht abgewandeltem Text ein Chronogramm auf dasselbe Jahr erhalten. Im Taufbuch von Odenthal/Bergisches Land gibt es eine sprachliche Variante für das Jahr 1800).

²³⁾ Eva Brües, a. a. O., Bd. 2, S. 62.

²⁴⁾ Eva Brües, a. a. O., Bd. 1, S. 29.

²⁵⁾ Eva Brües, a. a. O., Bd. 2, S. 18.

²⁶⁾ Eva Brües, a. a. O., Bd. 2, S. 19.

²⁷⁾ Wie Anm. 24.

²⁸⁾ Eva Brües, a. a. O., Bd. 2, S. 17.

²⁹⁾ Wie Anm. 28.

³⁰⁾ Wie Anm. 28.

„Jan Kalff und Rudi Löhr“

Eine Ausstellung im Stadtarchiv Krefeld zum Galerienonntag vom 3. bis 29. September 2000


von Christian Krausch

Mit der Ausstellung „Jan Kalff und Rudi Löhr“ flankierte das Stadtarchiv Krefeld im Herbst 2000 zum vierten Mal den alljährlichen Galerienonntag (s. Abb. 2). Anders aber als in den früheren Jahren stellten sich diesmal gleich zwei Künstler der Aufgabe, den Ausstellungsort zu bespielen. Nicht als Team im Sinne eines Duos in Erscheinung tretend, präsentierten Kalff und Löhr Arbeiten in Form von individuellen Resultaten langjähriger künstlerischer Entwicklungen. Wie gehabt war Bedingung für die Ausstellung die konkrete Bezugnahme auf den Ausstellungsort sowie die Zugehörigkeit der Akteure zum Kreis Krefelder Künstler.


Aus einer Serie von 300 Arbeiten wählte Jan Kalff für das Stadtarchiv eine Sammlung von 52 kleinformigen Exponaten aus, die zu einem länglichen Block gehängt, die Eingangshalle des Hauses markierten (s. Abb. 3). Bei den 12,5 x 16 cm großen Holzplättchen handelte es sich um ehemalige, in Einzelteile zersägte Paletten des Künstlers, deren gewachsene pastose Farbschichten den Anreiz für spontane Bildfindungen gegeben haben. Aus den meist amorphen Massen sind so Stilleben, Porträts oder stark abstrahierte Landschaftsbilder entstanden, die der Phantasie und dem Formempfinden des Künstlers gehorchen und die zugleich die Vorstellungskraft der Betrachter animieren. Vereinzelt ergänzen die Sammlung, die sich in der gewählten Hängung als Momentaufnahme verstand. In der Tat variierte der Künstler im Laufe der Ausstellungsdauer durch Entfernung und Einbringung verschiedener weiterer Arbeiten den Gesamteindruck des Blockes mehrfach, so daß sich vielfach neue Assoziationsketten zwischen den einzelnen Bildern ergeben konnten. Der Aspekt der Sammlung wie auch der der kreativen Kombinationsmöglichkeit stellte dabei einen unmittelbaren Bezug zum Stadtarchiv her, dessen Aufgabe in der Sammlung und Auswertung vorhandener Informationen besteht. Darüber hinaus lassen sich Parallelen sehen in der Form des „Recyclings“, das Kalff für seine Arbeit anwendet, und jener Art wissenschaftlicher Arbeit, die auf der erfolgreichen Auslotung vorgegebener Materialien fußt.

Abb. 1. Plakat zur Ausstellung

STADTARCHIV KREFELD



JAN KALFF



RUDOLF LÖHR

Ausstellung vom 3. September bis 29. September 2000

Stadtarchiv Krefeld
Girmesgath 120 / Hinter dem Stadthaus
47803 Krefeld
Tel. 0 21 51-86 27 00
Fax 0 21 51-86 27 10

Öffnungszeiten:

Mo – Mi	8.30 – 12.30, 14 – 16 Uhr
Do	8.30 – 12.30, 14 – 17.30 Uhr
Fr	8.30 – 12.30 Uhr

Anders verhält es sich bei Kalffs zehnteiligem Zyklus „Niederrhein“, der seinen Platz im schmalen Korridor zum Benutzerraum gefunden hatte (s. Abb. 1). In einer Zeit, in der das Landschaftsbild in der Kunst längst abgehandelt zu sein scheint, wendet sich Kalff hier in kleinen Formaten der niederrheinischen Landschaft zu, die er stark abstrahiert und abermals in pastosem Farbauftrag wiedergibt. Abgesehen von der Vertrautheit des Motivs mit Wolken-Variationen über tief liegendem Horizont, wie es in der Foto- und Bildersammlung des Archivs mehrfach zu finden ist, läßt sich insbesondere über die Technik der Farbschichtung eine Verbindung zum Haus herleiten. Die permanente Über- und auch Verlagerung von Farben auf der Suche nach Form, das Mischen und Vermengen auf dem Malgrund in Hinblick auf die Bildfindung, gleicht der Suche des Historikers bei seinem Streben nach Erkenntnis mit Hilfe vorhandener und neuer Fakten. Tief liegende Farbschichten finden durch den forschenden Einsatz des Künstlers an die Oberfläche des Malgrundes, vergleichbar den im Dunkel des Magazins verborgenen und auf den Moment ihrer sinnbringenden Verwendung wartenden Archivalien. Der Arbeitsprozeß des Künstlers wie des Historikers ist zudem gelenkt durch den Faktor Zeit. Allein dank ihres langwierigen Entstehungsprozesses ist diese vierte Dimension im Werk von Jan Kalff deutlich spürbar.

Von anderem Standpunkt dagegen nähern sich die Werke Rudi Löhrs der Zeitthematik. Seine Arbeiten für das Stadtarchiv weisen vordergründig einen deutlich historischen Ansatz auf. Im Gegensatz zu seinem Kollegen Kalff experimentiert Löhr weniger mit der Erfahrbarkeit von Zeit an sich, indem er unmittelbar auf Vergangenes und Gewesenes verweist. Konkret schildert er beispielsweise den Blick in das von Sonnenlicht

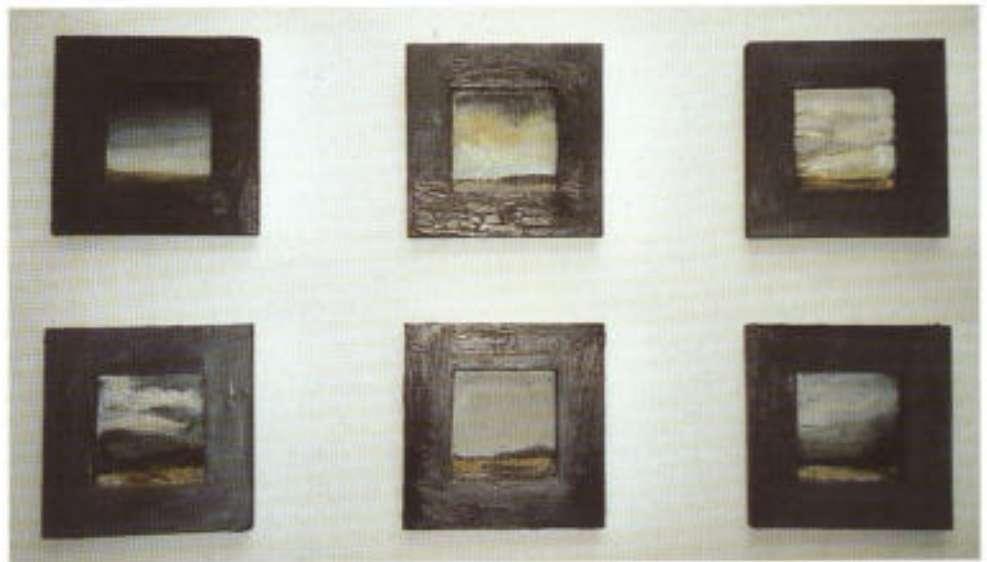


Abb. 2. Jan Kalff; Niederrhein; 1999; Öl auf Sperrholz, 20 x 20 cm; bemalter Rahmen

durchflutete Treppenhaus des ehemaligen Krefelder Atelierhauses in der Dreikönigenstraße, wobei aber die Licht- und Schattentheatralik des Gemäldes seinem rein dokumentarischen Charakter entgegenwirkt (s. Abb. 4). Ein gemalter blauer Längsstreifen am rechten Bildrand mildert überdies die pure Abbildhaftigkeit der Arbeit zugunsten ihrer inhaltlichen Hinterfragung. So lenkt Löhr, vom unmittelbaren Bild des Treppenhauses mit Schatten ausgehend, die Gedanken durch die „Störung“ des blauen Streifens zur „Prozeßhaftigkeit des Seins“, die auf der permanenten Veränderung alles Seienden basiert. Beispiel dafür ist das gemalte Schattenspiel, das kontinuierliche Bewegung suggeriert. Vom Detail ausgehend erlaubt das Bild „Treppenhaus“ darüber hinaus die Übertragung des Variabilitätsgedankens

auf nachweisbare Veränderungen im Krefelder Stadtbild, das einem zeitbedingten Wandel unterlegen ist. Das großformatige Bild „Treppenhaus“ zählt mit zu einer Serie von Gemälden, die ganz im Sinne der Archivarbeit inzwischen abgerissene oder gänzlich veränderte Gebäude der Stadt Krefeld dokumentieren.

Wie bereits Susanne Höper erkennt, ist für Rudi Löhr „nicht der Gegenstand [...] von Interesse, der Gegenstand wird einzig zum Instrument seiner darstellenden Intention, des Schaffens einer hinterfragten und zu hinterfragenden Wirklichkeit“. Entsprechend lenkt auch die gewaltige Arbeit „Modelle“, eine Sammlung aufgereihter, beim Zahnarzt erstellter Abdrucklöffel, den Blick vom vordergründigen Motiv auf eine weitreichende As-

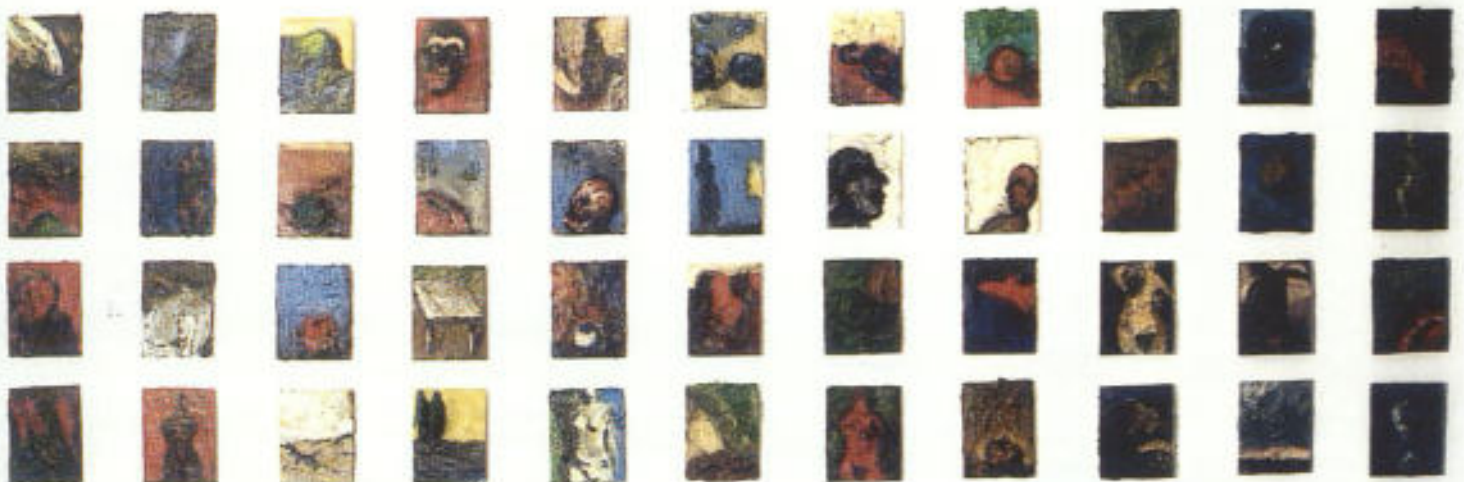


Abb. 3. Jan Kalff; ohne Titel; 1982 - 1999; Öl auf Sperrholz, je 12,5 x 16 cm; Installationsansicht

soziationskette (s. Abb. 2). Das 250 x 155 cm große Gemälde der geformten Abdruckmaschinen ist nach einer kleinen Abbildung entstanden, die am Computer bearbeitet, auf das vorliegende Format vergrößert wurde. 110 auf die Leinwand aufgeklebte DIN-A4-Blätter bilden die Basis der dann in übersteigerten Farben ausgeführten Malerei. Abgesehen vom Pop-Art-Effekt der Arbeit implizieren die erkennbaren Modelle bohrende Erinnerungen an bekannte Bilder aus den Vernichtungslagern der Nationalsozialisten, wo die Habseligkeiten der Ermordeten zu Stapeln sortiert wurden. Darüber hinaus verweist ein jeder Zahnabdruck in seiner Unterschiedlichkeit auf die Vielfältigkeit menschlicher Schicksale, die durch die wechselhafte Farbgebung noch unterstrichen wird. Löhr knüpft hier an die bereits bei Jan Kalff angesprochene Intention des Archivwesens an, vorhandene Materialien in Hinblick auf eine größtmögliche Verbesserung des Wissenstandes inhaltlich auszuwerten. Zudem läßt sich über die erwähnte Assoziation an bekannte Bilder aus Vernichtungslagern eine konkrete Brücke zu den im Stadtarchiv Krefeld gelagerten Wiedergutmachungsakten aus der Zeit von 1945 bis 1950 schlagen. Die geforderte Anbindung an den Ausstellungsort ist damit in mehrerer Hinsicht gewährleistet.

Während Jan Kalff im Stadtarchiv mehr als ein von Emotionen gelenkter Künstler in Er-

scheinung tritt, dessen Werke Ausdruck langwieriger Bildfindungsprozesse sind, erscheint Rudi Löhr als analytischer Maler, der sowohl malereiimmanente Fragestellungen nachspürt als auch Spuren der Vergangenheit offenbart. Er gleicht damit eher dem wissenschaftlich motivierten Künstler, dessen Werk einer anhaltenden theoretischen Rezeption Nahrung bietet, wohingegen Kalffs Bilder sich impulsiv und nicht zuletzt durch ihren Anachronismus dem Betrachter erschließen. Die Werke beider Künstler leben indessen von der gezielten Auslotung des Faktors Zeit, der entweder über den Malprozeß oder die Wahl der Motive für den Betrachter erfahrbar wird.

Die Verbindung divergierender Annäherungen an das Haus wie auch die unterschiedlichen Auffassungen der Künstler von Malerei gaben der Ausstellung „Jan Kalff und Rudi Löhr“ im Stadtarchiv einen besonderen Reiz. Die dabei gelungene Zusammenarbeit von Jan Kalff und Rudi Löhr mit den Veranstaltern wie auch die zunehmende Akzeptanz der Stadtarchiv-Ausstellungen durch die Bevölkerung ließen den Wunsch nach einem weiteren Projekt wachsen. Das Ziel, Kunst fern üblicher musealer Einrichtungen zu zeigen, gewinnt in Hinblick auf die große Zahl interessanter und spannender künstlerischer, in Krefeld nachweisbarer Intentionen an Brisanz, da hier ein Forum mit bislang noch nicht ausgeschöpften Kapazitäten zu

sehen ist. Die Herbst-Ausstellungen im Stadtarchiv entwickeln sich vor diesem Hintergrund zusehends zu einem Organ der unmittelbaren Künstlerförderung.



Abb. 4. Rudi Löhr; Treppenhaus; 1997; Öl auf Leinwand; 170 x 120 cm

Unterer Niederrhein

Land der Träume
und der Träumer,
weltverloren und
dem rheinischen Frohsinn abhold.

Man komme im Herbst,
um jenseits der Deiche
in der Weite und Stille
zu wandern, wenn
diffuses Licht die
Nebelschleier durchdringt.

Bäume und Büsche recken
sich verwegen gegen den Wind,
der meist westlich von
See her weht, und
beherbergen Geister wie
Gespenster zweifelhafter Couleur.

Man glaubt den Ruf
der Toten zu vernehmen,
wohl aus dem Seelenbereich
oder der nordischen Saga
stammend, von den Zugvögeln,
die vieltausendfach hier
rasten und überwintern.

Auch die sommerlichen
Dunstschleier dämpfen die
Farben wie die Malerpalette
in Grün, Blau und Grau.
An den Altwässern und Kolken
stehen die Reiher stocksteif,
ihr Spiegelbild betrachtend.

Die Sonne zögert oft,
das Land der Deiche und
Dellen zu beleuchten.
An den Leyen und Abzugsgräben
warten die Kopfweiden,
aufgereiht wie Wachtposten,
darauf, gestutzt und
beschnitten zu werden.

Sie spiegeln sich gleich
den wuchtigen Linden und
Pappeln an den vielen
Altrheinarmen und
betrachten sich wie
bückende Kinder, die,
Fische fangend, ihre
lachenden Gesichter anschauen.

Landschaften am Niederrhein,
zum Träumen geschaffen
in jeder Jahreszeit, wo die
Wolkenheere wogend wandern,
wo man sie wie unter Wasser
liegend betrachtet und glaubt,
der Himmel sei die Oberfläche
des Meeres, wo der
Menschen Atem erst beginnt.

Werner Böcking

Der Krefelder Maler Lothar Braun

von Marianne Gatzke

Wer das im Jahre 2000 mit dem Krefelder Denkmalpreis ausgezeichnete Haus Uerdinger Straße 325 betritt, findet sich in einem Reich der Kunst: Er hat reich stuckierte Decken über sich, sieht passende Möbel, Teppiche, Tapeten, Vorhänge, vor allem aber trifft er auf Bilder. Bewohnt werden die bis zum Garten durchgehenden Räume von zwei Künstlern, dem Schmuckdesigner und Goldschmied Alexander Alberty und dem Maler Lothar Braun.

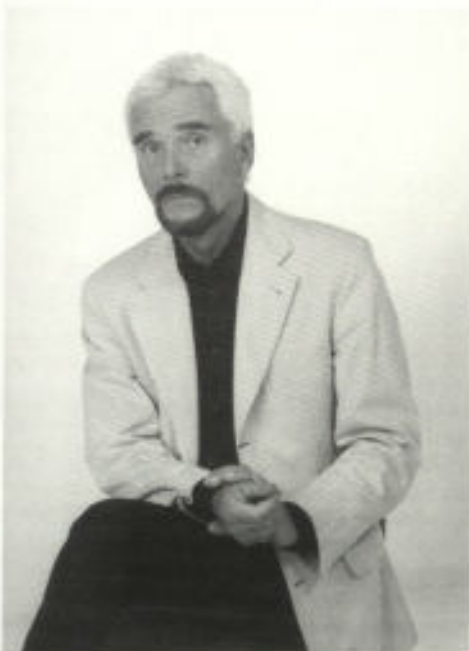
Lothar Braun, der am 9. Februar 2001 70 Jahre alt wurde, studierte an der Kunstakademie in Düsseldorf Malerei, Bildhauerei, Kunstgeschichte und Philosophie. Er war lange Jahre Kunsterzieher am Krefelder Gymnasium am Moltkeplatz und lehrte auch an der Hochschule in Duisburg.

Seine Gemälde – ausnahmslos gegenständliche, denen es aber keineswegs an Abstraktion mangelt – sind von einer solch stillen, lyrischen Schönheit, daß sie noch lange im Auge haften bleiben: der magische Glanz



Abb. 2. Phantastische Dachlandschaft: Montreux

Abb. 1. Lothar Braun



des Lichtes, die Klarheit von Linien und Konturen, eine Verwandlung der Materie durch das Licht. In seinen späteren Arbeiten sucht er genau die Momente, in denen ein Objekt durch Licht gelöst wird von Begriff, Funktion, Raum und Zeit. Der Betrachter soll sich ebenfalls einen meditativen Augenblick lang lösen lassen aus seiner Einbindung in Raum und Zeit; das sind – wie der von Lothar Braun besonders geschätzte Hermann Hesse sagt – die eigentlichen Glücksmomente im Leben.

Ein besonders prägendes Erlebnis war und ist für den Maler die Lichtfülle der Kykladen, zu der es ihn immer wieder hinzieht und wo er nach eigenem Bekunden eigentlich erst richtig sehen und malen gelernt hat. So wird für unser entzücktes Schauen die griechische Inselwelt widergespiegelt: ein felsiger Abfall zum Meer, Sandrippeln am Strand, Steinquader, stille Durchblicke auf Treppen, Türen, Gassen, das überwältigende Blau des Himmels. Ein Wort von Nikos Kazantzakis –

in dessen Buch „Im Zauber der griechischen Landschaft“ – hat Lothar Braun tief bewegt, denn es bringt zum Ausdruck, was er schon lange erkannt hatte: „Das Licht in Griechenland ist voller Geist, solches Licht half dem Menschen, klar zu sehen, Ordnung in das Chaos zu bringen, es zum Kosmos zu gestalten. Und Kosmos, Welt, heißt Harmonie“.

Das ist in der Tat Lothar Brauns künstlerisches Credo. Schon als junger Student wehrte er sich gegen die Zwänge des Kunstmarktes, wo Häßlichkeit und Provokation schick waren. Ästhetik und Harmonie sind für ihn keine veralteten Begriffe. Caspar David Friedrich und René Magritte schätzt er besonders hoch. Für ihn liegt die eigentliche Aufgabe der Kunst nicht darin, das Abbild einer chaotischen Welt zu schaffen, sondern den Weg aus dem Chaos heraus zu finden. Ein Kunstwerk entsteht durch kreative, schöpferische Tätigkeit, folglich, so führt er aus, sei es ein Gleichnis der großen Schöpfung. Die habe ja nach allen Schöpfungsmy-



Abb. 3. Blick nach innen: New Orleans

then das Weltall hervorgebracht, den Kosmos, und das griechische Wort Kosmos bedeute eben Harmonie.

In der Kunst gehe es nicht darum, sich selbst mit allen psychischen Störungen zur Schau zu stellen, sondern genau umgekehrt sich immer mehr zurückzunehmen, um frei zu sein für eine übergeordnete kreative Kraft. Hierzu sei die absolute Beherrschung der Technik erforderlich. Erst dadurch öffne sich der Weg, der zum Ziel hat, über die Gestaltung mit den Händen auch psychisch über die Grenzen des Ich hinauszuwachsen. Erst auf dieser Stufe – der Zen, den Lothar Braun schon als Student durch ein Buch Eugen Herrigels kennen und schätzen lernte, spricht von „Erleuchtung“ – sei eine künstlerische Aussage möglich.

Neben Ölbildern bestimmen vor allem Aquarelle das Werk des Malers, Aquarelle, bei denen oft auch silbergraue Ölkreide und Tusche – diese vor allem für seine bemerkenswerte Punkttechnik eingesetzt werden. Yvonne Friedrichs, die in seinen Band mit Niederrhein-Landschaften („Jahreszeiten“, Mercator-Verlag, Duisburg 1988) einführt, spricht von den lasierenden Schichten, die seine Aquarelle kennzeichnen und rühmt seine technisch-handwerkliche Präzision. Sie nennt ihn einen Klassizisten unserer Tage, der seinen Bildern einen fein ausgewogenen Aufbau und eine schwerelose, fast ins Immaterielle abgehobene grazile Durchsichtigkeit gebe.

Lothar Braun, der ein Meister der Perspektive ist und dessen Bilder mit äußerster

Abb. 4. Kontraste des Südens: Rom



Abb. 5. Kykladen-Gasse



Sorgfalt ausgeführt sind, hatte immer auch eine Vorliebe für die Architektur. Er malte in den Straßen von London und Paris, schuf Bilder in New York und den Neuengland-Staaten. Eine neue Serie römischer Veduten ist kürzlich vorgestellt worden. Immer versucht er, durch Details – etwa Ausschnitte einer Fassade – oder durch Weglassen von Nebensächlichkeiten und Hervorheben typischer Elemente allgemeingültige Eindrücke zu vermitteln. Deshalb verzichtet er auch darauf, Menschen und Aktionen in seine Bilder hineinzunehmen.

Lothar Braun beteiligte sich an Ausstellungen – etwa des Deutschen Künstlerbundes – in Deutschland und im benachbarten Ausland. 1971 erhielt er einen Europa-Preis. Ankäufe vom Land Nordrhein-Westfalen, von

Museen und privaten Sammlern zeigen die Wertschätzung, die er genießt. Neben dem „Jahreszeiten“-Buch mit Niederrhein-Bildern sind als weitere Publikationen von ihm und mit ihm ein „Sylter Tagebuch“ sowie „Aquarelle und Zeichnungen“ zu nennen. In Krefelder Galerien sucht man Werke von ihm vergebens, Freunden seiner Kunst werden sie aber einmal im Jahr bei Ausstellungen in privatem Rahmen vorgestellt.

Ein von ihm 1969 gemaltes Bild ist seit dem 1. September dieses Jahres im Düsseldorfer Ehrenhof in dem soeben eröffneten „museum kunstpalast“ zu sehen.

Das Bild mit dem Titel „Die Nacht“ (Öl auf Leinen) hängt dort prominent im ersten Obergeschoß Süd in der Nachbarschaft von

Anselm Feuerbachs „Iphigenie“ und den drei Köpfen von Alexej von Jawlensky. Lothar Braun ist der einzige Krefelder Maler, der dort so ehrenvoll ausgestellt ist.

Abb. 6. Die Nacht



Abb. 7. Architektonische Landschaft: Niederrhein



Die Restaurierung der Deckenmalereien des 19. Jahrhunderts in den Häusern Westwall 164 und Sollbrüggen

von Ulrich Eltgen

Die Restaurierung von Wand- und Deckenmalereien aus der Zeit des Jugendstils und der Gründerjahre erweist sich immer mehr als lohnende Aufgabe. Das zeigte sich erneut bei Restaurierungsarbeiten in den Häusern Westwall 164 (1998) und Sollbrüggen (2000/2001). Anhand der Restaurierungsmaßnahmen aus den Krefelder Gründerzeit-Häusern konnten weiterführende Informationen für die Denkmalpflege über historische Deckengestaltung, Material und Maltechnik des 19. Jahrhunderts gesammelt werden.

Entscheidend für Innenraum-Ausmalungen wie in den Häusern Westwall 164 und Sollbrüggen sind die vorherrschenden Architekturströmungen beim Villenbau des 19. Jahrhunderts. Auch der historische Villenbau in Krefeld spiegelt durch die künstlerische Deckenbemalung ein neues Standesbewußtsein der damaligen Besitzer wieder und vermittelt somit ein Gefühl von Luxus und Repräsentation.



Abb. 1. Der Restaurator bei der Arbeit an der Decke in Haus Sollbrüggen



Abb. 2. Die Decke im Haus Sollbrüggen vor der Restaurierung

Die Deckenmalereien in den Krefelder Bauten hatten vielfältige Vorbilder aus verschiedenen Epochen, wie zum Beispiel die Ausmalungen in Rathäusern der Renaissance und vor allem aus Schlössern des Barock und Rokoko. Später, gegen Ende des 19. Jahrhunderts, sind auch Motive des Jugendstils in den Deckenmalereien ausgeführt worden, wie z. B. im Wohnzimmer im ersten Stock des Hauses Westwall 164.

In der restaurierten Decke im großen Erdgeschoßsaal im Haus Sollbrüggen, das heute die Städtische Musikschule beherbergt, wurden Feldereinteilungen wie bei Barockdecken im Deckenspiegel vorgenommen (s. Abb. 1, 2 und 3).

Eine Stuckrosette befindet sich in der Deckenmitte, die angrenzenden Deckenflächen sind mit Holzimitation in Ölfarbe gemalt. Der Randbereich zeigt barockisierende Ornamente, stilisierte Pflanzen mit Bändern. Im Wandanschluß darunter liegt ein gemaltes Band, ebenfalls aus Ornamenten, hier aus stilisierten Weinranken, bestehend. Alle Farben in der Decke sind in warmen Braun- und Orangetönen gehalten, das Stuckgips ist in Dunkelbraun gestrichen.

Im Haus Westwall 164 befindet sich im Flurbereich des Erdgeschosses eine kleine, vierteilige Deckenmalerei. Es existieren Muster nach antiken Motiven, wie zum Beispiel aus römisch-pompejanischer Wandmalerei mit



Abb. 3. Die Decke nach der Restaurierung

verschiedenen Figuren und Ornamenten. Im Zentrum der Deckenmalerei stehen weibliche Figuren, die von schmalen Zypressenbäumen umrahmt werden. Engelsköpfe schweben über aufgeklapptem Rahmen mit stilisierten Panoramalandschaften (s. Abb. 5 und 6). Im oberen Bildteil sind Rauchgefäße dargestellt. Schmetterlinge mit wehenden Bändern und eine Girlande bilden den Abschluß.

Die Vorbilder dieser Deckenmalereien stammen häufig aus Vorlagenbüchern und Malerzeitschriften der Jahrhundertwende (Eyth, Jones und Deutsches Maler-Journal). Die Decke zeigte eine starke Ähnlichkeit mit einem Vorlagenblatt im deutschen Malerjournal (Malerjournal von 1894, Band 10) auf und beweist den heute selten nachweisbaren Einfluß von Vorlagendruckten (s. Abb. 7). Inhaltlich ist das Motiv direkt vergleichbar, die künstlerische Umsetzung der Krefelder Flurdecke variiert aber in Details.

Im Jugendstil dominieren florale Ornamente. Ein Beispiel der Darstellung von Jugendstil-

Abb. 4. Die restaurierte Mittelrosette (Detail)



Abb. 5. Die restaurierte Decke im Flur des Hauses Westwall 164





Abb. 6. Detail aus der restaurierten Flurdecke

blumen - Lilien und anderen Arten - befindet sich an der Decke im Wohnzimmer des Hauses Westwall 164. Die Blumen sind spiegelbildlich in verschiedenen Feldern über die gesamte Decke angeordnet, getrennt durch farbig gestaltete Stuckbänder. In der Deckenmitte befindet sich farbig gefasster Stuck, umrahmt von pflanzlichen Jugendstil-Ornamenten.

Darüber hinaus sind gemalte und plastische Gestaltungen der Decken mit Pflanzen- und

Tiermotiven verziert, wie das Beispiel im Haus Westwall 164, im Hinterzimmer im ersten Stock, belegt. Dort befindet sich eine einfache ornamentale Malerei mit Engelsköpfen und Muschelornamenten in den Eckbereichen.

Anhand der bislang restaurierten Decken aus dem 19. Jahrhundert kann an dieser Stelle auch der maltechnische Aufbau in den zwei Historismus-Häusern in Krefeld beschrieben werden. Die Unterkonstruktion der Decken des 19. Jahrhunderts besteht aus Deckenbalken, ausgekleidet mit Lehm, der sehr häufig zusätzlich mit Stroh vermischt wurde. Die darüber liegenden Putze bestehen aus einem Kalk-/Gipsputz mit Grundierung. Die Deckenputze in den Häusern Westwall 164 und Sollbrüggen wurden mit Ölen, Harzen oder anderen Materialien überzogen. Darauf wurde die Malerei mit Leim- oder Ölfarbe aufgetragen und anschließend mit teils gefärbten Überzügen geschützt.

Die vier Deckenmalereien in beiden Häusern sind umfassend mit verschiedenen Leimen oder Kunstharzen in gefährdeten Ausbruchstellen mit Pinseln gesichert worden. Eine Reinigung der vier Decken erfolgte mit Spezialschwämmen und Lösungsmitteln. In den darauf folgenden Arbeitsschritten ist die weiß übermalte Decke im Haus Sollbrüggen mit dem Skalpell und mit chemischen Lösungsmitteln in zahlreichen Arbeitsstunden freigelegt worden. Neue Wachs- und Kreidkittungen verschließen die vorhandenen Fehlstellen in den vier unterschiedlichen Deckenmalereien aus den zwei Krefelder Häusern. Die Fehlstellen in den Deckenmalereien konnten mit Aquarell- oder Ölfarbe „geschlossen“ und anschließend mit einem Spezialüberzug geschützt werden.

Die vier restaurierten Deckenbemalungen sind durch die original erhaltenen Malereien



Abb. 7. Eine Vorlage aus dem Malerjournal

einzigartig. Illusionistische Malerei, Ornamente und Materialimitation ergänzen sich zu einem Gesamteindruck, der die ursprünglich prachtvolle Ausstattung dieser Häuser wieder erkennen läßt, und unterstreichen die Absicht der Hausbesitzer im 19. Jahrhundert, Reichtum und guten Geschmack nach außen hin sichtbar zu machen.

Abb. 8. Großes Zimmer, Haus Westwall 164: Deckenfeld vor der Restaurierung



Abb. 9. Deckenfeld nach der Restaurierung



150 Jahre Krefelder Schachklub Turm 1851 e.V.

von Dieter Ochs

Über die Entstehung des Schachspiels hat es viele Theorien gegeben. Nach den Forschungen neuerer Schachhistoriker hat sich das Spiel wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des sechsten nachchristlichen Jahrhunderts in Indien entwickelt. Im Sanskrit hatte Schach den Namen „Tschaturanga“. Dies bedeutet übersetzt: „Der Vierteilige“. Dieses Wort ist gleichzeitig der Name für das indische Heer, das in vier Bestandteile, nämlich in Elefanten, Wagen, Pferde und Fußvolk zerfiel. Es ist daher möglich, daß dem Erfinder eine Schlacht in Form eines Spiels vorgeschwebt hat.

Von Indien kam das Schachspiel zunächst nach Persien. Dort lernten es die Araber kennen, die in der Mitte des siebten Jahrhunderts dieses Land eroberten. Bei den Arabern stieß es auf großes Interesse und verbreitete sich außerordentlich schnell bis nach Nordafrika, von wo aus es nach Spanien gelangte. In diesem Prozeß erfuhr das Schachspiel Wandlungen von der ursprünglichen indischen Form in die arabische. Von Spanien aus gelangte das Spiel in die übrigen europäischen Länder, in denen es seit dem elften Jahrhundert weitgehend bekannt war. Bald gehörte es zum Allgemeingut in breiten Kreisen der Bevölkerung, und nach damaliger Auffassung war es Teil der Bildung, ansprechend Schach spielen zu können. Maßgebend waren aber auch hier noch die arabischen Spielregeln. Die Entwicklung vom arabischen Schachspiel zur Auffassung, die wir heute vertreten, hat sich vermutlich erst im fünfzehnten Jahrhundert vollzogen.

Die folgenden Jahrhunderte brachten die ersten, heute noch bekannten Schachmeister hervor, so den Spanier Ruy Lopez und die Italiener Polerio und Greco.

In Frankreich trat André Danica Philidor (1726 – 1795) als Meister hervor, der weit über seiner Zeit stand und bahnbrechende Impulse als Praktiker und Theoretiker gab. In den Jahren 1830 bis 1840 galt der in London lebende Franzose De la Bourdonnais als der stärkste Spieler der Welt.

Aber auch in jener Zeit gab es noch nicht die sportliche Auffassung vom Schachspiel, die

mit dem heutigen Spielbetrieb vergleichbar wäre. Diese entwickelte sich erst in den folgenden Jahrzehnten, wobei das Jahr 1851 ein bedeutender Meilenstein in der Entwicklung war.

1851 – Die erste Weltausstellung in London gab Veranlassung, zum ersten Mal in der neueren Schachgeschichte die stärksten Meister zu einem Schachturnier nach London einzuladen. Hoher Favorit war der englische Schachhroe Howard Staunton. Der Sieg fiel jedoch überraschenderweise an Professor Adolph Andersson aus Breslau. Dieser Erfolg war Auslöser für eine Begeisterungswelle unter den Schachfreunden, die spontan zu Vereinsgründungen führte.

In Krefeld fand ein Aufruf in der Presse statt: Alle Schachfreunde möchten zur Bildung eines Schachklubs zusammentreten. So versammelten sich im Lokal „Freiheit“ am 1. Oktober 1851 sieben Herren und gründeten den Krefelder Schachklub mit Statuten und Spielregeln (s. Abb. 1, 2 und 3.) Der Mitgliedsbeitrag betrug für die Gründungsmitglieder einen Thaler, die später Hinzukommenden mußten sich einer Ballotage unterziehen und ein Eintrittsgeld von zwei Thalern entrichten.

Am 4. Oktober 1851, also wenige Tage nach der Gründung, beschloß der Krefelder Schachklub, den Sieger des Turniers von London, Adolph Andersson, als Ehrenmitglied aufzunehmen. Dies alles zeigt, welch große Bedeutung dieser Sieg für die Entwicklung des Schachspiels hatte.

Erstaunlich ist, daß im damals kleinen Städtchen Krefeld gleich 70 Mitglieder dem Schachklub beitraten. Schach muß also auch damals schon in vielen Krefelder Familien mit Begeisterung gespielt worden sein – und mit großem Können, wie die Erfolge des Krefelder Schachklubs in den ersten Korrespondenzpartien – entsprechend den heutigen Fernschachpartien – mit auswärtigen Schachvereinen zeigen.

Die erste Fernpartie wurde mit dem gleichfalls im Jahre 1851 einen Monat später gegründeten Schachverein Elberfeld ausgetragen. Die Partie dauerte ein halbes Jahr und

endete im Juni 1852 mit dem Sieg der Krefelder Schachfreunde. Die Partie ist dem Verein erhalten geblieben und soll hier wiedergegeben werden (s. Abb. 4).

Kurze Zeit danach boten die Krefelder dem Schachverein Concordia Breslau eine Korrespondenzpartie um den Einsatz von 100 Thalern an. Die Partie dauerte von August 1852 bis März 1853 und endete nach dem 35. Zug remis. Dies ist um so bemerkenswerter, als bei Breslau Professor Andersson mitspielte. Die hundert Thaler verblieben in der Klubkasse und wurden bei der Sparkasse für 3 1/3 % Zinsen angelegt.

Im Jahre 1853 mußte das Klublokal „Freiheit“ aufgegeben werden. Der Klub wählte unter einer Reihe von Angeboten das Lokal der Frau Berbenich im Hause Königstraße/Ecke Wilhelmstraße. Für Licht und Heizung mußten jährlich 50 Thaler aufgewendet werden. Als das Lokal fünf Jahre später zur Alte Linner Straße 1 verlegt wurde, wurde diese Entschädigung verdoppelt. Dadurch mußte der Mitgliedsbeitrag um 15 Silbergroschen erhöht werden.

Anfang 1855 begann eine neue Korrespondenzpartie gegen die Schachgesellschaft zu Amsterdam. Der Einsatz betrug 200 Gulden. Am 11. Dezember 1855 traf aus Amsterdam die Nachricht ein: „Wir erachten es für überflüssig, weiter zu spielen. Erteilen Ihnen die Ehre des Spiels und geben hiermit die Partie auf, behalten uns jedoch vor, Ihnen später eine Revanchepartie zu proponieren“.

Auch für die folgenden Jahre weisen die Vereinsprotokolle zunächst noch zahlreiche Korrespondenzpartien aus, von denen einige hier erwähnt seien:

Jahr	Gegner	Sieger
1856	Amsterdam	Amsterdam
1858	Wesel	Wesel
1858	Aachen	Krefeld
1859	Wesel	Wesel
1860	Leipzig	Leipzig
1864	Düsseldorf	Düsseldorf
1879	Bielefeld	Krefeld
1882	Düsseldorf	Düsseldorf
1921	Saragossa	Krefeld

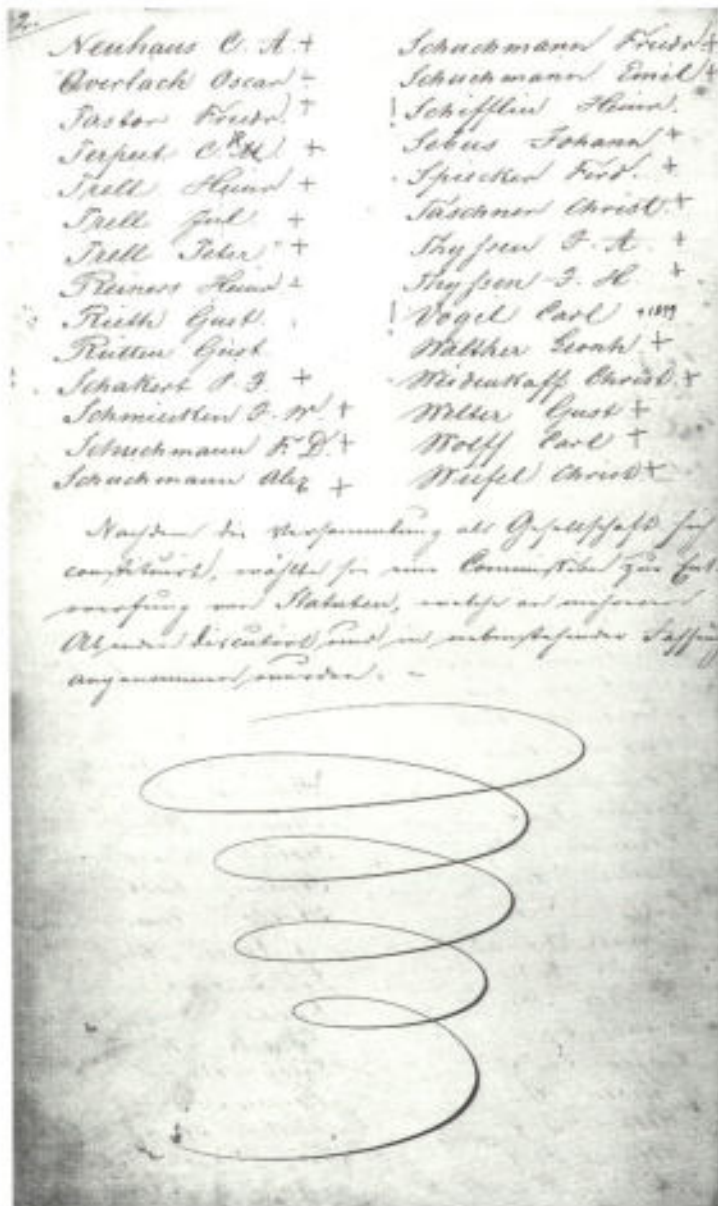
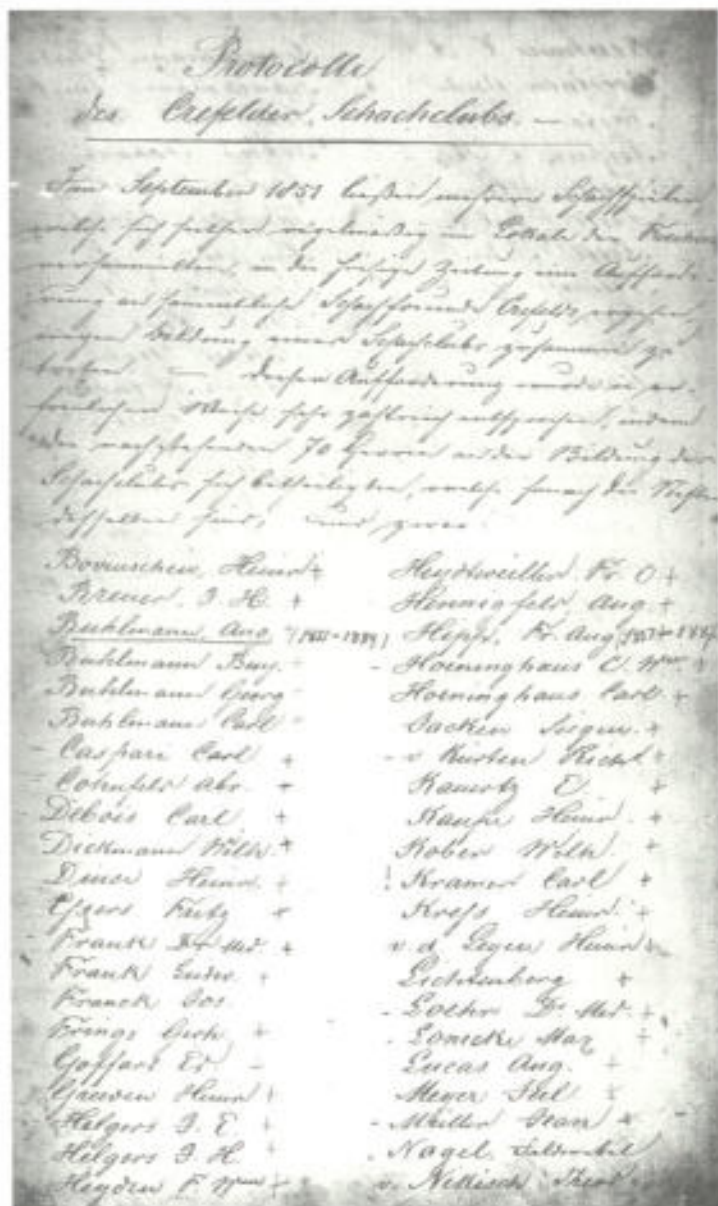


Abb. 1. Das Protokoll über die Gründung des Crefelder Schachklubs



Abb. 2. Das Protokoll über die Wahl des Vorstandes

Im Jahre 1861 erfolgte der erste Zusammenschluß von Schachvereinen zu einem Verband. An der Gründung des Westdeutschen Schachbundes war neben den Vereinen aus Elberfeld, Düsseldorf, Barmen, Aachen und Köln auch der Crefelder Schachklub maßgeblich beteiligt. Der Westdeutsche Schachbund dehnte sich weit nach Osten und Süden aus; sein Gebiet reichte bis Göttingen und Braunschweig sowie südlich bis Frankfurt a. M.

Anlässlich seines 20jährigen Bestehens richtete der Crefelder Schachklub den IX. Westdeutschen Schachkongreß vom 4. bis 7. August 1871 in Crefeld aus. Neben dem Kongreß wurde ein Meisterturnier durchgeführt. Hieran nahmen die besten deutschen Schachspieler wie Professor Andersson, die Brüder Louis und Winfried Paulsen sowie Minckwitz aus Leipzig teil.

Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts haben insbesondere zwei Mitglieder das Vereinsgeschehen und die Entwicklung des Schachsports in Krefeld geprägt: zum einen W. Kirdorf, der 1875 im Alter von 16 Jahren dem Verein beitrug und in den folgenden Jahren alle Turniere, die der Klub veranstaltete, gewann – zum Teil mit deutlichem Vorsprung. Seinen spektakulärsten Erfolg dürfte er wohl beim Stiftungsfest des Kölner Schachklubs am 18. September 1887 gegen den berühmten Schachmeister Dr. Johannes Zuckertort errungen haben, der noch im Jahre zuvor gegen Wilhelm Steinitz um die erste offizielle Weltmeisterschaft gekämpft hatte. Als Kirdorf im Jahre 1890 nach Berlin übersiedelte, ernannte der Krefelder Schachklub ihn in Anerkennung seiner Verdienste zu seinem Ehrenmitglied.

Der andere bedeutende und nach Kirdorf stärkste Klubspieler jener Zeit war Julius Barsdorf. 1873 dem Verein beigetreten, hat auch er auf zahlreichen Turnieren in der Reihe der Sieger gestanden. Barsdorf war jedoch nicht nur einer der stärksten Spieler des Vereins, sondern auch ein feinsinniger Problemkomponist. Seine achtjährige Tätigkeit als Klubpräsident bis zu seinem Tode zeugt ebenso von seinem Engagement für das Schachspiel und den Verein.

In der Folgezeit war wieder der unumstritten stärkste Klubspieler Wilhelm Therkatz Präsident des Krefelder Schachklubs; er leitete ihn von 1897 bis 1920. Ihm ist zu einem großen Teil der Aufschwung des Krefelder Schachlebens zu verdanken.

Im Jahre 1901 beging der Klub sein 50jähriges Vereinsjubiläum. Prominentester Gast war Großmeister Mieses aus Leipzig. Ein ganz besonderes Ereignis dieses Jubiläums war die Gründung des Niederrheinischen Schachverbandes dank der Initiative des Klubpräsidenten Therkatz, der später auch Ehrenvorsitzender dieses Verbandes wurde.

In den folgenden Jahren fand eine Reihe von Simultanveranstaltungen statt. Dabei spielt ein Meister gleichzeitig gegen eine größere Zahl von Gegnern, wobei er oft viele Stunden von Brett zu Brett gehend mit nur kurzer Bedenkzeit seine Züge ausführt. Solche Simultanspiele fanden statt mit den Meistern Mieses, Marco und Fahrni. Im Jahre 1908 spielte Weltmeister Lasker im Wiener Café an der Friedrichstraße gegen 32 Gegner.

Der neuerbaute Saal des Stadtwaldhauses gab 1911 dem Krefelder Schachklub den Rahmen für sein 60jähriges Stiftungsfest. Gleichzeitig trug der Niederrheinische Schachverband seinen dritten Wettkampf gegen die Niederlande aus, den der Königlich Niederländische Schachbund an 56 Brettern mit 2 Mehrpunkten für sich entschied.

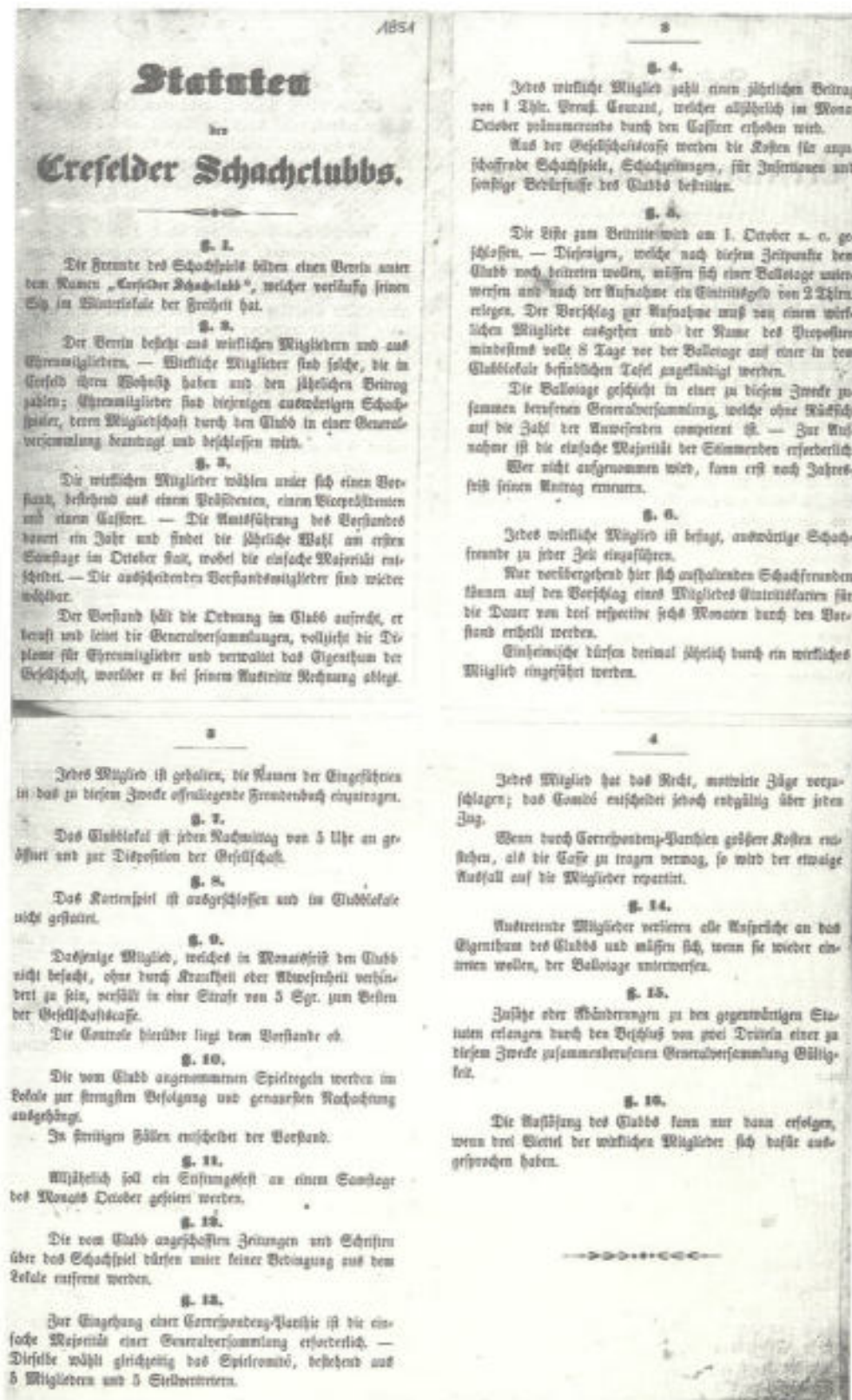


Abb. 3. Die Statuten des Crefelder Schachklubs

Im Jahre 1912 wurde der Krefelder Schachklub Turm gegründet, der im Pulverturm tagte.

1914 brach der Erste Weltkrieg aus mit schwerwiegenden Folgen für die Schachvereine, da viele ihrer Mitglieder eingezogen

Korrespondenz-Schachpartie
zwischen
dem Weißfelder und dem Schwarzfelder Schachklub.

Der Weiß spielt die Stellung nach dem letzten Zuge von Schwarz.

Zusammenstellung der Korrespondenz-Schachpartie
zwischen
dem Weißfelder und dem Schwarzfelder Schachklub,
angefangen am 16. December 1851, beendet am 14. Juni 1852.

Weiß: weiß.		Schwarz: schwarz.
1) e2 — e4.		1) e7 — e6.
2) d3 — d4.		2) d7 — d5.
3) e4 nimmt d5.		3) e6 nimmt d5.
4) L. f1 — d3.		4) S. g8 — f6.
5) D. d1 — e2	Schach +	5) L. f8 — e7.
6) S. g1 — f3.		6) Rehirt.
7) h2 — h3.		7) T. f8 — e8.
8) L. c1 — c3.		8) e7 — c5.
9) L. d3 — b5.		9) S. b8 — d7.
10) c2 — c3.		10) a7 — a6.
11) L. b5 nimmt d7.		11) L. c8 nimmt d7.
12) a2 — a4.		12) L. e7 — d6.
13) d4 nimmt c5.		13) L. d6 nimmt c5.
14) S. f3 — d4.		14) b7 — b5.
15) b2 — b3.		15) b5 — b4.
16) D. e2 — d3.		16) D. d8 — b6.
17) a4 — a5.		17) D. b6 — d6.
18) Rehirt.		18) S. f6 — e4.
19) f2 — f3.		19) L. c5 nimmt d4.
20) f3 nimmt e4.		20) L. d4 nimmt e3
21) D. d3 nimmt e3.	Schach.	21) d5 nimmt e4.
22) e3 nimmt b4.		22) D. d6 nimmt b4.
23) S. b1 — d2.		23) f7 — f5.
24) S. d2 — e4.		24) T. a8 — d8.
25) T. a1 — d1.		25) L. d7 — e6.
26) D. e3 — b6.		26) D. b4 nimmt b6.
27) a5 nimmt b6.		27) T. d8 nimmt d1.
28) T. f1 nimmt d1.		28) T. e8 — b8.
29) T. d1 — d6.		29) K. g8 — f7.
30) S. c4 — a5.		30) K. f7 — e7.
31) T. d6 — c6.		31) L. e6 — d5.
32) K. g1 — f2.		32) H. e7 — d7.
33) T. c6 — c7	Schach.	33) K. d7 — d6.
34) T. e7 nimmt g7.		34) T. b8 nimmt b6.
35) T. g7 nimmt h7.		35) K. d6 — c5.
36) T. b7 — c7	Schach.	36) H. c5 — d4.
37) T. c7 — c1.		37) e4 — c3
38) H. f2 — f1.		38) Schach.
39) T. c1 — d1	Schach.	39) K. d4 — c5.
40) T. d1 — c1	Schach.	40) K. e5 — b4.
41) T. c1 — a1.		41) H. b4 — c3.
42) T. a1 — a3.		42) T. b6 — b4.
43) b3 — b4.		43) H. c3 — b2.
44) T. a3 — a4.		44) T. b4 nimmt a4.
45) b3 nimmt a4.		45) K. b2 — c3.

Weißfeld gibt die Partie auf.

Abb. 4. Die erste Fernpartie

wurden. Nach dem Krieg wurde das Leben durch Inflation und fremde Besatzung gehemmt, doch bereits 1919 entstanden unter der Leitung von Oskar Beekmann neue Initiativen und Aktivitäten.

1924 war ein besonderes Jahr in der Vereinsgeschichte. Der Krefelder Schachklub und der 1912 gegründete Schachklub Turm schlossen sich zusammen und bildeten einen einheitlichen Verein unter dem Namen Krefelder Schachklub Turm 1851. Neuer Vorsitzender wurde Oskar Beekmann. Das Original des Sitzungsprotokolls, das diesen Zusammenschluß beurkundet, ist noch vorhanden (s. Abb. 5).

1925 erlag W. Therkatz mit 66 Jahren einem Herzschlag. Der Klub und auch der Niederrheinische Schachverband hatten ihn zum Ehrenvorsitzenden ernannt.

Bei der Verkehrs- und Heimatwoche in Krefeld fand eine Reihe von bedeutsamen Schachveranstaltungen statt. Weltmeister Dr. Lasker hielt einen Vortrag über den Sinn des Schachspiels und seine Beziehungen zu Wissenschaft und Kunst. Bogoljubow spielte 1925 nach seinem großen Sieg bei einem Turnier in Moskau in Krefeld simultan gegen 40 Gegner. Auch in den folgenden Jahren war er Gast in Krefeld.

1926 feierte der Klub sein 75. Jubiläum mit einer großen Festschrift. Man trug Dr. Lasker die Ehrenmitgliedschaft an, die von ihm



Abb. 5. Das Protokoll über den Zusammenschluß des Krefelder Schachklubs 1851 und des Schachklubs Turm 1912

gerne angenommen wurde. Einer der Höhepunkte dieses Jubiläums war das Simultanspiel von Dr. Lasker.

Überhaupt war der Klub stets um attraktive Simultanvorstellungen bemüht, einmal als Mittel zur Werbung für das Schachspiel, aber auch um den Spielern Gelegenheit zu geben, die großen Schachmeister persönlich kennenzulernen. Außer Dr. Lasker haben im Laufe der Jahre eine ganze Reihe Schachmeister auf Einladung des Krefelder Schachklubs Turm Simultanvorstellungen gegeben, so zum Beispiel Aljechin, Bogoljubow, Mises, Sämisch, Ahues, Kieninger, Rellstab, von Holzhausen und Unzicker.

Im Laufe der dreißiger Jahre begann man in Deutschland neben den bis dahin bekannten Einzelmeisterschaften auch Mannschaftsmeisterschaften in verschiedenen Klassen und auf verschiedenen Ebenen auszutragen, an denen der Krefelder Schachklub Turm 1851 von Beginn an mit beachtlichen Erfolgen beteiligt war. So gehörte die erste Mannschaft des Klubs zu den 14 Mannschaften, die 1938 in der Endrunde um die erste Deutsche Mannschaftsmeisterschaft in Frankfurt miteinander kämpften. Sieger wurde München mit 26 Punkten, die Krefelder erreichten 18,5 Punkte und wurden damit vierter. Die Mannschaft des Krefelder Schachklubs Turm bestand damals aus den Spielern C. A. Kruijer, H. Bruckhaus, J. Hülbers, Dr. Dyckmans, H. Thevessen, G. Kemper, H. Hülbers und R. Volkland.

Große Leistungen des Klubs waren auch die vier von ihm in Krefeld durchgeführten Meisterturniere. Das erste Turnier vom 23. September bis 1. Oktober 1938 fand zu Ehren der Mitglieder Fritz Kreyß und Dr. Ottersky anlässlich ihrer 40jährigen Mitgliedschaft statt. Es nahmen acht Meister – Eliskases, Kieninger, Engels, Elsas, Rogmann, Schlage, Diemer, Hussong – dazu die vier Krefelder Spitzenspieler Bruckhaus, Kruijer, J. Hülbers und Dr. Dyckmans teil. Sieger blieben nach spannendem Wettkampf die beiden Deutschlandmeister Eliskases und Kieninger, beide ungeschlagen mit je 9 Punkten. Bester Krefelder Vertreter wurde Bruckhaus mit 6 Punkten auf Platz 4. Die Durchführung des Turniers war ein voller Erfolg für den Klub und das Schach.

Das zweite Meisterturnier, das als Wertungsturnier für die Deutsche Schachmeisterschaft galt, veranstaltete der Klub 1939 in der Zeit vom 6. bis 10. April. Es nahmen daran teil: Kieninger, Engels, B. Koch und Ernst; dazu kamen von Krefeld Kruijer und Bruckhaus und aus Mönchengladbach Pesch und Linn. Sieger blieben Kieninger und Engels mit je 5 Punkten. Von den Krefeldern wurde Kruijer dritter, Bruckhaus vierter.

Das dritte Meisterturnier veranstaltete der Klub aus Anlaß seines 90jährigen Bestehens

trotz Krieg und Bombenzeit vom 5. bis 12. Juli 1941. Die Teilnehmer waren Großmeister Bogoljubow, Pfeiffer, Enert, Brunöhler, Althoff, Zielonka, Berau, Drake, Michel, Fonrobert und von den Krefeldern wieder Bruckhaus und Kruijer. Sieger wurde Bogoljubow mit 9 Punkten. Von den beiden Krefelder Spielern kam Kruijer mit 6 Punkten auf den sechsten Platz, während Bruckhaus mit 4,5 Punkten neunter wurde.

Das vierte Meisterturnier wurde aus Anlaß des 95jährigen Bestehens des Klubs in der Zeit vom 21. bis 30. September 1946 mit 13 Teilnehmern durchgeführt. Den Sieg errang Elsas aus Wuppertal mit 8,5 Punkten. Mit 5,5 Punkten belegten Wildschütz aus Krefeld und Loose aus Düsseldorf den 6. beziehungsweise 7. Platz. Den Abschluß dieses Turniers bildete der erste Nachkriegskongreß, der von 65 Delegierten aus den drei Westzonen besucht war und, damals noch als Arbeitsgemeinschaft, die Grundlage des heutigen Deutschen Schachbundes wurde.

Zum krönenden Abschluß der ersten 100 Jahre des Krefelder Schachklubs Turm 1851 wurde der Länderkampf Jugoslawien gegen Deutschland vom 2. bis 5. September 1951 – dies nicht nur, weil mit Jugoslawien der Sieger der letzten Schacholympiade in Krefeld begrüßt werden konnte. Vielmehr hat diese Begegnung, der erste Länderkampf einer deutschen Mannschaft nach dem Zweiten Weltkrieg, wesentlich dazu beigetragen,

Deutschland auch auf dem Gebiet des Schachsports wieder internationale Anerkennung zu verschaffen. Die Mannschaft Deutschlands mit Unzicker, Bogoljubow, Pfeiffer, Kieninger, Dr. Tröger, Techner, Dr. Lange, Heinicke, Niephaus, Rellstab und Brandenburg (vom Krefelder Schachklub Turm) verlor nur knapp mit 9 zu 11 Punkten.

Nachdem die Kriegszeiten und die darauffolgenden Jahre, die naturgemäß auch im Vereinsleben große Rückschritte gebracht hatten, vergangen waren und die Zeiten des Wiederaufbaus und wirtschaftlicher Erholung einsetzten, belebte sich auch wieder das Schachleben des Krefelder Schachklubs Turm. So wurden Länderkämpfe 1967 und 1969 mit den Niederlanden ausgerichtet, ferner die Verbands- und NRW-Meisterschaften 1959 sowie ein internationales Juniorenturnier 1983 (s. Abb. 6).

Ein besonderes Anliegen des Vereins war stets die Förderung des Frauenschachs. Leider ist es so, daß nur etwa 5 % der Mitglieder des Deutschen Schachbundes weiblich sind – ein Umstand, der eigentlich rätselhaft und nicht zu erklären ist. Um so erfreulicher ist es, daß im Schachklub Turm der Frauenanteil immer erheblich höher war, als dies nach dem Bundesdurchschnitt angezeigt gewesen wäre. Besonders stolz waren so auch die Vereinsmitglieder, als Renate Schmidt 1983 bei den Mädchen-Weltmeisterschaften in Mexiko den siebten Platz erringen konnte. 1985 konnte sie bei den Deutschen Meisterschaften den Sieg davontragen (s. Abb. 7).

Das 125jährige Vereinsjubiläum wurde 1976 im Seidenweberhaus mit einem Sechsstädte-turnier, einem Simultanspiel, Lösungswettbewerben von Schachaufgaben und einer schachphilatelistischen Ausstellung festlich begangen. 1979 wurde die Jugend der Stadt zu einer Simultanveranstaltung ins Seidenweberhaus eingeladen. 163 Jugendliche folgten dem Ruf, wobei eine Gruppe gegen den damaligen Präsidenten des Deutschen Schachbundes Alfred Kinzel antreten konnte.

In der jüngeren Zeit haben sich insbesondere zwei Persönlichkeiten als Vorsitzende des Vereins um den Schachsport verdient gemacht: Oskar Beekmann, der bereits erwähnte Mitbegründer und Leiter des Schachklubs Turm in den Jahren 1912 bis 1942, der nach dem Zusammenschluß der beiden Vereine den Vorsitz von 1924 bis 1926 und dann wieder von 1933 bis 1952 innehatte, und Peter Becker, Vorsitzender von 1952 bis 1970.

Vielfältig waren die Aktivitäten des Vereins, so daß er bald zu den mitgliederstärksten Vereinen des Deutschen Schachbundes wurde und auch heute noch ist.



Abb. 6. Titelblatt des Programms zum Länderkampf gegen die Niederlande 1969



Abb. 7. Mädchen-Wettkampf im Haus Blumenthal 1982; vorn links Renate Schmidt, hinter ihr Karl-Heinz Brandenburg, der langjährige Vorsitzende des Vereins



Abb. 8. Konzentrierte Teilnehmer am Wettkampf Krefeld gegen Potsdam, den Krefeld 1992 im Schachzentrum am Schönwasserpark gewann

Ein besonderer Höhepunkt war 1986 die Ausrichtung der ersten Offenen Deutschen Schacheinzelmeisterschaft, die vom 28. August bis 7. September 1986 in der Glockenspitzhalle mit rund 250 Teilnehmern ausgetragen wurde. Neben zahlreichen Titelträgern waren die internationalen Großmeister Hort, Dr. Nunn und Short am Start, von denen Short auch heute noch zur absoluten Weltspitze zählt. Nachdem der Verein seine Spielabende in häufig wechselnden Gaststätten durchführen mußte, konnte er im November 1985 dank des Entgegenkommens der Stadt Krefeld das Klubhaus an der Johansenaue 1 im Schönwasserpark in einer wunderschönen Umgebung beziehen (s. Abb. 8 und 9). Dieses Haus hat sich inzwischen zu einem Schachzentrum für Krefeld und die gesamte Region entwickelt. Unzählige Schachveranstaltungen werden dort durchgeführt, so daß der Schachinteres-

sierte nahezu an jedem Wochenende Zeuge spannender Veranstaltungen werden kann.

Der Verein richtete in der Folgezeit verschiedene Deutsche Damenmeisterschaften aus. Eine Reihe der weiblichen Mitglieder belegte bei diesen Veranstaltungen vordere Plätze. In den achtziger Jahren wurde das Mädchenteam viermal in Folge NRW-Meister, 1994 bei den Deutschen Mannschaftsmeisterschaften der Damen Vizemeister, ebenso 1992 bei der Deutschen Blitz-Mannschaftsmeisterschaft.

Zur Zeit nimmt der Verein mit zwölf Mannschaften an den Rundenspielen der verschiedenen Leistungsklassen teil. Dabei gilt besonders der Jugendarbeit die große Aufmerksamkeit von Vorstand und Mitgliedern. So leistet der Verein auch auf diesem Gebiet eine sozial wertvolle Arbeit, indem in regel-

mäßigen Lehrgängen die Jugendlichen für das Schachspiel interessiert werden sollen.

Abschließend sei noch mit Karl-Heinz Brandenburg ein Schachbegeisterter erwähnt, der jahrzehntlang einer der stärksten Spieler des Vereins und der Region war. Darüber hinaus hat er als langjähriger Vorsitzender dem Schachsport wertvolle Impulse gegeben (s. Abb. 9 und 10). Im Sommer 2000 verstarb er plötzlich und hinterließ für alle eine schmerzliche Lücke.

Im Jahre 2001 feiert der Krefelder Schachklub Turm 1851 e.V. seinen 150. Geburtstag in der Erwartung, daß auch in Zukunft die erfolgreiche Entwicklung weitergeführt werden kann, und daß der Verein im Leben der Stadt Krefeld ein wichtiger kultureller Faktor bleiben wird.

Abb. 9. Jugendliche sammeln sich vor dem Schachzentrum zu einer Fahrt in die Jugendherberge; hinten rechts Karl-Heinz Brandenburg.



Abb. 10. Zum Trainingsprogramm in der Jugendherberge gehört eine Simultanpartie mit Karl-Heinz Brandenburg (Münstereifel 1998).



In memoriam Laurens Goossens

von Klaus Peter Noever und Georg Opdenberg

In der Ausstellungsreihe „in memoriam“ am Ende eines jeden Jahres will der Krefelder Kunstverein einen Künstler wieder ins Gedächtnis rufen, der hier geboren und/oder lange Jahre in Krefeld gelebt, gearbeitet und Spuren hinterlassen hat.

Bei meinen Gesprächen mit Älteren und Kennern der Krefelder Kunstszene über alte Krefelder Künstler fiel immer wieder der Name Laurens Goossens. An der städtischen Kunstgewerbeschule, die später zur Werkkunstschule wurde, bis vor kurzem Fachhochschule und neuerdings Hochschule für Design heißt, unterrichtete er 34 Jahre lang. Als Leiter der Abteilung für angewandte Malerei prägte und bildete er Generationen von Architekten, die damals noch einen Teil ihrer Ausbildung an dieser Schule machen konnten. Er unterrichtete viele Jahre lang Handwerker und Künstler an der Stelle, an der er selbst nach einer Lehre als Dekorationsmaler seine erste künstlerische Ausbildung erhielt. Darüber hinaus fertigte er in den 1950er und 1960er Jahren zahlreiche Wandbilder und Objekte für in Krefeld und in der näheren Umgebung neu gebaute Schulen, Sparkassen und andere öffentliche Gebäude.

Nach Faßbender, Kadow und Holzhausen, den in den letzten Jahren vorgestellten Künstlern und Lehrern an der ehemaligen Kunstgewerbeschule Krefeld, war Laurens Goossens schon durch seinen Lebenslauf die ideale Fortsetzung dieser Reihe und ein ideales Beispiel für die gedachte Zusammenarbeit zwischen Handwerk und Werkkunstschule.

Auch diesmal war es wieder aufregend und spannend, aus dem reichen Nachlaß bei seinem Sohn Gerd Peter Goossens einige von den Arbeiten herauszusuchen, die seine Arbeitsweise und gedankliche Umsetzung deutlich werden lassen.

Die Ausstellung soll auch, wie schon bei Wilhelm Holzhausen, ihre Fortsetzung in der „Heimat“ finden, um die Erinnerung an diesen Künstler und Lehrer in unserer Stadt über den Tag hinaus wachzuhalten, ergänzt zum einen durch den Vortragstext seines Sohnes zur Ausstellungseröffnung, zum an-

deren durch die Erinnerungen seines langjährigen Schülers Klaus Peter Noever.

(Georg Opdenberg)

Nach allgemeiner, auf mich bezogener Meinung, zuerst wäre der Bleistift geboren und dann das Kind nachgekommen, gab es für mich nur eine Möglichkeit, nämlich Künstler zu werden. Aus dem Krieg waren wir im März 1946 zurückgekehrt, evakuiert nach Württemberg, weil eine Tante von uns dort wohnte, und übergangsweise in den Bunker vor der Lutherkirche einquartiert. Das Nahelegendste war die in Werkkunstschule bereits umbenannte ehemalige Meisterschule für das gestaltende Handwerk. Mein Vater, der dort einen Herrn Goossens kannte – „der hat früher bei uns in der Druckerei schon mal Sachen drucken lassen“, ging mit mir dorthin, ich wurde damals gerade 18 Jahre alt, und sagte: „Herr Goossens, ich habe hier einen ganz schlimmen Jungen, vielleicht können sie ‘was mit ihm anfangen“. Ich hatte eine kleine Mappe mitgenommen, damals war das noch nicht Zwang, dort eine Mappe vorzuzeigen, aber jeder präsentierte sich mit etwas Brauchbarem. In der Mappe waren kleine Etüden, Rückenakte und solche Sachen, mit möglichst viel Schatten und mit vielen Grautönen – Pankok ähnlich. Und Herr Goossens meinte: „Ich habe ja auch Lehrlingen ausgebildet und Gesellen, so etwas kann man schon schaffen. Es ist etwas Gutes, wenn so ein junger Mann eine eigene Idee hat, eigenständig ist, das ist ja schon ein Rüstzeug. Wir kennen uns ja gut genug, daß ich Ihnen sagen kann, der kommt aus einem guten Stall, auch wenn er vielleicht etwas mißraten ist“. Das Gespräch fand in einer lockeren Art statt, und damit war ich schon in der Schule, in der Klasse für Wandgestaltung, Schriften und angewandte Malerei.

Damals waren an der Schule nur wenige Lehrer; sie wurde neu strukturiert. Da gab es den kommissarischen Rektor, einen Amtsleiter Schmidt aus der Stadtverwaltung. Aktiver Leiter der Schule war Peter Bertlings, und dazu kamen noch der alte Professor Zim-

mermann und seine Tochter Erika für Textilkunst. Außerdem war eben Laurens Goossens da. In den nächsten Semestern kam in der Architektur der Architekt Lachsner hinzu; es folgten Kadow und Breker.

In der Klasse Goossens waren vornehmlich gerade aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekommene, der Kunst zugeneigte Studenten, sehr gestandene Herren, meist Offiziere. Es gab einen Heinz Weber, der war Oberleutnant gewesen, hatte in russischer Kriegsgefangenschaft Baracken ausgemalt, Heinz Uphoff, schwerkriegsbeschädigt, war ein äußerst begabter Impressionist, und Laurens Goossens wußte, wie und welche Charaktere man miteinander zusammenführen konnte, wie man in so eine Klasse vor allem Ruhe hineinbrachte. Das war sein geheimnisvolles System.

Er bildete kommunikative Grüppchen, die zusammenpaßten, die zum Beispiel eine expressionistische Art hatten oder sich für dekorative Malerei interessierten, so wie die Ausmalung von Kapellen und Kirchen. Auch in diesen Bereichen gab es damals einen riesigen Bedarf. In die Klasse von Laurens Goossens kamen auch solche, die zu ihrem Handwerk, wie eben Maler und Steinmetz, einen künstlerischen Unterbau suchten. Dazu gehörten ebenfalls die später eingerichteten Meisterkurse, die von der Handwerkskammer und der Kreishandwerkerschaft gefördert wurden.

Die Schule hatte die Aufgabe, dort, wo seinerzeit nur nackte Bedürfnisse vorhanden waren, etwas Kultur anzubieten. Insofern konnte sich jeder nach Laune und Begabung seine Klasse aussuchen. Die Belegung war zumindest von 1946 bis 1948 zwingenderweise sehr gering. Die Schüler der Musterzeichner, Malerei und Glasmalerei – Fünders kam gerade aus dem Krieg und anschließender russischer Kriegsgefangenschaft wieder – wurden über eine gemeinsame Klasse, wie zum Beispiel Aktzeichnen oder Zeichnen nach der Natur, miteinander verbunden. Das waren die Klassen für gestaltendes Handwerk, und je nach Talent führten sie weiter in eine mehr freikünstlerische Richtung, was immer attraktiver war, obwohl es weniger einbrachte, oder sie förderten den hand-

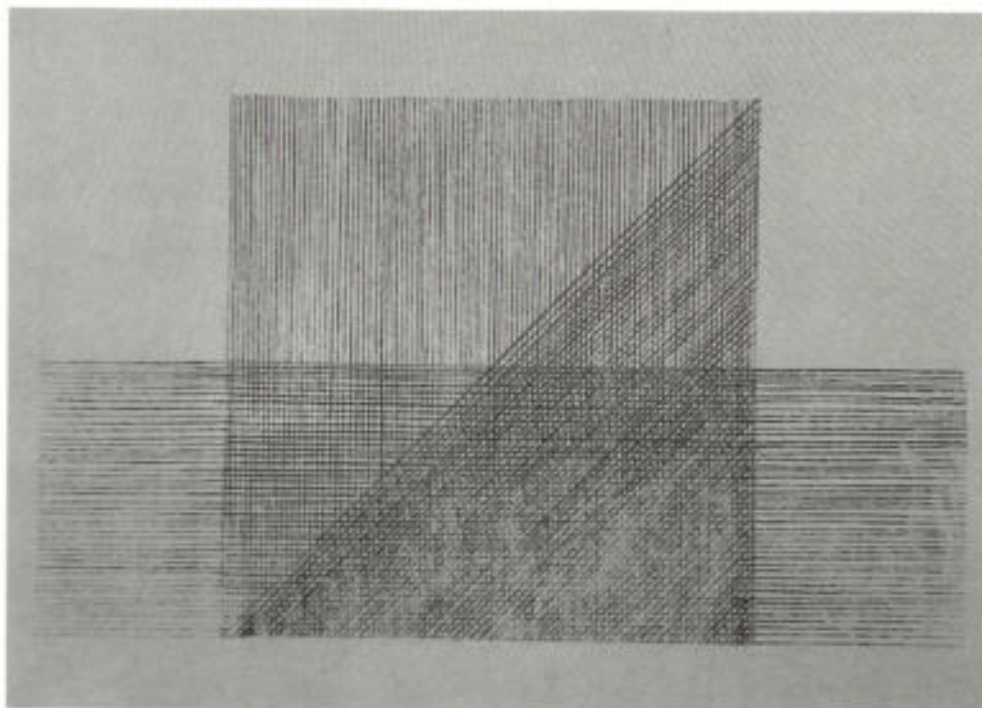


Abb. 1. Schraffur, Graphit, 1967, 65 x 45 cm

Er war der, der von allen Streitigkeiten am weitesten entfernt war. Er war jedem Konflikt abgeneigt. Er war eine starke Autorität. Es hat Zornesausbrüche von ihm gegeben, die haben lange vorgehalten, die hatten Wirkung als Bremse für weitere Auswüchse. Wenn er aber seine Meinung sagte, und das dauerte, dann war das eisern, das war keine Stellungnahme, das war sein Standpunkt, da ging er dann auch nicht mehr von ab, aber er war sehr fundiert, weil die Zeit, die es gedauert hatte, bis er sich mal äußerte, für die Überlegung da war, wenn ihn denn das Thema überhaupt interessierte.

Laurens Goossens konnte auf eine sehr geheimnisvolle, schwer beschreibbare Art und Weise die ureigensten Fähigkeiten eines jeden einzelnen seiner Schutzbefohlenen oder Richtungsbefohlenen hervorholen, vor allen Dingen dadurch, daß er, jedenfalls aus meiner Erkenntnis, nie etwas schlechtmachte. Er war ein Lehrer der ganz systematisch und ganz prinzipiell versuchte, die tatsächlichen Anlagen eines jeden Schülers zu fördern. Das war sein System. Er hat nie etwas runtergemacht, er hat nie gesagt: „Das macht man so nicht“, „das fangen Sie falsch an“,

werklichen Aspekt. Später konnte man an der Werkkunstschule nicht mehr die Meisterprüfung machen, wie es vor dem Krieg der Fall war, ausgenommen, man konnte ein Diplom oder Zeugnisse der ehemaligen Kunstgewerbeschule vorweisen.

Laurens Goossens hatte direkte Klassen, aber sein eigentliches Schwergewicht waren die Abendkurse für Wandmalerei und für Schriften im Sinne von angewandter, dekorativer Wandmalerei, für Malergesellen und auch für die oben angesprochenen Meisteraspiranten. Er war ein allgemein beliebter Lehrer, unter anderem, weil er keinerlei Konflikte mit in die Klasse nahm. Es gab immer Konflikte in der Lehrerschaft, die in anderen Klassen auch ausgetragen wurden, auch über die Schüler. Die Lehrer diskriminierten sich sogar untereinander, was natürlich zu einem großen Teil noch aus der Zeit und den Reminiszenzen der Zugehörigkeit zur Partei (NSDAP) herrührte. Aus dieser Herkunft und aus diesen Biographien, die alle eng an der gerade vergangenen Periode hingen – und dann verständlicherweise gezeugnet wurden –, resultierten dann natürlich auch viele direkte und indirekte Feindschaften, die in die Schülerschaft mit hineingetragen wurden. Wer das nicht tat oder auch ganz absichtlich ausließ, war Laurens Goossens. Er sagte: „Was die Lehrer auch untereinander haben, das geht die Schüler nichts an. So etwas stört höchstens den schulischen Ablauf und die Entwicklung der Schüler“.

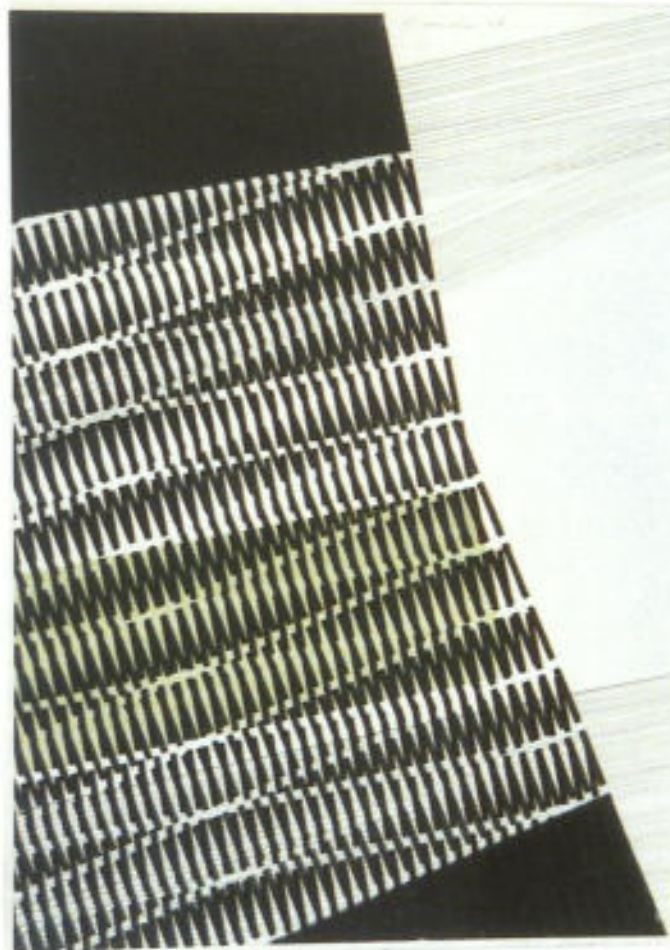


Abb. 2.
„Berghang“, Tusche,
1968, 70 x 55 cm

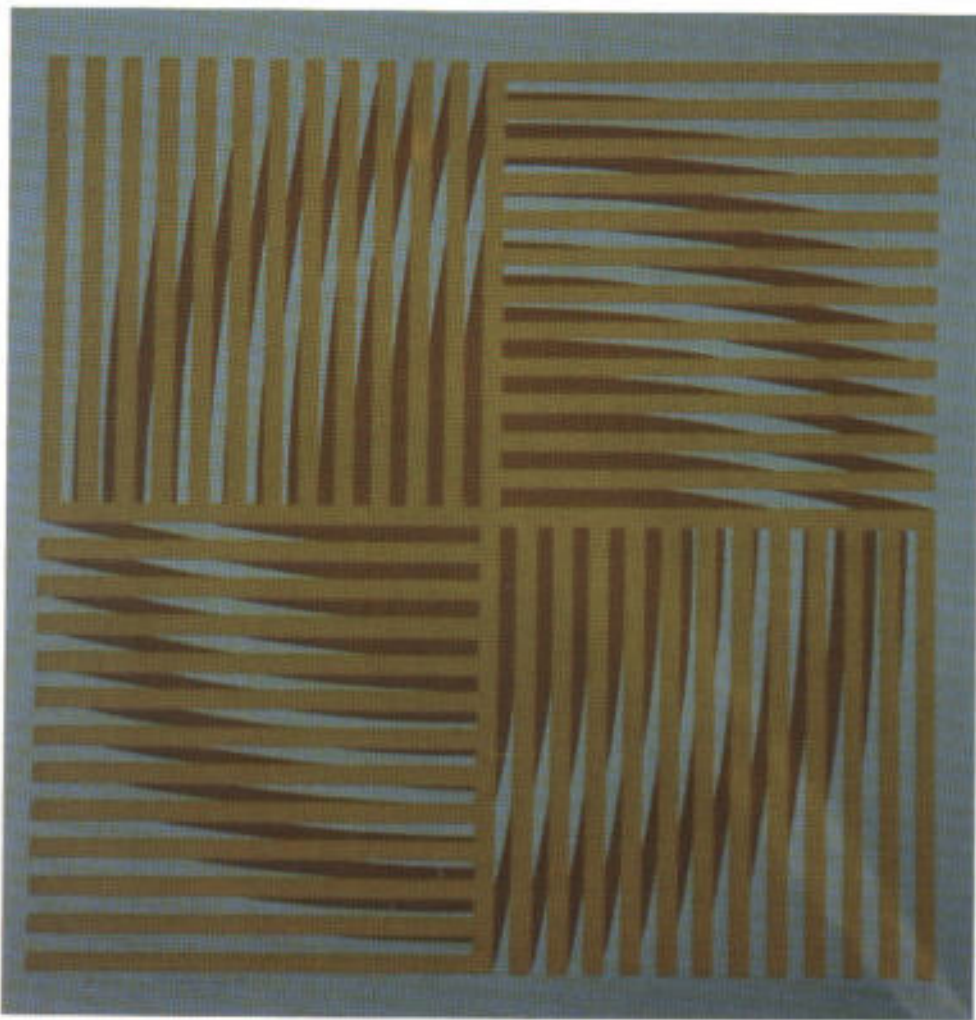


Abb. 3. „Kreis“ in Bewegung II, Serigraphie, gelb/ocker, 1970, 60 x 60 cm

„ich mach' das besser, ich mach' Ihnen das mal vor“. Er hatte einen anderen Kniff, der viel wirkungsvoller war. Er sagte: „Versuchen Sie das doch mal anders“. Dabei löste er aber nicht die Frage aus: „Wie denn anders?“, sondern er gab eigentlich indirekt zu verstehen, daß es für ein Ziel verschiedene Wege gab. Man konnte also jedes Problem auf die eine oder andere Weise lösen.

Wir machten Schriften, freie Pinselschriften oder auch Schriften am Malstock, wie das eigentlich klassisch war. Die ganzen Schriftarten und -typen mußte man „drin“ haben, und Laurens Goossens stieß dann alle an, „mal zu versuchen, so 'ne Schrift zu verändern“. Wenn so ein Schrifttyp Häkchen hatte, dann blieb es dem Schüler überlassen, diese Häkchen auch mal wegzulassen. Es galt, alles immer wieder neu und anders zu versuchen. Er hat auch nie Themen vorgegeben, sondern sagte immer wieder: „Was sollen wir denn mal machen“, und weil das immer unbestimmter wurde, eben weil er nicht sagte: „Ich verlange jetzt eine kon-

krete Ausführung dieser Idee“, sondern „Sie steuern dorthin, und wenn Sie danebensteuern, dann kommt eben eine andere Sache oder ein anderes Ergebnis heraus, und Sie werden selbst erkennen, ob das befriedigt oder nicht. Was wir sehen, ist ja nur scheinbar. Unentdeckt bleibt für die Ungeduldigen, was dahintersteckt. Wir wissen nicht, woher es kommt, und dann kommt es womöglich von den Marginalien und nicht von dem angestrebten Ziel.

Laurens Goossens war einer von den Leuten, die wahrscheinlich instinktiv wußten, daß, wenn er anregte, ohne etwas klarzumachen, ohne zu sagen, „dieses Ziel kann nur auf diesem oder auf einem ähnlichen oder naheliegenden Wege erreicht werden“, er es fertigbrachte, im Schüler etwas zu öffnen, was dem Schüler dann auch gelang, weil er diese Freiheit zugestanden bekam. Es wurde nie direkt benotet, allenfalls bei denen, die aus dem Handwerk kamen und dann ins Handwerk zurückgingen. Er hat nicht statische Noten verteilt, vielmehr stand unter der

Arbeit: „Der Schüler ist befähigt, sein Ziel zu erreichen“, wobei das Ziel nie genau genannt wurde. Ich habe zu Hause noch eine Studie, die so benotet wurde, eine in Schwarz/Weiß, das gehörte damals zum allgemeinen Pensum von oben her, alles sehr locker, aber immerhin mußte so etwas gemacht werden, und dort steht drunter: „Der Schüler ist der Ansicht, seine Absicht kundgemacht zu haben“, so als ob er sagen wollte: „Der Schüler ist damit zufrieden“. Nichts blockieren, nichts hemmen, anstoßen, möglichst auf dem vom Schüler selbst zu findenden Weg, ist das Beste überhaupt, was ein Lehrer tun kann.

Und dann kam die Zeit, in der Laurens Goossens zum Beispiel eine Gruppe in die Landschaft schickte, in die nähere Umgebung, um Naturstudien an den Tagen machen zu lassen, an denen der Hauptunterricht in der Goossens-Klasse war. Wir mußten nur sagen wohin, ein grobes Ziel nennen, weil er ja wahrscheinlich auch eine Verantwortung hatte, obwohl wir alle weit über 18 Jahre alt waren. Später ging es mit Genehmigung der Verwaltung und dabei auch finanziell etwas unterstützt, nach Ulmen in die Eifel. Untergebracht waren wir zuerst in einer Jugendherberge, dann auch kurzzeitig in einem Klosterchen am Ulmener Maar.

Dieses Ulmen war ein Eifeldorf, durch das der Krieg zwar mittendurch gegangen war, aber dort überhaupt keine Spuren hinterlassen hatte. Wir kamen aus dem total zerstörten Krefeld in diese wirklich heile Landschaft, die aber trotz der Tatsache, daß sie so heil war, immer finster war. Das Ulmener Maar ist ein alter vulkanischer Krater, bis oben voll Wasser, und an dem etwas schmutzigen Hang liegt die Ortschaft. Auch die Umgebung war so geschichtet wie das Dorf mit seinen prismatischen Dächern, mit diesen kleinschuppig gedeckten Schieferdächern über dem Maar, ein Bleigrau ohne Ende. Die Steinbrüche für den Schiefer hatten ja diese Ordnungsstruktur. Daneben gab es den Basalt, und ganz besonders Ulmen spiegelte viel von diesen landschaftlich dominierenden Objekten wider, von diesen hexagonalen Basaltprismen. Diese Reisen nach Ulmen und nach Mayen, wobei Mayen an Wichtigkeit immer weit hinter Ulmen zurückstand, waren für Laurens Goossens wichtig. Er war in Ulmen verliebt, eben wegen dieser sichtbaren Ordnung, wegen dieser straffen Formen mit der hellen Lineatur drin, leicht zu Feininger hin. Ulmen kann man so sein Schicksalsdorf nennen.

Die erste Nachfolgerin der Kunstgewerbeschule war in Linn in der Schule am Danziger Platz untergebracht. Von dort sind wir zur Tackheide gezogen. Die Schüler, die Architektur und Graphik studieren wollten, waren auf der Petersstraße in den noch erhaltenen Räumen und halfen beim Aufbau der Schule. Damals mußte noch Schulgeld bezahlt wer-



Abb. 4. L. Goossens im Kreis seiner Schüler am Ulmener Maar; 1951 oder 1952; sitzend: Jupp Tissen; zweite und dritte Reihe von links nach rechts: Helmut Meder, Hans Mäurer, Fritz Prisack, Hans Weindorf, Helmut Clever, Laurens Goossens, Peter Michels, Rudolf Gras (Bambino)

den, das gegen Arbeit vor Ort erlassen wurde. In der zweiten Nachkriegsphase, also ein oder zwei Jahre vor der Währungsreform, verlangten die Briten als Besatzungsmacht von den Studierenden, ein gewisses Maß an Arbeit für die Allgemeinheit aufzubringen. Und so war ich in den Pütt gefahren, in Neukirchen, auf die Zwölf-Hunderter-Sohle, und der Uphoff fuhr, obwohl er Schwerekriegsverletzter war, so ein Perkins-Fahrzeug mit Nitroglyzerin, das er irgendwo im Ruhrgebiet abholen mußte und brachte den Sprengstoff nach Neukirchen-Vluyn. Ich habe diese Gelegenheit oft wahrgenommen und fuhr dann mit ihm zusammen zurück nach Krefeld.

Uphoff und ich waren schon früh Meisterschüler von Goossens, weil wir immer da waren, immer aktiv, immer bei den Naturstudien mit draußen. Wir hatten auch ziemlich viel Freiraum. Weil ich schon bald ein Auto hatte, bin ich auch oft bei Laurens Goossens gewesen, habe ihn mal abgeholt oder brachte ihm etwas nach Hause, denn Laurens Goossens hat ja nie ein Auto gefahren. Er war ein ausgesprochen sanfter Mensch, er war um Konsens bemüht und um freundliche Gespräche. Er war ein für die Zeit anachronistischer Grandseigneur, liebte die Frauen und hatte auch unendlich viel Glück

bei den Frauen. Er hatte eine vornehme Art, hielt sich immer sehr akkurat, sehr diszipliniert, war methodisch, und so zeichnete und malte er auch. Aber er verlangte nicht das Gleiche von den Schülern.

Hier in Krefeld sind wir eine Zeitlang mit Werner Königs, einem Privatwissenschaftler, zusammengewesen, der mit Leo Frobenius zwischen den beiden Weltkriegen in Afrika war und die Felsmalereien am Hoggagebirge in der Südsahara untersucht hat. Dieser Werner Königs hatte sich der mathematischen Rekonstruktion des zweiten Salomonischen Tempels verschrieben. Zu diesem Kreis gehörten der „Jupp“ Beuys, Laurens Goossens, Walter Erben, mein Schwager und ich. Der Beitrag von Laurens Goossens war, gewisse Raster, gerasterte Mechanismen oder in Raster aufgeteilte Logik, was man heute Module nennen würde, in der Rekonstruktion zu erkennen. Dieses systematische Auflösen von Flächen war immer sein Drang, wenn auch nicht immer so ausführlich wie in seinen späteren Arbeiten, die oft sehr reduziert waren.

Im Schulfach der angewandten Malerei kannte man auch diese Rasterbilder. Die Schablonenraster-Herstellung und die Effekte, die dabei erzeugt werden, waren be-

kannt, nur strebte man ja danach, es auch akkurat zu machen. Erst wenn man eine Schablone schräg stellt, bringt man das ganze Raster in Bewegung, durch das Unerwartete, durch Unakkurates, durch den anderen Sichtwinkel entstand das Aufregende. Laurens Goossens hat immer nach der Ordnung im Bild gesucht, auch wie man das Bild konstruktiv ordnet. Auch die Schrägen stehen zu den Bildachsen in einer ganz besonderen proportionalen Beziehung, so daß das Bild dann stimmig ist, wie bei Feininger. Er war vor allem ein in dem Bild nach Ordnung suchender und strebender Mensch – parallel zu seinem äußeren Erscheinungsbild und im Gegensatz zur Anregung auf Freiheit hin bei seinen Schülern. Gerade ich habe immer versucht, aus einer Ordnung auszubrechen, und das hat er nicht unterbunden, sondern durch den sanften Einfluß, des „Versuchen Sie's mal anders“ gelenkt.

Das war der eigentliche Satz, der als Lehrschema, wenn es denn eins gibt, durch seine ganze Beziehung Lehrer/Schüler ging. Das festzuhalten ist sicherlich das Wichtigste.

(erzählt von Klaus Peter Noever, aufgeschrieben von Georg Opdenberg)

Laurens Goossens (1898 – 1979)

von Gerd Peter Goossens

Laurens Goossens – schon die im deutschen ungewohnte Schreibweise des Vor- und Nachnamens weist darauf hin – war väterlicherseits niederländischer Abstammung und wurde am 1. September 1898 in Roermond, Provinz Limburg, geboren. In den grenznahen Gebieten des Niederrheins kam und kommt es sicher auch heute noch häufiger vor, daß über die Landesgrenzen hinweg geheiratet wird. Der Vater war Niederländer, die Mutter, aus Vorst bei Krefeld stammend, erhielt bei der Heirat automatisch die niederländische Staatsangehörigkeit, ebenso natürlich er selbst und seine jüngere Schwester. Von seinem zehnten Lebensjahr an war für ihn aber Deutschland und im besonderen ab 1910 der Niederrhein Wohnort und später zugleich auch künstlerische Heimat.

Da der Vater Berufssoldat in der Armee war, lebte die Familie zunächst an verschiedenen Orten in den Niederlanden. Haarlem und Eindhoven waren deshalb die ersten (niederländischen) Orte seiner Schulzeit.

Nach dem frühen Tod des Vaters zog die Mutter 1908 mit ihren beiden Kindern wieder zurück nach Deutschland, erst zu Verwandten in die Nähe von Köln, dann in ihren Geburtsort Vorst bei Krefeld.

In beiden Wohnorten besuchte er nun natürlich deutsche Schulen. Vielleicht war diese erste kindliche Erfahrung zweier zwar verwandter, aber doch eigenständiger Kulturen der Grund, weshalb er nie nationalistisch, sondern eher europäisch gedacht hat.

Schon früh stellte sich sein zeichnerisches Talent, seine künstlerische Begabung heraus. Ein Kunststudium, also eine rein künstlerische Laufbahn als freier Maler, kam aber aus finanziellen Gründen für den Sohn einer Witwe mit einer geringen Rente natürlich nicht in Frage.

Nach der Schulzeit beginnt er deshalb 1912 eine Lehre als Dekorationsmaler in der Werkstatt von Willy Liebscher in Krefeld und besucht hier auch die Berufsschule. Aus dieser Zeit, als er etwa fünfzehn war, gibt es noch einige „Sonntags-Hausaufgaben“, die schon außerordentlich gekonnt sind: Bleistift- und Aquarellskizzen von Gegenständen, Früh-

ten, Gebäuden und anderes mehr, aber auch von Landschaften.

Nach Beendigung der Lehre im Jahre 1915 geht er zunächst bis 1916 als Angestellter zur Firma Hemming und Witte in Düsseldorf.

Trotz des Ersten Weltkriegs mit seinen Entbehrungen und Einschränkungen und der schlechten finanziellen Lage – er mußte mit seinem Verdienst auch noch seine Mutter unterstützen – macht er es irgendwie möglich zumindest für etwa ein Jahr zwischen 1916 und 1917 die damalige Kunstgewerbeschule Krefeld zu besuchen. Aus dieser Zeit sind aus dem Unterricht bei Professor Peter Bertlings und Ludwig Zaiser noch Porträt-skizzen beziehungsweise Tierstudien vorhanden.

Danach arbeitet er vermutlich aus finanziellen Gründen wieder bis 1920 in seiner alten Lehrwerkstatt bei Willy Liebscher, mit einer Unterbrechung: Seine Bemühungen, wegen der Unterstützungsbedürftigkeit seiner Mutter nicht eingezogen zu werden, haben leider keinen Erfolg. Er muß 1918 als Rekrut zur niederländischen Armee.

1920 ist es ihm durch die Förderung eines nicht mehr bekannten Mäzens möglich, zuerst ein Jahr an die Fachschule für Maler in Stuttgart zu gehen und dann von 1921 bis 1924 in München an der Staatsschule für angewandte Kunst zu studieren. Dort waren unter anderen die Professoren Richard Riemerschmidt (Mitbegründer des Werkbundes) und der durch seine Monumentalmalerei bekannte Robert Engels seine Lehrer. In dieser Zeit unternimmt er auch Studienreisen nach Österreich, Italien (Toskana mit Fiesole und Florenz sowie Neapel) und Frankreich. Das Reisen muß natürlich billig sein, außer mit dem Zug werden viele Strecken „auf Schusters Rappen“ zurückgelegt. Übernachtet wird entweder kostenlos in Pfarrhäusern oder bei Bauern; nur wenn das nicht möglich ist, werden billige Herbergen aufgesucht. Von den dabei entstandenen Zeichnungen bringt ihm 1924 eine Ansicht von Florenz, „Ponte Vecchio“, den Erfolg seiner ersten Veröffentlichung ein in der damals wohl bekanntesten Kunstzeitschrift „Jugend“. Diese Jahre des Studentenlebens in der kunst-

liebenden Großstadt München mit ihren vielfältigen künstlerischen Impulsen durch Lehrer und Freunde und nicht zuletzt die Reisen ins Ausland waren mit Sicherheit ein Grund für seine spätere weltoffene und tolerante Haltung.

Zurückgekehrt nach Krefeld kann er 1924 erstmals eigene freie Arbeiten im Kaiser-Wilhelm-Museum ausstellen.

Von 1924 bis 1930 bleibt er aber als Atelierleiter der Firma Liebscher auch der „Angewandten Kunst“ treu. Zu seinen Aufgaben gehört hier das ganze Spektrum von der Restaurierung (Marianne-Rhodus-Zimmer im Herrenhaus Burg Linn), Dekorationen für große Maskenfeste bis zum Entwurf für Deckenmalereien (Rheinland-Künstler-spiele).

Gleichzeitig gründet und leitet er ab 1925 eine private (Abend-)„Werk-schule für Malerei“ – interessant die Namensähnlichkeit mit der viel späteren Werk-kunst-schule! – in der unter anderen Hannes Meyers und der später als Glasmaler bekannte Otto Lauterbach Mitglieder waren. Ziel der Schule war in der Hauptsache die moderne farbige Raumgestaltung in Entwurf und Praxis. 1928 stellt die Werkschule im Kaiser-Wilhelm-Museum aus. Dabei wird die Gestaltung einiger exemplarischer Räume („Wohnraum“, „Empfangsraum“, „Vergnügungsraum“) vorgestellt, aber es werden auch Schrift- und freie Arbeiten gezeigt.

Aufgrund des Erfolgs dieser Ausstellung wird Laurens Goossens vom damaligen Direktor der Kunstgewerbeschule Krefeld, Professor C. Lennartz, noch im selben Jahr als Dozent für „Angewandte Malerei“ verpflichtet. 1932 hat er mit seiner Klasse „Angewandte Malerei und farbige Raumgestaltung“ eine erste, vielbeachtete Ausstellung im Museum.

Typisch für seine Auffassung vom „Maler-Lehrer“ ist sein Entschluß, jetzt noch die Gesellen- und Meisterprüfungen als Dekorationsmaler abzulegen. Er besteht beide mit der Note „Sehr Gut“ im Jahr 1934.

Von 1931 bis 1943 führt er neben der Tätigkeit als Dozent ein selbstständiges „Atelier



Abb. 1. „Steinbruch“, Pastell, farbig; 1953; 42 x 29 cm

für dekorative Malerei, Schrift und Festdekoration“. Im Rahmen dieser Tätigkeit entstehen für viele damals in Krefeld bekannte Firmen (Wäscherei Thiel, Hütte Flottau, Möbel Knuffmann, Brauerei Herbst und andere) Giebelbemalungen, Reklameschilder, Kinoreklamen, Briefpapier und weiteres mehr. Bei manchen dieser Aufgaben handelt es sich um das, was man heute Corporate Identity nennen würde. Aber es waren auch Aufträge für Wandbemalungen in Innenräumen wie beispielsweise für die sogenannte „Silberbar“ im leider nicht mehr existierenden Hotel „Krefelder Hof“, in der Gaststätte der Brauerei Herbst, in einem Wohnheim der Seidenwebereien, im Chor der Kapelle des Alexianerkrankenhauses und anderes mehr. Insbesondere die Wandmalereien „Der Niederrheinische Raum“ (10,0 m x 3,0 m) und „Das Jahr“ (12,0 m x 2,0 m) in den Kantinenräumen der Firma Kleinewefers machen durch die Art der Themendarstellung die Presse aufmerksam. Das Ende des „selbständigen Unternehmers“ kommt 1943 mit dem ersten großen Luftangriff auf Krefeld, bei dem das Atelier zerstört wird. Glücklicherweise können ein Großteil der Entwürfe und Bilder gerettet werden. Ebenfalls ein Glücksfall ist daher seine Vollenstellung an der „Meisterschule des deutschen Handwerks“, wie sie seit 1938 heißt.

Neben der Tätigkeit als Dozent und seinen Aufgaben für sein eigenes Atelier vergißt er

aber auch nicht die freie Malerei. 1942 und 1944 – also mitten im Krieg – gibt es noch Ausstellungen im Museum, bei denen er unter anderem farbig duftige Landschaftsaquarelle zeigen kann.

Wichtige Daten bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs in seinem privaten Bereich sind sicher zunächst der Umzug Anfang der dreißiger Jahre mit Mutter und jüngerer Schwester nach Krefeld-Bockum in die Germaniastraße, der frühe Tod der Schwester 1935, dann 1937 die Heirat mit Hela Frenken, Tochter des Postmeisters Frenken aus Grefrath und seiner in Venlo geborenen Frau (wieder eine über Grenzen hinweggehende Verbindung). Das junge Paar (beide jetzt Niederländer) übernimmt die Wohnung seiner Mutter, und 1938 wird hier der Sohn Gerd Peter geboren. Nach den schweren Bombenangriffen auf Krefeld, bei denen auch die Wohnung teilweise zerstört wird, schickt er Frau und Kind nach Bad Rothenfelde, da dies als Lazarettort sicherer vor Luftangriffen scheint. Er selbst bleibt in Krefeld, um sich um seine Mutter kümmern zu können.

Seit 1927 beschäftigt er sich auch mit lyrischen Arbeiten. Es entstehen verschiedene Gedichtreihen. Zwölf Gedichte aus „Menschen und Landschaft“ und „Der rote Garten“ werden 1939 im Rahmen einer Lehraufgabe (vermutlich der Graphikklassse, laut W. Breker) veröffentlicht. 1941 erscheinen einige Gedichte dieser Reihen und die Reihe „Das Jahr“ in der Krefelder Presse. Auch später beschäftigt er sich immer wieder mit Lyrik. In der Zeit der Trennung von Frau und Kind 1944 versucht er die Situation in der

Gedichtreihe „Briefe“ zu verarbeiten. Noch 1960 findet sich ein Gedicht von ihm in der „Rheinischen Post“.

Ebenfalls verwirklicht er die Idee eines kindgerechten, handwerklich gefertigten Holzspielzeugs. Der „Onkel-Lau-Baukasten“ („Lau“ von Laurens) besteht aus geometrisch einfachen, bunt bemalten Holzteilen (Kugeln, Würfeln, runden Scheiben, Zylindern und anderes mehr), die durch runde Holzstifte so zusammengesteckt werden können, daß sich daraus Häuser, Menschen, Tiere und vieles andere in einfacher Form bilden lassen. Es läßt sich nicht mehr feststellen, wann genau er diesen Baukasten entwarf und durch einen Drechsler fertigen ließ; die Kosten einer Patentierung und Markteinführung waren jedenfalls zu groß, so daß es leider bei nur wenigen Musterexemplaren mit von ihm gemalten und getexteten Anwendungsblättern blieb.

Weil er sich unter dem Nazi-Regime immer gegen eine politische Vereinnahmung gewehrt hat – man drängte ihn natürlich zum Eintritt in die niederländische Nazi-Partei –, ist er nach dem Zusammenbruch als „nicht-belasteter“ Niederländer für etliche (in der Stadt bekannte Persönlichkeiten) ein wichtiger Mann, der einen sogenannten „Persilschein“ ausstellen sollte. In einigen Fällen hat er dies wohl auch getan, wenn er wußte, daß es sich nur um „Mitläufer“ handelte, die keine persönliche Schuld auf sich geladen hatten.

Gleich nach Kriegsende gründet er mit den Malerfreunden Fritz Huhnen, Ernst Hoff, Wal-



Abb. 2. „Kahlschlag“, Pastell, farbig; 1953; 29 x 42 cm

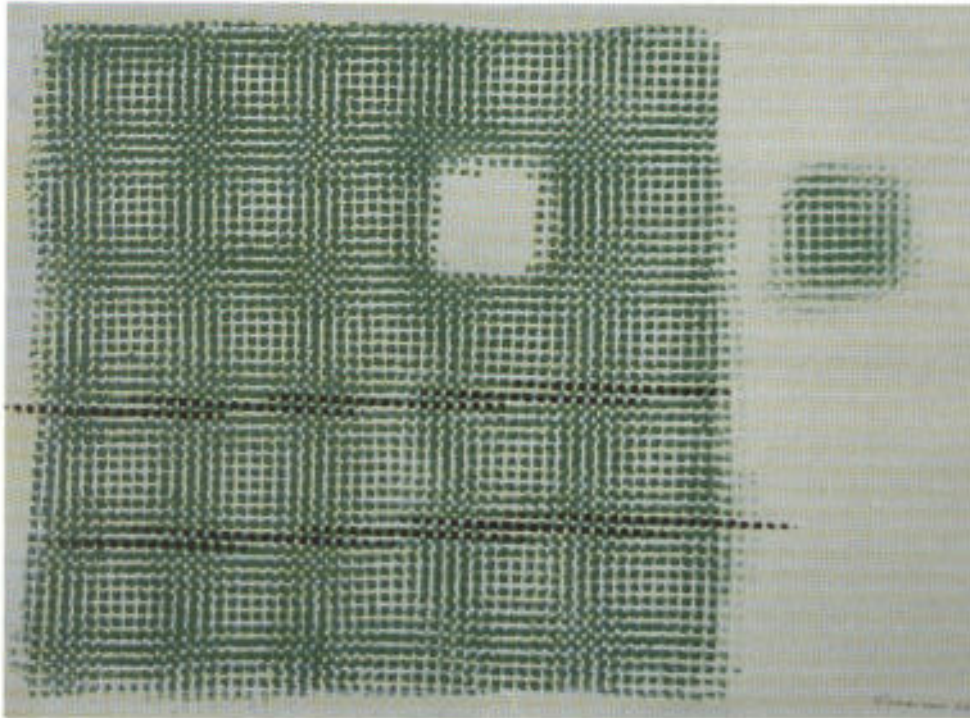


Abb. 3. Rasterbild, grün/schwarz auf grau, Gouache; 1966; 70 x 66 cm

ter Icks, Johannes Cladders, Wilhelm Holzhausen und anderen die „Künstlergruppe 1945 Krefeld“ und ist bis 1947 ihr Vorsitzender. Schon 1946 hat die Gruppe ihre erste Ausstellung im Kaiser-Wilhelm-Museum.

Seine Werke – meist Aquarell- und Pastellbilder – werden, obwohl noch gegenständlich,

abstrakter, weniger Abbild. In den folgenden Jahren beteiligt er sich immer wieder erfolgreich an Ausstellungen, sei es in Krefeld (von 1948 – 1955 vier Ausstellungsbeteiligungen), sei es in Düsseldorf, Hamburg, Aachen oder anderswo.

Aber auch die Lehre beginnt wieder, zu-

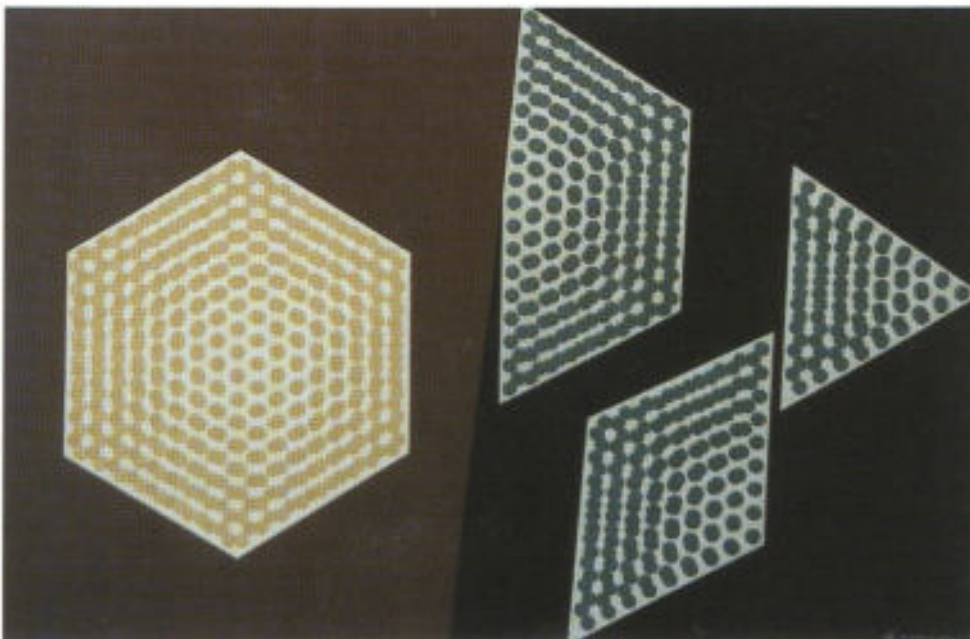


Abb. 4. Rasterbild, Gouache/Collage, aubergine/schwarz/beige/grau; 1967; 80 x 50 cm

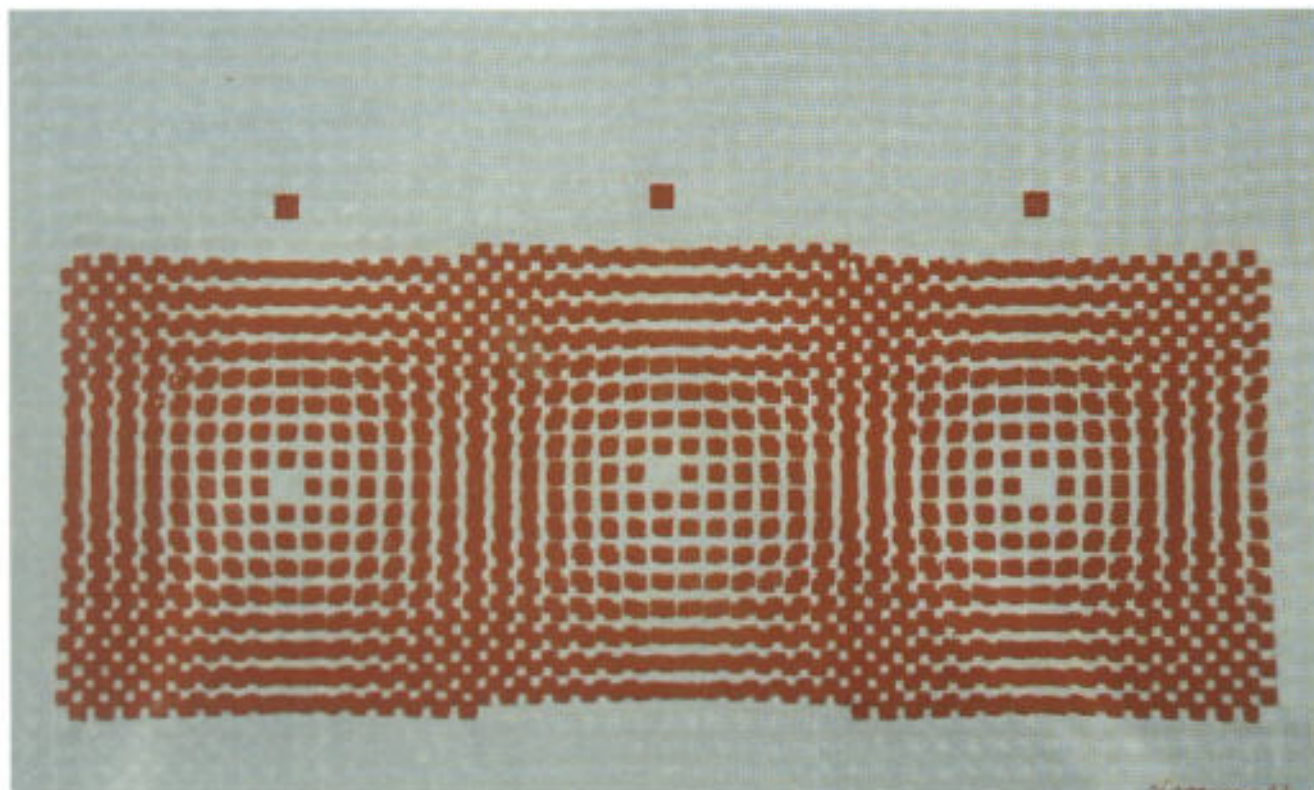
nächst 1946 in der Tackheide, dann ab 1949 in dem teilweise wiederhergestellten Gebäude in der Petersstraße. Im selben Jahr erhält die Schule als erste dieser Art den Namen, unter dem sie wegen der Qualitäten ihrer Lehrenden und Lernenden in weiten Teilen der Bundesrepublik bekannt wurde: „Werkkunstschule Krefeld“. Bis zu seiner Pensionierung 1964 leitet Laurens Goossens hier die Abteilung „Dekorative Malerei“. Von den in dieser Zeit in seiner Klasse ausgebildeten Studenten seien exemplarisch nur einige genannt: M. v. Almsick, W. G. Cassel, G. Faßbender, H. Glagovseck, W. Haus, H. Hucke, F. Küsters, Markus Lüpertz – der damals noch Karl Heinz heißt –, H. Meder, Klaus Peter Noever (Kunstpreisträger der Stadt Krefeld 1955). Wichtig sind ihm die ab den fünfziger Jahren stattfindenden Studienfahrten mit seinen Schülern, meist in das kleine Eifelstädtchen Ulmen. Ungebunden von durch den Lehrstoff vorgegebenen Übungen in der Klasse kann dort zwar am Vorbild der Natur, aber mit keinen stilistischen oder materialbedingten Vorgaben frei gemalt werden. Ohne die Schüler, aber oft mit seinem Freund, dem Glasmaler Gustav Fünders, macht er Studienreisen ans Meer, nach Holland (Monnikendam oder Veere). Nicht ganz unwichtig sind ihm aber auch die jedes Jahr von seiner Klasse erdachten und gefertigten Dekorationen für die großen Karnevalsfeiern der Schule im „Seidenfaden“, die jeweils unter einem Motto standen (so beispielsweise „Zirkus“ oder „Tausendfüßler“). Beim ersten Krefelder Karnevalsanzug nach dem Krieg hat er übrigens den Prinzenwagen entworfen.

Neben seiner Lehrtätigkeit führt er am gesamten Niederrhein von Xanten bis Düsseldorf an und in Verwaltungsgebäuden, Schulen, Kindergärten und anderen öffentlichen Gebäuden zahlreiche Wandgestaltungen aus, als Wandmalerei, als Mosaik oder als Metallplastik. Beispielhaft seien aufgeführt: Kachelbilder „Zweibrücker Hof“, Düsseldorf, Keramikmosaik Volksschule Grefrath, Drahtmosaik Volksschule Pont bei Geldern, Wandmalerei Verband der Metallindustrie Mönchengladbach, Mosaik Stiftsgymnasium Xanten, Flächenmosaik Krankenhaus Breyell, Keramisches Wandbild Rathaus Breyell, Waschbetonreliefs Fernmeldeamt Mönchengladbach.

Auch als Buchillustrator wird er tätig. Für das vielen Krefeldern sicher noch bekannte Mundart-Buch von Theo Mülders – zuerst herausgegeben 1950, wieder als Reprint erschienen 1976 – benutzt er eine ungewöhnliche kombinierte Mal- und Schabetechnik, die er schon 1945 für die Monatsbilder eines Niederrhein-Kalenders eingesetzt hat.

1957 erhält die Familie die deutsche Staatsbürgerschaft. Dies ist unter anderem Vorbedingung für die Übernahme als Studienrat in den Staatsdienst. 1960 wird er zum Oberstu-

Abb. 5.
Rasterbild,
Gouache,
grau/rot
auf weiß;
1967;
84 x 50 cm



dienrat ernannt. Seine Bemühungen, den Professorentitel zu erhalten, scheitern wohl an der damaligen politischen Situation.

Nach 36 Jahren Lehrtätigkeit (1928 – 1964) an der Werkkunstschule Krefeld geht Laurens Goossens im März 1964 in den Ruhestand. Zugleich mit seiner Verabschiedung wird in der Schule eine Ausstellung seiner Arbeiten eröffnet, die den programmatischen Titel trägt: „Laurens Goossens – Werk und Lehre“.

Immer hat er Handwerk und Kunst, Lehre und Praxis miteinander verbunden und sich gegenseitig befruchten lassen.

Nach der Beendigung der Lehrtätigkeit nimmt er den Faden der „reinen Malerei“ wieder stärker auf. Jetzt entstehen seine sogenannten Raster- und Bandbilder.

Dieses von der Kunstkritik so genannte „Spätwerk“ empfand er selbst übrigens nicht als solches, sondern als Teil einer andauernden künstlerischen Entwicklung. Mit der radikalen Konsequenz seiner reichen visuellen Erfahrung reduziert Laurens Goossens seine bisherigen Figurationen auf geradlinige, geometrische Grundformen.

Von den frühen naturalistischen Landschaften über die abstrahierten Stadtporträts zu seinen Rasterbildern ist es der gleiche Weg, den er experimentierend mit seinen Schülern

bei den Aufgaben in der angewandten Malerei gegangen ist.

Die Anfänge der Versuche mit dem Raster als Bildmittel gehen bis in die 1950er Jahre zurück. Schon damals gehörten Experimente mit Rastern zum Unterrichtsstoff seiner Lehre an der Werkkunstschule. Das Ergebnis sind Bildräume, in denen expansive, rotierende, steigende, fallende oder fortschreitende Bewegungen entstehen. Diese formalen Strukturen sind aber erst der zweite Schritt. Seine ersten Anregungen erhält er von der Farbe, von optischen Eindrücken, denen er in der Umwelt begegnet – wie er selbst sagte: „die Farbfindung geht der Formbestimmung in der Regel voraus“. Daher sind seine Bilder auch nie in Formalismus erstarrt, sondern bleiben immer malerisch.

Anders als bei kinetischen und Op-Art-Objekten, deren Dynamik durch mechanische Antriebe oder durch örtlichen Wechsel des Betrachters erzielt wird, versucht er, den bewegenden Effekt im Bild selbst formal und farbig zu erzeugen und ihn so von einem festen Standpunkt aus wahrzunehmen.

Mit seinen Rasterbildern, dem Spiel zwischen statischer Unveränderlichkeit und unaufhaltsamer Bewegung schuf Laurens Goossens, wie Ernst Hoff 1978 schrieb, „ein Diagramm seiner künstlerischen Identität: nämlich der absoluten Beständigkeit und der steten Erneuerung“.

Die künstlerische Anerkennung, die er durch die Teilnahme an Gruppen-Ausstellungen, zum Beispiel in München (Lenbach-Haus), Recklinghausen (Kunsthalle) und Einzelausstellungen in Bonn (Rheinisches Landesmuseum), Gent (Kunstzentrum) und in Krefeld selbst erhält, lassen den „Gentleman mit Baskenmütze“ bis zuletzt in der Kunst jung bleiben. Nach kurzer, aber schwerer Krankheit stirbt Laurens Goossens 1979 im Alter von 81 Jahren in Krefeld.

In die Todesanzeige wird sein Gedicht „Neige des Jahres“ aufgenommen:

Du warst der Gärten krönend Grüßen
warst Thron und Dom, ergrüntes Fest,
nun liegst du tief zu meinen Füßen,
verweht und welk, ein fauler Rest;

bist tot, du Laub, nur einer Schippe
gehäufte Last. Vom Sturm herab
gejagt und um das Baumgerippe
verflögst du wirbelnd dich ins Grab.

Doch weshalb ist dem Totenreigen
das tiefe Glühen beigetan,
die Feuerfarbe diesem Neigen,
die Rötung später Sonnenbahn?

Ist alles Enden gar Beginnen,
Beschluß ein Anfang, offen Tor,
dort neues Leben zu gewinnen,
das sich im alten hier verlor.

KunstOrte in Hüls

von Werner Mellen und Christoph Tölke

Im Spätsommer 2001 fand in Hüls eine in ihrem Konzept außergewöhnliche Kunstausstellung statt. Sie zeigte Arbeiten von 16 in Hüls und seiner Umgebung wohnenden Künstlern in der Beziehung zu 13 verschiedenen Plätzen des Ortes. Schon zwischen den Kriegen war Hüls ein Ort, in dem sich um die Bildhauerwerkstatt von Jacob Mellen und die Werkstatt des Glasbildners Pitt van Treeck Kreise von meist jungen künstlerisch tätigen Menschen zusammengefunden hatten. Auch nach dem letzten Kriege lebten in Hüls mit dem Bildhauer Prof. Akkermann und dem Keramiker Karl Schumacher bekannte Künstlerpersönlichkeiten. Erwähnt werden müssen in dieser Zeit auch die Maler und Zeichner Franz Deselaers, Benno Scheidt und August Hausmanns. In den letzten Jahren haben in Hüls und seiner Umgebung eine Reihe von Künstlern ihren Wohnsitz (wieder-) gefunden.

Durch städtebauliche und denkmalpflegerische Initiativen wie die Neugestaltung des Ortskerns Hülsler Markt, Quartelmarkt und Konventstraße, die Einrichtung eines Heimatmuseums, die Restaurierung der Hülsler Burg durch den Hülsler Heimatverein und den Hülsler Sportverein, die Restaurierung und Neugestaltung der Sparkasse durch den Architekten Ludwig Thorissen (erbaut vom Architekten Carl Dahmen) und die Umwandlung des Zwischenganges neben Konventskirche und Heimatstuben in eine überdachte Ausstellungsfläche hat sich das Gesicht des historischen Hüls gewandelt.

Vor diesem Hintergrund war es Ziel des Ausstellungsprojekts „KunstOrte“, über die Arbeiten dieser zum Teil im Ort selbst wenig bekannten Künstler in der Verbindung zu Architektur und historischen Gebäuden aus verschiedenen Stilepochen den Blick auf interessante, bisher meist wenig beachtete Orte in Hüls zu lenken. Ausgestellt waren Arbeiten der Bildhauer Prof. Hans Joachim Albrecht und Prof. Robert Steiger sowie der Bildhauerinnen Beate Hansen und Monika Otto, der Keramikerinnen und Keramiker Doris Kaiser, Rieke Hartwig, Ruth Kirsch, Maika Korfmacher, Beate Kratzenstein, Annette Lohbeck, Helma Rixen, Viktor Schumacher, Antje Schwittmann, Peter Taubert, Annetraud Wintergerst und des Malers Dirk En-



Abb. 1. Antje Schwittmann, Vasenobjekt, Hülsler Burg



Abb. 2. Hans Joachim Albrecht, Kleiner König Grauacke, 2001, Haus Herrenweg

nen. Initiatoren und Organisatoren der Ausstellung waren Hans Joachim Albrecht, Klaus Bürger, Beate Hansen und Christoph Tölke. Als Ausstellungsorte hatte man neben den bereits genannten den Ratssaal der Bezirksvertretung, die Pfarrkirche St. Cyriacus, den Konventsplatz, die Geschäftsstellen der drei Kreditinstitute, die herrschaftliche Villa neben der Arzneimittelfabrik aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg mit ihrem großzügig angelegten Garten (Innenarchitekturbüro Bürger Tönisberger Straße 67), das im Jahre 1911 im niederrheinischen Backsteinstil errichtete erste eigene Wohnhaus des bekannten Hülsler Architekten Carl Dahmen (Atelier Peter Taubert, Auf dem Graben 21), das alte Hutmachergeschäft (heute Galerie Konventstraße 8) sowie Gewölbekeller und Garten des alten Konventklosters (Restaurierungswerkstatt und Galerie Tölke, Im Konvent 13) gewählt.

Die ausgestellten Arbeiten umfassten unter dem auch mit dem Blick auf die lange Tradition des Hülsler „Pottbäckerhandwerks“ gewählten Titel „Skulptur und Keramik“ die große Spannweite der künstlerischen Ausprägungsmöglichkeiten zeitgenössischer Keramik. Neben den Malerei und Keramik verbindenden stark farbigen, eigenwilligen Arbeiten von Monika Otto standen die minimalistischen, Keramik und Gips kombinierenden eindrücklichen Werke von Doris Kaiser, die bereits mit einer großen Wandgestaltung in der umgebauten Sparkassenfiliale in Hüls auf sich aufmerksam gemacht hatte. Maika Korfmacher zeigte im Raku-Brand hergestellte Arbeiten in einfachen geometrischen Grundformen mit starker Ausstrahlung. Viktor Schumachers keramische „Wächter“ auf der Burgruine fanden große Resonanz bei den Besuchern. Die schönen Stelen des routinierten Keramikers und Designers Peter Taubert – ebenfalls auf dem Gelände der alten Burg sowie in seinem Atelier – zeigten, wie gut moderne Kunstobjekte sich in der Nachbarschaft zu historischen Gebäuden präsentieren lassen. Auch der zur Galerie umgestaltete Gewölbekeller unter der Restaurierungswerkstatt Tölke bot den Gefäßkeramikerinnen Ruth Kirsch, Annetraud Wintergerst, Antje Schwittmann (auch Malerin), Annette Lohbeck, Rieke Hartwig und der Bildhauerin und Malerin



Abb. 3. Atelier Peter Taubert, Auf dem Graben (Haus von Carl Dahmen)

Monika Otto in Verbindung mit den ausgestellten Antiquitäten eine spannende Atmosphäre. Das Architekturbüro Bürger zeigte Arbeiten von Dirk Ennen (Maler), Doris Kaiser, Monika Otto und der Gefäßkeramikerin Beate Kratzenstein. Auch im Keramikatelier von Helma Rixen, die dort eigene Arbeiten präsentierte, (Tönisberger Straße 56) fanden die Bilder von Dirk Ennen ihren Raum. Bei den Plastiken kontrastierten die im Umfeld der Konventskirche aufgestellten, aus menschlichen Körpersituationen abstrahierten Stahlplastiken Hans Joachim Albrechts mit den eigenwilligen Holzskulpturen Robert Steigers, dessen auf einer Holzstange sitzender großer Greifvogel den Hof der Burgruine beherrschte. Albrechts in der Zeit des Ausstellungsprojekts aufgestellter, kompakter „Kleiner König“ aus Grauwacke ist eine dauerhafte Bereicherung im Garten des Behindertenwohnheims „Haus Herrenweg“.

Die Resonanz auf das Projekt war über Erwartungen groß. Zu den über mehr als zwei Wochen verteilten Öffnungszeiten sah man jeweils interessierte Gruppen, die durchaus nicht nur aus Hülsern bestanden, von Ausstellungsort zu Ausstellungsort eilten und die Arbeiten studierten. Dass sie dabei über die Kunst auch manchen „ORT“ in Hülse kennen lernten, war durchaus im Sinn der Initiatoren. Bereichert wurde die Ausstellung durch ein Begleitprogramm in Form von Konzerten verschiedener Stilrichtungen

Abb. 4. Gewölbegalerie Tölke, Im Konvent



(Karsten Beckerl: spanische Gitarre in der Konventskirche; Mathias Zangerle an der Metzlerorgel St. Cyriakus; Olaf Normann und Georg Niehusmann: Creative Percussion im Heinrich-Joeppe-Haus), nieder rheinisches Kabarett mit Jochen Butz, eine Autorenlesung von Liesel Willems in der Hülser Buchhandlung und einige Künstlergespräche, die den Künstlern Gelegenheit gaben, zu ihren Werken Stellung zu nehmen.

Besonders schön und unvergesslich war für alle Beteiligten der Eröffnungsabend, als nach einer Begrüßung durch Bürgermeisterin Karin Meincke und einer einführenden Rede des in Hülse lebenden Architekten Prof. Claus-Christian Willems auf dem Hülser Markt sich die Besucher auf den Weg zu den Ausstellungsorten machten. Die Burgruine war durch einen Kranz von Öllampen erleuchtet und vom Gang neben der Konventskirche waren die benachbarten Heimstuben, die Gewölbegalerie und die angrenzende Konventskirche, in der Orgelmusik erklang, erreichbar. In der großen Hitze des Sommers wurde in fast südlicher Atmosphäre an manchen Stellen bis spät in die Nacht über Kunst und die den Hintergrund liefernden Hülser „Orte“ diskutiert.



Abb. 5. Galeriegang an der Konventskirche

Krefelder Denkmalpreis 2001: Schulte Design, Hülser Straße 214

von Christina Schulte

„Krefeld, ist das nicht die Stadt von Samt und Seide?“, wurde ich gefragt, bevor ich zum ersten Mal hierher fuhr. Kostbare Textilien, das ist immer der erste Gedanke zur Stadt am Niederrhein. Doch das Textilgewerbe ist fast verblüht. Und mit den Zeitläuften veränderte sich auch das Bild der Stadt. Ab und an ragt jedoch noch ein Zeuge aus dem Stadtbild hervor: zum Beispiel die einstige Samtfabrik an der Hülser Straße, in Krefelds Nordbezirk. Sie wurde 1917 erbaut, bis zum Ende des 20. Jahrhunderts genutzt und stand mit einemmal vor dem Verkauf, Abrißgenehmigung inklusive.

Doch Fortuna hatte anderes im Sinne. Der Krefelder Franz-Josef Schulte hatte das Backsteingebäude schon Jahre zuvor besichtigt. Ein Freund arbeitete dort und wußte um dessen Passion fürs Ästhetische, denn Franz-Josef Schulte hatte Innenarchitektur und Design studiert – zu Beginn noch an der Werkkunstschule Krefeld¹⁾ – und hatte die Qualität des Baus sofort erkannt.

Nach seinem Studium (Dipl.-Ing. 1975) arbeitete er bei dem Hamburger Designer Peter Maly und übernahm im Jahre 1978 das väterliche Einrichtungshaus an der Marktstraße/Ecke Breite Straße. Der Ursprung des Familienunternehmens lag übrigens im Nordbezirk. Im Jahre 1888 begründete Daniel Schulte mit einer Möbelfabrikation in der Sternstraße die Tradition.

Das Einrichtungshaus in der Marktstraße schien ein Vierteljahrhundert nach der Übernahme durch Franz-Josef Schulte nicht mehr angemessen – bedingt auch durch den Wandel der städtischen Struktur. Neben die Familiengründung in den 1990er Jahren trat also die vorsichtige Suche nach einem geeigneten Objekt mit Charakter und Charme. Schon bei seinem ersten Besuch der Samtfabrik war Franz-Josef Schulte von dem Gebäude begeistert. Doch ein Erwerb erschien außerhalb der Möglichkeiten, denn der Eigentümer Vereinigte Seidenwebereien AG (Verseidag) benötigte das Gebäude noch.

Der Backsteinbau wurde im Katasteramt unter der Anschrift Hülser Straße 218/230 vermerkt. Sein Erbauer war der Kaufmann Friedrich Wilhelm Deussen (geboren 1843 in



Abb. 1. Detail der Giebelseite zur Hülser Straße hin

Süchteln, gestorben 1930 in Krefeld). Der spätere Geheimrat war Mitbegründer und Aufsichtsratsmitglied der Baumwollspinnerei und der Krefelder Teppichfabrik AG.

Zum Architekten waren bisher keine Angaben zu finden; der Bau von 1917 korrespondiert allerdings mit den vom Büro Girmes und Oediger errichteten Gebäuden der Tep-



Abb. 2. Die Südseite des Gebäudes vor dem Umbau



Abb. 3. Die Südseite mit dem neuen Eingangspavillon; davor eine Plastik von Hans Joachim Albrecht

pichfabrik und dem geplanten Verwaltungsgebäude Rossie²⁾.

Das Gebäude ging dann im Jahre 1935 an die Verseidag über. In der oberen Etage wurden Schablonen erstellt, später stapelte man dort Stoffballen in Hochregalen bis unter die Decke. Inzwischen hat sich der Produktionsschwerpunkt verlagert. Wo früher Samt und Seiden hergestellt wurden, geht es jetzt um technische Textilien für industrielle Zwecke. Das einzige zweigeschossige Werkgebäude im Verseidag-Komplex wurde nun nicht mehr benötigt, ebensowenig der Grund von den Schienen bis zur Hülser Straße.

Eine Immobiliengesellschaft erwarb das Grundstück und verkaufte den mittleren Riegel an einen Lebensmittelmarkt. Für das vordere Stück, direkt an der Hülser Straße gelegen, gab es mehrere Interessenten, auch solche, die sehr gerne abreißen und groß neu bauen wollten. Ziemlich schnell jedoch konnte Franz-Josef Schulte sich mit dem Verkäufer einigen. Er wurde 1999 zum stolzen „Fabrikbesitzer“.

Doch was nun? Neben dem alten Bau türmten sich noch die Trümmer, wucherten Holunder und Brennnesseln. Das Obergeschoß war gar nicht zu betreten, denn es fehlte die Treppe. Die Eisentreppe befand sich an der Rückseite und war zusammen mit dem mittleren Grundstück verkauft worden. Sämtliche Scheiben waren zerbrochen, die Straßenansicht war von großformatigen Plakaten verdeckt.

Aber Franz-Josef Schulte hatte sich mit dem Kauf einen Traum erfüllt. Allerdings war der nicht gleich jedem verständlich: „Kann dein Vater sich nichts besseres leisten?“ Mit dieser Bemerkung wurde Sohn Julius in der Schule konfrontiert. Mangelndes Vorstellungsvermögen zeigte sich im übrigen auch bei so manchem Erwachsenen. Aber der „Fabrikbesitzer“ wußte ganz genau, was er aus diesem Gebäude würde machen können.

Dabei war er sich über zwei Voraussetzungen im klaren: Es sollte so viel wie möglich von dem Bau und dessen architektonischer Handschrift erhalten bleiben. Die neuen Elemente sollten behutsam angepaßt werden, zugleich aber auch einen modernen Akzent setzen. Bei alledem mußte auch der Denkmalschutz beachtet werden, denn Franz-Josef Schulte hatte, im Gegensatz zu den Vorbesitzern, keine Einwände dagegen. Er sagte: „Diese Bausubstanz entspricht in ihrer ästhetischen Qualität genau meinen Vorstellungen – natürlich will ich sie uns und unserer Nachwelt in Ihrer Ursprünglichkeit erhalten“.

Und so sah es damals, im Sommer 1999 an der Hülser Straße aus:
Auf dem rund 1 400 qm großen Grundstück



Abb. 4. Innenraum oben vor dem Umbau



Abb. 5. Innenraum oben in der heutigen Gestalt

Nun hieß es also, Vorstellungen umsetzen, den Traum zur Wirklichkeit werden lassen. Dazu wurde erst einmal der Krefelder Architekt Uli Wyes³⁾ gewonnen. Mit ihm zusammen entstand das Konzept für Umbau und Anbau, für Erhalt und Veränderung.

Bevor aber Bagger und Laster loslegen konnten, Elektriker und Maurer, Glaser und Anstreicher anfangen konnten, brauchte man zwei Genehmigungen: die Abrißgenehmigung für das Trümmergrundstück und die Baugenehmigung für Versorgungsanbau und Eingangspavillon.

Bis diese Genehmigungen vorlagen, vergingen einige Monate. Das Schwierigste war die Koordination der unterschiedlichen Wünsche an den Bauherrn:

- Der Kampfmittelräumdienst wollte sichergehen, daß keine Bombe mehr auf dem Grundstück lagerte.
- Das Umweltamt wollte sicherstellen, daß keine Chemikalien in den Boden versickert waren.
- Der Brandschutzbeauftragte wollte sichergehen, daß die alte Stahlkonstruktion im Innern – und nicht nur die – feuersicher ist.

Das Denkmalamt begleitete Bauherrn und Ämter bei diesen Anliegen.

Das Ergebnis all dieser Bemühungen kann sich sehen lassen: Ein großer Bagger räumte die Trümmer weg. Dabei wurden Kellergewölbe auf dem Trümmergrundstück sichtbar, von denen man vorher gar nichts wußte. Aus statischen Gründen mußten sie leider wieder zugeschüttet werden.

Aus dem Backsteinberg wurden 4 000 Steine per Hand abgeklopft. Daraus entstand nun neben dem alten Gebäude ein Treppenhaus im wahrsten Sinne des Wortes: Das Haus für eine ungewöhnliche Holzterrasse von drei Metern Breite. Denn mit einer Treppe innerhalb der einstigen Fabrikationshalle hätte man deren großzügigen Charakter gestört. Im Treppenhaus befinden sich auch die sanitären Anlagen, Küche und der Heizungsraum. In Obergeschoß entstand ein weiterer Arbeitsraum zur Straßenseite – das Design-Büro des „Fabrikbesitzers“. Im ursprünglichen Obergeschoß stechen als architektonische Besonderheit die Eisenbinder hervor.

Außen wurden sämtliche Mauern mit ihren alten Eisenfenstern mit Hochdruck gereinigt und zeigen nun wieder ihre Reliefs in aller Deutlichkeit. „Eine solche Backsteinfassade vermittelt den Menschen das Gefühl von Geborgenheit“, weiß Franz-Josef Schulte, „das trägt wesentlich zu der Anziehungskraft der Fabrik bei.“

Als Entree wurde für die Ostseite ein moderner Pavillon entwickelt. Verbindendes Element ist die Form: Die Neigung des Daches entspricht der der Fabrik. Auch das Dach über dem neuen Treppenhaus wiederholt diese Form, allerdings in Glas.

Ein weiteres verbindendes Element ist der Fußboden: Dunkle geräucherte Eiche ist als Industrieparkett im ganzen Komplex verlegt. Doch nicht nur die Formensprache verbindet hier Alt und Neu harmonisch miteinander. Auch die jetzige Funktion des Gebäudes stellt eine Einheit her, denn jetzt stehen die Entwürfe des Designers Franz-Josef Schulte in der alten Samtfabrik. Es sind handwerklich gearbeitete Tische und Stühle, Schränke

und Bänke, die Franz-Josef Schulte seit 1994 für seine eigene Design-Kollektion entwirft. So stehen die modernen, aber nicht zeitgeistigen Möbel-Entwürfe hier in einer adäquaten Umgebung – eine Wahlverwandtschaft zwischen Architektur und Design.

Daß alles dieses nicht nur dem Bauherrn und seiner Familie, dem Architekten und seinen Handwerkern, dem Bauamt und den Besuchern gefiel, beweist eine Entscheidung der Jury für den Krefelder Denkmalpreis im Frühjahr 2001: Franz-Josef Schulte wurde im Jahr seines 50. Geburtstages für diesen beispielhaften Umbau der „Krefelder Denkmalpreis 2001“ zuerkannt. In der Begründung wurde besonders auf seinen Einsatz als Einzelperson für die Stadt und ihren Mittelstand hingewiesen.

Nachbemerkung: Der Fabrikbesitzer und Designer mit dem Denkmalpreis ist übrigens mein Mann, der mich vor zehn Jahren an den Niederrhein holte.

Anmerkungen

¹⁾ Die Werkkunstschule wurde 1971 in eine Fachhochschule umgewandelt, der Fachbereich Architektur wanderte im Rahmen dieser Reform nach Düsseldorf – mit ihm die Studenten.

²⁾ Dargestellt in dem Buch „Krefelder Architekten“, herausgegeben vom Stadtarchiv Krefeld in der Reihe Krefelder Studien, Band 4, von Walfrid Pohl und Hans-Peter Schwank, 1967. Diese Angaben verdanke ich Gerhard Hanisch, Denkmalpfleger der Stadt Krefeld, der auch auf folgenden Artikel aufmerksam machte: F. W. Deussen, Die Heimat, Krefeld 1921, S. 90 ff.

³⁾ Architekturbüro Wyes und Dollen, Krefeld, Blumentalstraße 108.

Zur Ausstellung „Gedankengebäude – Das Jüdische Museum in Berlin“ von Bruni Encke in der Villa Merländer

von Eugen Gerritz

Drei Fotos, schwarz-weiß, auf der Großen Kunstausstellung Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf, im Dezember 1999 waren der Auslöser. Die geometrischen Strukturen der Fotos zogen mich an: Ich dachte an eine fotografische Adaption der Malerei Piet Mondrians. Dann kam die Überraschung: Die drei Photographien waren Aufnahmen des leeren Jüdischen Museums von Berlin; die Künstlerin war Bruni Encke aus Krefeld. „Gibt's mehr davon?“, fragte ich sie noch am selben Abend. „Ich hab' eine ganze Serie gemacht“, so ihre Antwort. Frau Dr. Schupetta, die Leiterin der NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld, und ich, der ich wenige Wochen zuvor zum Vorsitzenden des Fördervereins Villa Merländer e.V. gewählt worden war, besichtigten die zwanzig Photographien und beschlossen, sie alle in der Villa Merländer auszustellen und Partner in vergleichbaren Institutionen zu suchen, um sie auch dort zeigen zu können.

Es begann eine mühevolle Arbeit. Die Ausstellung bedurfte der Zustimmung des Architekten Daniel Libeskind, und die wurde erst mal von seinem Büro versagt. Ein anderer Weg war zu beschreiten: Frau Encke schuf eine Mappe mit allen Fotos, der Vorsitzende des Vereins verfaßte einen Brief, in dem die Aufgaben und die Geschichte der Institution Villa Merländer geschildert wurden, und der Oberbürgermeister Pützhofer teilte Herrn Libeskind in einem freundlichen Schreiben mit, daß großes Interesse der Stadt sowohl an der Institution selbst als auch an dem Projekt der Ausstellung bestehe. Die freundliche Antwort ließ nicht lange auf sich warten: Wir erhielten die Genehmigung zur Ausstellung und, mit der Bitte um Rücksprache, zur Publikation. Partner, die die Ausstellung ebenfalls zeigen wollten, fanden sich: das Jüdische Museum in Dorsten und die Gedenkhalle Schloß Oberhausen. Einen beträchtlichen Zuschuß zu den Produktionskosten gab die Landeszentrale für Politische Bildung, ein Berliner Verlag fand sich, und W. Michael Blumenthal, der Leiter des Jüdischen Museums in Berlin, war so beeindruckt, daß er das Vorwort zum zweisprachigen Katalogbuch schrieb.

Die Krefelder Ausstellung wurde am 6. Mai 2001 eröffnet. Die Villa Merländer konnte die

Menschen nicht fassen, die Bruni Enckes Ansichten einer großen Architektur betrachten wollten. Wer immer an diesem Tage und in den folgenden Wochen sich die Bilder ansah, er stimmte mit jenen Besuchern des Jü-

dischen Museums in Berlin überein, die der Meinung waren, daß dieses Haus, daß diese Architektur so voller Symbolkraft ist, daß sie am besten leer bliebe.

Abb. 1. Die Fotografin Bruni Encke in ihrer Ausstellung

Über der grauschwarzen

Ödnis

ein baumhoher Gedanke

Greift sich den Lichtfion:

es sind noch Lieder

zu singen

jenseits der Menschen.

P. Celan



25 Jahre Gemeinschaft Krefelder Künstler e.V. (GKK)

von Christian Krausch

„Die Künste sind in Zeiten des Zweifels und des Umbruchs zwar nicht das einzige aber ein wichtiges Mittel, eine bedeutsame Möglichkeit, den Menschen zum Sinn seines Lebens zu führen. Unter dieser Überschrift sollte auch weiterhin die Förderung Krefelder Künstler gesehen werden.“ So lautet der Eintrag von Oberbürgermeister Dieter Pützhofen am 9. Dezember 1983 in das Gästebuch der GKK. Die Zeilen zeugen von der Anteilnahme an einer sich rasch entwickelnden Künstlergemeinschaft, die sich bis heute durch den Einsatz und das Engagement vieler über Höhen und Tiefen zu einer klaren Instanz in der Krefelder Kunstszene entwickelt hat. 25 Jahre im vergangenen Jahr geben Anlaß genug für einen kleinen Rückblick, der ihre Genese anhand verschiedener Stationen beleuchten will, ohne dabei sämtliche Aktivitäten genauestens zu dokumentieren. Vielmehr soll ein Gesamteindruck der zahlreichen Aktionen vermittelt werden, der die Bedeutung der GKK und ihren Stellenwert in Krefeld verdeutlicht.

Die Gemeinschaft Krefelder Künstler (GKK) ist für Krefeld seit Jahren ein feststehender Begriff. Bereits im Oktober 1975 formieren sich auf die Idee und Initiative von Paul Kamper verschiedene Künstler zu einer Arbeitsgruppe, die als wichtigstes Kriterium die Herauslösung aus bisher praktizierter Kunstisolation anstrebt. „Fern von jeglichem musealen Weihrauch“ agieren zu wollen, zitiert die Westdeutsche Zeitung am 14. Oktober 1975 den damaligen Vorsitzenden Kamper, der damit einen hintergründigen Wunsch und zugleich das Bestreben nach Produktivität zum Ausdruck bringt. Der Gedanke, die Kräfte und Interessen der einzelnen Künstler zu bündeln und sie damit solidarisch zu aktivieren, stößt bei allen daran Beteiligten auf ein positives Echo. Zwei Monate später, am 5. Dezember 1975 kommt es zur Vereinsgründung und Namensfindung „Gemeinschaft Krefelder Künstler“, deren weitere Ziele gemäß § 1.6 der Satzung lauten: „Präsentation des gegenwärtigen Schaffens der in Krefeld tätigen bildenden Künstler, das in geeigneter Form dem Publikum zur Diskussion gestellt wird. Außerdem vermittelt der Verein der Öffentlichkeit Kontakte mit außerörtlichen Künstlergruppierungen, die er in Krefeld präsentiert“. Geplant ist folglich



Abb. 1. Katalogcover zur Ausstellung der GKK im Haus Greiffenhorst 1982

ein gegenseitiger künstlerischer Austausch sowie die Pflege von Außenkontakten zur Krefelder Öffentlichkeit und darüber hinaus.

Mehrere Jahre schließen sich an, in denen die GKK durch verschiedene Aktionen die Umsetzung ihrer Ziele verfolgt. Die im Stadtarchiv geführte Sammlung von Pressestimmen wie auch die im Archiv der GKK gesammelten Materialien informieren ausführlich über die regelmäßigen Ausstellungen im Haus Greiffenhorst sowie im Seidenweberhaus im Zeitraum von 1976 bis 1982. Auch wenn diese in Ermangelung eigener Räume unter semiprofessionellen Rahmenbedingungen stattfinden müssen, so vermitteln sie dennoch eine anschauliche Übersicht über das künstlerische Schaffen zahlreicher Künstler aus Krefeld. Kleinere Broschüren und Kataloge dieser Zeit erlauben Einblicke auf das Werk verschiedener Mitglieder und tragen dazu bei, das anvi-

sierte Ziel einer breiten Öffentlichkeit zu untermauern¹⁾ (s. Abb. 1). Die Zeitungen berichten weiter über Höhen und Tiefen der GKK, über die Vorteile wie auch die Schwierigkeiten innerhalb einer ständig wechselnden Gemeinschaft von Künstlern. So kommt es 1981 durch Meinungsverschiedenheiten zum Rücktritt von Paul Kamper und damit verbunden beinahe zur Auflösung der Gruppe, deren Mitgliederzahl auf 14 abgesunken ist. Gleichzeitig aber bietet sich hier die Gelegenheit zu einem Neuanfang mit einem neu gewählten Vorstand, der sich engagiert den Problemen stellt und darüber hinaus verstärkt Kontakte über die Stadtgrenzen hinaus forciert. Eine Folge davon ist eine größere Publizität und die daraus resultierende weitere Akzeptanz der Künstlergemeinschaft, die, wie einzelne Pressestimmen zeigen, anfänglich nicht uneingeschränkt gewährleistet ist²⁾. So bietet sich die Möglichkeit einer Gruppenausstellung im Kaiser Wilhelm Museum beispielsweise erst 1983, als die GKK unter dem Titel „Farbe bekennen“ einen Überblick über ihren künstlerischen Stellenwert präsentiert. Lange Verhandlungen und zähe Auseinandersetzungen sind nötig, um die von der damaligen Museumsleitung gesteckten hohen Hürden zu meistern, die das internationale Renommee des Hauses wahren sollen³⁾.

Kunst-Spektrum

1983 ist auch das Jahr, in dem sich der lang gehegte Wunsch der GKK nach einer eigenen Ausstellungsplattform verwirklicht. Am 14. September berichten „Rheinische Post“ und „Westdeutsche Zeitung“ vom Bezug der Erdgeschoßräume des städtischen Hauses St.-Anton-Straße 90, in dem ehemals die Familienhilfe beziehungsweise die Buchhandlung Mainz untergebracht waren. „Für das Objekt, das der Gemeinschaft bei ihrer letzten großen Ausstellung im Haus Greiffenhorst über Oberbürgermeister Dieter Pützhofen angeboten wurde, sprechen – so der [damalige] Vorsitzende Eberhard Gollner – vor allem die Nähe zu Kunstverein und Kaiser Wilhelm Museum, aber auch die optische Präsenz im Stadtbild durch das große Schaufenster“⁴⁾ (s. Abb. 2). Mit großem Einsatz und Engagement werden die beiden

Es hat lange gedauert, aber die **Gemeinschaft Krefelder Künstler (GKK)** hat jetzt ein schönes Zuhause, das sie am **Samstag, 17. September, 19 Uhr**, allen Kunstinteressierten vorstellen will. Auf der **St.-Anton-Straße 96**, steht ein Haus, das niemand so schnell als das ehemalige Gebäude der **Kunsthandlung Mainz** oder der **Familienhilfe** wiedererkennen wird. Nachdem nämlich die

Ein Spektrum der Kunst

Krefelder Künstler das Erdgeschoss in mehrmonatiger Eigenarbeit vorbildlich hergerichtet hatten, ließ sich auch die Stadt nicht lumpen und verpaßte dem Haus eine äußere Schönheitstouren.

In den beiden Ausstellungsräumen sind 22 Arbeiten von ebensoviel Mitgliedern der Kunstergemeinschaft zu sehen. Recht locker wirkt die Präsentation und will eigentlich auch keine Ausstellung sein. Die großen Selbstdarstellungen der GKK können hier sich stattfinden. Aber das Programm des Vorstandes sieht bereits genug Aktivitäten vor: Sitzungen, Diskussionen, Künstlerporträts, Einzel- und kleinere Gruppenausstellungen, auch von anderen Künstlervereinigungen.



Der Vorstand im neuen Domizil. Von rechts: Peter Hesser, K. A. Janßen, Eberhard Gollner, Martin Becker. HP-Foto: Rudolf Dross

Eventuell kann hier auch eine **Artothek** eingerichtet werden.

Für das Objekt, das der **Gemeinschaft** bei ihrer letzten großen Ausstellung im Haus **Großtenne** über **Oberbürgermeister Dieter Pitzhofen** angeboten wurde, sprechen – so **Vorsitzender Eberhard Gollner** – vor allem die Nähe zu

Kunstverein und Kaiser-Wilhelm-Museum, aber auch die **optische Präsenz im Stadtbild** durch das große **Schaufenster**. Die **Öffnungszeiten** für die erste Präsentation: **mittwochs 17 bis 20 Uhr, samstags und sonntags 10 bis 13 Uhr**. Und der Name des neuen Zentrums: **„Kunst-Spektrum“**. fr

Rheinische Post

Nr. 213 – Mittwoch, 14. September 1983

Abb. 2. Zeitungsartikel der „Rheinischen Post“ vom 14. September 1983

Abb. 3. Quadrat – 13 Versuche; Blick in die Ausstellung



Räume von den Mitgliedern der GKK für Ausstellungszwecke hergerichtet und am 17. September im Rahmen der Eröffnungsausstellung der Öffentlichkeit vorgestellt. 22 Arbeiten aller damaligen inzwischen wieder 22 Mitglieder bieten ein Spektrum unterschiedlichster Kunstauffassungen, die, wie in der Satzung verbürgt, einem interessierten Publikum nunmehr im eigenen Haus zur Diskussion gestellt werden können.

Mit den Räumen auf der St.-Anton-Straße ist die GKK in der glücklichen Lage, ihr Repertoire an Aktivitäten zu erweitern. Unabhängig von den Einschränkungen fremder Ausstellungsorte kann sich das Programm zügig entfalten und die Institution dadurch zusehends einen festen Punkt im Kunstgeschehen der Stadt Krefeld markieren. Anerkennung spiegelt sich nicht allein in der finanziellen Unterstützung durch die Sparkasse Krefeld, die 1983 eine Grundausrüstung an Rahmen und Vitrinen ermöglicht, sondern auch im großen Besucherstrom, den die GKK bis heute verzeichnen kann. Rund 140 Einzel- und Gruppenausstellungen der Mitglieder lassen sich bis zum Jahr 2001 belegen, darunter einige an ein Thema gebundene. Schon 1984 gilt so beispielsweise in der ersten Thementausstellung im neuen Domizil das Interesse den „Masken“, die passend zum Karneval vom 17. Februar bis 11. März die Räume erobern. Unter dem Titel „Quadrat – 13 Versuche“ erproben die Vertreter der GKK dann vom 9. Januar bis 1. Februar 1987 erstmals eine künstlerische Annäherung an eine geometrische Form, die ein Jahr später von 10 Künstlern durch „Arbeiten zum Thema Kreis“ eine Fortführung erfährt⁵⁾ (s. Abb. 3). 1990 folgen dann nacheinander vier Ausstellungen zur „Anwesenheit einer Farbe – Blau“⁶⁾, die den einzelnen Mitgliedern die Möglichkeit einer themenbezogenen Selbstdarstellung erlaubt. Weitere Gelegenheiten der Gruppenpräsentation finden sich 1997 bis 1999 in den Sparkassen-Ausstellungen Part 1 bis Part 3, die dazu gedacht sind, eine Gesamtdarstellung aller Mitglieder zu ermöglichen⁷⁾. Qualitativ deutlicher aber gelingt es der GKK bereits vom 8. bis 29. September 1991 durch plastische Arbeiten „Nebenwege“ zu beschreiten, die sich dann vom 20. Januar bis 19. Februar 1995 in der Dunkel-Ausstellung mit Skulpturen zu erlebnisreichen „Tastwegen“ entwickeln. Flankiert durch Lesungen verschiedener Autoren, darunter der blinde Bernd Kebelmann, zeigt sich hier erneut das Geschick der GKK, im kleinen Rahmen ausgefallene Kulturereignisse zu realisieren⁸⁾. Zu diesen zählen überdies die Jubiläumsveranstaltungen, etwa 1993, als das 10jährige Bestehen des Kunst-Spektrums auf der St.-Anton-Straße mit der Verlosung der Editionsmappe „ars multiplicata“ begangen wird (s. Abb. 4), wie auch das 25jährige Jubiläum der GKK, das vom 24. November bis 15. Dezember 2000 mit der Ausstellung „Viertel-Kreis“ eine feierliche Würdigung er-

EINLADUNG

10 Jahre Kunst-Spektrum

ARS MULTIPLICATA

8.10. - 31.10.93

Zur Verlosung der Ausstellung am Freitag, dem 8.10.93 um 20 Uhr, sind Sie und Ihre Freunde herzlich eingeladen.

Seit zehn Jahren betreibt die Gemeinschaft Krefelder Künstler GKK, das Kunst-Spektrum an der St.-Anton-Straße, ein autonomes Forum, offen für alle Kunstschaffenden, Ideen und Aktionen. In dieser Dekade haben Künstler in mehr als achtzig Ausstellungen ihre Arbeiten gezeigt. Ein Grund zur Freude und Anreiz, allen zu denken, die zum Erfolg beigetragen haben.

Als Dankeschön erscheint die Mappe ARS MULTIPLICATA in einer Auflage von 1000 Exemplaren. In den illustrierenden Beiträgen dieser Mappe spiegelt sich auch die Vielfalt der Ausdrucksformen unserer Künstlergemeinschaft.

Als Dankeschön an die Besucher des Kunst-Spektrums werden 10 Mappen bis 31.10.93 um 11 Uhr verlost.

- | | |
|---------------------------|-----------------|
| Martin R. Becker | Olaf von Hübner |
| Hans-Dieter Marthey | Olaf von Hübner |
| Stefan Kaiser | Olaf von Hübner |
| Annette Rulker | Olaf von Hübner |
| Willy Immen | Olaf von Hübner |
| Barbara Holderegger | Olaf von Hübner |
| Theo Wiediger | Olaf von Hübner |
| Peter M. Heiser | Olaf von Hübner |
| Klaus Peter Noerer | Olaf von Hübner |
| K.A. Jordan (KA-A-JOT) | Olaf von Hübner |
| John Wasek | Olaf von Hübner |
| Jochen Schumann | Olaf von Hübner |
| Wolfgang Heimbach | Olaf von Hübner |
| Georg Opdenberg | Olaf von Hübner |
| Ferdinand Bahner | Olaf von Hübner |
| Christian Hilgert | Olaf von Hübner |
| Barbara Adamek | Olaf von Hübner |
| Thomas Ritter | Olaf von Hübner |
| Anne Kurth | Olaf von Hübner |
| Uwe Bülow | Olaf von Hübner |
| Christel Schulte-Harhardt | Olaf von Hübner |
| Klaus Künzel | Olaf von Hübner |
| Karl-Heinz Henning | Olaf von Hübner |

FINISSAGE

31.10.93, 11 Uhr

Zur Finissage mit Verlosung am Sonntag, dem 31.10.93 um 11 Uhr sind Sie und Ihre Freunde herzlich eingeladen. Für Lospreise ist bestmögliche Anwesenheit erwünscht. Lassen Sie nicht bei der Verlosung bis 12 Uhr eingetragene werden, verlieren Ihre Gültigkeit.

Während der Ausstellung ARS MULTIPLICATA

haben Sie die Gelegenheit, Lose zum Preis von DM 10,- zu erwerben. Insgesamt werden zur Verlosung über 10 Mappen mit 100 Lose verkauft. Jeder Käufer darf maximal zwei Lose erwerben. Die Einzelnen aus der Verlosung dienen zur Finanzierung dieser Mappe.

Zur Verlosung sind ausschließlich Mitglieder des Kunst-Spektrums berechtigt. Die Lose werden am 31.10.93 um 11 Uhr verlost.

Abb. 4. Ars Multiplicata; 10 Jahre Kunst-Spektrum; Einladungsfolder - Innenseite

VIER KÜNSTLER AUS LEIDEN

Die Gemeinschaft Krefelder Künstler zeigt als zweite Ausstellung der Reihe „Begegnung mit den Niederlanden“ Künstler unserer Partnerstadt Leiden (Niederlande)

13.12.'85 - 5.1.'86

Sie und Ihre Freunde sind zur Eröffnung am Freitag, dem 13.12.'85, herzlich eingeladen. Öffnungszeiten: Sa. und So. 10-13 Uhr, Mi. 15-18 Uhr

KUNST-SPEKTRUM GKK • St.-Anton-Str. 90 • 4150 Krefeld

Abb. 5. Vier Künstler aus Leiden; 13. Dezember 1985 bis 5. Januar 1986; Plakat zur Ausstellung

fährt. Anknüpfend an die Thementausstellungen vergangener Tage, vornehmlich aber in Hinblick auf die Tatsache eines Viertel-Jahrhunderts Ausstellungstätigkeit, erlaubt das Motto „Viertel-Kreis“ unterschiedlichste Annäherungen in künstlerischer Form. Eine Verlosung von 30 quadratischen Kassetten mit je 25 Arbeiten ermöglicht überdies dem Besucher, am Jubiläum aktiv teilzuhaben.

Neben den Ausstellungen aus den eigenen Reihen finden zudem im Laufe der Jahre circa 20 Künstler und Künstlergruppen aus dem In- und Ausland in den Räumen der GKK ein neues Ausstellungsforum. So ist vom 21. September bis 14. Oktober 1984 als erster auswärtiger Gast die Aachener Gruppe KO 228 im Kunst-Spektrum mit sieben Künstlern vertreten. Im Gegenzug dazu haben im März/April 1985 14 Künstler aus Krefeld die Gelegenheit, im Atrium am Eisenbrunnen in Aachen ihre Arbeiten zu zeigen. Im selben Jahr ermöglichen die Krefelder mit Andrea Anatas im Rahmen des 2. Galerienontages und unter dem Motto „Begegnung mit den Niederlanden“ erstmalig einem niederländischen Kollegen eine Ausstellung im Kunst-Spektrum und bespielen überdies kurze Zeit später mit Künstlern aus den Niederlanden den Theaterplatz in Krefeld. „Vier Künstler aus Leiden“^[9] finden im Dezember 1985 den Weg nach Krefeld und folgen damit einer Gegeneinladung der GKK, die bereits im Mai/Juni 1985 mit Künstlern aus Oxford in Leiden ihre Arbeiten präsentieren kann (s. Abb. 5). Im Juni 1988 weiten sich die Kontakte bis in die Schweiz aus, von wo Emanuel Gloor und Jean-Jaques Volz als Gast in das Haus auf der St.-Anton-Straße kommen. Vier Monate später bieten vier Künstler aus Regensburg dem staunenden Publikum „Quasare im Gesicht“, wohingegen ein Jahr danach 14 Mitglieder der Duisburger Sezession die Räume der GKK vom 24. September bis 15. Oktober 1989 unter dem Titel „Idee-Skizze-Zeichnung“ beleben. Im Juni/Okttober 1993 kommen mit Solveig K. Bolduan und E.R.N.A. zwei Künstlerinnen aus dem Brandenburgischen Verband Bildender Künstler der Einladung nach Krefeld nach, zwei Jahre später gefolgt von Jan Peter Fluck aus der Schweiz. „Kunst grenzenlos“ lautet vom 12. Januar bis 4. Februar 1996 der Ausstellungstitel der Gäste aus Meerbusch, die bereits im Oktober 1994 Künstlern aus Krefeld in der Meerbuscher Telo-Mühle eine Präsentationsgelegenheit bieten. Darüber hinaus wachsen die Kontakte zum fernen Ausland, nach Charlotte/USA und nach Magliaso ins Tessin. Nach dem Besuch in Limburg (Niederlande) 1985 sind überdies schon 1988 fünf Krefelder Künstler als Vertreter der Bundesrepublik Deutschland in der Ausstellung „Landschaften und Stilleben“ auf Schloß Arcen in Limburg vertreten. Das sich 1996 anschließende Künstleraustausch-Projekt Roermond/Krefeld zählt dann zu den ersten Höhepunkten der Bestrebun-



Abb. 6. Part 1/2/3; Künstlertausch-Projekt Roermond/Krefeld 1996; Katalogcover

gen nach gegenseitigem Austausch und Öffentlichkeitsarbeit, da mit dieser Aktion ein großer kultureller Bogen über die Grenzen hinweg zum Nachbarn gespannt werden kann. Unter dem Titel Part 1 und Part 2 zeigen im April/Mai nacheinander Vertreter aus Krefeld in der Roermonder Kunstinitiatief L5 ihre Arbeiten, wohingegen als Part 3 vom 8. bis 29. September 1996 Gäste aus Roermond mit ihren Arbeiten das Kunstspektrum erobern (s. Abb. 6). Flankierend zur großen Ausstellung „Onder den Oranje boom“ im Kaiser Wilhelm Museum veranstalten die Krefelder und Roermonder Künstler im April/Mai 1999 unter dem Titel „Überschreitungen/Overschrijdingen“ zwei weitere Präsentationen ihrer Arbeiten, die den künstlerischen Dialog zwischen den befreundeten Städten erneut dokumentieren. Anders aber als 1996 liegt der Reiz dieser Aktionen in der unmittelbaren Vergleichsmöglichkeit deutscher und niederländischer Arbeiten, die sich nebeneinander in den Häusern der Kunstinitiatief L5 wie auch der GKK der Öffentlichkeit stellen¹⁰⁾. Anfang 2000 beteiligen sich schließlich zahlreiche Künstler der GKK an dem gemeinschaftlichen Ausstellungsprojekt des Kulturamtes Krefeld und der De Montfort University in der Partnerstadt Leicester, bei dem 14 Künstler aus Krefeld vom 13. Februar an mit ihren Werken im New Walk Museum vertreten sind. Im Gegenzug dazu präsentiert Alan Welsford als einer von vier Künstlern aus Leicester einen Monat später seine Malerei im Haus auf der St.-An-

ton-Straße, wohingegen drei weitere Künstler der Partnerstadt im Kunstverein sowie in den Galerien Meta Weber und Christian Fochem eine Ausstellungsplattform finden. Dieses von der heimischen Presse ausführlich verfolgte Künstlertauschprojekt zwischen Leicester und Krefeld¹¹⁾ bekräftigt erneut den von der GKK formulierten Willen nach Verbindung, Begegnung und einem Austausch von Kunst, die, wie Oberbürgermeister Dieter Pützhofen im Folder zur Ausstellung erkennt, „... gleichermaßen den In-

tellect wie das Gefühl anspricht, immer ästhetisch und oftmals politisch Stellung bezieht [...] und [überdies] das Von- und Miteinanderlernen über alle Sprachbarrieren hinaus fördert“ (Abb. 7).

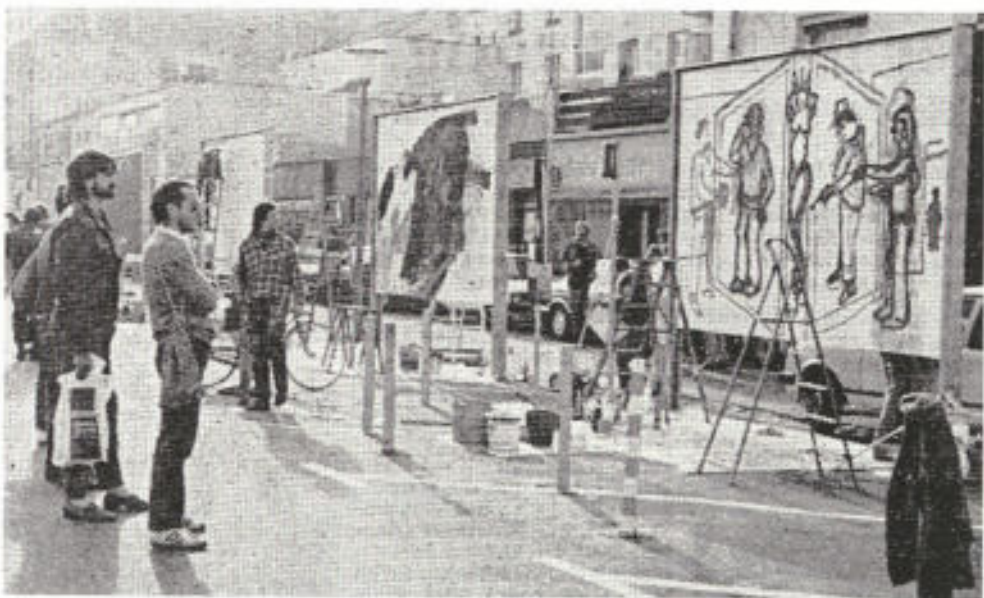
Kunst in Krefeld

Doch damit nicht genug. Seit 1984, dem ersten Jahr nach Bezug der Räume des Kunstspektrums beteiligt sich die GKK mit Aktio-



Abb. 7. Kunstaustausch Leicester/Krefeld 2000; Einladungsfolder

Abb. 8. Kunst in Krefeld 1984; Plakatmalaktion



nen oder Ausstellungen am Krefelder Galerien-sonntag. In der Regel werden, wie bereits gezeigt, Gäste aus anderen Städten oder Ländern nach Krefeld geladen, die an dem weit über die Grenzen von Krefeld hinaus bekannten „Volkswandertag in Sachen Kunst“ partizipieren. Mehrere Galerien und weitere

Kulturinstitute beteiligen sich an diesem Projekt, das im Laufe der Jahre zu einer von der Bevölkerung stark frequentierten und honorierten Einrichtung wird¹²⁾. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, verzichten die Mitglieder der GKK zu diesem Zeitpunkt auf eine Präsentation eigener Arbeiten, um den gela-

denen Künstlern die Möglichkeit an der Teilnahme eines internationalen Forums zu ermöglichen. Beispielsweise finden sich im Jahr 2000 die unter dem Motto „Hautnah“ ins Kunst-Spektrum geladenen Vertreter des BBK-Heidelberg in guter Gesellschaft zu William N. Copley, Gloria Friedmann, Bechtold, Förg, Knoebel und Uecker, deren Arbeiten zeitgleich an anderen Stellen in der Stadt gezeigt werden.



Abb. 9. Stadtansichten; Aktion der GKK an der De-Greif-Säule 1967

Nur wenige Male nutzen die Initiatoren der GKK das Wochenende des Galerien-sonntages für eigene Zwecke. So veranstalten sie mit anderen Galeristen am 10. November 1984, flankierend zur Ausstellung „Ein Jahr Kunstspektrum“ unter dem Motto „Dreh dich nicht um, die Kunst geht um“, eine Plakatwand-Malaktion, bei der durch 12 große Plakatwände an der Lohstraße/Ecke Petersstraße für 14 Tage nicht Konsum-, sondern Kunstbedürfnisse geweckt werden sollen. Auch wenn der gewählte Termin (Volkstrauertag) zu vereinzelt Unstimmigkeiten führt¹³⁾, ist mit dieser Aktion der Grundstock für weitere, über die Räumlichkeiten hinausreichende Veranstaltungen gelegt (s. Abb. 8). Zumindest die Mitglieder der GKK initiieren mehrere Kunstmaßnahmen auf öffentlichen Plätzen der Stadt Krefeld, die, wie beispielsweise die „Fallstudie Bahnhofsvorplatz“ mit niederländischen Gästen, im November 1985, Happening-Charakter erreichten. Die in „die Heimat“, Jg. 58/1987 nachträglich ausführlich dokumentierte Veranstaltung widmet sich auf Großfotos mal ironisch, mal kritisch dem seinerzeit entstandenen „Inselarchipel“ vor dem Krefelder Hauptbahnhof auf bildnerische Weise. „Standpunkte“ beziehen die Künstler kurze Zeit davor schon auf dem Theaterplatz, wo abermals mit niederländischen Kollegen als „work in progress“ künstlerische Positionen vor den Augen der Betrachter entstehen¹⁴⁾. Ein Jahr später treten die Mitglieder der GKK anlässlich des Galerien-sonntages am 13. September 1986 auf dem Schwanenmarkt mit der Aktion DENKMAL an die Öffentlichkeit, bei der die Künstler abermals den unmittelbaren Dialog mit der Bevölkerung suchen¹⁵⁾. 1987 wiederum entstehen um die ehemaligen Rudimente der De-Greif-Säule auf dem Platz vor der Dionysiuskirche zahlreiche „Stadtansichten“, die die Besucher dieses Galerien-sonntages in ihrem Parcours zwischen den Galerien immer wieder innehalten lassen (s. Abb. 9). Danach wird am 3. September 1988 „Der Ostwall als Kunst-Wall“ zum Thema der GKK, die Ideen und Vorschläge zur künstlerischen Gestaltung erst vor Ort präsentiert und anschließend vom 4. bis 18. September im Kunst-Spektrum zeigt. Unvermindert ist der Krefelder Galerien-sonntag bis heute Magnet für ein breites kunstinteressiertes Publikum und hat, auch wenn die Zeit der spektakulären öffentlichen Aktionen momentan zur Ruhe gekommen ist, nichts von seiner Attraktivität verloren.

Artothek

Wenngleich sich auch die Menge der Aktionen vor Ort verringert, so verliert dennoch die GKK niemals den unmittelbaren Kontakt zur Bevölkerung. Eher gegenteilig gelingt es, durch die Einrichtung einer Artothek die Summe der direkten Kunstkontakte zu vervielfachen. Schon am 18. Februar 1989 findet sich eine kurze Pressenotiz der „Rheinischen Post“, die über den Wunsch der GKK eines „Kunst-Verleihs“ berichtet, wobei die Standortfrage wie auch die Trägerschaft vorerst ungeklärt bleiben¹⁰⁾. Am 23. Juni 1991 sind diese Fragen geklärt, so daß auf der ersten Etage des Hauses auf der St.-Anton-Straße 90 die Artothek in Zusammenarbeit mit der Stadt Krefeld eröffnet werden kann (s. Abb. 10). Die Idee, gegen eine geringe Gebühr ein Original zu leihen, findet spontan großen Zuspruch, wie die ständig wachsende Frequenz der Ausleihen belegt. Die Artothek verfügt inzwischen über 650 Arbeiten, die von mehr als siebzig Künstlern unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden. Durch die Öffnung der Artothek für Künstler, die nicht der Gemeinschaft beitreten wollen, beweist die GKK erneut ihre Bereitschaft zu künstlerischer Kooperation. Unter dem Slogan „Nimm ein Original mit“ wird dort der Kunst der Weg zu einer breiten Öffentlichkeit ermöglicht, das heißt, zu all denjenigen, die am Kunstgeschehen der Stadt Krefeld, insbesondere am Werk der GKK teilhaben wollen. Allein dadurch ist die Artothek für Krefeld inzwischen unentbehrlich. Darüber hinaus ermöglichen die seit kurzer Zeit eingerichteten Kabinettausstellungen innerhalb der Räume auf der ersten Etage den Mitgliedern unter dem Titel „3x3“ eine kleine zusätzliche Ausstellungsplattform. In Anlehnung an die Tradition der Jubiläumsfeste wird das 10jährige Bestehen der Artothek im Jahr 2001 mit einer großen Veranstaltung gefeiert, nachdem bereits am 15. August 1997 nach sechs Jahren ein „Tapetenwechsel“ vorgenommen wurde. Um die Attraktivität der Artothek zu steigern, tauschen an jenem Tag zahlreiche Künstler ihre Arbeiten gegen neue aus, was seinen Niederschlag in der Zahl der Ausleihen findet. Sind es bis zu jenem Zeitpunkt rund 600 Arbeiten, die jährlich ausgeliehen werden, so lassen sich schon 1999 über 1000 Bewegungen verzeichnen. Und die Tendenz steigt (s. Abb. 11).

Der Rückblick auf 25 Jahre GKK zeigt das breitgestreute Spektrum an Aktionen einer Künstlergemeinschaft, die durch den Einsatz vieler Beteiligten aus den eigenen Reihen sowie unter dem langjährigen Vorstand von Peter M. Heeser, K. A. Janßen, Martin R. Becker, Anne Kurth und Hans Dieter Mathey sowie den Beisitzern Theo Windges, Klaus Peter Noever und – jüngst – Jürgen Drewer das kulturelle Leben der Stadt Krefeld entscheidend mitprägen. Der Rückblick gewährt überdies durch das Studium von

Zeitungsartikeln, Katalogtexten, Fotodokumentationen und Eintragungen in die Gästebücher Einblicke in das Schaffen der inzwischen über 40 Mitglieder der Gemeinschaft. Kaum lassen sich hier Übereinstimmungen

zwischen den einzelnen künstlerischen Ausdrucksformen finden – zu weitgespannt und vielfältig ist der Bogen der verschiedenen angebotenen Themen und eingesetzten Techniken. Der Vergleich zu einer Bibliothek



Abb. 10. Das Haus der GKK auf der St.-Anton-Straße mit Artothek

stellt sich ein, in der unter einem Dach die unterschiedlichsten Bereiche miteinander vereint sind. Wie jedes Buch eine eigene Form hat, eine eigene Gestalt, mal dick und schwer, mal dünn und leicht, als großer Foli-

ant in Erscheinung tritt oder als zierliches Heft auf sich aufmerksam macht und vor allen Dingen seinen ganz eigenen Inhalt beherbergt, so zeugen auch die Arbeiten der verschiedenen GKK-Mitglieder von ganz

speziellen und individuellen Geschichten. Diese Geschichten spielen sich, wie gezeigt, auf den öffentlichen Plätzen der Stadt Krefeld ab, an auswärtigen Orten, von denen ein jeder Künstler überdies zahlreiche im Rahmen von Einzelausstellungen unabhängig von der GKK nachweisen kann, sowie immer wieder im Kunst-Spektrum auf der St.-Anton-Straße. Dort kann seit 1998, neben den Erdgeschoßräumen und der Artothek auf der ersten Etage, auch ein weiteres Geschoß für Ausstellungen genutzt werden, wiewohl schon 1995 das nicht renovierte Dachgeschoß künstlerisch einbezogen wird. Unter dem Motto „Präludium. Kunst im Oberhaus“ inszenieren die Mitglieder der GKK vom 10. November bis 9. Dezember 1995 eine die Situation erfassende raumbezogene Ausstellung mit Verlosung, deren Einnahmen der Renovierung des Hauses dienen. Darüber hinaus ist die Einrichtung eines repräsentativen Archivs für regionale Kunst im Dachgeschoß des Kunst-Spektrums geplant.



Abb. 11. Blick in die Artothek Krefeld

Die Vielfalt der Techniken und Ausdrucksweisen der einzelnen Künstlerinnen und Künstler der GKK steht stellvertretend für die Vielfalt künstlerischer Produktion in Krefeld. Sie ist es, die das kulturelle Leben und damit das Gesicht der Stadt nicht nur jetzt, sondern seit vielen Jahren über die Grenzen hinaus kontinuierlich mitprägt. Eine Fortsetzung dieser Entwicklung ist wünschenswert. Allein der Mitgliederzuwachs der GKK läßt hoffen.

Anmerkungen

1) Vgl. auch folgende Worte von Helmut Meder, dem damaligen 2. Vorsitzenden, in der Broschüre der GKK zur Jahresausstellung 1980: „Um die gestalterische Potenz in unserer Vaterstadt Krefeld Interessierten, den Kulturverantwortlichen und überhaupt dem Publikum vor Augen zu führen, wurde die Gemeinschaft Krefelder Künstler e.V. gegründet. Als beständig wachsender Verein bemüht sie sich, die Belange der Künstlerschaft vor der Öffentlichkeit, den Parteien, der Kulturverwaltung darzustellen und Arbeitsfelder für die Künstler zu erschließen“.

2) Die „Rheinische Post“ berichtet beispielsweise am 25. Februar 1981 davon, wie die ursprünglich durch die GKK organisierten Künstlergespräche erst in privaten Räumen, dann in denen des Kunstvereins, eigenmächtig von der VHS und dem Kunstverein übernommen werden und durch die Möglichkeit der Zahlung eines Honorars unweigerlich die „Schaffung von zwei Künstlerkategorien“ (Kemper) entsteht.

3) Vgl. „Rheinische Post“ vom 21. Januar 1982.

4) „Rheinische Post“ vom 14. September 1983.

5) Unter der Überschrift „Der Kreis engt ein“ gibt Egon Kuhn in der „Westdeutschen Zeitung“ vom 14. Januar 1988 die „Gefahr von Ausstellungen zu Scheinthemen [zu bedenken], die nichts festlegen, die jedem ermöglichen,

im Repertoire seiner künstlerischen Tätigkeit wenigstens ein ‚beinhaltbares‘ Teil zu finden“, H.A.N. von der „Rheinischen Post“, 13. Januar 1988, spricht indessen von einer „von vielen Aspekten her sehenswerten Ausstellung“.

6) BLAU. Anwesenheit einer Farbe. Teil 1: 27. April bis 20. Mai; Teil 2: 25. Mai bis 17. Juni; Teil 3: 10. August bis 2. September; Teil 4: 14. September bis 7. Oktober 1990.

7) Jede Ausstellung ist durch eine Broschüre dokumentiert. Eine vierte Ausstellung, Part 4, steht noch aus.

8) Texte zur Ausstellung von Bernd Kabelmann finden sich im entsprechenden Katalog „Tastwege“, Hrsg.: GKK 1995.

9) „Vier Künstler aus Leiden“ vom 13. Dezember 1985 bis 5. Januar 1986 ist die zweite Ausstellung unter dem übergreifenden Motto „Begegnung mit den Niederlanden“.

10) Auch zu diesem Projekt liegt ein Katalog vor, der die einzelnen Stationen in Bild und Wort dokumentiert.

11) Vgl.: „Rheinische Post“ vom 16. Februar 2000 und 19. Februar 2000; „Westdeutsche Zeitung“ vom 14. Februar 2000 und 19. Februar 2000.

12) Wie die „Westdeutsche Zeitung“ vom 19. November 1984 (Kunst störte Ordnungshüter) und vom 18. Oktober

1985 unter dem Titel „Wie die Jünger am Ölberg, die auf die Kohorten warten“ zu berichten weiß, sind die Galerien anfanglich von einem „Damoklesschwert“ bedroht, da das Ordnungsamt den Sonntag nicht im Zusammenhang mit dem Verkauf von Kunst sehen will. Durch die Einholung von Sondergenehmigungen kann diese Problematik beseitigt werden.

13) Vgl.: „Kunst störte die Ordnungshüter. Aktion der Galerien wegen des Volkstrauertages unerwünscht?“, „Westdeutsche Zeitung“ vom 19. November 1984; „Galerien wählten unglücklichen Tag. Ordnungsamt beklagt fehlende Kommunikation/Furcht vor Lächerlichkeit“, Westdeutsche Zeitung vom 21. November 1984; „Nun sind Krefeld's Galeristen sauer“, „Stadtanzeiger“ vom 21. November 1984.

14) Die Aktion „Standpunkte“ vom 26. Oktober 1985 wird im Rahmen einer Fotodokumentation vom 22. November bis 8. Dezember 1985 in den Räumen der GKK gezeigt. Auf diese Weise entsteht eine Art Menu, das die verschiedenen Aktivitäten zusammenfaßt.

15) Auch dieser Veranstaltung folgen später eine Präsentation der erstellten Arbeiten im Kunst-Spektrum sowie eine Katalog-Dokumentation, was die Vorliebe der GKK für „Gesamtkunstwerke“ erneut erkennen läßt.

16) Krefelder Artothek. „Rheinische Post“ vom 18. Februar 1989.

Heinrich Wiethase und Edmund Renard als Schöpfer des Hochaltars von St. Gertrudis in Krefeld-Bockum

Ein Beitrag zur barocken Tradition in den Kirchenräumen der Neugotik

Von Ernst Coester

Kurz nach Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wuchsen in Krefeld und in den Orten des heute in die Großstadt eingemeindeten Krefeld-Uerdinger Umlandes zahlreiche größere neugotische Backstein-Kirchen aus dem Boden, deren Errichtung durch die starke damalige Bevölkerungszunahme in diesem industriellen Zentrum des linken Niederrheins notwendig wurde. Die innere Ausstattung der neuen Gotteshäuser wurde meist von den Architekten, die auch die Erbauung dieser neuen Kirchen geleitet hatten, beziehungsweise ihren Schülern entworfen¹⁾. Viele Kirchen-Ausstattungen aus jener Zeit, insbesondere zahllose Haupt- und Seitenaltäre, sind nach dem Zweiten Weltkrieg und auch später noch zugrunde gegangen, ohne daß die kunstgeschichtliche Forschung oder die Denkmalpflege davon Kenntnis nahm. Viele weitere Altäre sind nur in Bruchstücken, meist den herausgelösten Figuren, auf uns übergekommen, weil es vielfach üblich war, sie aus liturgischen Gründen zu verändern oder aus Modernisierungseifer allen „überflüssigen“ Beiwerk zu entledigen. Einer solchen Abbruch-Maßnahme wurde in den Jahren 1958/60 auch der Hochaltar in St. Gertrudis zu Krefeld-Bockum unterzogen, den der bedeutende Kölner Architekt Heinrich Wiethase – er war vorher zeitweise ein Mitarbeiter von Friedrich von Schmidt – und der Bildhauer Edmund Renard, der Schwager Wiethases, vor 1868 geschaffen hatten. Die von diesem Altar, nach archivalischen Unterlagen von 1868 einem „Baldachinaltar“²⁾ erhaltenen sechs machtvollen Sandstein-Figuren und der ehemalige Altar selbst sollen im folgenden als ein Beispiel für den beschriebenen Umgang mit den Raumausstattungen des 19. Jahrhunderts vorgestellt und kunsthistorisch eingeordnet werden³⁾.

Neugotische Kirchengestaltungen und Gesamtinszenierungen in der Tradition des Barock

Die kunsthistorische Forschung hat vor noch nicht allzu langer Zeit erkannt, daß die Bauten des Mittelalter-Historismus des 19. und frühen 20. Jahrhunderts viel stärker, als man bis dahin angenommen hatte, von Traditio-

nen des Barock und Klassizismus bestimmt sind beziehungsweise diese bruchlos fortführen. So gesehen folgen diese Bauten keineswegs mittelalterlichen Vorbildern oder kopieren sie, wie bisher die gängige Meinung war, sondern stellen einen eigenständigen Stil dar⁴⁾. Kirchen des Historismus wurden ähnlich wie die der Barockzeit mit einem umfangreichen ikonographischen Programm ausgestattet, das Altäre und andere Kirchen-Mobiliarstücke, Pfeiler- und Wandfiguren bis hin zu den mit Emblemen meist barocker Herkunft geschmückten Schlußsteinen einbezog und dessen Voraussetzungen in der vom Konzil von Trient (1545 – 1563) den Pfarrern zur Aufgabe gemachten Volkskatechese lagen. Im Fall der neugotischen Bockumer Kirche dürfte dieses Programm auf ihren Erbauer, den zu seiner Zeit auch als katechetischer Buchautor hervorgetretenen Pfarrer Johann Rupert Schmitz⁵⁾, zurückgehen. Die Platzierung der Ausstattungsstücke einer neugotischen oder neuromanischen Kirche und ihre Zuordnung zueinander unterscheidet sich nicht von den Dispositionen des 17. und 18. Jahrhunderts. Nur die architektonischen Formen haben sich verändert, da für sie nicht mehr der antike Stil wie in der Renaissance und im Barock als Grundlage diente, sondern die mittelalterlichen Stile adaptiert wurden. Wie der Barock, und in seiner Kontinuität sich bewegend, verfolgte auch die Neugotik für das Zentrum ihrer Kirchenräume, den „meist in einem ... abgehobenen Chorbau stehenden und durch die Kommunionbank abgeschrankten Hochaltar, der gleichwohl gut einzusehen ist und ... von Seitenaltären flankiert wird“⁶⁾, eine bewußte Gesamt-Planung, wie sie die Gotik selbst nicht gekannt hatte. Das heißt, der Hochaltar und die übrige Ausstattung bildeten mit der Architektur des Chores und des ganzen Kirchenraumes eine sich gegenseitig ergänzende, symmetrisch gestaltete Einheit, die in dieser Stringenz dem Mittelalter fremd war, eine „Gesamtinszenierung, die ... zu einem Gesamtkunstwerk drängt“⁷⁾.

Die im Rheinland um 1850 einsetzende, von dem hochgotischen Stil des Kölner Domes ausgehende Neugotik hat für die im Kontext der Kirchenbauten zu entwerfenden Altäre – sofern man nicht durch einen Glücksfall ein echt gotisches Altarwerk kaufen konnte –

zunächst noch keine Nachbildungen oder Nachschöpfungen gotischer Altarschreine und Flügelaltäre entwickelt. Die Adaption der letzteren Altarform wurde erst im weiteren Verlauf der zweiten Jahrhunderthälfte allmählich bestimmend⁸⁾. Dagegen orientierten sich die ersten neugotischen Altäre überhaupt nicht – oder in einigen seltenen Fällen ganz vage – an den mittelalterlichen, da mittelalterlichen Altären bis auf geringe Ausnahmen kein Tabernakel integriert war. Sie sind vielmehr schöpferische Leistungen im Sinne des Historismus als einem eigenständigen Stil⁹⁾ und schließen sich in ihrem architektonischen Aufbau häufig nahtlos an die barocken und klassizistischen Tabernakel-Altäre an, die sich im Gefolge des Konzils von Trient im 17. und 18. Jahrhundert fast allgemein durchgesetzt hatten, was im wesentlichen dem Bemühen der großen Konzils-Persönlichkeit Karl Borromäus (1538 – 1584, heiliggesprochen 1610) zuzuschreiben ist. Dieser war dafür eingetreten, das Allerheiligste in einem auf der Hochaltarmensa zu errichtenden Tabernakel aufzubewahren und es auf einer über diesem einzurichtenden Art von Thron in der Monstranz anzubeten und zu verehren¹⁰⁾.

Der abgebrochene Hochaltar und seine typengeschichtliche Einordnung

Die barocken Tabernakel-Altäre in ihrer reinsten Ausprägung, bei der „der Altar mit einem Tabernakel versehen ist, ohne mit einem Retabel ausgestattet zu sein“¹¹⁾, haben sich im 18. Jahrhundert als weit verbreiteter Typus südlich und nördlich der Alpen, dort besonders im Raum Lüttich – Aachen¹²⁾, so eingebürgert, daß auf eine Aufzählung von Beispielen verzichtet werden kann und hier lediglich der von E. Fayn aus Lüttich entworfene frühere Hochaltar des Kölner Domes genannt sei, der von 1770 bis 1895 „das geistige und optische Zentrum des gotischen Domchores“ bildete¹³⁾. Bei ihm diente die mittelalterliche, hochgotische Mensa weiterhin als Altartisch und wurde nur für die neuen Erfordernisse seitlich und nach hinten erweitert. Es handelt sich bei all diesen Altären immer um die gleiche Grundform, die



Abb. 1. Krefeld-Bockum, Chor der Gertrudiskirche mit Hochaltar um 1940

noch bis in den Klassizismus des frühen 19. Jahrhunderts nachwirkte: Auf einer die Mensa überragenden, den Tabernakel enthaltenden Sockelzone, bei der seitlich Leuchterbänke den Tabernakel flankieren, erhebt sich ein an allen Seiten, oder doch wenigstens an der Vorderseite, offenes Tempelchen (auch „Tempietto“), in das man das Altarkreuz hineinstellen konnte, das aber vornehmlich als eine Art von Baldachin für die feierliche Aussetzung des Allerheiligsten bestimmt war. Wegen dieses, eigentlichen Zweckes trug das Tempelchen auch die Bezeichnung „Expositionsthron“. Beliebte war

es, auf der oberen Abschlußplatte der Leuchterbänke oder auf zwei besonderen Unterbauten beiderseits von diesen zur Abrundung des Ganzen zwei Figuren – meistens ein anbetendes Engelspaar, zuweilen auch die beiden Hauptpatrone der betreffenden Kirche – aufzustellen.

Wenden wir uns nach diesen notwendigen Vorbemerkungen dem Bockumer Hochaltar zu, so ist als wichtige Tatsache vorzuschicken, daß sich neben einigen unzulänglichen, sein Aussehen nur ungenügend wiedergebenden Photographien aus der Zeit

zwischen etwa 1870 und 1958¹⁴⁾ kürzlich in dem in Köln befindlichen Nachlaß von Heinrich Wiethase (1833 – 1893), der in den 1860er Jahren Aufträge für St. Stephan in Krefeld und die Pfarrkirche in Hüls ausführte, ein von diesem signierter Altarplan vom 1. März 1867 fand, der nicht nur mit dem photographisch überlieferten Hochaltar übereinstimmt, sondern ausdrücklich als „Altar für die Pfarrkirche Bockum“ bezeichnet ist¹⁵⁾. Durch diesen Fund können nun alle wesentlichen Fragen, die der kunsthistorischen Einordnung des Altares bisher im Wege standen, beantwortet werden, wobei eine zusätzliche Auswertung von eventuell im Pfarrarchiv Krefeld-Bockum vorhandenen schriftlichen Quellen über die Bestellung, Lieferung und Installierung des Altares den gegebenen Rahmen sprengen würde und weitergehenden, pfargeschichtlichen Forschungen zu überlassen ist (s. Abb. 1 und 2). Evident ist zunächst folgendes: Wiethases Plan, wie denn auch die erwähnten Photographien, zeigen einen neugotischen Altar, dessen Gesamtkomposition in der Tradition des 1770 geschaffenen Hochaltares des Kölner Domes (s. Abb. 3) und der barocken Tabernakel-Altäre im Raum Lüttich – Aachen¹⁶⁾ steht. Den noch heute in situ vorhandenen Altartisch, der schon 1859 fertiggestellt¹⁷⁾ und geweiht worden war und der vorsorglich – wie auch die Hauptaltäre anderer von Friedrich von Schmidt entworfener Kirchen (Keyenberg 1867, Venrath 1868)¹⁸⁾ sehr große Abmessungen für die geplante Errichtung eines erst mehrere Jahre nach der Weihe finanziell erschwinglich werdenden Aufsatzes erhalten hatte, mußte Wiethase als vorgegeben in sein Plankonzept übernehmen. Diese gewaltige Sandstein-Mensa umschließt in den seitlichen Arkaden einen das üblicherweise in der Mitte in einem Kreis dargestellte Kreuz flankierenden Apostelzyklus aus Holz aus der Zeit um 1860¹⁹⁾, der heute ohne farbige Fassung ist. Die Maße der Mensa und auch die Achtzahl der an ihrer Vorderseite in Arkaden stehenden Apostel dürften Wiethase nach Köln übermittelt worden sein. Vergessen wurde offenbar die Erwähnung des Kreuzes und der sehr kleinen Höhenmaße der Apostel, so daß er diese zu groß zeichnete und mit ihnen gleichmäßig die ganze Vorderseite der Mensa ausfüllte. In der Mitte des Altartisches errichtet Wiethase über einem Sockelgeschoß, das sich bühnenartig vorschiebt und in dem sich der Tabernakel befindet, ein an gotische Portalvorhallen erinnerndes, vorne eine wimperg-bekrönte Spitzbogenarkade enthaltendes Gehäuse; es ist sozusagen ein ins Gotische umgesetzter, viereckiger Tempietto und bildet den Expositionsthron²⁰⁾. Darüber erhebt sich, weiter nach hinten zurückversetzt, eine offene Konstruktion aus fialen-besetzten Strebpfeilern und maßwerk-gezierten Strebebögen. Bekrönt wird dieser durchsichtige, das Expositionsgehäuse überhöhende Baldachinbau von einem großen Kruzifix mit ungefähr 125 cm

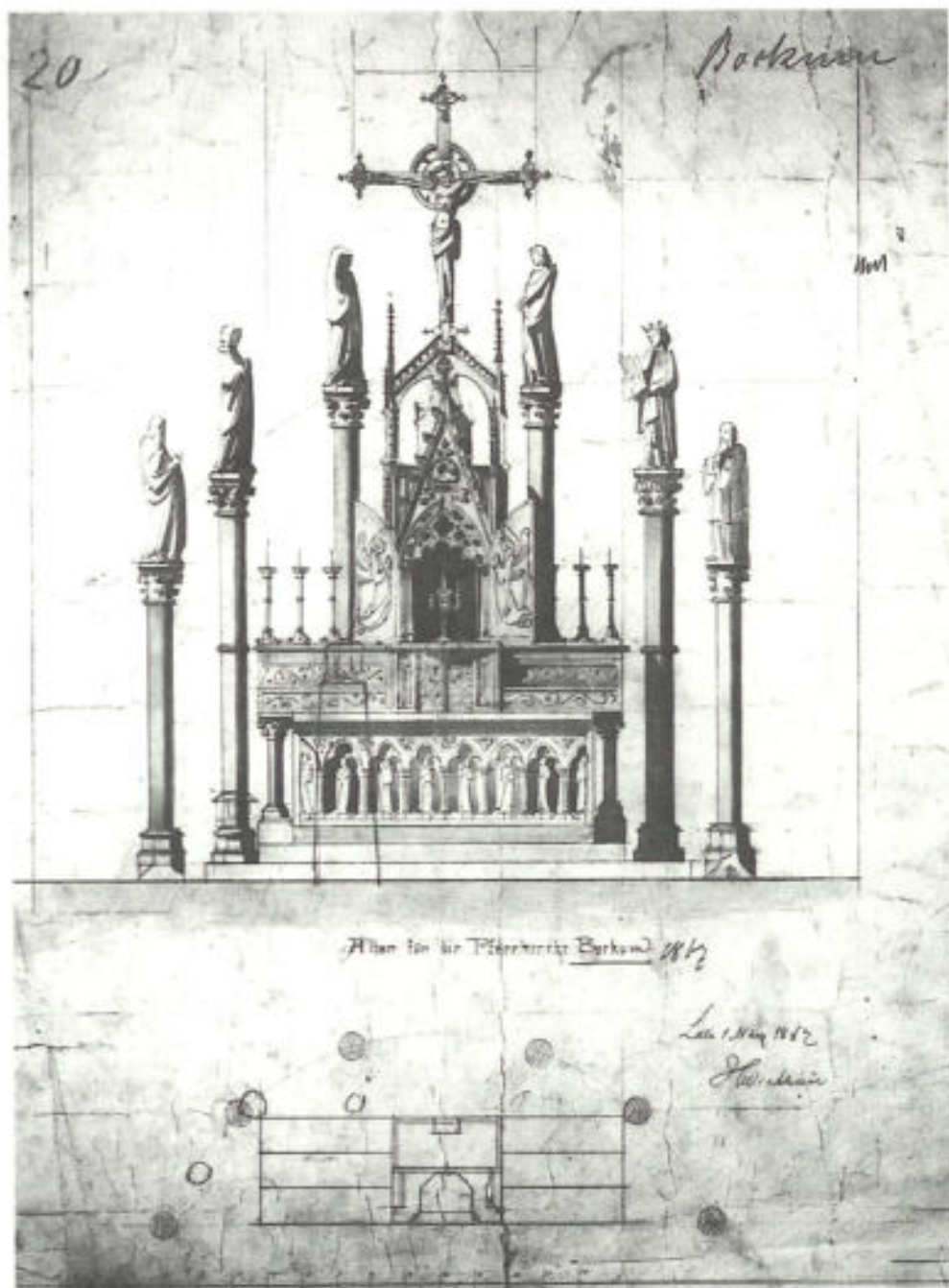


Abb. 2. Entwurf H. Wiethases für den Hochaltar von St. Gertrudis in Bockum

hohem Christus-Korpus, wie es sich ähnlich auch über einem der Lüttich – Aachener Tabernakel-Altäre, dem Barockaltar der Pfarrkirche in Kerkrade, findet.

Die Übernahme von Gepflogenheiten des 18. Jahrhunderts geht so weit, daß auch Einzelheiten barocker Prägung getreu beibehalten werden, wie zum Beispiel die Gotteslamm-Darstellung über dem Tabernakel²¹ und wahrscheinlich eine mechanische Einrichtung, durch die bei der Aussetzung die Monstranz mit der Hostie scheinbar ohne Zutun von Menschenhand in der Spitzbo-

genarkade des Expositionsthrons sichtbar wurde: Die in Wiethases Plan offenbar vorgesehene und nach Ausweis des ältesten Fotos des Altars auch anfänglich vorhandene, später aber beseitigte Anlage bestand darin, daß das Expositionsgehäuse an der Vorderseite eine Flügeltür hatte, die die Spitzbogenarkade gewöhnlich verschloß, so daß die Monstranz in dem Gehäuse ständig aufbewahrt werden konnte. „Mittels einer Kurbel ... konnte der Mechanismus betätigt werden“²², ohne daß der Geistliche auf die Ebene der Mensa zu dem weit zurückversetzten Expositionsthron hochsteigen

mußte; die Flügeltür öffnete sich selbsttätig, an ihren Innenseiten erschienen zwei gemalte, anbetende Engel und vielleicht bewegte sich die Monstranz mit dem Allerheiligsten sogar ein wenig nach vorn unter die Arkade²³. Es ist hier noch anzumerken, daß durch die festgestellte Übereinstimmung des ausgeführten Altars mit der Entwurfzeichnung die von Eva Brües diskutierte Erwägung, ob mit dem nach Unterlagen des Pfarrarchives 1868 vollendeten „Baldachin-altar“ vielleicht ein Ziboriumaltar gemeint war, der später abgebaut wurde²⁴, nun ausgeräumt werden kann. Im übrigen wird dies auch durch die in einschlägigen Lexika für die Altartypen verwendeten Fachausdrücke bestätigt²⁵.

Der gleiche Typus des reinen Tabernakel- oder Tempietto-Altars, wie er in den oben erwähnten Altären des Lüttich – Aachener Raumes und dem Hochaltar des Kölner Domes auftritt, liegt auch vier klassizistischen, jedoch bereits größtenteils aus gotischen Einzelformen komponierten Altären zugrunde, die den „Gang der Entwicklung ... gleichsam exemplarisch ... belegen“²⁶, die vom Barock zur Neugotik und damit zu Wiethases Bockumer Altar führt. Es sind dies zum einen drei vom Kölner Dombaumeister Ernst Friedrich Zwirner – dem Architekten des jüngeren Teils der Krefelder Dionysiuskirche – in den Jahren 1839 bis 1843 entworfene Hochaltäre für St. Georg in Köln, St. Quirin in Neuss und St. Apollinaris in Remagen, von denen die beiden ersten durch den Bildhauer Christoph Stephan in Köln ausgeführt wurden. Erhalten ist heute nur noch der Remagener Altar. Hans Peter Hilger hat die drei Altäre, für deren Gestaltung der Dombaumeister den barocken Hochaltar des Kölner Domes als Vorbild und Anregung wählte, zusammenfassend untersucht²⁷. Dieser Gruppe kölnischer Tabernakel-Altäre aus der Übergangsphase vom Klassizismus zur Neugotik stand ein süddeutscher Altar, über dessen Aussehen eine Fotografie von 1881 unterrichtet²⁸, auffallend nahe.

Es handelt sich um einen dem Neusser Altar im architektonischen Aufbau sehr ähnlichen, großen Altar des Domes zu Eichstätt. Er wurde 1845 unter Bischof Karl August von Reisach, einem mit dem Kölner Erzbischof-Koadjutor Johannes von Geissel durch starke Geistesverwandtschaft verbundenen Oberhirten²⁹, von dem Bildhauer Franz Herterich für die Verierung des Domes als Volksaltar ausgeführt³⁰. Die späteren Kardinäle Geissel und Reisach waren damals die führenden Bischöfe im deutschen Episkopat³¹; Geissel hatte außerdem vorher als Oberhirte des Bistums Speyer mit Reisach der bayerischen Bischofskonferenz angehört. Deshalb soll der Eichstätter Dom-Volksaltar als vermutlicher Ableger der rheinischen, von Zwirner entworfenen Tabernakel-Altäre und als eines der Beispiele, die das Zwischenstadium zwischen Barock und

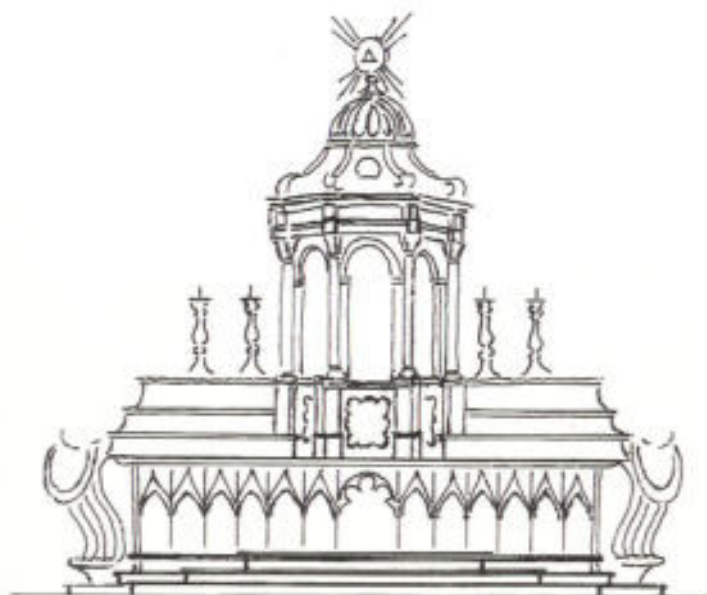


Abb. 3. Der barocke Hochaltar des Kölner Domes, gezeichnet auf einer Innenansicht des Domes von 1837; Nachzeichnung (ohne Begleitfiguren) E. Coester

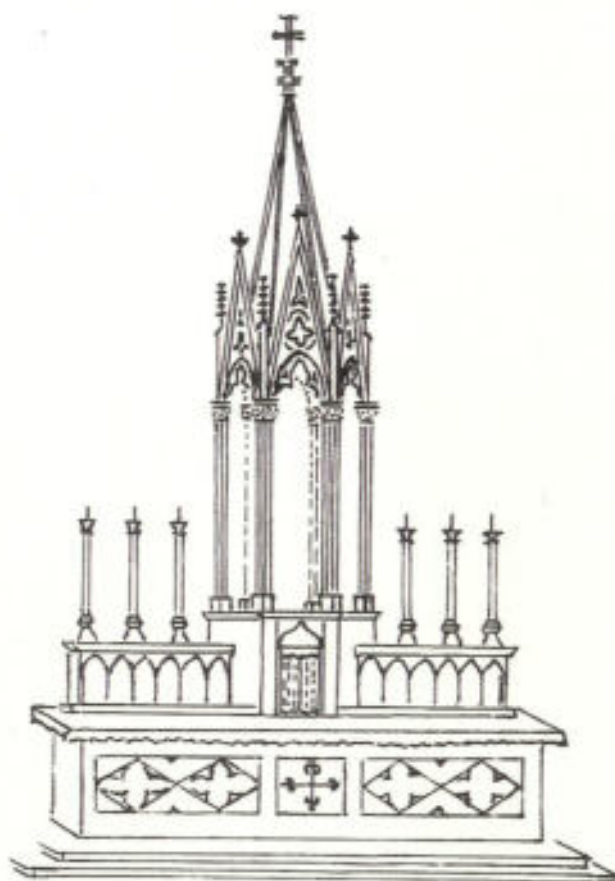


Abb. 4. Der Vierungsaltar von 1845 im Dom zu Eichstätt; nach einer Photographie von 1881; Nachzeichnung E. Coester

Neugotik repräsentieren, hier erstmals wiedergegeben werden (s. Abb. 4).

Wie bei den barocken (und klassizistischen) Tabernakel-Altären der Tempelto oft von zwei adorierenden Engeln oder den Standbildern der beiden Hauptpatrone der Kirche flankiert wird, so flankierten beziehungsweise umgaben den Bockumer Hochaltar die schon erwähnten sechs Begleitfiguren aus Stein, die in dem Christus-Korpus des bekrönenden hölzernen Kruzifixes gipfelten, wobei durch die Verbindungslinien zwischen ihren Häufern und dem Christushaupt sich ein gleichschenkliges Dreieck abzeichnete. Bei den barocken Altären des Lüttich - Aachener Raumes sind die Begleitfiguren meistens auf zwei niedrigen seitlichen Abschlußpfeilern des Altaraufbaus aufgestellt, so auch beim ehemaligen Hochaltar des Kölner Domes, wo die Pfeiler, auf denen die Dompatrone Petrus und Maria thronen, zu zwei großen Voluten umgeformt waren. Wiethase dagegen postierte die Figuren in selbständiger, origineller Erfindung losgelöst von der Mensa und ihrem Aufsatz auf sechs mit naturalistischen Laubkapitellen gezierte Säulen, die den Altar in auf- und absteigender Reihe seitlich und hinten umstanden. Die

Statuen stellen einen Zyklus von Gestalten der biblischen Heilsgeschichte dar - dicht bei dem Kreuz die Assistenzfiguren Maria und Johannes; auf den beiden mittleren und beiden äußeren Säulen zwei jüngere, bartlose und zwei bärtige, greise prophetische Männer des Alten Testaments als Kündler der neustamentlichen Ereignisse, davon als einziger der junge König David näher charakterisiert. Ein solches, heilsgeschichtliches Figurenprogramm gelangte denn auch, zwar im einzelnen nochmals - wohl nach Vorstellungen des weiter oben genannten Pfarrers Schmitz - modifiziert, durch den Bildhauer Edmund Renard zur Ausführung. Es soll im folgenden untersucht werden.

Die Figuren und ihre künstlerische Stellung

Die sechs etwa 1,30 m hohen, von Edmund Renard in Köln (1830 - 1905) um 1866/67 geschaffenen, 1867 gelieferten Figuren³²⁾ wiesen früher eine helle ockerfarbene Fassung auf, bei der die Gewand- und Mantelränder golden gesäumt waren. Mit dieser Gelbbraun-Gold-Fassung, die in der frühen Neugotik öfter anzutreffen ist, standen sie in

der Tradition barocker Weiß-Gold-Fassungen. Golden waren auch die Zweige und Blätter der grüngrundig gefaßten Kapitelle der zugehörigen Säulen, wie aus einem mit seiner Fassung erhaltenen Kapitell und Farbresten an den übrigen hervorgeht³³⁾. Die Bildwerke stellen Moses mit den Gesetzstafeln, König David mit der Harfe, den Engel Gabriel, Johannes den Täufer und die heiligen Petrus und Paulus - erkennbar an ihren charakteristischen Köpfen und dem Schlüssel beziehungsweise Schwert - dar. Sie sind bis auf die Mosesfigur, die im Pfarrheim einen geschützten Platz hat, jetzt wieder in der Kirche untergebracht und auf Resten ihrer Säulen aufgestellt, nachdem sie vorher im Freien plaziert waren, wo sie beschädigt wurden und ihre Farbfassung verloren³⁴⁾. Die ursprüngliche Aufstellung der Statuen als Umrahmung des Hochaltars ist aus den oben erwähnten Photographien bekannt. Zuerst standen auf den beiden äußeren Säulen Moses und David, darüber auf den mittleren, sozusagen an der Nahtstelle zum Neuen Testament, die Christus-Ankündiger Gabriel und Johannes und schließlich auf den höchsten, dicht hinter dem Altar stehenden Säulen die Apostelfürsten als Vertreter der jungen Kirche zu beiden Seiten des Kruzifixes,



Abb. 5. Engel Gabriel von Edmund Renard;
Krefeld-Bockum, St. Gertrudis



Abb. 6. Johannes der Täufer von Edmund Renard;
Krefeld-Bockum, St. Gertrudis

das heute verschollen ist. Manches spricht dafür, daß die exponierte Darstellung der beiden letzteren anstelle von Maria und dem Jünger Johannes durch die barocke, als besonderes Kunstwerk der Pfarrkirche bekannte Bockumer Monstranz, an der sie als Statuetten das Ostensorium flankieren, angeregt worden ist.

Bei dieser gestaffelten Anordnung waren – was auch von Wiethase in seinem Plan schon so gezeichnet ist – die jeweils auf einer Ebene stehenden Figuren durch die Art der kontrapostischen Haltung und der Verteilung der von ihnen in der einen Hand gehaltenen Schriftrolle und des in der anderen getragenen Attributes symmetrisch einander zugeordnet. Die sich spiegelbildlich ergänzende Disposition gab den Statuen trotz denkmalhafter Isolierung einer jeden einzelnen die Wirkung eines Ensembles. Verkörperten so die sechs biblischen Zeugen an sich schon durch ihre Darstellung den Fluß

der auf Christus ausgerichteten Heilsgeschichte, so ist zusätzlich noch auf den von ihnen gehaltenen Schriftrollen jeweils ein aus der Bibel entnommener, passender Ausspruch eines jeden zu lesen, der sich auf die zentrale Person des Christus bezieht. In diesen Aussprüchen bezeugen Petrus seine Gottessohnschaft (*Tu es Christus, filius dei vivi*)³⁵, Gabriel sein ewiges Herrschertum (*Regni eius non erit finis*), David sein ewiges Priestertum (*Tu es sacerdos in aeternum*) und weisen Johannes der Täufer auf seinen Opfertod (*Ecce agnus dei*), Paulus auf das beim letzten Abendmahl gestiftete Vermächtnis seiner bleibenden Gegenwart unter der Gestalt des eucharistischen Brotes (*Hoc est corpus meum*) sowie Moses auf das alttestamentliche Vorbild des Abendmahls hin, nämlich das Passahmahl der Israeliten beim Auszug aus Ägypten (*Est phase domini*).

Die Figuren beziehungsweise die Figurenpaare sind Renard in künstlerischer Hinsicht

unterschiedlich gut gelungen. Sie lehnen sich wahrscheinlich an eine Vielzahl von Vorbildern aus der älteren und zeitgenössischen Kunst an³⁶. Gemeinsam ist ihnen eine Orientierung am gotischen Gewandfigurenstil der Zeit von etwa 1250 bis nach 1400 mit seinen von ihm durchlaufenen formalen Wandlungsstufen. Alle Statuen weisen jedoch in ihrem Standmotiv eine stark betonte Unterscheidung zwischen Spiel- und Standbein auf, die in dieser Konsequenz ungotisch ist. Bei der Petrus- und Paulusfigur wird sogar nach antiker oder klassizistischer Art das ganze Spielbein unter dem sich spannenden Gewandstoff sichtbar, bei Petrus zudem von einem in schöner, einfacher Kurve fallenden Faltenschwung begleitet, wie es nazarenischem Empfinden entsprach. Renard folgte dabei dem Vorbild einiger Figuren, die sein Lehrer, der Dombildhauer Christian Mohr, für die Portalgewände des Südquerhauses des Kölner Domes geschaffen hatte³⁷. Im übrigen sind die beiden Apostel mit ihren etwas



Abb. 7. Moses von Edmund Renard;
Krefeld-Bockum, St. Gertrudis



Abb. 8. König David von Edmund Renard;
Krefeld-Bockum, St. Gertrudis

monoton stilisierten Bart- beziehungsweise Haarlocken eher routinemäßige bildhauerische Leistungen. Bei dem Engel verbinden sich in der Behandlung der langen, ruhig fließenden Falten des Gewandes und der typisch mittelalterlichen Mantelraffung an Brust und Schultern mittels einer Schließe klassizistische und gotische Stilmerkmale miteinander; seine weiblichen Gesichtszüge folgen antiken Vorbildern (s. Abb. 5). Als Bote Gottes hält er in der linken Hand einen von einem Spruchband umgebenen Heroldsstab, dem der Kreuzstab des Vorläufers Johannes mit dem daran befestigten Spruchband spiegelbildlich entspricht (s. Abb. 6).

Abschließend sind die Standbilder des Moses und Königs David zu betrachten. Diese greisen, mit ihren Schriftrollen und dem gleichzeitigen Halten ihrer Attribute beschäftigten Prophetengestalten mit überaus wirklichkeitsnahen Antlitzern lassen zum Teil eine

Orientierung an den Werken des Christian Mohr für den Kölner Dom erkennen, sondern sich aber andererseits weitgehend von dessen Domgotik ab. Die Moses-Figur (s. Abb. 7) ist in ihrer Gesamterscheinung wohl eine spiegelbildliche Wiederholung von Mohrs Statuette des Propheten Jeremias aus dem Altarraum, der früher das Altarblatt „Aufnahme Mariens in den Himmel“ des Nazareners Friedrich Overbeck umgab. Wegen der weit nach unten entrollten Schriftrolle ist das vor dem Körper herabhängende Mantelstück erheblich vergrößert, wobei sich seine Drapierung an den Stil des späten 14. Jahrhunderts anlehnt. Ganz und gar ungotisch dagegen, vielmehr sehr naturalistisch, ist das uralte, von grauen Vorzeiten zu erzählen scheinende Antlitz des Propheten mit seinem romantischen mächtigen Bart.

Für die Komposition der Figur des David (s. Abb. 8) hätte Renard eine in dem erwähnten Marienaltar-Rahmen des Kölner Domes ste-

hende David-Statuette Mohrs und eine gemalte Davidsfigur in Overbecks Altarblatt, beide mit einer kleinen Harfe in ihren Händen dargestellt, zum Vorbild nehmen können. Er übernahm von beiden aber höchstens formale Einzelheiten, so von ersterer die für David typische Kopfbedeckung und Teile der Bartracht, von letzterer offenbar das Prinzip der Vorderansichtigkeit. An andere Figuren Mohrs, die dieser für die Rekonstruktion der Tumba des Konrad von Hochstaden sowie für die Südquerhaus-Portale des Domes schuf und die der Gewandmode der Stauferzeit folgen, erinnert das nur bis zu den Knöcheln reichende Gewand der Bockumer Statue und dessen Faltenwurf. Neben solchen im Kölner Dom gewonnenen Anregungen dürfte aber dem Meister Renard als eigentliche Inspirationsquelle für seine überaus malerisch wirkende Davidsgestalt, die mit ihrer großen Standharfe und dem linken Bein auf einem Fußbänkchen steht und deren greises, bärtiges Antlitz gottergeben



Abb. 9. Eduard von Engerth, Fresko des Königs David; Wien, Altlerchenfelder Kirche

himmelwärts blickt, ein anderes Werk genießt haben, nämlich die um 1860 gemalte Davidsgestalt aus dem großen nazarenischen, von Joseph Führich, Eduard Engerth und anderen geschaffenen Freskenzyklus der Altlerchenfelder Kirche in Wien, der damals in Münchener und in rheinischen Künstlerkreisen viel beachtet war³⁸⁾. Bei dieser Figur findet sich schon das gleiche Standmotiv, eine Fußbank, die große Standharfe und das mit tiefgläubigem Blick zum Himmel gewendete, mit Krone und Tuch bedeckte Haupt des betagten Königs (s. Abb. 9). Es ist das Vorbild dieser von bedeutsamen Personen der Heilsgeschichte erzählenden romantisch-nazarenischen Freskomalerei, teilweise sich berührend mit der phantasie- und empfindungsreichen „Märchenwelt-Kunst des Moritz von Schwind“ (Peter Bloch), das aus Edmund Renards Figuren des David, Moses und Johannes des Täufers in St. Gertrudis zu Krefeld-Bockum zu uns spricht.

Anmerkungen

¹⁾ Diese und die folgenden allgemeinen Bemerkungen nach Hans Peter Hilger, Altäre und Ausstattungen rheinischer Kirchen. – In: Eduard Trier/Willy Weyres (Hrsg.), Kunst des 19. Jhs. im Rheinland, Bd. 4, Düsseldorf 1950, S. 113 – 176. Vgl. ferner Eduard Trier, Bildwerke für Kultus und Andacht; ebd., S. 63 – 112, hier S. 101 ff.

²⁾ Die Denkmäler des Rheinlandes, Krefeld 2 (Eva Brües); Düsseldorf 1967, S. 76. Hiernach wurden die sechs Figuren 1867 geliefert und mit ihrer 1868 erfolgten Aufstellung der Altar vollendet.

³⁾ Zum Verbleib der Figuren seit 1958 und zu ihrer 1996 erfolgten Wiederaufstellung in der Kirche vgl. Brües (wie Anm. 2) und Reinhard Feinendegen, Alte Figuren – neu aufgestellt. – In: Gemeinde St. Gertrudis Krefeld-Bockum (Pfarrblatt) vom 12. Januar 1997, S. 1.

⁴⁾ Hilger (wie Anm. 1), S. 114, 120, 126 f. u. 154.

⁵⁾ Joh. Franz Lefranc/Joh. Peter Lentzen, Geschichte der Pfarreien des Dekanates Krefeld; M. Gladbach 1889, S. 67. – Zur Deutung der Embleme auf den Schlußsteinen zuletzt Reinhard Feinendegen, Die Sprache der Schlußsteine. – In: Die Bockumer Gertrudiskirche 1859 – 1984, hrsg. von der Pfarrgemeinde St. Gertrudis Krefeld-Bockum; Krefeld 1984, S. 31 ff.

⁶⁾ Hilger (wie Anm. 1), S. 120.

⁷⁾ Ebd.

⁸⁾ Trier (wie Anm. 1), S. 104; Hilger (wie Anm. 1), S. 132.

⁹⁾ Vgl. Hans Peter Hilger, Dombaumeister Ernst Friedrich Zwirner und der Hochaltar der Stiftskirche in Kleve. – In: Kölner Dombblatt 59 (1994), S. 77 – 102, hier S. 89.

¹⁰⁾ Joseph Braun, Der christliche Altar, Bd. 2; München 1924, S. 647; Hilger (wie Anm. 1), S. 122.

¹¹⁾ Braun, S. 641.

¹²⁾ Walter Schulten, Der barocke Hochaltar des Kölner Domes. – In: Kölner Dombblatt 44/45 (1979/80), S. 341 – 372, hier S. 360 – 364.

¹³⁾ Schulten, S. 344 f.

¹⁴⁾ Die Bockumer Gertrudiskirche (wie Anm. 5), S. 22, Abb., S. 23, Abb., S. 63, Abb.

¹⁵⁾ Histor. Archiv der Stadt Köln, Best. 1108, Pl. 16/4 (kolorierte Bleistiftzeichnung, 48,7 x 37,7 cm). – Zu Wiethase: Walter Marquass, Heinrich Johann Wiethase. Diss. RW TH Aachen 1980; Ernst Coester, Heinrich Wiethase, Sein Werk im Kreis Düren. – Dürener Geschichtsblätter 57 (1955), S. 1109 – 1125. – Verf. stellte nach Drucklegung fest, daß der Altarplan bereits bei Marquass – unvollständig und unzureichend – reproduziert ist (ebd. Abb. 186).

¹⁶⁾ Abbildungen einer Anzahl dieser Altäre bei Schulten (wie Anm. 12), S. 360 – 363, darunter der im folgenden genannte Altar zu Kerkrade.

¹⁷⁾ Brües (wie Anm. 2), S. 76. – Nicht mehr vorhanden sind die der Vorderseite vorgelegten Altarstufen, die wahrscheinlich zum Schutz vor Kälte aus Holz gefertigt waren.

¹⁸⁾ Über diese beiden Kirchen vgl. Ernst Coester, Friedrich von Schmidt, Architekt. – In: Karl Schein (Hrsg.), Christen zwischen Niederrhein und Eifel, Lebensbilder aus zwei Jahrhunderten, Bd. 2; Mönchengladbach 1993, S. 183 – 208 und S. 215 f.

¹⁹⁾ Brües (wie Anm. 2), S. 76.

²⁰⁾ Von dem Altaraufsatz ist der Tabernakel erhalten (jetzt auf dem südlichen Nebenalter).

²¹⁾ Vorbild für die Platzierung des Gotteslammes im Wimperfeld über der Spitzbogen-Arkade dürfte der 1862 von Vincenz Statz entworfene Hochaltar von Berghelm-Paffendorf gewesen sein (Trier, wie Anm. 1, S. 103, Abb.). Doch schon im Barock waren Darstellungen des Lammes über Hochaltar-Tabernakeln beliebt. – In Wiethases Altar-entwurf ist das Gotteslamm auf einem Buch liegend dargestellt. Da jedoch dieser im Barock und Klassizismus sehr verbreitete Bildtypus des Lammes schon den Chorschlußstein über dem Altar zierte, was Wiethase nicht wußte, wurde bei der Ausführung des Altars statt dessen der einfachere Typus des stehenden Gotteslammes gewählt, das an den Genuß des Passahlammes beim Auszug aus Ägypten erinnert.

²²⁾ Schulten (wie Anm. 12), S. 349 (auf die Expositi-onsthronen barocker Hochaltäre bezogen).

²³⁾ Ein mit einer Flügel-tür versehenes Expositorium findet sich auch bei dem 1892 entstandenen Hochaltar in Erkelenz-Immerath, den früher vier auf Säulen stehende Figuren ähnlich wie in Bockum umgaben. – In Bockum wurde die Flügel-tür offenbar um 1900 mit dem Aufkommen moderner Sakristei-Tresore für die Aufbewahrung der Monstranzen als überflüssig beseitigt und die Monstranz zur Aussetzung jedesmal mit Hilfe eines sehr steilen „Treppchens“ zum Expositorium hinaufgeschafft. Eine andere, bequemere Lösung dieses Problems boten neugotische Altäre mit symmetrisch angelegten Treppen, die beiderseits hinter dem Altar hochführten. Das Vorbild hierfür dürfte ebenfalls der barocke Hochaltar des Kölner Domes gewesen sein, der an seiner Rückseite eine solche Treppenanlage besaß.

²⁴⁾ Brües (wie Anm. 2), S. 76.

²⁵⁾ Einen auf Säulen ruhenden Altarüberbau „bezeichnet man ... besser als Ziborium“ (Lexikon für Theologie und Kirche 1957 – 1965, Stichwort „Baldachin“). Vgl. Lexikon für Theologie und Kirche 1930 – 1938, Bd. 1, Sp. 296 f., Tafel mit Abb. der Altartypen.

²⁶⁾ Hilger (wie Anm. 1), S. 122.

²⁷⁾ Ebd., S. 122 f., S. 126 sowie die Abb. der Altäre auf S. 124.

²⁸⁾ Claudia Grund, Der Dom zu Eichstätt im Wandel 1745 – 1945; St. Ottilien 1999 (Schriften der Universitätsbibliothek Eichstätt, Bd. 42, hrsg. von Hermann Holzbauer), S. 45 und Abb. 6.

²⁹⁾ Franz Schnabel, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 4. Bd.; Freiburg i. Br. 1937, S. 149, 255 u. 268.

³⁰⁾ Grund (wie Anm. 28), S. 15 u. 58 f.

³¹⁾ Schnabel (wie Anm. 29), S. 149 u. 255.

³²⁾ Brües (wie Anm. 2), S. 76.

³³⁾ Eine völlig gleiche Fassung haben die Laubkapitelle des von Schmidt 1862 geschaffenen Hochaltars und der Seitenaltäre in seiner ersten Wiener Kirche, die im übrigen sehr ähnliche Gewölbe-Schlußsteine wie die Bockumer Kirche besitzt. Vgl. Dietmar Neumann, Die Lazaristenkirche zur „Unbefleckten Empfängnis“ Wien, Kaiserstraße; Graz 1987, S. 5 sowie Farbabb. S. 11 f. u. 29.

³⁴⁾ Vgl. Reinhard Feinendegen (wie Anm. 3).

³⁵⁾ Dieser und die folgenden, auf den Schriftrollen stehenden Aussprüche sind hier nach Reinhard Feinendegen (wie Anm. 3) zitiert, der auch die hinter diesen Bibel-sätzen eingemeißelten Stellenangaben aufgezeichnet hat. Sie lauten: Math. XVI. 16 (Satz des Petrus), Luc. I.33 (Satz Gabriels), Ps. CIX.5 (Satz des David), Joh. I.29 (Satz Johannes des Täufers), 1. Cor. 11.23 (Satz des Paulus), Ex. XXXI.11 (Satz des Moses). Die Sätze sind der Vulgata entnommen, wobei in der Schriftrolle des Moses die Angabe Ex. XXXI ein X zuviel enthält. Dagegen ist die Angabe Ps. CIX.5 richtig, da die Vulgata von der heute üblichen Zählweise der Psalmen und Verse geringfügig abweicht.

³⁶⁾ Zu Edmund Renard grundlegend: Peter Bloch, Skulpturen des 19. Jahrhunderts im Rheinland; Düsseldorf 1975, S. 40 ff. ... und Anm. 213. Ferner Trier/Weyres (wie Anm. 1), passim.

³⁷⁾ Zu Christian Mohr siehe: Rolf Lauer, Die Skulptur des 19. Jahrhunderts am Kölner Dom. – In: Trier/Weyres (wie Anm. 1), S. 13 – 62, hier S. 29 – 41; Walter Geis, Der Dombildhauer Christian Mohr; Diss. Univ. Bonn 1988.

³⁸⁾ In einem Längsschnitt der Kirche wiedergegebene Nachzeichnungen des Zyklus, von der Hand des Dekorationsmalers Pietro Isella, erschienen um 1865 in einem bei F. Köke in Wien verlegten Tafelwerk über die neue Altlerchenfelder Kirche (vgl. Benedikt Cierznik (Hrsg.), Pfarre Altlerchenfeld, Kunstführer durch die Altlerchenfelder Kirche; Wien 1983, S. 6, Abb. – Nicht zugänglich war die Arbeit von Barbara Richarz, Die Altlerchenfelder Kirche in Wien; Karlsruhe 1981 (Diss. Univ. Freiburg i. Br.).

Zur Geschichte der Wachstuch- und Tapetenindustrie in Krefeld

1. Teil

von Burkhard Ostrowski und Reinhard Schippkus

Der Aufstieg der beiden Krefelder Tapetenfabriken Heeder & Co. und Hitho zu angesehenen Unternehmen in der deutschen Tapetenindustrie ist ein heute wenig bekannter Aspekt der lokalen Geschichte¹⁾. Nicht immer war das so, heißt es doch in einer 1919 im Verlag Heinrich Hoffmann erschienenen heimatkundlichen Schrift für „Schule und Haus“ knapp und bündig über die hiesige Tapetenindustrie: „Hervorragendes leistet Krefeld in der Luxuspapier- und der Tapetenherstellung“, und einer 1922 von Oberbürgermeister Dr. Johansen herausgegebenen Publikation ist zu entnehmen: „Das gesamte Bild des industriellen Schaffens der Stadt Krefeld wird vervollständigt durch eine Reihe von Betrieben der weiterverarbeitenden Industrie. So ist die Tapetenindustrie seit mehr als einem halben Jahrhundert durch mehrere bedeutende Betriebe vertreten“²⁾. Krefeld war am Anfang des 20. Jahrhunderts ein bedeutender Standort der deutschen Tapetenindustrie. Im folgenden Beitrag werden die Entwicklung der hiesigen Tapetenfabrikation und die lokalen Rahmenbedingungen für diesen Zweig der papierverarbeitenden Industrie und ihre vielfältigen Verflechtungen mit nahestehenden Gewerben beschrieben. Da die Herstellungsweise von Wachstuch und Papiertapeten eng miteinander verbunden war, wird auch diese Branche in die Darstellung miteinbezogen³⁾.

Vorbemerkung

Als im Jahre 1783 der von den Brüdern Montgolfier konstruierte Heißluftballon von Paris aus abhob, erlebte eine riesige Menschenmenge im Beisein des französischen Königs den Aufbruch in eine neue Dimension und zugleich den Start zum Durchbruch der industriell gefertigten Tapete⁴⁾. Der Heißluftballon war „Le Réveillon“ getauft worden und schrieb damit den Namen des damals berühmtesten Tapetenmachers in den Himmel von Paris. Jean-Baptiste Réveillon war mit den Brüdern Montgolfier befreundet und hatte sein Firmengelände und seine Arbeiter zum Bau der Heißluftballone zur Verfügung gestellt. Réveillon ließ die Papierbahnen, die die äußere Hülle des Ballons bildeten, von den Malern seiner Manufaktur ausschmücken. Er, der königliche Manufakturist

von Wandpapieren, setzte sich und der Tapete damit ein äußerst werbewirksames Spektakel. Réveillon wird letztlich das Verdienst angerechnet, die Wandbekleidung aus Papier in Frankreich von ihrem bis dahin eher ärmlichen Image befreit zu haben. Tapeten aus Frankreich galten in der Folgezeit als Maßstab für Qualitätsware bei Wandbekleidungen aus Papier.

Französische Tapeten in Krefeld

Der Kunsthistoriker Rudolf Perpéet schreibt in der „Heimat“, daß Pariser Tapeten um 1815 kostspielige, vielfarbige Zeug- und Papierdrucke waren, die im Handdruck-Verfahren hergestellt wurden. Er weist darauf hin, daß sie mit antiken Romanbildfolgen oder möglichst sachgetreuen Bildern von Landschaften bedruckt waren und nur sehr wohlhabende Bürger sich die von renommierten französischen Druckern stammenden Tapeten leisten konnten. „Ob solche Tapeten in Krefelder Häusern vorhanden gewesen sind, ist unbekannt“, lautet sein Resümee⁵⁾.

Gleichwohl weisen sowohl Perpéet als auch Karl Rembert in der „Heimat“ auf die großen romantischen Landschaftsgemälde hin, die bis zum Bombenangriff auf Krefeld im Juni 1943 „als Tapeten die Wände eines Zimmers im Hinterhaus von Friedrichstraße 11 (an der Königstraße) zierten“⁶⁾. Daß diese Ölbildtapeten französischen Ursprungs waren, kann laut Rembert kaum bezweifelt werden, da von 1810 bis 1813 in jenem Haus der französische Unterpräfekt des Arrondissements Krefeld gewohnt hatte. Ob es sich dabei um Panoramatapeten, deren Entwicklung gegen 1800 in Frankreich eingesetzt hatte, oder um „gemalte Tapeten“ gehandelt hat, bleibt ungeklärt. Tapetenmalerei auch auf Papier war durchaus eine gängige Praxis⁷⁾.

Perpéet weist noch auf die – ebenfalls in der Bombennacht zerstörten – Wandmalereien mit Landschaftsmotiven im Haus an der Königstraße 211 hin, die zwischen 1824 und 1834 geschaffen wurden. Der Malgrund war Papier. Des weiteren erwähnt er eine wandbreite Palmvedute im Crousschen Haus am Nordwall/Ecke Färberstraße und großför-

mige Rokokomalereien auf grobem Leinen im Scheiblerhaus an der Friedrichstraße/Ecke Friedrichsplatz und kommt zu dem Fazit: „Immerhin ist damit erwiesen, daß Krefeld offenbar auf diesem speziellen Gebiet über künstlerisch anspruchsvolle Raumdekorationen verfügt hat, wie es bei dem textilen Charakter der einzigartigen Manufakturen erwartet werden konnte. Inwieweit französische Einflüsse aus der Besatzungszeit dabei eine Rolle gespielt haben, ist nur zu vermuten“⁸⁾.

Eine Stilrichtung der französischen Tapeten beruhte auf der Imitation von Textilien. In den Jahren 1770 bis 1790 stellte man zum Beispiel in Paris Seidenimitationen her, die haargenau bekannte Lyoner Muster nachahmten⁹⁾. Gegen 1800 wurden dann Draperie-Tapeten entwickelt: Auf glatten Papierbahnen waren täuschend echt Samt, Satin oder Seide nebst entsprechendem Faltenwurf und anderes mehr zu sehen. Inwieweit die nahezu perfekten Nachahmungen von Stoffdraperien auch in Häusern der Krefelder „Seidenbarone“ tapeziert wurden, ist ebenfalls nur zu vermuten.

Vor dem Hintergrund der Verbindungen zwischen den beiden Seidenstädten Krefeld und Lyon ist noch folgendes bemerkenswert: die Hochblüte der französischen Papiertapete war der Zeitraum zwischen dem späten 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Die Tapetenmanufakturen konzentrierten sich auf Paris und Lyon; eine wichtige Ausnahme war Rixheim bei Mühlhausen im Elsaß. Lyon, damals weltweit vorherrschend in der Seidenweberei, rangierte auch bei der Herstellung von Papiertapeten allem Anschein nach an erster Stelle, „nicht nur hinsichtlich der Qualität, sondern auch in bezug auf die Quantität an produzierten Papiertapeten“¹⁰⁾. Wie Lyon wurde auch die Samt- und Seidenstadt Krefeld, allerdings erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts, ein bedeutender Standort der Papiertapeten-Herstellung.

Wachstuch als Wegbereiter

Die ersten mit Ölfarbe bemalten, bedruckten oder schablonierten Wachstuchtapeten wa-

ren in Deutschland um 1700 auf den Markt gekommen. Sie hießen Wachstuch, weil man sie in Manufakturen herstellte, in denen auch das mit Wachs und Öl getränkte Tuch angefertigt wurde, das als Kutschenbezug, Fuhrwerksplane, Futteral, Hutbezug, Regenmantel, Regenschirm, Schürze, Tischdecke, Verpackungsmaterial und dergleichen seine Verwendung fand¹¹⁾. Wachstuch war ein gewebter Stoff, der mit einem Wachsfirnis beschichtet wurde. Anstelle des Wachses trat später ein Leinölfirnis. Für die groben Sorten des Wachstuchs wurden rohe Leinwand und für die feineren vor allem roher Kattun, auch Barchent und andere baumwollene Zeuge und sogar Taffet benutzt¹²⁾.

Wachstuch-Werkstätten gab es in allen größeren deutschen Städten, meistens nur kleine Betriebe mit einem Dekorationsmaler und seinen Gesellen. In Leipzig, Dresden, Berlin und Frankfurt am Main existierten hingegen Manufakturen, die 60 bis 100 Beschäftigte zählten. Durch Johann Wolfgang von Goethes Beschreibung der Wachstuch-Manufaktur Nothnagel, die damals eine der größten in Deutschland war, ist ein zeitgenössischer Einblick mit Angaben über Sorten und Verwendungszwecke überliefert¹³⁾. Um 1800 verschwand die Wachstuchtapete als Wandbekleidung und machte Platz für die Papiertapete. Wachstuchtapeten hat es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Wandbekleidung kaum noch gegeben¹⁴⁾.

Wie ein Jahrhundert später die synthetischen Kunststoffe war das wächsene Tuch um die Mitte des 19. Jahrhunderts demier cri¹⁵⁾. Der Siegeszug des imprägnierten und konfektionierten Wachstuchs setzte aufgrund der steigenden Wohnkultur ein. Es wurde als Bekleidung für die unteren Partien der Wände und als unverwüster Bodenbelag verwendet. Wachstuch galt – je haltbarer Farben und Oberflächen wurden – als Allzweckmaterial für Privathaushalte und Geschäftslöke. Ein weiteres geläufiges Wachstuch-Produkt waren die Fenster-Rouleaux (Rollos). Die Rouleaux bestanden aus einem ziemlich durchsichtigen Gewebe und schützten gegen das Sonnenlicht. Sie wurden mit lasurähnlichen Farben bedruckt, die durch das durchscheinende Tageslicht Leuchtkraft erhielten. Zusätzlich kamen Linoleum-Teppiche auf den Markt. Sie bestanden aus einem Jutegewebe, das auf der oberen Seite mit einem Gemisch von oxidiertem Leinöl, Korkmehl und Harzen und auf der unteren Seite mit einem Farblack überzogen war. Für Wandbekleidungen bestimmtes und mit farbigen Prägemustern ausgestattetes Linoleum wurde unter dem Namen Lincrusta in den Handel eingeführt und war zu Beginn des 20. Jahrhunderts sehr populär¹⁶⁾.

Da in Wachstuchfabriken auch Wachspapier hergestellt wurde, sei hier noch angemerkt,

daß Wachspapier ein auf heißen Metallplatten mit Wachs getränktes Papier war, das man zum Beispiel in Apotheken zum Verpacken von Salben und Pflastern benutzte. Des weiteren diente es zum Abdecken von Gefäßen mit Eingemachtem sowie der Aufbewahrung „übel und stark riechender Arzneistoffe“ und zum Pausen von Zeich-

nungen¹⁷⁾. Das Pausen war sowohl beim Bedrucken von Wachstuch als auch von Papiertapeten ein wichtiger Arbeitsschritt. Ein weiteres Wachspapierprodukt waren die Asphaltpapiere, die im Hausbau als Schutz gegen feuchte Wände und Giebel verwendet wurden.



Abb. 1. Handdrucktisch mit Tapete und den dazu verwendeten zwei hölzernen Handdruckformen, auf denen die Stellen, die Farbe erhalten und abgeben sollen, erhöht sind. Für jede aufzudruckende Farbe ist eine besondere Druckplatte nötig. Mit Farbe bedeckt wird sie auf das ausgebreitete Papier an markierten Einsatzstellen gepreßt. Danach muß das Papier erst trocknen, bevor es erneut bedruckt werden kann.

Tapetenhandel als Wegbereiter

Die Wände einer Wohnung wurden in der Regel einfach getüncht, das heißt: gestrichen, gelegentlich schabloniert und in den Häusern der vornehmeren Kreise mit aufwendiger Dekorationsbemalung versehen. Mit dem Aufkommen der Tapete verschwand die früher weit verbreitete Arbeit des Tünchers. Anzeigen im „Crefelder Wochenblatt“ am Anfang des 19. Jahrhunderts weisen auf Anstreicher hin, die sich mit Tapeten bereits auskannten. So heißt es zum Beispiel in einem Inserat, dessen Schreibweise hier übernommen wird, im Oktober 1817: „Unterzeichneter hat die Ehre seine Freunde und Gönner anzuzeigen, daß er außer seinem gewöhnlichen Anstreicher- und Tapezierer-Geschäft [...] jetzt auch verschiedene Sorten große und kleine Spiegel, mit und ohne Rahmen, vorräthig hat, sondern auch vergoldete Spiegel- und Portrait-Rahmen, Fenster-Verzierungen, so wie auch allerhand schön bemahlte und vergoldete Laquir-Arbeit, nemlich Präsentierteller, Kaffeegeschirr, Theemaschinen, Tabaksdosen [...] mit jede beliebige gemahlte oder vergoldete Verzierungen, nicht allein zum Vergolden und Laquieren annimmt, sondern auch jede beliebige neue Arbeit bei ihm bestellt werden kann. Durch schöne und dauerhafte Arbeit und billige Preise werde ich mich übrigens jeden meiner Freunde und Gönner bestens zu empfehlen suchen. P. J. von de Fenn auf der Königstraße Nro. 725¹⁵⁾. Johann Peter von de Fenn übte seinen Beruf im übrigen auch noch zwanzig Jahre später aus¹⁶⁾.

Der Tapetenhandel brachte die von auswärtigen Fabriken hergestellten Tapeten an die Verbraucher und führte des weiteren eigene Tapeten – von eher geringem Produktionsumfang – im Angebot. Diese beschränkten sich auf einfache Muster mit wenigen Farben, die leicht zu drucken und keine Konkurrenz zu den aufwendigeren Produktionen bereits namhafter Tapetenfabriken waren. Die einfachen Tapeten eroberten aber in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Kammern und Stuben, die zuvor nur getüncht waren²⁰⁾. Anzeigen im „Intelligenzblatt“ liefern hierzu Hinweise.

So inserierte zum Beispiel der Anstreicher Heinrich Rath im Januar 1827: „Ich zeige hiermit ergebenst an, daß ich mich in dieser Stadt als Lackierer, Tapezierer, Glaser und Anstreicher etabliert habe, und hoffe durch pünktliche und solide Bedienung die Zufriedenheit derjenigen zu erwerben, die mich mit ihren Aufträgen erfreuen wollen. Meine Wohnung ist in der Lohstraße Nr. 672²¹⁾. Im März 1827 erfuhren mögliche Interessenten: „Bei J. H. Funke, Buchhändler in Crefeld, ist wieder eine Partie der modernsten französischen Tapeten und Borden angekommen, welche er zu den billigsten Preisen erlassen kann“, und im August 1827 ist dem „Intelligenzblatt“ zu entnehmen: „Witwe A. Schehl

auch die Zeichnungen sich befinden, bis Donnerstag den 15. v. M., Morgens um 8 Uhr einreichen.

Der katholische Kirchenverstand.

Mit den neuesten und geschmackvollsten Dessins in Tapeten und Borduren, eigener Fabrik, von 3 Sgr. pr. Stück an, ist unser Lager wieder auf's vollständigste und reichhaltigste assortiert und bemerken zugleich, daß wir die Dessins von diesem Frühjahr zu herabgesetzten Preisen verkaufen.

F. & A. Alterhoff.

Neueste Erfindung.
Ananas-Pomade.

Abb. 2. F. & A. Alterhoff-Geschäftsanzeige im Crefelder Kreis- und Intelligenzblatt, 46. Jg., Nr. 190, Dienstag, 13. August 1844

nimmt Bestellungen von Tapeten auf Muster an, und liefert sie in ganz kurzer Frist zu Fabrikpreisen²²⁾. Das Crefelder Adreßbuch 1838 nennt 31 Anstreicher, darunter auch Alterhoff, Bredow, Bongartz, Bremen, Hütten, von Moock, die zu Wegbereitern für die Crefelder Tapetenindustrie wurden. Zu diesem Zeitpunkt gab es laut Adreßbuch noch keine hiesige Tapetenfabrik.

Erstmals ist eine Tapetenfabrik in der Ausgabe für das Jahr 1842 angeführt, Friedrich Wilhelm Altgelt in der Hochstraße 116, die zwei Jahre später aber bereits nicht mehr genannt wird. Im Adreßbuch 1844/45 sind insgesamt zwei Tapetenfabriken angegeben: Friedrich van Lipp in der Friedrichstraße 750 und F. & A. Alterhoff in der Hochstraße 14. Der in den „Crefelder Studien“ genannte jü-

dische Sayet- und Tapetenfabrikant Philipp Herzberger aus Hörstgen, der 1838 zur Hochstraße 1404 gezogen war, betrieb laut Eintragung im Adreßbuch dort ausschließlich eine Sayet-Handlung und nahm an der weiteren Entwicklung keinen Anteil²³⁾. Einzig F. & A. Alterhoff konnte sich auf Dauer in Krefeld etablieren.

In einer Gewerbe-Statistik des Kreises Krefeld aus dem Jahre 1844 werden hingegen im „Verzeichnis der vorzüglichsten Fabriken und Manufacturen“ noch keine Tapetenfabriken im Kreisgebiet genannt²⁴⁾. Der Gewerbe-Statistik der Königlichen Regierung in Düsseldorf aus dem Jahre 1849 ist dann zu entnehmen, daß in Krefeld zwei Papiertapeten-Fabriken angesiedelt sind, in denen insgesamt acht Arbeiter beschäftigt waren²⁵⁾.

Die Angebotspalette der Geschäfte in der Branche der Raumausstatter ist größtenteils bis in die heutige Zeit die gleiche geblieben. Um 1860 hatte sie bereits eine so große Ausdehnung, daß selbst in kleineren Städten ein Warenlager zu finden war. Es gehörte den örtlichen Kaufleuten beziehungsweise Anstreichern, Malern und Tapezieren. In größeren Städten hatten sich diese Lager bereits in Geschäfte verwandelt, in denen neben Tapeten, Teppichen und Wachstum auch Farben sowie Möbelstoffe angeboten wurden. Gelegentlich führten sie auch Fenster- und Spiegelglas. Eine erwähnenswerte Ausnahme mit einem anderen Warenangebot war allerdings in Krefeld im Jahre 1856 die Fußteppich- und Tapeten-Handlung Wilhelm Schehl am Ostwall, die gleichzeitig als Weinhandlung firmierte.

Anfang der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts war die Firma F. & A. Alterhoff mit ihrem vielfältigen Angebot der führende Raumausstatter in Krefeld. Daneben gab es als weiteres großes Geschäft eine Niederlassung der Fußteppich- und Tapetenhandlung Hallensleben & Cie, Heinrich Liertz, die „in den Ketten“ in der Friedrichstraße/Ecke Rheinstraße

Abb. 3. Ungewöhnliche Zusammenstellung des Warenangebots; Geschäftsanzeige im Adreßbuch Krefeld von 1856

Fußteppich- und Tapeten-Handlung.

Dépôt

der

Champagner-Weine

von Heidsieck & Comp. in Reims,
und reiner

BORDEAUX-WEINE

von

Wilhelm Schehl

in Crefeld.

ein gutsortiertes Lager mit verschiedenen Produkten aus Wachstum führte²⁶⁾. Inhaber dieses Unternehmens, das auch Erzeugnisse „eigener Fabrik“ im Angebot hatte, war Emil Hallensleben in Düsseldorf²⁷⁾.

Von den 124 Anstreichern, die in Krefeld im Jahre 1865 ihrem Beruf nachgingen, eröffneten mehrere später eigene Tapetenhandlungen. Zu den bekannteren gehörten Bredow, Bremen, Overmeyer und Weinfurth. Ein paar dieser Geschäfte bestanden noch nach 1900, dann verschwanden sie allmählich und wurden durch eine neue Generation von Tapetenhäusern ersetzt. Auch traten andere Unternehmen als konkurrierende Anbieter auf, die ihr Warenangebot entsprechend gestalteten. So führte zum Beispiel die Firma Sinn in ihrem 1906 eröffneten Kaufhaus „ersten Ranges aller Bedarfsartikel“ in der Neusser Straße/Ecke Gladbacher Straße in der dritten Etage, wo auch die Firma Merländer, Strauss & Co. ansässig war, eine spezielle Abteilung für Teppiche, Gardinen, Läuferstoffe, Wachstum und Linoleum²⁸⁾.

Die Tapetengeschäfte Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts, an die sich hochbetagte Krefelder noch erinnern können, existierten in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts noch nicht. Eine Ausnahme war die 1865 von Johann Leonhard Prinzenberg gegründete Glas-, Tapeten- und Farbwarenhandlung, die seit 1896 von seinen Söhnen Heinrich und Wilhelm fortgeführt wurde. 1913 teilten sie den Betrieb in die Abteilungen Farben, Lacke, Bauglas sowie Tapeten, Teppiche auf. Prinzenberg war in der Breite Straße 61 – 63 sowie in der Marktstraße 50 – 52 und mit einem Tapetenlager auch in der Wiedenhofstraße 44 – 46 angesiedelt. Das Unternehmen hat noch bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts bestanden.

Zu Beginn des Jahres 1927 wurde in einem Fachorgan der deutschen Tapetenbranche angeregt, die eigene Geschichte zu erforschen. Daraufhin erinnerten in loser Folge damalige Senior-Fabrikanten an bereits untergegangene heimische Tapetenfabriken, so auch an von Moock und Bongardt & Hütten aus Krefeld sowie an Hinderer in Gräbchen bei Breslau, dessen Inhaber im Jahre 1900 in Krefeld zusammen mit Hermann Thomas ein neues Unternehmen gegründet hatte²⁹⁾. Besonders Hugo Hinderer gehörte zu den Trägern der frühen deutschen Tapetenindustrie der Jahre 1870/71.

Krefelder Wachstumfabrikanten

In der Zeit seit der französischen Besetzung im Jahre 1792 lebten die Bewohner im südlichen Teil des Arrondissements Crefeld neben der Landwirtschaft vom Flachsanbau und der Leinenweberei sowie der Herstel-

lung von Öl, das aus Leinsamen gewonnen wurde. Die französische Regierung förderte aufgrund ihrer gegen England gerichteten Kontinentalsperre Baumwollspinnereien, um die infolge des Verbots der Einfuhr englischer Baumwollgarne entstandene Marktlücke zu schließen. Die Baumwollspinnereien etablierten sich am linken Niederhein in der Gegend von Mönchengladbach, Neuss und Rheydt. Die Baumwollwebereien entwickelten sich weiter und selbst die Leinenindustrie kam zu neuer Blüte³⁰⁾. Dies war eine günstige Situation für den Beginn der Fabrikation von Wachstum.

In dem zeitgenössischen Handbuch „Die Rheinprovinz der preußischen Monarchie“ aus dem Jahre 1833 werden zwei Wachstum- und Wachspapierfabriken in Krefeld genannt: Jacob Heymann und Johann Peter Prell³¹⁾. Der evangelische Fabrikant Jakob Heymann hatte in Krefeld um 1812 mit der Herstellung von Wachstum- und Wachspapier begonnen³²⁾. Im Jahre 1819 waren in seiner Fabrikationsstätte, zu diesem Zeitpunkt die einzige ihrer Art am Ort, vierzehn Arbeiter beschäftigt. Die Firma Heymann hatte ihren Sitz an der St.-Anton-Straße.

1825 gab es in Krefeld 38 Unternehmer, die Matten-, Sayet-, Seiden-, Tabak-, Tuch- und Zwirnfabrikanten waren und eben den einen Wachstumfabrikanten Heymann. Insgesamt firmierten in 84 Berufen 817 Gewerbetreibende, die aufgrund des Gewerbesteuerergesetzes von 1820 nach einem bestimmten Schlüssel Steuern zu entrichten hatten. In der Klasse „Handel mit kaufmännischen Rechten“ war ein jährlicher Mindestsatz von acht Thalern und ein Mittelsatz von achtzehn Thalern festgelegt. Heymann wurde in dieser Klasse 1823 zu achtzehn und 1826 sowie 1827 jeweils zu zwölf Thalern Gewerbesteuer veranlagt. 1826 lag der durchschnittliche Steuersatz je Gewerbetreibendem in der Klasse „Handel mit kaufmännischen Rechten“ bei achtzehn Thalern. Heymanns Steuerveranlagung zeigt, daß sein Wachstumgeschäft ein (knapp) durchschnittlich ertragreicher Betrieb innerhalb des damaligen Krefelder Gewerbelebens war. Nichtsdestoweniger gehörte Jacob Heymann zu den einflußreichen evangelischen Kreisen in Krefeld; seit 1815 war er Mitglied in der Gesellschaft „Verein“³³⁾.

In der bereits erwähnten Statistik aus dem Jahre 1844 werden im „Verzeichnis der vorzüglichsten Fabriken und Manufacturen“ zwei Wachstum- und Wachspapierfabriken mit zwölf Arbeitern angegeben. Als Angabe „der ungefähren Masse der Fabrikate im Zeitraum eines Jahres“ sind 4 000 Stück Wachstum und 7 000 Stück Wachspapier à 10 Ellen genannt und ihr ungefährer Wert mit 7 000 Thalern eingeschätzt³⁴⁾.

Um 1844/45 übernahm Carl Eduard Heymann, vermutlich der Sohn Jakob Hey-

manns, den Betrieb, der inzwischen an der Hubertusstraße angesiedelt war. In Zusammenhang mit der Stadterweiterung wandte sich C. E. Heymann Ende März 1853 mit einem Schreiben an die Stadtverwaltung, in dem es heißt: „Seit länger als vierzig Jahren besteht die von mir unter der Firma Jacob Heymann & Cie. geführte Wachstumfabrik. Durch Anwendung des Stadtbauplans wird bei der Öffnung der Hubertusstraße dieses Local geteilt, weil außerdem, in dem in Duplo beiliegenden Situationsplane Flur IV Nr. 4041 bezeichneten Fabrikgebäude zu diesem Geschäft ein großer Grasplatz zum Trocknen der Wachseleinen nötig ist. Zur Verschönerung der Stadt und um die Hubertusstraße in ihrer vollen Breite durchgehen zu lassen, bin ich laut meines vom Gemeinderat genehmigten Anerbietens bereit, das Fabrikgebäude zu verlegen. Da hierdurch das fragliche Etablissement gänzlich von Straße und Häusern zu liegen kommt, so hoffe ich um so viel mehr auf einen angenehmen Bescheid und zeichne inzwischen ergebenst“³⁵⁾.

Die Erlaubnis zur Verlegung erhielt Carl Eduard Heymann Anfang Juni 1853. Nach dem Tod C. E. Heymanns wurden seine Witwe neue Inhaberin und ihre beiden Töchter Prokuristinnen des Unternehmens. 1876 wird die alteingeführte Wachstumfabrik letztmalig im Adreßbuch genannt, aber erst im Jahre 1885 ist sie im Handelsregister als erloschen eingetragen³⁶⁾. Das Geschäft von Johann Peter Prell hat von um 1827 bis um 1856 bestanden³⁷⁾. Im „Intelligenzblatt“ hatte der Anstreicher, Tapezierer, Teppichmacher und Vergolder Prell im Mai 1827 seinen möglichen Kunden versichert: „Meinen Freunden und Gönnern die ergebene Anzeige, daß ich jetzt auf dem Bleichpfade bei der sogenannten Meyers-Kaule wohne, und außer dem Anstreicher- und Glaser-Gewerbe mein Geschäft wie früher betreibe“³⁸⁾. Eine weitere Fabrik, in der von 1856 bis 1860 in Krefeld Wachstum hergestellt wurde, ist auch F. & A. Alterhoff gewesen³⁹⁾.

Unternehmen F. & A. Alterhoff

Der 1780 geborene Ackerwirt Johann Wilhelm Alterhoff war mit der 1778 geborenen Susanne von Felbert verheiratet. Alterhoff verließ die Landwirtschaft und wurde Glaser. Sein Geschäft betrieb er an der Lohstraße, wo er auch mit seiner Familie wohnte. Seine drei Söhne, Franz Bernhard, Johann Wilhelm junior und August Alterhoff traten in die Fußstapfen des Vaters, der im übrigen der evangelischen Konfession angehörte, und ergriffen ebenfalls Berufe in der Branche der Raumausstatter. Franz Bernhard Alterhoff wurde Anstreicher; sein jüngerer Bruder, der an der Lutherische(n)-Kirch-Straße wohnende Johann Wilhelm Alterhoff junior, arbeitete als Anstreicher, Tapezierer sowie Vergolder und betrieb zudem einen Tapetenhandel. Der jüngste Sohn von J. W. Alterhoff senior,

der 1819 geborene August, wurde im Alter von 26 Jahren Tapetenfabrikant⁴⁰. Franz und August Alterhoff planten, ihr 1844 begonnenes Geschäft auszubauen, da im Geschäftslokal in der Hochstraße 14 offenbar hierfür nicht genügend Platz vorhanden war.

Eine Gelegenheit für diesen Schritt bot sich, als in einer Mitteilung im „Intelligenzblatt“ im August 1844 darauf hingewiesen wurde, daß die Erben des Ackerers (Bauern) Haus auf dem Zellenhofe ein Stück Land am Schlagswege und eines an Terheggens Mühle verkaufen wollten. Als Verhandlungsort für den Verkauf wurde der Füttingshof und als Tag für die Angebote der 9. September 1844 genannt⁴¹. Der im Südosten des Krefelder Stadtbereichs gelegene Füttingshof beherbergte zu jener Zeit eine bekannte Gartenwirtschaft. Franz und August Alterhoff erwarben von den Erben Haus das Grundstück und richteten ein Gesuch an die Obrigkeit, der geplanten Fabrikationsstätte die Erlaubnis zu erteilen.

Im entsprechenden Schreiben der Stadtverwaltung im März 1845 an die Regierung in Düsseldorf heißt es hierzu: „Zufolge der anliegenden Eingabe haben die hiesigen Tapetenhändler F. & A. Alterhoff die Konzession nachgesucht auf einer Ackerparzelle im Fisch[e]l[n]er-Felde in hiesiger Gemeinde, Flur XIV Nr. 50 des Katasters, außerhalb des Bereiches des Stadtbauplans, [...] eine Wachstum- und Tapetenfabrik anlegen zu dürfen. In Folge dessen habe ich im August v.[ergangenen] J.[ahres] in Gemäßheit des Kaiserlichen Dekrets vom 15. [18. – Anm. der Verfasser] Oktober 1810 in ortsüblicher Weise durch Gassenruf und Einrückung in das Kreisblatt eine Bekanntmachung erlassen und diejenigen, welche gegen die Anlage Einsprüche erheben zu können vermeinen, aufgefordert, solche binnen einer Proklamationsfrist von 4 Wochen geltend zu machen, wie die beiliegende bescheinigte Bekanntmachung und die betreffende No. des Kreisblattes nachweisen. Da nun hierauf weder in der gesetzten Frist, noch später, Einsprüche gegen die beabsichtigte Anlage gemacht worden sind, dieselbe auch, da sie mitten im freien Felde in bedeutender Entfernung von der Stadt und von Wohngebäuden überhaupt angelegt werden soll, niemand hinderlich sein kann, so erlaube ich mir gehorsamst darauf anzutragen, daß den Bittstellern die nachgesuchte Konzession erteilt werde. Der Bürgermeister. Für Denselben: Der Beigeordnete de Greiff⁴². Der Name dieser Flurabteilung lautete „Weg nach Füttings[hof]“⁴³. Die angrenzenden Parzellen gehörten Mitgliedern der Familien Blum, Großbridders, Heilmann und Puller. Auf dieser im Jahre 1845 noch „im Felde“ liegenden Fläche steht heute der Gebäudeteil der Fabrik Heeder („Heeder I“), der sich östlich vom Eingang der Bezirksverwaltungstelle Süd befindet, sowie der Teil, der inzwischen als „Heeder II“ bezeichnet wird.



Abb. 4. Blick in eine deutsche Tapetenfabrik um 1850. Ein zeitgenössischer Stich aus der Tapetenfabrik von Felix Hochstätter in Darmstadt. Im Vordergrund rechts stehen Handdrucktische. Ein Handdrucker und zwei Gehilfen konnten in zehnstündiger Arbeitszeit 100 Rollen zu je acht Metern in einer Farbe herstellen. Je mehr Farben aufzudrucken waren, desto mehr verringerte sich die Tagesproduktion aufgrund der Trocknungspausen.

Die Königliche Regierung in Düsseldorf erteilte die Erlaubnis am 11. Juni 1845. Die Fabrikationsstätte war nun außerhalb und das Geschäftslokal innerhalb des damaligen Stadtgebiets angesiedelt. F. & A. Alterhoff, laut Adreßbuch 1856 nun in der Hochstraße 61 ansässig, Friedrich van Lipp in der Friedrichstraße 750 und Charles Adam in der Hochstraße 29 waren die ersten Krefelder Unternehmen, in deren Fabrikationsstätten in größerem Produktionsumfang Papiertapeten an Handdrucktischen hergestellt worden sind. Die beiden Letztgenannten konnten sich aber nicht lange halten und wurden schon bald darauf aufgegeben.

Franz Bernhard Alterhoff verstarb, und so blieb es August Alterhoff vorbehalten, das Geschäft voranzutreiben⁴⁴. Im Jahre 1853 beabsichtigte er, das Fabrikgelände zu vergrößern, und erwarb weiteres unmittelbar benachbartes Land, das er von Dr. med. Wilhelm Heilmann, einem der neun in Krefeld praktizierenden Ärzte, kaufte⁴⁵. Im „Gutachten betreffend die Erweiterung der Wachstum- und Tapetenfabrik des Kaufmanns F. & A. Alterhoff zu Crefeld“ heißt es: „Da die in Rede stehenden Fabrikgebäude nach Ausweis des anliegenden Situationsplanes eine sehr freie Lage haben, und nur ein ganz kleines Feuer zum Schmelzen des Wachses bei der Fabrikation benutzt wird, so kann den sehr weit davon abgelegenen Nachbargebäuden, eine Belästigung durch Rauch, Dunst u.s.w. nicht erwachsen, und nach dem

Gutachten des Unterzeichneten dem Alterhoff die erbetene Konzession ohne Bedenken erteilt werden. Crefeld, 3. März 1853 [Anton] Walger Bauinspektor⁴⁶. Die Königliche Regierung in Düsseldorf erteilte die Erlaubnis zur Erweiterung am 9. Mai 1853. Der Rauch, der aus dem Schornstein der Alterhoffschen (und später Heederschen) Fabrikationsstätte quoll, beeinträchtigte offenbar nicht den Betrieb im nahegelegenen Krankenhaus⁴⁷.

Daß August Alterhoff ein erfolgreicher Unternehmer war, wird aus den Verzeichnissen der Kommunalsteuerpflichtigen ersichtlich. Sein jährliches Einkommen betrug im Jahre 1875 rund 8 400 bis 9 600 Mark. Dies schlug sich auch bei Alterhoffs Einordnung in das Verzeichnis der Krefelder Wahlberechtigten zur Stadtverordnetenwahl 1875 nieder; er gehörte der ersten Abteilung an⁴⁸. Die Steuerersatztarife begannen 1891/92 bei jährlichen Einkünften um 420 Mark. Alterhoffs Jahreseinkommen lag nun zwischen 12 000 und 14 400 Mark. Er gehörte damit zu den rund 170 Höchstbesteuerten in Krefeld. Sein Einkommen entsprach dem des damaligen Oberbürgermeisters Ernst Küper⁴⁹. Seit 1851 war August Alterhoff im übrigen Mitglied in der einflußreichen Gesellschaft „Verein“⁵⁰.

Die Firma F. & A. Alterhoff übernahm, nachdem August Alterhoff 1897 verstorben war, der jüngste seiner drei Söhne, Emil Richard⁵¹. Als im Jahre 1899 im Kaiser Wil-

F. & A. Alterhoff,

Tapeten-, Teppich-Fabrik und Handlung,

Ecke der Friedrichs- und
St. Antonstr. Nr. 4.

Ecke der St. Anton- und
Königsstrasse Nr. 134.

Crefeld.

Deutsche, französische u. englische Nouveautés.

Lager von Teppichen

in velours, brüssels, tapestry, 3-corig, schottisch, carrirt und gestreift holländisch Körper — abgepasste Vorlagen und Carpetten — Treppenläufer — Cocos- und Manillateppiche — Cocosmatten und Läufer — Wachsteppiche — leinene Schutzteppiche — Tischwachstücher und Deckchen — Wachstaffet wasserdichte Stoffe — amerikanisch Ledertuch — englische und deutsche Reise- und Pferddecke — Bettdecken — Tischdecken in Lama, Reps, Velours, Cachemir und Gobelin.

Lager von Tapeten u. Borduren,

Decorationen und Einfassungen in Velouté, Gold, Satin und Holzimitation — Hand- und Maschinen- druck — Corridor- und Marmortapeten — gedruckte und gemalte Fensterrouleaux — Goldleisten — Fenstergaze — Asphaltpapier.

Lager in Packwachstuch, Wachspapier,
Packleinen.

helm Museum eine Ausstellung von Lampen und Leuchtern für elektrisches Licht präsentiert wurde, an der sich auch die berühmte New Yorker Firma Tiffany beteiligte, sorgte unter anderen das Alterhoffsche Unternehmen für die Ausstattung der Museumsräume. Das Konzept der Schau sah vor, die Beleuchtungsgegenstände in nachempfundenen bürgerlichen Wohnräumen zu zeigen. Die Firma F. & A. Alterhoff stellte exklusive Teppiche aus ihrem Verkaufsprogramm leihweise zur Verfügung und wurde in der Presse ausdrücklich dafür gelobt⁵².

Im Jahre 1902 übertrug Emil Richard Alterhoff das Unternehmen an Carl Eschke senior. Die nun F. & A. Alterhoff Nachf.(olger) lautende Firma war fortan eine Kommanditgesellschaft (KG). Gustav Bredow junior,

Sigmund Dannenbaum und Wilhelm Prinzenberg fungierten als Kommanditisten mit einer Vermögenseinlage von je 30 000 Mark. Die KG hat nicht mehr lange bestanden, bereits im August 1903 wurde das Geschäft aufgelöst. Bredow, Eschke und Prinzenberg betrieben eigene erfolgreiche Unternehmen in dieser Branche. Gustav Bredow war bis Juli 1906 Vorstandsmitglied des Verbandes der Tapetenhändler von Rheinland und Westfalen, sein Nachfolger im Vorstand wurde Prinzenberg⁵³. Carl Eschke Spezialgeschäft Eschke & Jansen aus⁵⁴. Emil Richard Alterhoff verzog nach Dresden und war dort im Jahre 1906 Inhaber der Helmsdorfer Papierfabrik⁵⁵. Die Firma Sigmund Dannenbaum war eine Seiden-, Mode-, Manufaktur-, Weißwarenhandlung und Da-

menkonfektion, Teppiche und Möbelstoffe, in der Hochstraße 78, 80 – 82 und laut Richard Errell „das eleganteste Damenbekleidungs-geschäft am linken Niederrhein“⁵⁶. Es ist bemerkenswert, wie eng die Branche der Raumaustatter in Krefeld personell miteinander verbunden war.

Alterhoffs Geschäftsverkauf

Im Jahre 1860, als die wirtschaftliche Entwicklung in Krefeld ins Stocken geriet, trennte sich August Alterhoff von einem Teil seines seit fünfzehn Jahren bestehenden Geschäfts und verkaufte ihn an Franz August Heeder und Wilhelm Niemann. Es handelte sich dabei offenbar um die Wachstuchfabrikation, da die neu entstandene Heedersche Firma bis 1886 in den Adreßbüchern ausschließlich als Wachstuchfabrik aufgeführt wird. Alterhoff firmierte nach 1860 weiterhin als Unternehmer in der Tapeten- und Teppichbranche.

Der 1824 in Bremen geborene Franz August Heeder hatte mit seiner Familie zuvor in den USA gelebt und war ein „Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika“ geworden⁵⁷. 1858 wohnten die Heeders in San Francisco, wo Franz August Heeder Angestellter – vielleicht sogar Mitinhaber – der Firma Gustav Ziel, C. Bertheau & Co. war. Das Unternehmen firmierte als Großhandel mit einem umfassenden Angebot (general merchandise) von Importwaren. Um 1860 verließen Franz August Heeder, seine Ehefrau Eveline und ihr in San Francisco geborener Sohn Alphon August die USA, um nach Europa zurückzukehren. Zuletzt hatte die Familie in Washington gelebt.

Abb. 5.
F. & A. Alterhoff-
Geschäfts-
anzeige im
Adreßbuch
Krefeld 1865

Zusammen mit Verwandten, der Familie Niemann, ließen sich die Heeders im Oktober 1860 in Krefeld nieder⁵⁸. Der 1830 in Schlüsselburg, Kreis Minden, geborene Wilhelm Niemann, ein Vetter Franz August Heeders, war schon zwei Monate eher nach Krefeld gekommen⁵⁹. Die Familie Niemann wohnte außerhalb des damaligen Stadtbezirks im Landbezirk B, Haus Nr. 193. August Alterhoff hatte dieses Haus im Jahre 1858 auf seinem Firmengelände errichten lassen. Heeder und Niemann gehörten der evangelischen Konfession an.

Aus Gründen der Toleranz, bestimmt aber auch in Erwartung zukünftiger Steuereinnahmen, erhob die Stadtverordnetenversammlung keine Bedenken gegen das Gesuch des Ausländers Franz August Heeder, in Krefeld ein Geschäft zu gründen beziehungsweise zu übernehmen⁶⁰. Heeder und Niemann kauften von Alterhoff nur den Teil seines Firmengrundstücks, den er 1845 erworben hatte. Von nun an konnte dort das Heedersche Unternehmen wachsen. Den anderen Teil, den Alterhoff 1853 zu Erweiterungszwecken gekauft hatte, behielt er weiterhin

selbst, vermutlich als eigene Fabrikationsstätte. Die Wachstuchfabrik Heeder & Cie. erschien 1863 erstmals im Krefelder Adreßbuch. Inhaber dieser Handelsgesellschaft waren Franz August Heeder und Wilhelm Niemann.

Neben dem alteingeführten Unternehmen Heymann und dem neuen von Heeder und Niemann existierten in Krefeld seit 1860 nur noch die Wachstuchfabriken Johann Timmermanns (um 1865 bis um 1871), Mathias Hover (1870 bis um 1882), beide an der Rheinstraße gelegen, sowie die Wachspapierfabrik Carl Niederstein (um 1882 bis um 1884) an der Fischelner Landstraße 23, heute Kölner Straße, und somit unweit der Heederschen Fabrikationsstätte⁶¹). In Fischeln war 1881 von August Sardemann eine Wachstuchfabrik gegründet worden⁶²). Auch bei Carl Niederstein zeigt sich im übrigen die enge Verknüpfung zwischen Wachstuch und Papiertapete, denn nach 1884 führte er eine Agentur in Tapeten, Wachs- und Ledertuch sowie Teppichen⁶³). Ein weiteres Geschäft eröffnete Carl Niederstein um 1884 in Köln, das Linoleum, Tapeten und Wachstuch im Angebot hatte⁶⁴).

Heeder & Co. stellte sicherlich solche Produkte her, wie sie um 1865 in den beiden Alterhoffschen Geschäften an der Ecke Friedrich- und St.-Anton-Straße sowie St.-Anton- und Königstraße im Angebot waren: Tischdecken, Wachstaffet, wasserdichte Stoffe, Reise- und Pferdedecken sowie Packwachstuch⁶⁵). Auch ist davon auszugehen, daß es Heedersche Produkte bei Alterhoff zu kaufen gab. Folgt man den Angaben in den Krefelder Adreßbüchern, dann wurden von Heeder & Co. allerdings keine Wachsteppiche angefertigt. Das blieb anscheinend Alterhoff vorbehalten.

1870 vergrößerten Heeder und Niemann ihr Firmenanwesen durch Ankauf des restlichen Teils des Alterhoffschen Grundstücks. Eine Wachstuchfabrik brauchte große Räumlichkeiten zum Bearbeiten und vor allem zum Trocknen der Zeugflächen. Das neue Grundstücksteil und das rund zehn Jahre zuvor erworbene ergaben jetzt das streifenförmige Firmengelände, auf dem weitere Fabrikationsgebäude der nun stetig expandierenden Heederschen Wachstuchfabrik entstehen sollten. Daß 1874 bei Heeder & Co. ein Dampfkessel in Betrieb war, ist dem Bericht des im selben Jahr gegründeten Dampfkessel-Revisionsvereins für Krefeld, Stadt und Land, Kempen, Moers, Geldern und Kleve zu entnehmen, der sich die Aufgabe stellte, den Betrieb dieser Anlagen durch einen Techniker überwachen zu lassen. Das Verzeichnis der Dampfkessel-Besitzer, die bei der Bildung des Vereins als Mitglied beigetreten waren, nennt Heeder & Co. und „vorbehaltlich der Konzessionserteilung durch die Königl.[iche] Regierung“ den Betrieb eines Kessels⁶⁶).

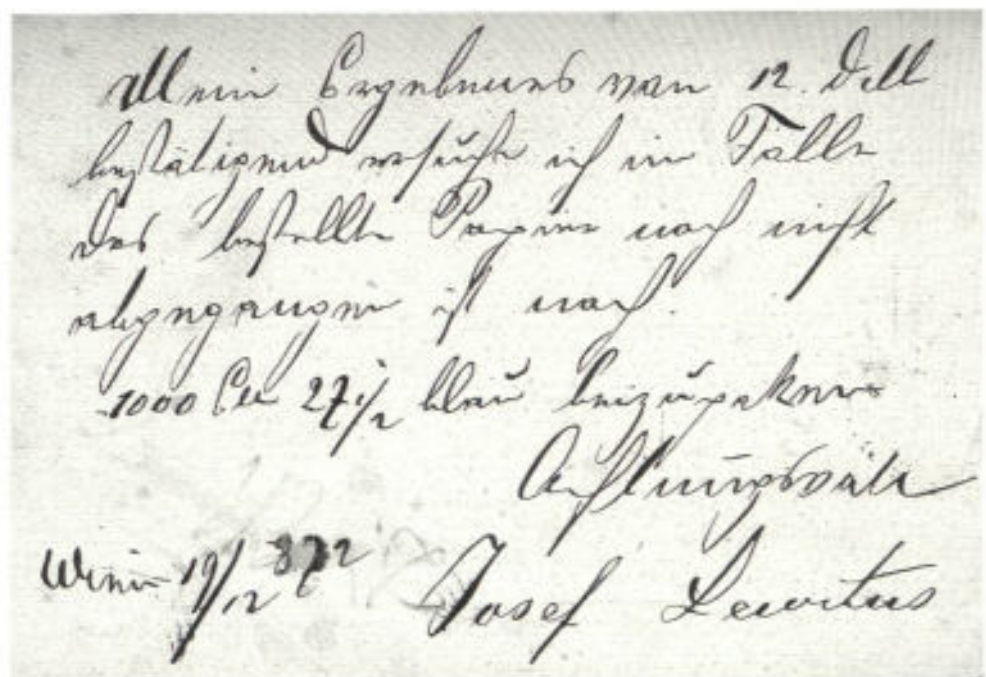
Heeders Rückzug aus der Firma

Im November 1867 beschloß die Krefelder Stadtverordnetenversammlung, einen nach dem Prinzen Albrecht von Preußen benann-

ten Platz anzulegen⁶⁷). In eines der ersten vier Häuser zog um 1871 die Familie Heeder, die zuvor in der Dionysiusstraße 9a gewohnt hatte. 1872 kaufte Franz August Heeder am Albrechtsplatz ein Gartengrundstück und



Abb. 6. Vorder- und Rückseite einer Geschäftspostkarte von Josef Lewitus, Inhaber eines Unternehmens für Agentur- und Kommissionsgeschäfte in Wien, an Heeder & Co., abgeschickt in Wien am 19. Dezember 1872 und nur einen Tag später in Krefeld angekommen. Der Text auf der Rückseite lautet: „Mein Ergebenes vom 12. d[ieses] M[onats] / bestätigend ersuche ich im Falle / das bestellte Papier noch nicht / abgegangen ist noch / 1000 E[inheiten ?] m[it] 27 1/2 blau beizupacken / Achtungsvoll / Wien 19.12.1872 Josef Lewitus“. Anscheinend wurde blaues Pauspapier (Blaupausen) bestellt.



ließ darauf ein Wohnhaus errichten⁶⁸). Franz August Heeder wurde im Juli 1878 „in den preußischen Untertanenverband aufgenommen“⁶⁹). In seiner Einbürgerungsurkunde heißt es: „Die unterzeichnete Königliche Regierung bescheinigt hierdurch, daß der bisherige amerikanische Bürger Kaufmann Franz August Heeder [...] auf sein Ersuchen und Behufs seiner Niederlassung in Crefeld nebst seiner Ehefrau Eveline Heeder, geborene Anthoni, und folgenden minderjährigen Kindern 1.) Alphons August Heeder, [...] 2.) Oskar Heeder, [...] die Preußische Staatsangehörigkeit erworben hat“⁷⁰). Oskar Heeder war im übrigen am 25. November 1860 in Crefeld geboren worden.

Anhand der Verzeichnisse der Kommunalsteuerpflichtigen lassen sich auch die Einkünfte von Heeder und Niemann einschätzen. Im Jahre 1868, als August Alterhoff über ein Jahreseinkommen von 1 700 bis 1 800 Thalern verfügte, lag das von Niemann bei 250 bis 300 und 1869 das von Heeder bei 500 bis 550 Thalern. Im Jahre 1869 dürften die jährlichen Lebenshaltungskosten einer „der arbeitenden Klassen angehörenden“ Familie bestehend aus Mann und Frau sowie drei Kindern bei etwa 160 Thalern in der Stadt und bei etwa 140 Thalern auf dem Land gelegen haben⁷¹). Eine solche Familie gab in der Stadt jährlich für Nahrungsmittel 100, für Wohnung 25, für Brennmaterial 7, für Kleidung und Wäsche 20, für Hausrat und Werkzeuge 4 sowie für Steuern und Schulgeld 4 Thaler aus⁷²). Ein Seidenweber verdiente, wenn er vollbeschäftigt war, je nach Art der Arbeit, wöchentlich zwischen 2 1/2 und 4 Thalern. Durch die Arbeit seiner Kinder ab dem zehnten Lebensjahr kamen zusätzlich zehn bis zwanzig Silbergroschen in der Woche hinzu.

Das Verhältnis zwischen den Einkommen Alterhoffs, Niemanns und Heeders blieb in den folgenden Jahren stets gleich. Zwar wuchsen in der Zeit bis zur Währungsumstellung, bei der aus drei Thalern eine Mark wurde, und auch danach die Jahreseinkommen der beiden Letztgenannten, aber sie blieben deutlich unter dem von Alterhoff. Um 1876 entsprach Heeders Einkommen, das zwischen 2 100 und 2 400 Mark lag, dem eines kleinen Kaufmanns, und das von Niemann, das zwischen 1 350 und 1 500 Mark angesiedelt war, dem eines Bäckers, Schreiners oder Wirts. 1882/83 hatte Heeder einen Verdienst von 3 000 bis 3 600 Mark zu versteuern.

Im Alter von 58 Jahren zog sich Franz August Heeder aus dem Unternehmen zurück und verkaufte seinen Geschäftsanteil Anfang Oktober 1882 an David Devries, der gemeinsam mit Wilhelm Niemann die Firma Heeder & Co. bis Dezember 1888 weiterführte⁷³). Heeder, seine Ehefrau und sein Sohn Heinrich Oscar verließen Crefeld im Oktober 1882, um nach Brüssel auszuwandern. Sein älterer Sohn Alphons August folgte übrigens

erst Anfang März 1886 dorthin⁷⁴). Letztlich haben sich die Heeders dann aber doch nicht in Brüssel und vermutlich auch nicht an einem anderen Ort in Belgien niedergelassen. Über ihre weitere Lebensgeschichte ist bislang nichts bekannt⁷⁵).

Niemanns Rückzug aus der Firma

Noch bevor David Devries in das Wachstumfabrikgeschäft Heeder & Co. einstieg, war um 1872 zusätzlich Wachspapier in die Produktionspalette mitaufgenommen worden⁷⁶). Seit 1884 produzierte in Crefeld ausschließlich das Heedersche Unternehmen, nun mit David Devries und Wilhelm Niemann als Inhabern, Wachstuch und -papier. Ähnlich verlief später die Entwicklung bei den hiesigen Tapetenfabriken, als nach und nach alle Heederschen Mitbewerber verschwanden und einzig das Krefelder Tapetenwerk Hitho als mächtiger Konkurrent antrat, das Heeder & Co. letztlich auch überflügelte.

Heeder & Co. spezialisierte sich im Laufe der Zeit auf die Herstellung von Glanztuch, Öltuch, Wachseleinen sowie Asphalt-Papier und sämtlichen wasserdichten Verpackungstoffen. In den Briefköpfen der Geschäftspost wurde ausdrücklich darauf hingewiesen. Laut Adreßbuch entschieden sich David Devries und Wilhelm Niemann erst gegen 1886, auch Papiertapeten herzustellen⁷⁷). Am weiteren Firmenaufstieg nahm der Letztgenannte aber nicht mehr teil.

Im Dezember 1888 verließ, sechs Jahre nach dem Rückzug von Franz August Heeder, der inzwischen 58jährige Wilhelm Niemann ebenfalls das Unternehmen. Seit Beginn des Jahres 1889 führte David Devries als Alleininhaber – unter Beibehaltung des alten Firmennamens – den Betrieb weiter. Die Niemanns zogen im April 1889 vom Bäckerpfad zum Unter-Cracauerweg. Wilhelm Niemann, der im Adreßbuch 1889 als Rentner aufgeführt wird, verstarb um 1892⁷⁸).

Ernst Niemann versuchte mit Erfolg, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten. Offenbar volontierte er zunächst bei mehreren Firmen in der deutschen Tapetenbranche: 1888 verzog er nach Köln, kehrte 1892 aus Aachen zurück, begab sich 1893 nach Leipzig und kam 1894 wieder nach Crefeld. Im selben Jahr zog er nach Lübeck und ließ sich von dort kommend Ende Dezember 1895 schließlich in Bonn nieder. Das Bonner Adreßbuch 1896 nennt erstmals die bereits 1894 gegründete Tapetenfabrik und -handlung Niemann & Friedrich⁷⁹). Schon bald darauf wurde der Tapetendruckermeister Schuhmacher neuer Geschäftspartner von Ernst Niemann.

Bonn war zu diesem Zeitpunkt ein Zentrum der Tapetenherstellung im Rheinland. Meh-

rere Firmen konkurrierten miteinander und grenzten die Entfaltungsmöglichkeiten für neue Unternehmen ein. Gleichwohl war es die Zeit der vielen Neugründungen in der Branche. Niemann, Schuhmacher & Cie. stellten Tapeten in kleinen Auflagen her, die ganz nach individuellen Kundenwünschen angefertigt wurden. Zusätzlich verkaufte Ernst Niemann Tapeten anderer Hersteller. In der Folgezeit baute er das Detailgeschäft immer weiter aus. In Saarbrücken wurde 1907 eine Niemannsche Zweigniederlassung gegründet, die bis in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts bestand⁸⁰).

Im Jahre 1908 stieg Ernst Niemann offenbar aus dem Geschäft aus und zog nach St. Johann. Seine Firma verkaufte er an den Tapetenfabrikanten August Schlegel in Beuel bei Bonn. Der neue Inhaber stellte die Tapetenproduktion ein und führte den Betrieb – unter Beibehaltung des alten Firmennamens – als reines Handelsunternehmen weiter. Ins Sortiment wurden Dekorationen, Linoleum und Teppiche mitaufgenommen. Die Tapetenmanufaktur Niemann, Schuhmacher & Co. überstand alle Krisen der Branche und konnte 1994 ihr 100jähriges Bestehen feiern. Über Ernst Niemann heißt es, daß er während des Ersten Weltkrieges das Kaiserliche Militär mit deutschen Bieren versorgte und mit dem daraus resultierenden Vermögen eine Kette von Lichtspielhäusern aufbaute⁸¹). Wie dem auch sei, es bleibt festzuhalten, daß zum Zeitpunkt des Erscheinens dieses Beitrages ein Unternehmen der Tapetenbranche existiert, dessen Gründer ein Sohn Wilhelm Niemanns war, der Heeder & Co. mitgegründet hat.

Produktionsmengen

In den Statistiken der Jahresberichte der Krefelder Handelskammer sind zu Beginn der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts die einzelnen Bereiche der Wachstum- und Tapetenproduktion nicht klar voneinander getrennt. So gab das „Haupt-Steuer-Amt zu Crefeld“ für 1880 als „direkt in den freien Verkehr getretene Waren“ die Gesamtmenge von 193 kg Papiertapeten und 3 234 kg „Packtuch (grobes Wachstum)“ an⁸²). Für 1881 lassen sich keine Angaben machen, da Tapeten in der Rubrik „Papier aller Art und Papiertapeten“ (8 694 kg) und Wachstum wohl unter „Packtuch und Buchbinderleinen“ (5 716 kg) zusammengefasst wurden. Zusätzlich existierte noch die Einteilung „Papier und Pappwaren, Fußdecken aus Linoleum“ (1 689 kg)⁸³). 1882 wurden 336 kg Papiertapeten, 2 010 kg Papp- und Papierwaren sowie Linoleum und 6 271 kg Wachstum als Wareneingang beim Krefelder Hauptsteueramt angegeben⁸⁴). 1883 gab es einen Anstieg auf 1 159 kg Papiertapeten, 4 532 kg Papp- und Papierwaren sowie Linoleum und 11 417 kg Packtuch⁸⁵). Für 1884 läßt sich wiederum keine eindeutige Aus-

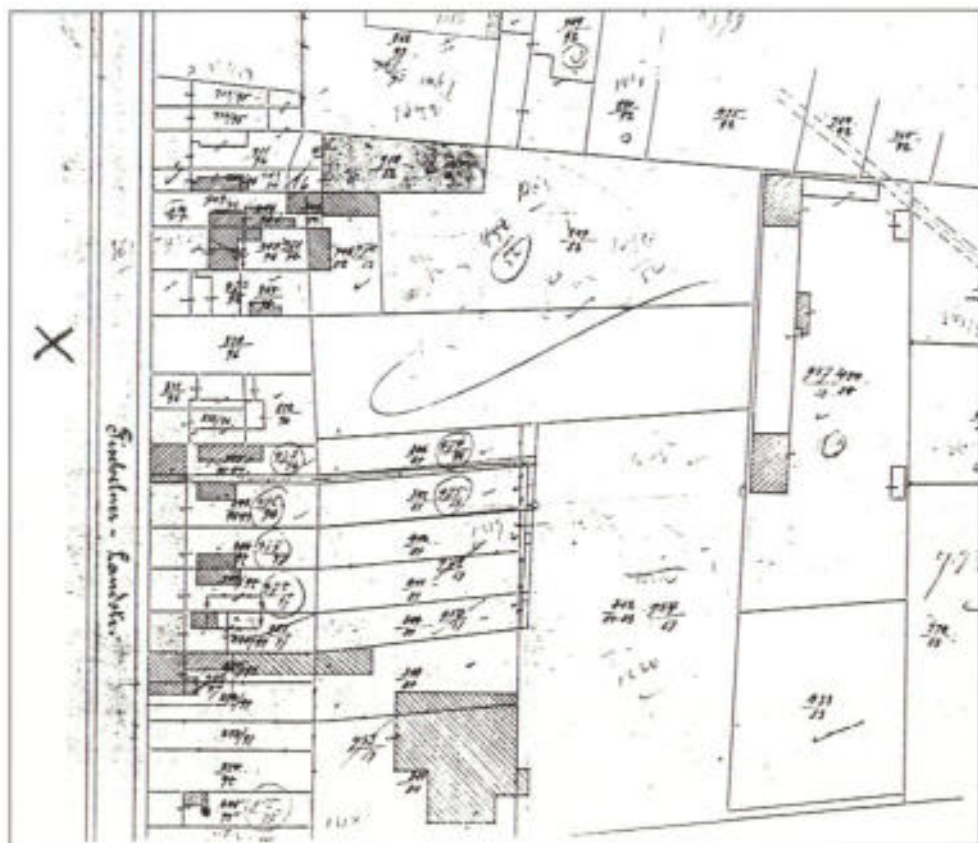


Abb. 7. Grundsteuer-Verwaltung-Ergänzungskarte Nr. 254 (Flur 14), Kreis Crefeld, Gemeinde Crefeld, No. 49 (Auszug), Etatjahr 1884/85. Die Virchowstraße (X) existiert noch nicht, jedoch kann man bereits ihre späteren Fluchtlinien teilweise erkennen. Das langgestreckte Grundstück von Heeder & Co. überschneidet an seiner nordöstlichen Ecke den damals in diesem Bereich noch existierenden Bäckerspfad, der mit Strichlinien eingezeichnet ist.

sage machen⁸⁶⁾. Im Jahre 1885, als in Krefeld nur noch das Heedersche Unternehmen Wachstum herstellte, wurden 590 kg Papiertapeten und 9 034 kg Wachstum einschließlich Ledertuch beim hiesigen Steueramt angemeldet⁸⁷⁾.

Beschwerden von Anwohnern

Daß die Genehmigungsverfahren zur Anlage von Wachstumfabriken in Krefeld nicht immer so reibungslos abliefen, wie dies bei den Gesuchen von Heymann und Alterhoff der Fall gewesen war, zeigt ein Schreiben des Oberbürgermeisters Ondereyck im Oktober 1870: „Der Königlichen Regierung beehre ich mich anliegend ein Gesuch des hiesigen Schreinermeisters Mathias Hover um Erteilung der Konzession zur Anlage einer Wachstumfabrik auf dem Hofe seines Hauses Rheinstraße Nr. 33 nach Beendigung des Informationsverfahrens [...] zur hochgeneigten resolutorischen Entscheidung gehorsamst vorzulegen. Der Einspruch der Op-

ponenten, welche gegen den vorgelegten Situationsplan nichts zu erinnern gefunden haben, gründet sich auf deren Ansicht, daß wenn auch die zum Auftragen auf das Leinen bestimmte Masse nicht in der Fabrikstätte selbst bereitet und eine Feuerungsstelle nicht eingerichtet werde, doch durch das Aufstreichen dieser Masse, und durch das Trocknen der Wachstuchtafeln, welches im Freien geschähe, so üble Ausdunstungen sich verbreiten, daß die Nachbarn beeinträchtigt und wesentlich darunter zu leiden haben würden. Meines Erachtens dürften dem Projekt des Hover Bedenken nicht entgegen stehen, sondern wie er entschieden behauptet, die von ihm zu benutzende Masse keine überliechenden Gase entwickelt – event.[uell] dürfte demselben aufzugeben sein, einen Schuppen nach der von dem Kgl. [Königlichen Anm. der Verfasser] Kreisbaubeamten gegebenen Anleitung zu errichten, und sofern beim Trocknen sich dennoch belästigende Dünste bilden sollten, auch das Geschäft des Trocknens in dem Schuppen vorzunehmen“⁸⁸⁾. Die Königliche

Regierung in Düsseldorf erteilte die Erlaubnis am 12. Dezember 1870.

Standortfaktoren

Das Rheinland wurde zu einem bedeutenden Standort der deutschen Tapetenindustrie, schließlich sogar zeitweise deren Hauptsitz. Eine mögliche Erklärung für die Konzentration von Tapetenfabriken im Westen Deutschlands ist, daß sich die heimische Tapetenindustrie nach den Standortfaktoren Konsum, Arbeitskräfte und Rohstoffe orientiert hat. Das bedeutet, daß die Unternehmen dort entstanden, wo die Großstädte lagen und viele Wohnungen vorhanden waren, die darauf warteten, tapeziert zu werden. Der Firmenstandort wurde somit gleichzeitig zum Konsumort und minderte die anfallenden Transportkosten zum Abnehmer. Des Weiteren war man bei der Tapetenherstellung auf fachlich geschulte Arbeitskräfte mit entsprechendem höheren Lohnniveau angewiesen. Dies hat wohl bewirkt, daß im Osten Deutschlands trotz der billigeren Löhne nur wenige Tapetenfabriken gegründet wurden. Da in der Tapetenindustrie viel Kohle zur Dampferzeugung zum Maschinenantrieb und Trocknen der Tapeten benötigt wurde, war die Nähe zum rheinisch-westfälischen Industriegebiet ebenso von Vorteil.

Eine andere Erklärung für die Konzentration von Tapetenfabriken im Westen besagt, daß die kulturgeschichtliche Entwicklung der Tapete, die in Frankreich eher als in Deutschland erfolgte, ausschlaggebend war. Durch die Nachbarschaft hat das Rheinland stets französische Einflüsse aufgenommen. Darüber hinaus bot das Rheinland ein Reservoir hochqualifizierter Arbeitskräfte an, um die Ansiedlung von Handdruckfabriken zu ermöglichen. Aus ihnen entwickelten sich später mit zunehmender Mechanisierung die Maschinendruck-Tapetenfabriken⁸⁹⁾.

Folgt man der zuerst genannten Erklärung, dann traf die Konsumorientierung der Tapetenindustrie als Standortfaktor für Krefeld durchaus zu. Nach 1850 wurde Krefeld zur schnellst wachsenden Gemeinde in Deutschland. Die Stadtbevölkerung wuchs von rund 52 000 Einwohnern am Ende des Jahres 1860 auf 100 000 im November 1887. Die Großstadt Krefeld stellte somit einen attraktiven Absatzmarkt dar. Als Folge der Verschmelzung der Köln-Crefelder Eisenbahn mit der Rheinischen Eisenbahn hatte die Stadt eine bessere Anbindung an das Schienennetz erhalten. Durch den Anschluß an den Rheinischen Eisenbahnverband trat Krefeld in den direkten Verkehr mit einer Reihe von anderen Bahnverbänden. Auch dies war für die hiesigen Tapetenhersteller von Bedeutung, da fortan die Ware schneller an andere Orte versandt werden konnte und sich somit auch der Konsumentenkreis vergrößerte.



Abb. 8. Briefkopf eines Firmenschreibens aus dem Jahre 1903



Abb. 9. Martin Lersch: Heeder & Co. am Ende des 19. Jahrhunderts, 30,5 x 21 cm, China-Tusche auf Papier, 2000; Blick vom Bäckerpfad aus in das Fabrikgelände

Wirtschaftliche Rahmenbedingungen

Der Jahresbericht der Krefelder Handelskammer vermeldete für 1885 „wiederum eine sehr lebhaft“ Bautätigkeit, beklagte aber im übrigen, „daß vorherrschend Spekulationshäuser von kleineren Unternehmern, und zwar oft in recht bedenklichen Materialien, ausgeführt wurden“⁹⁰. Insgesamt waren 1885 in Krefeld 243 neue Wohnhäuser (Vorderhäuser), 270 Flügel- und Hintergebäude und 32 Etagenaufbaue errichtet wor-

den. Darüber hinaus erfolgte siebzehn Mal der Abbruch und Wiederaufbau von Wohnhäusern und sieben Mal von Flügelgebäuden. Hier tat sich ein weites Feld für die Tapetenbranche auf, da in den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts sogar Treppenhäuser und Zimmerdecken vielfach ebenfalls tapeziert wurden. Diese Entwicklung hielt auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts an. So erhielten beispielsweise Flure und Korridore als Wandbekleidung statt echter Lincrusta vor allem die ebenso widerstandsfähigen Tapeten mit Lincrusta-Imitationen und staubabweisende Tapeten in

Ölfarbenendruck⁹¹. Beide Sorten wurden auch in Krefeld hergestellt.

Mit der Erschließung neuer Absatzmöglichkeiten bot die Raumausstatter-Branche auch vielen eine sich auszahlende Beschäftigung. Das Krefelder Adreßbuch von 1886 nennt 174 Anstreicher, Dekorationsmaler, Lackierer und Tapezierer. Mit dem Anstreichermeister Wilhelm Theodor Bremen wurde 1886 erstmals ein Angehöriger dieser Branche Ratsmitglied. Bremen war bis zu seinem Tod im Jahre 1902 Vertreter der katholischen Zentrumspartei in der 3. Abteilung der Krefelder Stadtverordnetenversammlung und engagierte sich in der städtischen Sozialpolitik⁹².

Auch aus den Reihen der Familie Prinzenberg kam später ein Ratsmitglied. Von 1919 bis 1929 war Heinrich Prinzenberg Abgeordneter des Zentrums in der Krefelder Stadtverordnetenversammlung. Die Stadt Krefeld ehrte ihn damit, daß sie eine Straße nach ihm benannte⁹³. Sowohl Wilhelm Theodor Bremen als auch Heinrich Prinzenberg waren Mitglieder in der Gesellschaft „Erholung“, einem Zusammenschluß katholischer Kreise, letzterer von 1904 bis 1907 sogar als deren Vorsitzender und seit etwa 1910 als Ehrenpräsident⁹⁴.

Anmerkungen

¹ Richard Errel: Die Fleischtöpfe Ägyptens. Die jüdische Gemeinde im Leben Krefelds nach der Jahrhundertwende. In: Krefelder Studien 1, Krefeld 1973, S. 327 - 368, hier: 352 ff. und 361. In Errels Aufzählung der Industriebetriebe und ihrer Direktoren fehlen David, Karl und Kurt Devries, die in dieser Generationfolge Heeder & Co. leiteten. Gleichwohl war Errel (alias Richard Levy, geboren am 7. Februar 1899 in Krefeld) mit Hugo de Vries, Schüler des Realgymnasiums in Krefeld, bekannt, der dem in Goch lebenden Zweig der jüdischen Familie Devries entstammte.

² F. Behr, E. Cremer, W. Rübenkamp: Krefeld meine Heimat. Eine Heimatkunde für Schule und Haus, Krefeld 1919, S. 101. Dr. Müller-Reuter: Von Krefelds Industrien, in: Deutschlands Städtebau, Krefeld, hrsg. v. Oberbürgermeister der Stadt Krefeld durch den Beigeordneten Dr. Beyer, Berlin-Hallensee 1922, S. 77. Siehe auch: Krefeld am Rhein. Ein Führer durch Krefeld und Umgebung, hrsg. v. Krefelder Verkehrsverein, Krefeld [1911], S. 84.

³ Schriftl. Auskunft erteilte Dr. Hans-Peter Gimme, Deutsches Tapetenmuseum Kassel, am 19. Oktober 1998.

⁴ Der Begriff Tapete existierte bereits im antiken Sprachgebrauch. Mit „tapes“, „tapetum“ und „tapeh“ wurden im Griechischen, Lateinischen und Persischen Wandbehänge, Tischdecken und Teppiche bezeichnet. Die Differenzierung zwischen der Tapiserie als Wandbehang, dem Teppich als Fußbodenbelag und der Tapete als fester Wandbekleidung erfolgte erst später. Die Redensart „etwas aufs Tapet bringen“, also etwas zur Sprache bringen, ist bis heute geläufig geblieben. Ursprünglich war damit gemeint, etwas auf der Tischdecke im Verhandlungszimmer vorzulegen, etwas aufzutischen.

⁵ Rudolf Perleat: Wandbilder der Romantik in Krefeld. Geschichte und Schicksal einer Entdeckung, in: die Heimat, Jg. 45 (1974), S. 126.

⁶ Karl Rembert: Bilder zur Geschichte des Niedermeins, in: die Heimat, Jg. 22 (1951), S. 30.

⁷ Sabine Thümmel: Die Geschichte der Tapete. Raumkunst aus Papier; aus den Beständen des Deutschen Tapetenmuseums Kassel, Kassel 1998, S. 102. Panorama-

tapeten, das heißt „Rundumtapeten“, erzählen eine Geschichte und wiesen keine Motivwiederholung auf. Mit Panoramatapeten konnte man quasi reisen, ohne das Haus zu verlassen.

8) R. Perpét: Wandbilder, S. 126.

9) Josef Leiß: Die ersten Tapeten-Manufakturen in Frankreich und England, in: Tapeten. Ihre Geschichte bis zur Gegenwart, Hrsg. v. Heinrich Olligs, Braunschweig 1970, Bd. I, S. 229 – 263, hier: 240. J. Leiß: Die Blütezeit des Tapetenhanddrucks von 1780 – 1830, in: Tapeten, Bd. I, S. 295 – 368, hier: 320 ff. Bernard Jacque: Der absolute Luxus: die Hochblüte der französischen Papiertapete 1730 – 1870, in: Die Kunst der Tapete. Geschichte, Formen, Techniken, Hrsg. v. Lesley Hoskins, Stuttgart 1994, S. 56 – 75, hier: 66. S. Thümmel: Die Geschichte der Tapete, S. 81 f.

10) B. Jacque: Der absolute Luxus, in: Die Kunst der Tapete, S. 58. Vgl. Françoise Teynac, Pierre Nolot, Jean-Denis Vivien: Die Tapete. Raumdekorationen aus fünf Jahrhunderten (Übers. aus d. Franz. von Modeste zur Nedden), München 1982, S. 42.

11) Die Geschichte des Wachstuches, Jubiläumsschrift der Firma Holzappel, Eschwege 1963. Schriftl. Auskunft erteilte Frau Weiter, Fa. Friedola Gebr. Holzappel, Eschwege, am 22. Oktober 1998.

12) Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit, 17. Bd., Hrsg. v. H. A. Plerer, Altenburg 1852, 3. Aufl., S. 217 ff. Leinwand ist ein Gewebe aus Flachsfasergarnen. Kattun besteht aus ungefärbtem baumwollenen, leinwandartig gewebten Zeug. Barchent ist ein dichtes, geköpertes Baumwollgewebe und Taffet glattes, leinwandartig gewebtes Zeug aus gekochter Seide, besonders der leichteren Art. Die Leinwandbindung ist die einfachste Bindung beim Weben.

13) Goethe: Dichtung und Wahrheit (Werkausgabe des Insel-Verlags), Frankfurt am Main 1970, S. 16, 80, 140 f., 509 und 750, hier: 140 f. J. Leiß: Wachstuch- und Pekingtapeten, in: Tapeten. Ihre Geschichte bis zur Gegenwart, Bd. I, S. 117 – 144, hier: 118 ff. Franz Rulmann: Handbuch der Tapete. Geschichte. Herstellung. Handel, Stuttgart 1969, 4. Aufl., S. 16 f.

14) Schriftl. Auskunft erteilte Geert Wisse, Wylegem bei Zwalm in Belgien, am 28. März 1999. Wisse ist nur ein Beispiel bekannt: Wachstuchtapete im Kestel d'Ursel te Hingene, circa 1880. Zur Geschichte der Tapeten siehe: Geert Wisse: Das Kind hat viele Väter. Die ersten Einzelbogen-Papiere, in: Die Kunst der Tapete, S. 8 – 21.

15) Henning Buck: Firmen- und Familiengeschichtliches, in: Tapetenfabrik Gebr. Rasch GmbH & Co. (Hrsg.): Rasch-Buch 1897 – 1997, Bramsche 1998, S. 24. Vgl. J. Leiß: Die Tapeten von 1830 bis 1895 und der Historismus, in: Tapeten. Ihre Geschichte bis zur Gegenwart, Bd. II, S. 7 – 90, hier: 16 f.

16) Der Name ist abgeleitet von „linum“ (Leinöl, das Öl des Flachsamens), da die Linusta hauptsächlich aus verdicktem Leinöl bestand, und „crusta“ (Kruste, Relief), da sie reliefartig aussah, siehe: Tapeten-Zeitung, Nr. 24, 20. August 1906, S. 500.

17) Plerers Universal-Conversations-Lexikon, 18. Bd., Oberhausen und Leipzig 1879, 6. Aufl., S. 251. Beim Handdruck wurde das Muster genauestens abgepaust und die Pause übertrag man dann auf die flache Druckform. Beim Maschinendruck wurden die Musterzeichnungen durch ein besonderes Pausverfahren auf sämtliche Walzen eines Musters übertragen.

18) Stadtarchiv Krefeld (im folg.: StAK), Krefelder Wochenblatt, No. 43, Mittwoch, den 22. Oktober 1817. Anzeige des Anstreichers A. Thelen an der Uerdinger Landstraße, siehe: Ebd., No. 24, Mittwoch, den 11. Juni 1817.

19) StAK, Adreßbuch (im folg.: Adb.) 1838, S. 2.

20) J. Leiß: Die Tapeten von 1830 bis 1895 und der Historismus, in: Tapeten. Ihre Geschichte bis zur Gegenwart, Bd. II, S. 75.

21) StAK, Intelligenzblatt für Krefeld und die umliegende Umgebung (im folg.: Intelligenzblatt), No. 5, Mittwoch, den 31. Januar 1827.

22) StAK, Intelligenzblatt, No. 12, Mittwoch, den 21. März 1827; No. 31, Mittwoch, den 1. August 1827.

23) Klaus H. S. Schulte: Die Juden Krefelds in der napoleonischen Ära und der preußischen Zeit bis 1821, in: Krefelder Juden, Bonn 1981 (Krefelder Studien 2), S. 79 – 135, hier: 82. Sayet ist ein wollenes Strickgarn.

Die Verkaufsräume der Firma

J. L. Prinzenberg,
Krefeld

für

Linoleum-Teppiche
Tapeten
Orient-Teppiche

befinden sich

Ostwall 112 und
Breitestr. 61/63.
Fernruf 798.



Abb. 10. Prinzenberg-Geschäftsanzeige im Adreßbuch Krefeld von 1909

24) Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf (im folg.: NWHSTAD), Handbibliothek, Statistische Übersicht des Kreises Crefeld. Den Kreis-Ständen mitgeteilt in der Versammlung am 14. Mai 1844 durch den Landrätlichen Commissar, Regierungs-Assessor Beyer, Crefeld [1844], S. 29, Tabelle V.

25) NWHSTAD, Regierung Düsseldorf (im folg.: Reg. D.), 2160, Bl. 185. Gewerbe-Tabelle der Fabrikations-Anstalten und Fabrik-Unternehmungen aller Art des Kreises Crefeld für das Jahr 1849.

26) Cie. ist die Abkürzung für das französische Compagnie, in etwa gleichbedeutend mit den angelsächsischen Abkürzungen Co. und Corp. für Company beziehungsweise Corporation, und bedeutet Handelsgesellschaft, das heißt eine Vereinigung von Personen zum Betrieb eines Handelsgewerbes, siehe: DM. Das private Wirtschaftsmagazin, Heft 2, Februar 1999, S. 95. Hinweis erteilte freundl. Karl-Heinz Gerke, Tonisvorst.

27) StAK, Adb. 1863, Anzeigen, S. VII; Adb. 1865, Anzeigen, S. XVIII.

28) Tapeten-Zeitung, Nr. 29, 10. Oktober 1906, S. 607. Ingrid Schupetta: Richard Merländer. Seidenhändler aus Krefeld – Nachforschungen über einen Unbekannten, in: die Heimat, Jg. 64 (1993), S. 60 – 64, hier: 63, Abb. 3.

29) Tapeten-Zeitung, Nr. 1, 1. Januar 1927, S. 10; Deutsche Tapeten-Zeitung (vormals Tapeten-Zeitung), Nr. 3, 1. Februar 1927, S. 56. Die evangelische Familie von Mook war eng mit der Tapetenbranche verbunden: Tapetenhändler Friedrich von Mook (geboren am 3. Januar 1811 in Krefeld, gestorben am 21. Dezember 1875), Tapetenfabrikant August von Mook (geboren am 8. Juli 1814, gestorben am 16. Mai 1885) und Tapetenfabrikant Adolf von Mook (geboren am 15. November 1840 in Krefeld). Hugo von Mook (geboren am 1. Februar 1849 in Krefeld) verzieht 1895 nach Brüssel.

30) Wilhelm Ernst: Außer Samt und Seide auch Stahl und Eisen. Die Entwicklung der Maschinen-, Eisen- und Stahlindustrie Krefelds 1835 – 1930, Krefeld 1997 (Krefelder Studien 9), S. 24 f. und 36 – 39.

31) [K. Rembert:] Über Krefeld-Uerdingen vor 125 Jahren, in: die Heimat, Jg. 29 (1958), S. 7 – 11, hier: 9.

32) NWHSTAD, Reg. D., 24942. Das Datum 1812 ergibt sich aus dem Antrag C. Heymanns auf Verlegung seiner Wachstuchfabrik vom 29. März 1853.

33) W. Ernst: Außer Samt und Seide auch Stahl und Eisen, S. 68 – 78. Joachim Lila: Eine unbekannte Mitgliederliste der Gesellschaft „Verein“ von 1830, in: die Heimat, Jg. 66 (1995), S. 119 – 121.

34) Statistische Übersicht des Kreises Crefeld, Crefeld [1844], S. 29, Tabelle V.

35) NWHSTAD, Reg. D., 24942. Antrag von C. Heymann, 29. März 1853.

36) Amtsgericht Krefeld, Handelsregister, Abt. 40, HRA Nr. 2041 und 226. Auskunft erteilte freundl. Barbara Dahmen, AG Krefeld-Handelsregister. StAK, Einwohnermelderregister (im folg.: EMR), 4/2205 M, Fol. 28/10 und 4/2343 W, Fol. 29/7. Carl Eduard Heymann und seine Ehefrau Sibille Heymann, geb. Janssen (geboren 1809 in Krefeld), hatten drei Kinder, Maria (geboren 1845), Ottilie (geboren 1847) und Carl Adolph (geboren 1858). Letzterer verstarb 1876 im Alter von nur 17 Jahren.

37) Die Jahresangaben sind nur Annäherungswerte; sie folgen den Adb.-Eintragungen. Die Wachstuchfabrik P. Prell ist im Adb. 1844/45 erwähnt, im Adb. 1856 nicht mehr.

38) StAK, Intelligenzblatt, Beilage zu No. 22, Mittwoch, den 30. Mai 1827. Zur Arbeit eines Vergolders gehörte zum Beispiel das Überziehen hölzerner Bilderrahmen mit Blattgold, was diesen wertvollen Glanz verlieh.

39) Die Jahresangaben sind nur Annäherungswerte.

40) StAK, EMR, 4/2139, Bl. 9 Rückseite, 11, 12, 13 Vorder- und Rückseite sowie 4/2164, Fol. 8/7, 8/8, 8/9, 8/10. Kaufmann August Alerhoff (geboren 10. August 1819), seine Ehefrau Anna Katharina Alerhoff, geb. Winkelmann, sowie ihre sechs Kinder, Mathilde (geboren 1855), Emilie (geboren 1856), Maria (geboren 1860), Karl Rudolf (geboren 1861), Ernst Ludwig (geboren 1863) und Richard Emil (geboren 1865), wohnten zunächst Breitestr. 4, später 11 und zuletzt Friedrichstraße 4 beziehungsweise 11. Ein weiterer Familienzweig lebte in Fischeln: Bau-Unternehmer Johann Wilhelm Alerhoff (geboren 1781, gestorben 1858), seine Ehefrau Catharina Alerhoff, geb. Lungen, sowie ihre drei Kinder, Gustav (geboren 1844), Adolf (geboren 1845) und Elisabeth, wohnten in der Landstraße 121. Die drei Letztgenannten betrieben von 1871 bis 1905 eine Sayet-Handlung in der Sternstraße 7.

41) StAK, Kreis- und Intelligenzblatt, Crefeld, No. 201, Sonntag, den 25. August 1844, Bl. 206.

42) NWHSTAD, Reg. D., 24942. Schreiben der Stadtverwaltung Krefeld vom 20. März 1845 an die Reg. D.

43) Vermessungs- und Katasteramt der Stadt Krefeld, „Mutterrolle“ Krefeld von 1829 – 1866, Artikel No. 3153 (Ackerland in Flur 14, Nr. 50). Auskunft erteilte anhand der Gebäudesteuerrolle und Grundsteuer Mutterrolle freundl. Heinrich Hoeps am 8. September 1998.

44) Franz Bernhard Alterhoff verstarb vor 1862. Auskunft erteilte freundl. Carola Markard-Klabunde, Standesamt Krefeld-Mitte.

45) K. Rember: Aus den Lebenserinnerungen des Geh. Sanitätsrats Dr. E. Heilmann, in: die Heimat, Jg. 7 (1926), S. 186 – 197, hier: 189. W. Heilmann Vetter, Dr. med. Ernst Heilmann, hatte 1849 im nahegelegenen, neu erbauten städtischen Krankenhaus eine Anstellung erhalten und wurde dessen erster Leiter. Die Bezeichnung der hinzugekauften Fläche lautete: Flur 14, Nr. 53.

46) NWHSTAD, Reg. D., 24942. Gutachten zur Erweiterung der Alterhoff'schen Wachstuch- und Tapetenfabrik vom 3. März 1853.

47) Klaus-Dieter Pomiluek: ... ein Denkmal edeln Bürger-sinnes ... Die Städtischen gestern – heute – morgen. 150 Jahre Städtische Krankenanstalten Krefeld, Krefeld 1995, S. 123 und 125. Um 1929 wurde in den Krefelder Zeitungen erneut diskutiert, ob es nicht besser sei, den Klinik-komplex in das Kempener Feld zu verlegen. Ein städtischer Gegenvorschlag, der für einen Ausbau des alten Hauses und eine Expansion der Krankenanstalten am bisherigen Ort plädierte, wies auf zwei Fabriken und die von ihnen ausgehenden eher geringfügigen Belästigungen hin, jedoch nicht auf Heeder & Co.

48) Verzeichnis der Wahlberechtigten zu den Wahlen der Stadt-Verordneten zu Krefeld 1875, Krefeld [1875], S. 3. Das preußische Dreiklassenwahlrecht teilte die Wahlberechtigten in den Gemeinden in drei Gruppen ein, von denen jede den gleichen Steuerbetrag aufzubringen hatte. Jede Gruppe wählte ein Drittel der Wahlmänner und diese die Abgeordneten. Die Hochbesteuerten wurden gegenüber der Menge der Niedrigbesteuerten bevorzugt, die Mehrheit der Wähler war politisch entmündigt.

49) StAK, Bibl. III/98. Verzeichnis der Communalsteuer-pflichtigen der Oberbürgermeisterei Krefeld 1868 – 1891/92. A. Alterhoff war zusätzlich Prokurist in der Manufakturwaren-Handlung seines Schwiegervaters (?) Heinrich Winkelmann.

50) StAK, F 10, Gesellschaft Verein. Erinnerungs-Blätter zur Hundert-Jahrfeier am 20. Oktober 1921 im Auftrage des Vorstandes gesammelt von Dr. Rember, Krefeld 1921, S. 106. Sein Sohn Ernst Ludwig Alterhoff war seit 1920 Mitglied in der Gesellschaft „Verein“.

51) In August Alterhoffs Sterbe-Urkunde, der Beileidsan-zeige der Hinterbliebenen in der Krefelder Zeitung, Nr. 67, Freitag, den 5. Februar 1897, Abendausgabe, und der Geburtsurkunde seines Sohnes Emil Richard ist jeweils nur der Vorname August angeführt. Hingegen werden in den Steuerrollen des Vermessungs- und Katasteramts, im Handelsregister sowie in den Adb. 1856 (S. 2), 1863 (S. 108), 1865 (S. 169), 1868 (S. 340), 1859 (S. 2) Friedrich August, die Abkürzung F. A. und Friedrich als Vornamen genannt. Im Adb. 1871 ist auf S. 28 Friedrich und auf S. 132 August als Vorname angegeben. Dies erschwerte zu Beginn die Recherche und konnte erst aufgrund der Auskünfte des Standesamtes Krefeld-Mitte geklärt werden.

52) Reinhard Manter, Gabriele Franken: „Strom für Krefeld – das erste Jahrhundert“, Krefeld 1999, S. 31 – 35.

53) Tapeten-Zeitung, Nr. 20, 10. Juli 1906, S. 411.

54) Tapeten-Zeitung, Nr. 31, 1. November 1906, S. 648. Josef Jansen führte das Geschäft weiter.

55) Schriftl. Auskunft erteilte Heide Zil, Stadtarchiv Dresden, am 4. Dezember 1998. Emil Richard Alterhoff ist von 1904 bis 1906 in den Dresdener Adb. eingetragen als Kaufmann, Schnornstraße 94, 1906 zusätzlich als Fabrikbesitzer, Inhaber der Firma Heimsdorfer Papierfabrik. Zur Firma F. & A. Alterhoff beziehungsweise Nachf. siehe: Amtsgericht Krefeld, Handelsregister, Abt. 40, HRA Nr. 134, 4107 und 571.

56) R. Erell: Die Fleischtöpfe Ägyptens, (Krefelder Studien 1), S. 331.

57) Schriftl. Auskunft erteilte Dr. Hartmut Müller, Staatsarchiv Bremen, am 14. Januar 1998. Wann Franz August Heeder nach Nordamerika auswanderte, kann nicht gesagt werden, da entsprechende Auswandererlisten im Staatsarchiv Bremen nicht mehr vorhanden sind. StAK, EMR 4/2204, Fol. 2. Schriftl. Auskunft erteilte Gloria C.

Legaspi, National Archives and Records Administration, Pacific Region, San Bruno, am 11. September 1998. Die Einbürgerung erfolgte gleichwohl nicht im District Court, Northern District of California (San Francisco) im Zeit-raum ab 1851 ff. beziehungsweise im dortigen Circuit Court ab 1855 ff. Franz August Heeder erhielt seine Ein-bürgerung an einem anderen Ort in den USA.

58) StAK, EMR, 4/2146, Bl. 30. Als Datum ist für Franz Au-gust Heeder der 24. Oktober 1860 eingetragen. Heeder wohnte von 1860 bis 1863 im Haus Blumenstraße 13.

59) Ebd., 4/2150, Bl. 15 Rück. Wilhelm Niemanns Zuzug ist am 23. August 1860 eingetragen, gleichwohl war er of-fenbar schon zu einem früheren Zeitpunkt in Krefeld, denn die Firma wurde am 15. August 1860 ins Handels-register (Gesellschaftsregister) eingetragen. Die Stadtver-ordneten verhandelten über die Heedersche Geschäftsüber-nahme am 13. September 1860.

60) StAK, Ratsprotokolle, 10/1, Nr. 1856-61, Bl. 135 Rück. Protokoll vom 13. September 1860. Laut Amtsge-richt Krefeld, Handelsregister, Abt. Gesellschaftsregister, Nr. 269, begann die Gesellschaft bereits am 15. August 1860.

61) Die Jahresangaben sind nur Annäherungswerte.

62) NWHSTAD, Reg. D., 24942. Erlaubnis erteilt am 25. Januar 1881.

63) Dem Wachstuch erwuchs Konkurrenz durch das so-genannte Ledertuch, das zwar teurer, aber in seiner Be-schaffenheit entschieden haltbarer und geschmeidiger war, wie es sich von dem hauptsächlich dazu verwendeten Kautschuk erwarten ließ.

64) Tapeten-Zeitung, Nr. 20, 10. Juli 1912, S. 244. Carl Niederstein (geboren am 14. Juni 1855 in Krefeld) kam im November 1880 aus Spandau nach Krefeld. Weitere Fa-milienmitglieder waren in der Raumausstatter-Branche in Krefeld tätig, so Adolf und Jacob Niederstein. Ersterer führte zudem um 1912 ein Tapeten-Versandhaus in Düs-seldorf, siehe: Tapeten-Zeitung, Nr. 16, 1. Juni 1911, S. 205; Nr. 2, 10. Januar 1912, Inseraten-Anhang (S. 25 f.).

65) Taffet waren glatte, leinwandbindig gewebte Zeuge (Stoffe) aus gekochter Seide, besonders der leichteren Art.

66) NWHSTAD, Reg. D., 24980, Bl. 10. Die vom 5. Juni 1874 datierte Liste (siehe Bl. 5) nennt 118 Unternehmen, in denen 158 Dampfkessel in Betrieb waren, darunter auch das Sägewerk Christian Rohr & Co. und die Farbholzmühle Gerhard Terheggen mit je einem Kessel, ersteres unmittel-bar, letztere mittelbar in der Nähe von Heeder & Co.

67) Rheinische Post, 5. März 1997, J. Lilla: Pyramiden am Friedrichsplatz. RP-Serie über Krefelder Straßennamen: Albrechtsplatz.

68) Albrechtsplatz 17.

69) StAK, EMR, 4/2204, Fol. 2.

70) NWHSTAD, Reg. D., 11902, Bl. 157. Naturalisations-Urkunde vom 15. Juli 1878.

71) Statistische Darstellung des Kreises Krefeld, Krefeld 1869, S. 81.

72) Die entsprechenden jährlichen Summen auf dem Land lagen in Thälern bei 90; 18; 7; 17; 4; 4.

73) Amtsgericht Krefeld, Handelsregister, Abt. Gesell-schaftsregister, Nr. 269. Dort heißt es zu Heeders Aus-stieg: „Zufolge Vereinbarung der Beteiligten ist der Mit-gesellschafter Heeder unterm 1. Oktober 1862 aus der Gesellschaft ausgetreten und an Stelle desselben der Kaufmann David Devries in Krefeld wohnhaft als Mit-gesellschafter eingetreten“.

74) Die Familie Heeder wurde in Brüssel nicht ansässig. Schriftl. Auskunft erteilten P.-M. Empain und L. Vanden-heede, Commune de Jette, Bruxelles, am 23. September 1998.

75) Nachfahren der Heeders aus Bremen leben heute in den USA, während in Deutschland zur Zeit rund 70 Per-sonen beziehungsweise Familien wohnen, die den Nach-namen Heeder führen. Schriftl. Auskunft erteilte freundl. Carl J. Heeder, Worcester, Massachusetts, USA, am 22. September 1998.

76) Hinweis erteilte freundl. Dieter Backerra, Krefeld. Schriftl. Auskunft erteilte Dr. Koralinda Ma, Stadt- und Landesarchiv Wien, am 6. April 2000.

77) Laut Adb. stellte Heeder & Co. seit 1860 Wachstuch, seit 1882 zusätzlich Wachspapier und seit 1886 zusätz-lich Papiertapeten her. Davon ausgehend, daß die Fir-meninhaber in eigenem Interesse etwaige falsche Anga-ben hätten berichtigen lassen, werden die genannten Jahreszahlen als Richtwerte angesehen.

78) StAK, EMR, 4/2235, Fol. 11/6 – 8. W. Niemann (gebo-ren am 21. Dezember 1830 in Schlüsselburg) und seine Ehefrau Emilie Niemann, geb. Stötzel (geboren am 16. März 1849 in Hückeswagen), hatten drei Kinder, Ernst Niemann (geboren am 13. September 1870 in Krefeld), Wilhelm jr. (geboren am 21. Oktober 1874 in Krefeld, gestorben am 5. Februar 1876) und Sophie (geboren am 12. Juni 1879 in Krefeld, gestorben am 16. Februar 1979 in Düsseldorf).

79) Schriftl. Auskunft erteilte Frau Zeipel, Stadtarchiv und stadt-historische Bibliothek Bonn, am 24. Februar 2000.

80) Stadtarchiv Bonn, Zeitungsausschnitte (im folg.: ZA) 122/439; General-Anzeiger, 30. Oktober 1969; ZA 124/1997; Bonner Rundschau, 3. November 1972; GA, 3. November 1972.

81) Ebd., ZA 146/2164; General-Anzeiger, 10. Juni 1994; Bonner Rundschau, 10. Juni 1994.

82) StAK, Bibl. III/45 1880-85. Jahresbericht der Handels-kammer zu Krefeld (im folg.: JB der HK) für 1880, S. 43 (beziehungsweise paginiert: 703).

83) Ebd., JB der HK für 1881, S. 41.

84) Ebd., JB der HK für 1882, S. 50.

85) Ebd., JB der HK für 1883, S. 57.

86) Ebd., JB der HK für 1884, S. 61.

87) Ebd., JB der HK für 1885, S. 45.

88) NWHSTAD, Reg. D., 24942. Schreiben des Krefelder Oberbürgermeisters Ondereyck an die Königl. Reg. D., 6. Oktober 1870.

89) Walter Bräuniger: Die deutsche Tapeten-Industrie, ihre volkswirtschaftliche Bedeutung unter besonderer Berücksichtigung der Nachkriegszeit, phil. Diss. Univ. Leipzig 1925 (masch.), S. 23 – 28. Gisela Adenauer: Preis-politik und Selbstkostenrechnung in der deutschen Tapa-ten-Industrie, phil. Diss. Univ. Köln 1944 (masch.), S. 5 – 8. W. Kilger: Wirtschaftliche Bedeutung der Tapete, in: Tapa-ten, ihre Geschichte bis zur Gegenwart, Bd. III, S. 135 – 192, hier: 162. Zu den Rahmenbedingungen siehe auch: Alfred Weber: Über den Standort der Industrien, Tübingen 1909.

90) StAK, Bibl. III/45 1880-85. JB der HK für 1885, S. 26.

91) Eduard Liepmann: Die Monopolorganisation in der Tapa-tenindustrie, Darmstadt 1913, S. 12. Tapeten-Zeitung, Nr. 4, 1. Februar 1906, S. 70; Nr. 13, 1. Mai 1906, S. 236 ff.; Nr. 14, 10. Mai 1906, S. 258 f.

92) Helmuth Croon: Krefelder Bürgertum, in: die Heimat, Jg. 29 (1958), S. 15 – 39, Anlagen 6 und 12. W. Ernst: Außer Samt und Seide auch Stahl und Eisen, S. 150.

93) J. Lilla: Die Stadtverordneten/Ratsherren in Krefeld und Uerdingen 1918 bis 1945, 1. Teil, in: die Heimat, Jg. 66 (1995), S. 153 – 166, hier: 157 ff. StAK, F 780, 100 Jahre mit dem Handwerk. Der Impuls kommt von Prin-zenberg, [Krefeld, 1965].

94) Heinz Wittlings: 100 Jahre Gesellschaft Erholung, Krefeld 1974, ohne Seitenzahlen. Ders.: Hundert Jahre „Er-holung“, in: die Heimat, Jg. 45 (1974), S. 105 f. H. Prin-zenberg war zudem von 1908 bis 1923 und 1932 Vorsitzender des Aufsichtsrates der Gesellschaft „Erholung AG“.

Kein eigener Wahlkreis Krefeld mehr

von Joachim Lilla

Das Bundesverfassungsgericht hat mehrere Verfahren entschieden, die sich auf die geänderte Wahlkreiseinteilung in der Stadt Krefeld beziehen. Der Deutsche Bundestag hatte durch Änderung des Bundeswahlgesetzes 1996 die Zahl der Wahlkreise von 328 auf 299 verringert. Dadurch wird der frühere Wahlkreis 79, der die kreisfreie Stadt Krefeld umfaßte, ab der Wahl zum 15. Deutschen Bundestag (voraussichtlich im Herbst 2002) wegfallen¹. Der bisherige, das Krefelder Stadtgebiet umfassende Wahlkreis 79 (Krefeld) wird auf die Wahlkreise 111 (Krefeld I-Neuss II) und 115 (Wesel II-Krefeld II) aufgeteilt, die neben dem Stadtgebiet Krefeld aus Teilen der benachbarten Landkreise Neuss und Wesel bestehen.

Im Zusammenhang mit der parlamentarischen Beratung von weiteren Vorschlägen der Wahlkreis-Kommission zur Wahlkreiseinteilung stellte die F.D.P.-Fraktion im Innenausschuß am 19. Januar 2001 einen Änderungsantrag, der die Wahlkreiseinteilung im Regierungsbezirk Düsseldorf betraf und die Aufspaltung der Stadt Krefeld vermieden hätte.

Der Innenausschuß ist diesem Antrag nicht gefolgt, hat ihn vielmehr am 24. Januar 2001 mit großer Mehrheit abgelehnt². Vom Deutschen Bundestag wurde der Gesetzentwurf am 8. Februar 2001 in der Fassung der Bundestagsdrucksache 14/5202 angenommen. Die zum Zeitpunkt der Verkündung des Gesetzes zur Neueinteilung der Wahlkreise für die Wahl zum Deutschen Bundestag im Rat der Stadt Krefeld vertretenen politischen Parteien haben beim Bundesverfassungsgericht am 5. Januar 1999 Organklagen erhoben.

Am 21. Juni 1999 hat die Stadt Krefeld beim Bundesverfassungsgericht beantragt festzustellen

„Das Gesetz zur Neueinteilung der Wahlkreise für die Wahl zum Deutschen Bundestag vom 1. Juli 1998 verletzt das Recht der Stadt Krefeld auf Selbstverwaltung nach Art. 28 Abs. 2 GG.

Das Gesetz ist insoweit verfassungswidrig, als in diesem Gesetz das Gebiet der Stadt Krefeld geteilt den Wahlkreisen Nr. 111 und Nr. 115 zugeordnet wird.“

Am 30. Juni 1999 erhoben die Krefelder Bürger Elmar Erlemann, Franz-Josef Greve, Axel Heimendahl, Professor Dr. Neumann-Mahlkau, Josef Stangenberg und Willi Wahl jeweils Verfassungsbeschwerden gegen das Gesetz zur Neueinteilung der Wahlkreise für die Wahl zum Deutschen Bundestag vom 1. Juli 1998.

Den vorgenannten Verfahren beim Bundesverfassungsgericht blieb der Erfolg versagt³. 1. Der Zweite Senat des Bundesverfas-

sungsgerichts hat mit Beschluß vom 22. Mai 2001 die Organklagen der Kreisverbände und des Unterbezirks Krefeld von CDU, SPD und Grünen als unzulässig verworfen. Die Antragsteller sind nicht antragsbefugt, weil eine Verletzung ihnen zustehender Rechte nicht ersichtlich ist. Insbesondere ist nicht zu erkennen, daß die geänderte Wahlkreiseinteilung das Recht der Antragsteller auf Mitwirkung der Parteien aus Art. 21 Abs. 1 Grundgesetz (GG) verletzt.

2. Die 4. Kammer des Zweiten Senats hat mit Beschluß vom 18. Juli 2001 die Kommunalverfassungsbeschwerde der Stadt Krefeld gegen die geänderte Wahlkreiseinteilung nicht zur Entscheidung angenommen. Sie ist unzulässig. Der Regelungsbereich der Selbstverwaltungsgarantie aus Art. 28 Abs. 2 GG ist durch die Wahlkreiseinteilung nicht berührt. Die Wahlkreiseinteilung für die Wahlen zum Deutschen Bundestag ist Aufgabe des Bundesgesetzgebers. Es ist nicht ersichtlich, daß durch die Wahlkreisneueinteilung für Krefeld in die Selbstverwaltungsgarantie eingegriffen worden ist.

3. Mit Beschluß vom 18. Juli 2001 hat die 4. Kammer des Zweiten Senats verschiedene Verfassungsbeschwerden wahlberechtigter Bürger der Stadt Krefeld ebenfalls nicht zur Entscheidung angenommen, weil sie keine Aussicht auf Erfolg haben. Weder das passive Wahlrecht der einzelnen Bürger aus Art. 38 Abs. 1 GG noch der Gleichbehandlungsgrundsatz oder das Demokratieprinzip sind durch die Wahlkreisneueinteilung verletzt. Eine Überschreitung des gesetzgeberischen Gestaltungsspielraums ist nicht festzustellen. Dabei sind zunächst die Grundsätze des § 3 Abs. 1 Bundeswahlgesetz (BVG) heranzuziehen, dessen einzelne Regelungen jeweils durch verschiedene Prinzipien gerechtfertigt sind. Durch die Regelungen in Nr. 4 (Wahlkreis als zusammenhängendes Gebiet) und insbesondere in Nr. 5 (Einhaltung der Grenzen der Gemeinden, Landkreise und kreisfreien Städte) soll an die natürlichen, insbesondere an die administrativen und politischen Gegebenheiten angeknüpft werden. Dadurch soll betont werden, daß der Wahlkreisabgeordnete eine in sich geschlossene und unter vielen Gesichtspunkten miteinander verbundene Bevölkerungsgruppe repräsentieren soll. Die Bindung zwischen den Wählern und „ihrem“ Abgeordneten soll gefördert werden. Dabei ist der Grundsatz der Einteilung der Wahlkreise unter Einhaltung der Grenzen der Gemeinden, Kreise und kreisfreien Städte nicht zwingend. Sie „sollen nach Möglichkeit eingehalten werden“. Nach diesen Maßstäben hat der Gesetzgeber seinen Beurteilungsspielraum hier nicht überschritten, ein Abwägungsfehler ist nicht zu erkennen.

Auch eine Verletzung des Demokratieprinzips durch die Art, in der die Wahlkreise geschnitten sind, ist nicht ersichtlich. Die Probleme, welche Krefeld und die jeweiligen benachbarten Landkreise haben mögen, übersteigen nicht die Schwierigkeiten, welche in ländlich geprägten Wahlkreisen seit jeher auftreten. (Az.: 2 BvR 1252/99 u.a.)

In Krefeld haben diese Entscheidungen Unverständnis und Betroffenheit ausgelöst. „Der Zustand ist nicht erträglich. Eine Großstadt wie Krefeld muß im Bundestag eigenständig vertreten sein. Wir wissen jetzt, daß auf dem Rechtsweg keine Änderung der vom Bundestag beschlossenen neuen Wahlkreiseinteilung zu erreichen ist. Deshalb müssen wir alle politischen Möglichkeiten ausschöpfen, daß es für die Wahl 2006 wieder einen eigenständigen Wahlkreis Krefeld gibt.“ So Oberbürgermeister Pützhofer in einer ersten Erklärung⁴.

Das Gebiet der Stadt Krefeld wird hiernach bei der Wahl zum nächsten Deutschen Bundestag keinen eigenen Wahlkreis bilden. Ob und wie viele Krefelder Männer oder Frauen dem wohl im Herbst 2002 zu wählenden 15. Deutschen Bundestag angehören werden, hängt vom Verhandlungsgeschick und vom Durchsetzungsvermögen der Krefelder Parteien ab. Für eine Prognose, wie die weitere Zukunft Krefeld hinsichtlich eines Wahlkreises aussehen wird, ist es mit Sicherheit zu früh. Der derzeitige Wahlkreiszuschnitt am mittleren Niederrhein ist mit Gewißheit die schlechteste aller möglichen Lösungen, weil sie ohne Not vorhandene, mehr oder weniger historisch gewachsene Strukturen und Identitäten außer acht läßt.

Es bleibt zu hoffen, daß bei der parlamentarischen Diskussion über die Wahlkreiseinteilung für die übernächste Bundestagswahl die berechtigten Krefelder Belange angemessener als bisher Berücksichtigung finden.

Anmerkungen

¹ Zur Vorgeschichte vgl. Joachim Lilla, Die Parlamentarische Vertretung Krefelds seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und das Wahlkreisneueinteilungsgesetz von 1998, in: Die Heimat 71 (2000), S. 154 - 175, v. a. S. 160 - 168; ferner Joachim Lilla, Krefelder Abgeordnete (Krefelder Studien 12) Krefeld 2000, S. 46 - 61.

² BTDrucks 14/5202, S. 71. - Die Ablehnung erfolgte, obwohl ansonsten einer Reihe von Wahlkreisänderungen zugestimmt worden ist.

³ Die folgenden Ausführungen stützen sich auf die Pressemitteilung Nr. 79/2001 des Bundesverfassungsgerichts (http://www.bundesverfassungsgericht.de/bvvtg_cg_pressemitteilungen/frames/bvg79-01). Die vollständigen Entscheidungen können im Internet unter <http://www.bundesverfassungsgericht.de> unter dem jeweiligen Datum aufgerufen werden.

⁴ Presseamt der Stadt Krefeld, Pressedienst Nr. 139/2001, 27. Juli 2001.

Erinnerungen an Haus Dreven

von Werner Frangen und Irmgard Weuffen

Das Gut Haus Dreven lag nördlich von Uerdingen in Hohenbudberg. Es gehörte dazu eine ehemalige Ritterburg aus dem 14. Jahrhundert, deren Ruine von einem Wassergraben umgeben war; ein weiterer Wassergraben umgab ursprünglich Burg und Hofgebäude. Von beiden Gräben war in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts nur noch das die Burgruine umgebende Halbrund erhalten. Die auf die Burg bezüglichen Urkunden wurden von meinem Vater beim Verkauf des Hofes (1954) einem Angestellten der Farbenfabriken Bayer, die den Hof kauften, übergeben.

In einem Ententeich östlich des Hofes entsprang der Bach „die Drev“, die einst durch den äußeren Burggraben nach Westen und weiter nach Kaldenhausen floß, um bei Rheinhausen in den Rhein zu münden. Das Bachbett und die Burggräben füllten sich jedoch in der Zeit meiner Kindheit nur selten mit Grundwasser, wenn der Rhein Hochwasser führte, so anfangs der vierziger Jahre. Das Bett des in rund 1 km Entfernung fließenden Rheins war durch regelmäßiges Ausbaggern gesenkt worden. Die Burg war von hohen Bäumen (Schwarzpappeln, Eschen, Linden, Eichen) umstanden; daran schloß sich nach Westen ein großer Bongert an, hinter dem sich die alte Eisenbahnlinie Uerdingen – Hohenbudberg – Kaldenhausen – Trompet – Homberg erstreckte.

Die Vorbesitzer des Gutes Haus Dreven waren die Freiherren Geyr von Schweppenburg, deren Stammhaus, die Schweppenburg, im Brohltal steht. Mein Urahn Peter Wilhelm Frangen pachtete das Gut Haus Dreven und war durch rastlosen Fleiß in der Lage, es schließlich käuflich zu erwerben. Der älteste Sohn und Hoferbe starb früh; infolgedessen mußte der zweite Sohn, mein Großvater Heinrich, eine kaufmännische Lehre bei der Uerdinger Schnapsfabrik Erlenwein abbrechen und den Hof übernehmen. Benachbarte Landwirte halfen ihm, sich in die ungewohnten Aufgabe hineinzufinden. Er hatte später einen niederländischen Verwalter, der einmal den noch oft zitierten Ausspruch tat: „Wenn mer Beseuk han, mot jedermann en Matz han!“. Heinrichs Mutter, die Wirtstochter Elisabeth Brors aus Kaiserswerth, hat vermutlich durch ihre Mitgift den Hoferwerb



Abb. 1. Der Gutshof Haus Dreven von Osten (um 1955); im Hintergrund die Türme des Rittersitzes; vorn in der Senke die Quelle der Drev

Abb. 2. Haus Dreven um 1923 (von Osten)



unterstützt. Von einem Besuch bei den Kaiserswerther Verwandten berichtet mein Vater, daß dort das beste Zimmer für den Besuch reserviert war. Die weißen Tischdecken wurden jedoch durch Zeitungspapier abgedeckt, damit sie von der aufgetragenen Mahlzeit keine Flecken abbekamen. Heinrich war ein Anhänger der Wasserkur des Pfarrers Kneipp. Ganz gleich, wie spät er heimkam – er nahm seinen Sohn Johannes aus dem Kinderbettchen und tunkte ihn bei hochgeschlagenem Hemdchen in eine Tonne mit Wasser ein – zur Abhärtung! Heinrich wurde Kreistagsabgeordneter in Moers; damals gehörte Hohenbudberg noch zum Kreise Moers. Das kleine Dorf Hohenbudberg mit rund 1 000 Einwohnern hatte damals ein eigenes Elektrizitätswerk! Diese Anlagen mußten – zur Empörung meines Vaters – geschleift werden, als die Monopolgesetzgebung zugunsten des RWE herauskam! Um die Jahrhundertwende baute die Reichsbahn in Hohenbudberg den drittgrößten Verschiebebahnhof Deutschlands – nach Hamm und Hamburg. Zur Anschüttung des Geländes wurde ein Berg in der Dorfmitte abgetragen, dort, wo sich heute die Eisenbahnersiedlung befindet, nahe dem Personenbahnhof. Das Gelände wurde größtenteils durch Enteignung gewonnen. Zur Festsetzung einer angemessenen Entschädigung wurde Heinrich als der größte Grundbesitzer des Dorfes als Gutachter hinzugezogen. Diese Tätigkeit wurde gut bezahlt. Der Wohlstand ermöglichte es Heinrich, eine Kiesbaggerei und eine Ziegelei zu eröffnen, die als „Niederrheinische Industriewerke GmbH“ firmierten. Im späteren Pferdestall wurde eine Rübenkrautfabrik betrieben. Den Vorgang hat mein Vater so beschrieben: In einem riesigen heizbaren Kupferkessel wurden schichtweise Rübenschnitzel und Leinensäcke eingelegt; der Saft wurde mittels einer hydraulischen Presse gewonnen und später eingedickt; die Säcke waren nötig, um damit den Preßkuchen auseinandernehmen zu können. Außerdem wurde mit drei Lastwagen ein Fuhrunternehmen betrieben: Von ihm behielt mein Vater nach der Inflation von 1923 lediglich eine der großen Petroleumlampen übrig, die ursprünglich zur Beleuchtung der Lastwagen gedient hatten. Übrigens mußte er auch seine Schulaufgaben seinerzeit noch bei Petroleumlicht machen. Gelegentlich brachte Heinrich eine Apfelsine nach Hause; dann erhielt jedes der neun Kinder einen Schnitz. Ein Hühnerer kostete vor dem Ersten Weltkrieg 3 Pfennige. In den dreißiger Jahren kostete ein Brief noch 12, eine Postkarte 6 Pfennige Porto. Ich erinnere mich noch daran, daß der Preis für einen Haarschnitt von 30 auf 40 Pfennige stieg.

Eine kinderreiche katholische Bauernfamilie rechnete es sich seinerzeit zur Ehre an, einen Sohn Priester und eine Tochter Nonne werden zu lassen. Zum Priester war mein Vater, Johannes, ausersehen. Nur mit Mühe konnte er diese Verpflichtung auf seinen jüngeren



Abb. 3. Rittersitz und Wohnhaus um 1923

Bruder Carl abwälzen, der dann leider im Ersten Weltkrieg fiel. Eine Tante meines Vaters lebte auch in der Tat als Nonne in einem Kölner Kloster; dort machte mein Vater einmal einen Besuch; ich durfte nicht mit hinein. Im Hinblick auf die vorgesehene Berufslaufbahn erhielt mein Vater Lateinunterricht beim Dorfpfarrer. Daher konnte er das Gymnasium Münstereifel, wo er im Internat untergebracht wurde, mit der 2. Klasse (Quinta) beginnen. Lebenslang bezog mein Vater die Mitteilungen des Vereins alter Münstereifler. Eine unvergeßliche Reminiszenz aus dieser Schulzeit bestand darin, daß die Schüler seiner Klasse eines Tages ihre Taschenmesser rundum in den Pultdeckel des Lehrers pflanzten. Als dieser die Klasse betrat, wagte er kein Wort darüber zu sagen und war so eingeschüchtert, daß er die ganze Stunde lang seinen Sitz am Pult nicht verließ. Im Jahre 1907 machte Hans in Münstereifel das Abitur; wie er sagte, verdankte er dies nur dem zufälligen Umstand, daß er Shakespeares „König Lear“ gelesen hatte, während andere Schüler in Unkenntnis dieses Stückes scheiterten. Er studierte anschließend in Münster/Westfalen Jura. Einer studentischen Verbindung trat er schon aus Kostengründen nicht bei. Damals konnte es einem noch passieren, daß ein Korpsstudent einen mit dem Vorwurf: „Sie haben mich fixiert!“ zum Duell herausforderte. Wenn man dann nicht commentgemäß reagierte, wandte sich der Korpsstudent mit dem verachtungsvollen Ausruf: „Nicht satisfaktionsfähig!“ ab. Zu den studentischen Sitten gehörte es damals, daß nach dem sonntäglichen Hochamt die Korpsstudenten mit den Patriziertöchtern promanierten. Mein Vater diente als Einjährig-Freiwilliger. An-

schließend absolvierte er eine Lehre bei der Dresdner Bank in Krefeld. Er führte unter anderem die Portokasse und wunderte sich, daß den Kunden nicht die tatsächlichen Portokosten, sondern jeweils ein gerade noch zumutbarer Betrag in Rechnung gestellt wurde.

Im Ersten Weltkrieg war er Leutnant. Er kämpfte in Rußland, nur im letzten Kriegsjahr in Frankreich. Dort erlebte er es mit, wie Soldatenräte gebildet wurden, die manche Offiziere ihrer Dienstgrad-Abzeichen entkleideten. Über ihn befand der Soldatenrat: „Leutnant Frangen genießt das Vertrauen der Kompanie“. Auf Fragen seiner Kinder erklärte er, er hätte niemals einen Menschen totgeschossen. Sonst gab er so gut wie keine Kriegserinnerungen preis.

Im Jahre 1910 war Heinrich an Krebs gestorben. Die Kinder bildeten mit der Mutter Josepha eine Erbgemeinschaft. Als Hauptzug seiner Mutter berichtete mein Vater, daß sie sich durch furchtbares Schimpfen beim Hofpersonal Respekt verschaffte. Aber auch ihren Sohn Johannes verschonte sie damit nicht, als er nach dem Zweiten Weltkrieg, schon über 30 Jahre alt, nicht sogleich Arbeit fand. Josepha Dornbusch entstammte einer Vetternehe, wodurch sich bekanntlich gute, aber auch schlechte Familieneigenschaften verstärken können. Ihre beiden Großmütter namens Stapper waren Schwestern; darüber hinaus scheinen ihre beiden Großväter namens Dornbusch Brüder gewesen zu sein; aus der Ahnentafel geht dies nicht mit letzter Sicherheit hervor. Das Schimpfen scheint mein Vater zu den schlechten Eigenschaften gezählt zu haben,



Abb. 4. Burgruine Haus Dreven (1955). Der Anbau rechts wurde 1923 von Johannes Frangen vorgenommen.

obwohl er später, in seiner eigenen Ehe, reichlichen Gebrauch davon machte. Jedenfalls entflo er als Junggeselle diesem Terror, indem er den südlichen der beiden achteckigen Burgtürme und ein Viertel des zerstörten historischen Giebelhauses auf dem noch vorhandenen Fundament ausbaute und sich dort einquartierte. Der „später vorgesehene Anbau“ (s. Abb. 7) kam infolge der Inflation nicht zustande. Eine Magd vom Hofe sah in dieser Junggesellenwohnung täglich nach dem Rechten. Das Geld für den Ausbau hatte sich mein Vater durch ein Fuhrgeschäft nach den Niederlanden verdient, das während der Inflationszeit harte Gulden einbrachte. Er unternahm es gemeinsam mit seinem zweitältesten Bruder Franz, der als Pächter den elterlichen Hof bewirtschaftete. Der älteste Bruder Heinrich stieg unterdessen zum Landgerichtsdirektor in Köln auf und heiratete in eine der angesehensten Familien von Köln hinein. Er führte standesgemäß ein großes Haus und geriet in finanzielle Schwierigkeiten. Mein Vater sah sich, ganz im Gegenteil, zu äußerster Sparsamkeit veranlaßt. Der drittälteste Bruder, Constant,

wurde Ingenieur und stieg zum Direktor der Stadtwerke Köln auf. Die beiden älteren Schwestern meines Vaters, Lieschen und Kathrinchen, hatten unterdessen die Brüder Franz und Josef Schmitz aus dem Nachbardorf Kaldenhausen geheiratet, das seinerzeit noch keine eigene Pfarrkirche besaß. Die Kaldenhausener kamen infolgedessen sonntags zur Kirche nach Hohenbudberg; und so ergab es sich wie von selbst, daß die Kinder der größten Hofbesitzer von Hohenbudberg und Kaldenhausen nach dem Hochamt miteinander promenierten – mit den bekannten Folgen.

Von Constant übernahm mein Vater zeitweise die Leitung der „Niederrheinischen Industrierwerke“ im Auftrag der Erbengemeinschaft. Ende 1923, während der galoppierenden Inflation, glaubte mein Vater ein gutes Geschäft zu machen, indem er ein kleines Stahlwerk kaufte. Die Enttäuschung war groß, als der Kaufpreis wegen der überraschenden Währungsreform vom 1. Januar 1924 zum Teil in Rentenmark entrichtet werden mußte, wie ich vermute. Jedenfalls ließ

mich mein Vater einmal einen Brief seines Bruders Heinrich an Franz sehen, der besagte, daß man sich für den Verlust an Hans schadlos halten wollte. Mein Vater mußte sich verpflichten, den Verlust in Raten abzubehalten. Das ist ihm bis 1938, kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, auch gelungen. Zu seinem Glück wurde ihm die Leitung der 1925 gegründeten „Niederrheinischen Automobilgesellschaft GmbH“ (NIAG) angetragen. Dieser Kommunalbetrieb mußte nicht nur den riesigen Landkreis Moers, sondern auch die Kreise Geldern, Kleve und Rees, mithin fast den ganzen linken Niederrhein, versorgen. Mein Vater war dem Kreis syndikus Heinsch durch gewissenhafte Arbeit aufgefallen, als er kurz nach dem Ersten Weltkrieg die auslaufende Kriegsbewirtschaftung des Moerser Schlachthofes abwickelte. Bei dieser Gelegenheit lernten sich übrigens meine Eltern kennen, da sie an einem Tisch einander gegenüber saßen und um die Wette rechneten. Sie sahen sich wieder, als mein Vater wegen der NIAG im Landratsamt Moers vorstellig wurde, wo meine Mutter mittlerweile zur Chefsekretärin aufgestiegen war. Mittags pflegten beide in der Privatpension Bergmann zu speisen. Mit Genugtuung erinnerte sich meine Mutter später, daß Frau Bergmann, die selbst eine Tochter unter die Haube zu bringen hatte, ihr eines Tages drohte: „Machen Sie sich nur ja keine Hoffnung auf den Herrn Frangen! Der stammt aus einer der ersten Familien des Kreises Moers“. Das ging auf das hohe Ansehen meines Großvaters Heinrich als Kreistagsabgeordneter zurück. 1928 war es dann doch so weit, daß meine Eltern den Bund der Ehe schlossen. Mein Großvater Franz Fiosdorff schrieb aus diesem Anlaß in wunderschöner, schnörkelreicher Handschrift ein ansprechendes Hochzeitsgedicht, das eingeraht wurde. Die junge Familie quartierte sich mietfrei „in den Türmen“ ein.

Ich überspringe die engere Familiengeschichte, um auf das Schicksal der Erbengemeinschaft zurückzukommen. Um die Leitung der „Niederrheinischen Industrierwerke“ konnte sich, nach dem Ausscheiden von Johannes, keiner der Brüder mehr so recht kümmern. Der jüngste Bruder, Edmund, machte eine Ausbildung als Landwirtschaftslehre. Deshalb willigte Constant in die Angebote der einschlägigen Syndikate ein, die Kiesbaggerei und die Ziegelei gegen jährliche Abstands Zahlungen stillzulegen. Ich bestaunte als Kind, beim Schwimmen im Baggerloch, den riesigen rostenden Bagger. Indessen warteten die Syndikate lediglich ab, bis die Werksanlagen betriebsunfähig waren, und stellten dann ihre Zahlungen ein – zum maßlosen Ärger meines Vaters, der vor dieser Gefahr von Anfang an gewarnt hatte. Lediglich zu Anfang des Krieges, um 1940, sah ich die Ziegelei einmal in Betrieb: Kipploren auf Schmalspurgleisen holten den Lehm aus der „Lehmkuhl“, ein Drahthebel teilte den hervorgepreßten braunen Lehm-



Abb. 5. Die letzten Bewohner (bis 1955) der Burgruine Haus Dreven: Johannes Frangen und Anna, geb. Flosdorff; 1962

strang in Ziegelsteingröße ab; und im Ringofen wurden die Ziegel hartgebrannt. In den letzten Kriegsjahren war auf dem Ziegeleigelände ein Lager russischer Zwangsarbeiter für die Farbenfabriken Bayer untergebracht. Nach Kriegsende hatte sich der Schornstein witterungsbedingt gekrümmt und mußte niedergelegt werden. Zu diesem Zweck wurde der quadratische Unterbau teilweise weggehauen und durch Balkenstapel unterstützt. Schließlich wurden die Balken mit Benzin übergossen und angezündet; das Neigen und Zusammenbrechen des Schornsteins war ein imposantes Schauspiel.

Als Student in Bonn, anfangs der fünfziger Jahre, machte ich einmal eine Exkursion zum Stammwerk der Farbenfabriken Bayer in Leverkusen mit. Dort erfuhr ich, daß das Stammwerk keinerlei Ausdehnungsmöglichkeiten mehr besaß. Zu dieser Zeit verhandelte die Erbgemeinschaft bereits über einen Verkauf von Haus Dreven an das Uerdinger Werk. Ein Krefelder Ingenieurbüro Weber taxierte den Verkehrswert auf 2 Millionen DM. Die Erbgemeinschaft schlachtete die Notlage der Farbenfabriken wohlweislich nicht aus, weil sich die sieben damaligen Mitglieder mit Recht sagten, daß sie sich über den Verkauf noch einig werden könnten. Würden sie aber den Verkauf den zig Mitgliedern der nächsten Generation überlassen, dann hätten für einen einvernehmlichen Verkauf nur geringe Chancen bestanden! Ein Teil des Kaufpreises wurde in Form von Aktien ausgezahlt. Mein Vater hatte einen Riecher für das kommende „Wirtschaftswunder“ und hinterlegte die Aktien

bei seiner Sparkasse, um auf Kredit weitere Aktien zu kaufen. So machte er einen guten Schnitt.

Der Verkauf fand meines Wissens 1954 statt. Im Jahre 1955 trat mein Vater in den Ruhestand und kaufte Haus Erprath in Tönisberg (nördlich von Krefeld), im Volksmund das „Schlößchen“ genannt. Die Farbenfabriken Bayer errichteten unterdessen auf dem Gelände des ehemaligen Gutshofes ein Titanwerk (für den Farbstoff Titanweiß). An einem Sonntag im Jahre 1957, meiner Erinnerung nach, konnte unsere Familie das Gelände besichtigen. Der Denkmalschutz für die Burgruine war aufgehoben worden; dazu trug bei, daß mein Vater im letzten Kriegsjahr den Wohnturm mit einem Deckel aus Eisenbeton verstärkt hatte (s. Abb. 4). Das hielt der Turm nicht aus; er begann sich zu neigen. Bei unserem Auszug 1955 klappte zwischen dem Turm und dem anstoßenden Wohngebäude bereits ein handbreiter Riß. So hatte die Firma freie Hand bekommen, die gesamte Ruine dem Erdboden gleichzumachen. Wir spazierten auf den ebenerdigen Grundmauern umher, ohne noch einmal ein

Abb. 6. Haus Dreven vor dem Abbruch (von Westen)



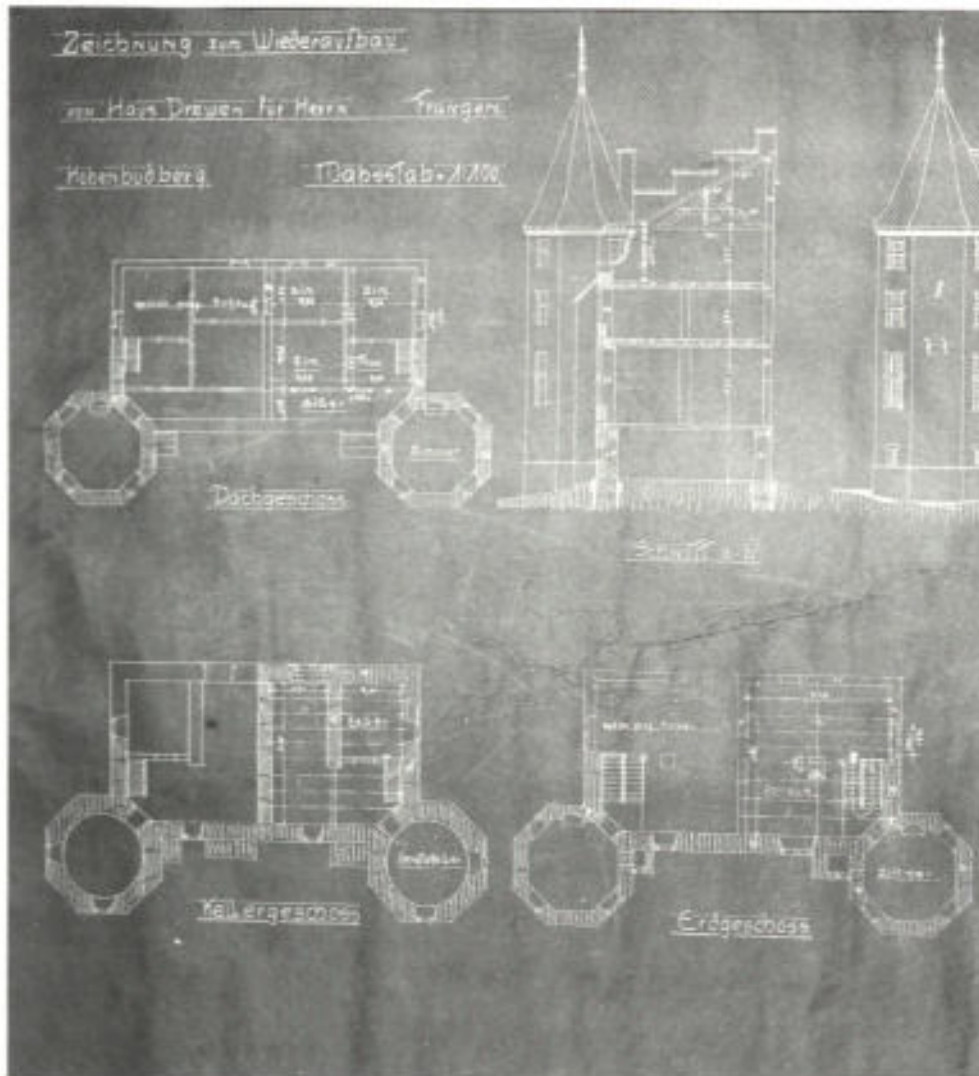


Abb. 7. Wiederaufbaupläne für Haus Dreven; 1922

Abb. 8. Blick auf Hohenbudberg (aus dem Nordturm von Haus Dreven); 1955



Heimatgefühl erwecken zu können. Es waren ja auch die hohen Bäume, der Bongert, der Hausgarten samt Hecke, die Alleebäume und sämtliche Hofgebäude verschwunden. Mit Verwunderung registrierte mein Vater, daß in den Grundmauern der Burg ein eigener Wasserbrunnen zum Vorschein gekommen war. Er hatte seinerzeit ein Bleirohr vom Hofbrunnen zur Burg verlegen lassen, um sie mit Wasser zu versorgen.

Der Verkauf von Haus Dreven hatte längst auch anderen Dorfbewohnern den Anstoß gegeben, ihre Grundstücke an die Farbenfabriken Bayer zu verkaufen. Nur die alte Dorfkirche hält ihre Stellung auf einer Anhöhe, wo früher ein römischer Wachturm gestanden haben soll.

Werner Frangen (1990)

*

Ich bin im Februar 1929 geboren, als der Rhein zugefroren war. Mit meinen Geschwistern Walburga (geboren 1930) und Waldeemar (geboren 1935) wuchs ich „in den Türmen“ auf. Die Heizung froh ein und konnte niemals repariert werden. In den Waschbecken stand manchmal Eis. Die Sage von einem unterirdischen Gang zur Burg Linn ließ mein Vater 1928 durch Grabungen prüfen; es wurden aber nur ein paar römische Münzen (Alben) gefunden. Für eine Abwasserleitung mußte eine Grundmauer der Burg – Feldsteine mit Trassmörtel – durchbrochen werden; das dauerte drei Tage. Eine riesige Schwarzpappel hinter der Verbindungsmauer der Türme wurde 1934 mit einem Seil umgelegt, nachdem in dreitägiger Arbeit ein Keil hineingesägt und -gehauen worden war. Einen Riesenschrecken jagten mir Donner und ein Blitz ein, der von der Radioantenne auf eine elektrische Leitung übersprang und die Schalttafel zerstörte.

Die Farbenfabriken Bayer in Uerdingen ließen seinerzeit – umweltfeindlich – Säuren in die Luft entweichen. Dadurch rosteten die Stifte in den jahrhundertealten Schieferdächern der Türme; bei Sturm segelten uns die Leien gefährlich um die Ohren. Um 1935 ließ mein Onkel Franz, der Pächter des Hofes, die Türme neu eindecken. Mit Erstaunen sah ich, wie die mit Flaschenzügen befestigten Sitze der Schieferdecker auf- und abguckelt und rundum bewegt wurden – wie in dem Dachdeckerroman „Zwischen Himmel und Erde“ von Otto Ludwig 1856 beschrieben. Im Nordturm wurde Feuerholz aufbewahrt, das man jährlich von den Weidenstümpfen abschnitt. 1943 kletterte ich, eine Leiter nachziehend, in das Dachgebälk und beobachtete dort einen Uhu, dessen Gewölle mir schon seit Jahren aufgefallen waren. Beim Schießen der Flak (Flugabwehrkanonen) plusterte er sich auf. Wo finden diese

Großvögel heute noch einen solchen Unterschlupf? Nachts heulten die Käuzchen; die Hausmädchen mochten deshalb bei uns nicht übernachten. Um die Türme strichen Turmfalken, am Pferdestall nisteten Schwalben. Große Aufregung herrschte, als im Dorf der von einem Matrosen mitgebrachte Affe ausgerückt war. Meine Tante Paula, die vorm Haus unter dem Kirschbaum saß, „kriegte zuviel“, als plötzlich ein Affenschwanz vor ihrer Nase hing! Drei Tage lang dauerte die Jagd auf das von Baum zu Baum springende Tier. Schließlich wurde es durch einen Kletterer in die Enge getrieben, erschossen und in feierlichem Zuge im Garten beerdigt – wo mein Vetter Heinz es kurz danach wieder ausgrub, wohl um es abzuhäuten.

Von der Schule abgesehen, war es uns Kindern verboten, ins Dorf zu gehen; dennoch gab es nie Langeweile. Der für Spargelbeete angelieferte Sand bot Spielgelegenheit. Die (älteren) Cousinen vom Hof brachten uns Reigentänze, das Hinkeln auf einer Himmel und Hölle enthaltenden Figur, Fadenspiele mit „Abheben“ durch ein zweites Händepaar, später Völkerball bei. Vetter Heinz ließ leere Garnröllchen mit Gummimotor springen. Die Hofgebäude waren ideal zum Versteckenspielen. Vom Dachgebälk der Scheune aus wurden Riesensprünge in die aufgetürmten Strohballen gewagt. Aus leichten Obsthürden wurden Bungalows gebaut. Mitfahren auf dem Planwagen war ein Hauptvergnügen.

Der Gutshof beschäftigte vor dem Zweiten Weltkrieg drei Mägde und etwa zehn Knechte. Mein besonderer Freund war der mit Zahnstummeln lächelnde Pferdeknecht Julius, der im Stall übernachtete. Der „alte Alex“ (Swoboda) betätigte sich im Ruhestand als Meister Hämmerlein, indem er Weidzäune und -tore reparierte. Ein fuchsroter cholerischer Schmied namens Hartgens werkelte gelegentlich in der Schmiede oder beschlug Pferde. Der arme eingesperrte Hofhund wurde mit gekochten Kartoffeln gefüttert. Als ich ihn einmal ungefragt spazieren führte, riß er sich los und schnappte ein Kaninchen, das er knirschend zermalmt. Niemand hinderte mich zuzusehen, wie ein Schlachtschwein abgemurkst und rasiert wurde. Von der Deckstation mit dem 20 Zentner schweren Bullen nahm ich an, die Kühe würden auf ihren stabilen Körperbau geprüft. Stundenlang sah ich der von einem Lanz-Bulldog mit Glühkopfmotor angetriebenen Dreschmaschine oder einer von Hand gekurbelten Kartoffelsortiermaschine zu. Getrocknete Stangenbohnen wurden mit Dreschfliegeln bearbeitet. In der Käseküche wurde die Milch gekühlt und gebuttert. Ein Backhäuschen, das vor dem Ersten Weltkrieg Brot lieferte, diente nur noch zum Dörren von Pflaumen und Speckbirnen.

Die Kartoffelernte war eine Art Volksfest, an der sich das halbe Dorf beteiligte. In der Ern-



Abb. 9. Allee nach Haus Dreven (von Süden); Januar 1955

tezeit durften wir Kinder den Arbeitern heißen (!) Kaffee aufs Feld bringen. Unvergänglich ist mir die friedvolle Sommerabendstimmung, wenn der Mond am noch hellen Himmel über die duftenden Heuhaufen wandelte. Eines Tages rief man uns Kinder auf dem Hof zusammen: Ein fahrender Sänger, ein bärtiger Alter, sang nach Ermahnungen zur Laute: „Es waren zwei Königskinder“. Die ergriffene Stille durchbrach die Hausmagd: „Wollen Sie lieber Geld oder Butterbrote?“.

Der Gute war mit Butterbrot zufrieden. Auch zu Nikolaus und Knecht Ruprecht kamen wir auf den Hof. Den Kindern wurden ihre Sündenregister vorgehalten. Vor der Drohung, in den schwarzen Sack gesteckt zu werden, sprang Vetter Heinz angstvoll auf die Sofalehne. Zu den Pflichten des Hofes gehörte es, eine Pferdekutsche für die Ver-sehgänge des katholischen Pfarrers bereitzuhalten. Vor dem Ersten Weltkrieg diente hierzu auch ein Pferdeschlitten – ein Zeichen

für den seitdem eingetretenen Klimawandel. In der Fastenzeit gab es – außer dem Frühstück – nur eine Mahlzeit, wie mein Vater erzählte. Nach dem Mittagessen kniete man sich auf die umgedrehten Stühle und betete gemeinsam den Rosenkranz. Dann wurde gleich der Nachmittagskaffee angeschlossen, damit man nicht von Kräften kam.

Nach dem Polenkrieg 1939 kamen drei Polen als Zwangsarbeiter auf den Hof, später auch ein holländischer Melker und eine fromme Ukrainerin Anna. Diese beklagte sich einmal kopfschüttelnd bei mir, indem sie das hastige Gebet zu den Mahlzeiten imitierte. Eine entsprechende Szene kommt in dem Volksstück „Schneider Wibbel“ von Müller-Schlösser vor. In der ehemaligen Ziegelei waren russische Kriegsgefangene untergebracht, die in den Farbenfabriken Bayer arbeiteten. Der Melker nahm einmal an einem Besäufnis im Russenlager teil, wo anscheinend entwendeter Methylalkohol getrunken wurde. Er starb, nachdem er drei Tage lang bewußtlos im Stroh gelegen hatte. Nach dem Einmarsch der US-Amerikaner begannen die Russen zu plündern. Manche Familien schützten sich nachts, indem sie die Klinke der Haustür unter elektrischen Strom setzten. Eines Tages erschienen fünf Russen auf dem Hof. Der Anführer zog ein Messer aus dem Stiefelschaft und verlangte von dem Verwalter Pferd und Wagen, offenbar um geraubtes Gut zum Bahnhof zu fahren. Die polnischen Zwangsarbeiter verhielten sich bei dieser Szene neutral; sie waren anständig behandelt worden. Die Russen spannten indessen vor den Planwagen ein noch nicht dreijähriges Pferd, das sich aufbäumte. Sie kamen nicht weit; eine Streife der Besatzungsarmee erschien im Jeep und zwang sie, Pferd und Wagen zum Hof zurückzubringen. Die Kriegsgefangenen aus dem Osten wurden damals repatriert. Sie verfrachteten geraubtes Gut in Waggons auf dem Hauptbahnhof Krefeld, doch die Besatzungsmacht hängte diese Waggons ab. Aus Wut darüber steckte der nachfolgende Schub von Kriegsgefangenen die Waggons in Brand. Das Schicksal der Repatrierten war übrigens furchtbar. Stalin ließ sie niedermachen, weil er anscheinend den westlichen Einfluß fürchtete. Als ich nach der Ausquartierung der Russen das ehemalige Lager in der Ziegelei betrat, fand ich dort riesige Mengen von Schlachtfleisch und Raubgut vor, zum Beispiel Nähmaschinen und Werkzeuge. Ich nahm die Lutherbibel einer Hildgard Lange an mich.

Ein Sittenbild des Dorfes Hohenbudberg wäre unvollständig ohne den katholischen Pfarrer im Hintergrund. Vor dem Ersten Weltkrieg wurden evangelische Kinder in der katholischen Dorfschule nicht geduldet; sie mußten eine Dreiviertelstunde weit nach Uerdingen zur Schule gehen. Auf dem Heimweg wurden sie von der Überzahl der katholischen Kinder mit Steinen beworfen, wie



Abb. 10. Hochzeit Anna Flosdorff – Johannes Frangen (vor dem Wohnhaus des Gutes Haus Dreven); 1928. Der Hofpächter Franz Frangen (fünfter von rechts) verunglückte 1937 bei einem Jagdunfall tödlich.

sich mein Vater erinnerte. Im katholischen Religionsunterricht erteilte uns die Klassenleiterin, Fräulein Fundermann, ein Denkverbot: „Über das Geheimnis der göttlichen Dreifaltigkeit dürft ihr nicht einmal nachdenken! Ihr müßt es einfach glauben“. Die Bauern entrichteten ihre Abgaben in Naturalien. Deswegen beschäftigte Pfarrer Hermann Lang außer seiner Haushälterin auch eine Köchin. Die Schweinern Kost und Äußerungen zum 6. Gebot im Beichtunterricht lassen nachträglich erahnen, daß der Zölibatär schwerste Kämpfe auszufechten hatte. Wir arglosen siebenjährigen Kinder wurden in drohendem Unterton auf Einzelheiten gestoßen, die frühestens Pubertierende angingen, verschärft durch eine unglaubliche Schilderung der ewigen Verdammnis: „Das Schlimmste aber ist, daß die Qualen in alle Ewigkeit immer noch zunehmen!“ – eine Vorstellung, die mich nahezu wahnsinnig machte. Ein gewaltiger Zorn entlud sich des Sonntags in niederschmetternden Predigten.

Zum Schluß eine Geschichte wie aus dem „Rheinischen Schatzkästlein“: Auf dem Hochzeitsfoto von 1928 ist unübersehbar das verbitterte Gesicht der Braut. Der 13 Jahre ältere Ehemann, bis dahin Kavallerie, hatte ihr kurz zuvor erklärt: „In unserer Ehe gilt ein Wille, und das ist mein Wille“. Die junge Frau wandte sich in ihrer Not an den Prälaten Schwamborn, der das Paar in St. Dionysius getraut hatte. Das sei so nach dem Willen Gottes, war die Antwort. Als Ältester wurde ich früh von der Mutter ins Ver-

trauen gezogen. Für einen deutschen Offizier, so las ich im „Reibert“ meines Vaters, stehe die Familie hinter den militärischen Pflichten zurück. Erklärlich ist auch, daß von seiner Mutter ausgescholtene Weltkriegsteilnehmer nicht unter den Pantoffel geraten wollte. Der eigentliche Grund hat aber eine „Moral“ à la Johann Peter Hebel: Meine Mutter war das zweite – und begabteste – Kind unter sieben Geschwistern. Die Älteste, Traudchen, mußte Schneiderin lernen, um alsbald zum Unterhalt der Familie beizutragen, denn der Vater war als deutscher Zollbeamter aus Eupen-Malmedy ausgewiesen worden. Anna dagegen durfte die Handelsschule besuchen. Eines Tages wurde Anna gebeten, Traudchen bei einer Rechenaufgabe zu helfen. Anna sah sich die Aufgabe an und sagte: „Ich weiß es; aber ich sage es nicht“. Dabei blieb sie, obwohl ihre Mutter einen hölzernen Kochlöffel auf ihrem Rücken zerschlug. Tante Traudchen erzählte mir, sie habe meinen Vater schon vor seiner Hochzeit gekannt und ihn einmal – mit Bier – unter den Tisch getrunken. Dabei ist jene Provokation wohl kaum unerwähnt geblieben. So hat schierer Übermut schicksalhaft eine harte Ehe nach sich gezogen, die auch die Kinder verstörte.

Aber damit nicht genug: Kurz nach seiner Pensionierung, so vertraute die Mutter mir an, habe der Vater ihr die Ehescheidung vorgeschlagen. – „Warum das?“ – „Nun, er wollte sich wohl eine Jüngere anlachen“. Dazu habe sie „Nein“ gesagt. – Ihr geradlini-

ger Verstand war der Bauernschläue meines Vaters nicht gewachsen, denn er konnte sich unschwer ausrechnen, daß seine Ehefrau nunmehr die Scheidung und einen Vermögensanteil verlangen könnte, um wenigstens ihren Lebensabend in Ruhe zu verbringen. Mit seinem eigenen Vorschlag provozierte er ihr Festhalten an der Ehe, was ihm nur recht sein konnte. Aber diesen Gedanken behielt ich wohlweislich für mich.

Werner Frangen (2001)

*

Nach dem Angriff auf Hohenbudberg am 12. Dezember 1944 standen wir zum zweiten Mal erschüttert vor einem Nichts und wohnten dann sehr beengt bei Bekannten auf der Dorfstraße. Der Ort war stark zerstört und auch die St.-Matthias-Kirche war nicht verschont geblieben. Elektrischer Strom und Wasser fielen aus, und das Rote Kreuz versorgte die Dorfbewohner täglich mit einer warmen Mahlzeit. Sie wurde auf der Straße ausgegeben, da es keine andere Möglichkeit mehr gab. Weihnachten verlebten wir bei unseren Verwandten in Rheinberg. Als wir uns nach den Feiertagen verabschiedeten, sagte mein Vater: „Wir fahren nicht nach Hause, wir haben kein Zuhause mehr.“

In Hohenbudberg angekommen, erfuhren wir, daß die Familie Frangen auf Haus Dreven uns aufnehmen wollte. So zogen wir am 30. Dezember 1944 mit unseren letzten Habeleistungen dort ein.

Es war ein landwirtschaftlicher Betrieb. Haus und Hof stammten aus dem 17. Jahrhundert. Eine schöne Allee führte zu diesem Anwe-

sen, das außerhalb des Ortes lag. Auf dem Hof lebten zwei junge Frangen-Töchter – Gerta und Elisabeth. Die Eltern und die ältere Schwester waren bereits verstorben, der Hoferbe – Heinz – gefallen. Bei den Türmen, die etwas abseits des Hofes standen, konnte man mittelalterliche Herkunft vermuten. Ein Turm wurde von einem Onkel – Johannes Frangen –, ein Bruder des Hofpächters, mit seiner Familie bewohnt.

Alle landwirtschaftlichen Aufgaben unterstanden einem tüchtigen Verwalter – Herrn Jakob Kelders. Silvester 1944/45 verlebten wir gemeinsam im „Salon“, einem stilvoll eingerichteten Zimmer, etwas höher gelegen als die weiträumige Diele. Wir waren froh, aufgenommen zu sein in einem Haus, das uns wieder mehr Platz und Bewegungsfreiheit bot und ein wenig an unser verlorenes Zuhause in Krefeld auf der Hülser Straße erinnerte.

Wir verlebten nun die letzten Kriegswochen auf diesem Hof. Unser Zusammenleben war harmonisch, und Gerta und Elisabeth waren froh, außer dem Verwalter wieder eine Familie um sich zu haben. Inzwischen war der totale Krieg ausgerufen worden. Schulen und Universitäten waren geschlossen, und kulturelle Veranstaltungen gab es auch nicht mehr. Ich wurde als Eleve bei Frangen gemeldet und half und lebte nun in dem Bauernhaushalt. So blieb mir die Einberufung in einen Rüstungsbetrieb erspart. In der Küche half uns eine Ukrainerin, die täglich mit zwei russischen Fremdarbeitern aus dem Lager in der Nähe der Ziegelei, zwischen Kaldenhäusen und Rumeln gelegen, gebracht wurde. Sie verstand uns kaum, doch wenn wir sie lobten, stahlte sie über das ganze Gesicht; ein altes, verhärmtes Gesicht schon in jungen Jahren!

Die Front rückte immer näher, und wir lebten nur noch zwischen den Alarmstufen „Voralarm“, „Vollalarm“ und „akuter Alarm“. Entwarnung gab es vielleicht einmal für 1 bis 2 Stunden. Am Sonntag, dem 28. Januar 1945, waren noch einmal Hohenbudberg, Rheinhausen, der Verschiebebahnhof und die Uerdinger Rheinbrücke das Angriffsziel. Nach 30 Minuten Großangriff war der Hof von mehreren Bombentrichtern umgeben, das Dach fast abgedeckt und alle Fensterscheiben zertrümmert, ein sogenannter „Rappelschaden“ entstanden. Es war ein klarer, aber kalter Wintertag. Als erstes haben wir die Fenster mit Pappe und Brettern zugenagelt. Der Verwalter mußte das Vieh beruhigen. Es hatte sich losgerissen und war teilweise verletzt.

In Krefeld räumten inzwischen die Parteileute ihre Büros und setzten sich mit ihren Familien auf die rechte Rheinseite ab. Die Fremdarbeiter auf dem Hof wurden schon rebellisch und aggressiv, denn sie ahnten, daß das Ende ihrer Gefangenschaft bevorstand. Johannes Frangen hatte den Keller des Nordturms noch besser und sicherer ausgebaut, und wir hatten ihn etwas wohnlicher gestaltet und mit Lebensmitteln vollgepackt. Wußte man, wieviel Tage wir dort verbringen mußten? Mein Vater befürchtete, man würde die Türme vielleicht als Beobachtungsstand ausbauen und dementsprechend verteidigen. Doch wir hatten Glück, wir lebten nur zwei Tage und Nächte in diesem Keller, vom 2. bis 4. März 1945.

Am Morgen des 4. März, einem Sonntag, beschlossen Gerta und ich, trotz aller Gefahr, mit einem Rad ins Dorf zu Baldus, einem Lebensmittelgeschäft, zu fahren. Es lag in der Dorfmitte am Kreuz; die Inhaber waren die Schwiegereltern des Schauspielers Fritz



Abb. 11. Einfahrt zum Gutshof Haus Dreven (von Süden); 1955



Abb. 12. Haus Dreven von Süden; Frühjahr 1954

Kahle, der heute noch in Uerdingen lebt. Wir wollten noch Zucker und Nahrungsmittel einkaufen. Es wurde ein Abenteuer! Die Tiefflieger in großer Zahl umkreisten und bombardierten die Rheinbrücke, die IG-Farben-Industrie (das heutige Bayer-Werk), den Verschiebebahnhof und schossen auf alles, was sich bewegte. Nach unserem Einkauf, Frau Baldus hatte uns trotz aller Unruhe auf der Straße noch bedient, hasteten wir beide, voller Angst, von den Fliegern getroffen zu werden, nach Hause. Immer wieder suchten wir Schutz an den Hauswänden und in der Unterführung zwischen Dorf- und Friedensstraße. Als wir endlich die Allee erreicht hatten, sprangen zwei deutsche Soldaten auf uns zu und riefen: „Kinder, ihr lauft ja mitten durch die Front, da drüben laufen die Amis, macht, daß ihr in den Keller kommt!“. Als wir aufschauten, sahen wir in Richtung Kaldenhausen, links der Allee, bereits die US-Amerikaner mit ihren Panzern durch die Felder auf uns zukommen. Wir warfen das Rad hin und liefen meinem Vater, der uns ganz aufgeregt entgegenkam, in die Arme. Niemand auf dem Hof hatte bemerkt, daß wir beide ins Dorf gegangen waren. Meine Eltern waren voller Sorge um uns und hatten Schlimmes befürchtet.

Im Keller des Turms legte meine Mutter einem deutschen Soldaten einen Verband an. Er hatte seine Füße völlig wund gelaufen. Andere Soldaten umstanden noch den Hof zur Verteidigung. Nachdem die Füße verbun-

den waren, boten wir ihm an, bei uns zu bleiben, denn seine Kameraden liefen bereits weit entfernt in Richtung Rheinhausen. Sein Leutnant aber glaubte noch fest an den Endsieg. So hatte er nicht den Mut, das zu tun. Er verabschiedete sich schweren Herzens. Seine Eltern wohnten in Goch.

Gegen Mittag wurde es plötzlich ganz ruhig. Wir trauten uns aus dem Keller und sahen hoch über uns nur noch ein Aufklärungsflugzeug. „Wir haben Gott sei Dank alle diesen Tag unbeschadet überstanden, es ist vorbei!“, sagte mein Vater. Dann ging er langsam und vorsichtig bis in den Ort, traf aber keine Dorfbewohner an. Sie hatten alle mit erhobenen Händen nach Uerdingen in den Bunker gehen müssen. Auf der Friedensstraße fuhren die amerikanischen Panzer.

Nun mußten wir uns vor den Einschlägen der deutschen Artillerie schützen, die von der rechten Rheinseite in unser Gebiet schoß. Am Tage besuchten uns die Fremdarbeiter und Amerikaner. Die Fremdarbeiter forderten Vieh und Lebensmittel, und so wurde ein Schwein nach dem anderen, aber auch Kühe und Hühner vom Hof abtransportiert. Wir sahen die Wagen auf der Allee kommen, und wir jungen Mädchen flüchteten dann auf den Speicher. Wir hatten Angst vor einer Vergewaltigung. Doch trotz dieser Bedrohung lebten wir alle auf. Es gab keine Angriffe mehr, und das Wetter war wider Erwarten sonnig und sehr warm.

Dann kam der 17. März 1945. Wir saßen gemeinsam am Kaffeetisch, denn Gerta hatte Namenstag. Plötzlich wurde eine Mitteilung ins Haus gebracht mit der Aufforderung, daß das Gebiet auf der linken Rheinseite bis einschließlich Bockum Kirche innerhalb von drei Tagen zu räumen sei. Der Verwalter sprach sofort mit Herrn von Holtum in Traar und einem Landwirt in Fischeln, ob sie bereit wären, das Vieh für die Zeit der Evakuierung zu übernehmen. Am nächsten Tag brachte der Schweizer die verbliebenen Kühe, Schweine und Hühner nach Traar, und der Verwalter machte sich mit den Pferden auf den Weg nach Fischeln. Drei Pferde waren tragend, und der Verwalter war sehr besorgt um sie. Es waren Zuchtpferde.

Wir hatten die Zusage, bei Freunden auf der Schlageter-Allee – heute Friedrich-Ebert-Straße – wohnen zu dürfen. Meine Mutter packte unsere wenigen Sachen in Koffer und Kartons, und meine Schwester und ich gingen mit einem Handkarren dreimal täglich zu Fuß von Hohenbudberg nach Krefeld und stellten das Gepäck in der Wohnung ab. Es war eine Karawane von Menschen, ähnlich einem Flüchtlingstreck, in die wir uns in Uerdingen an der Lange Straße einreiheten. In der Nacht räumten Gerta, Elisabeth und ich wertvolle Dinge – unter anderem die Aussteuer der beiden – in einen Keller. Der Verwalter mauerte ihn zu, und wir stapelten dann Briketts vor die frische Mauer. Am Dienstag, dem 20. März um 12.00 Uhr, mußte das Gebiet geräumt sein. Wir verabschiedeten uns von Gerta, Elisabeth, dem Verwalter und Haus Dreven. Für uns begann ein neuer Lebensabschnitt – nun wieder in Krefeld.

Als die evakuierten Gebiete wieder freigegeben wurden, habe ich in Haus Dreven noch einmal geholfen aufzuräumen und Ordnung zu schaffen. Die Fremdarbeiter hatten den Hof wohl täglich besucht und dementsprechend Schmutz hinterlassen. Den Keller aber hatten sie nicht entdeckt.

In der Nacht, nachdem der Verwalter die Pferde wieder aus Fischeln zurückgeholt hatte, fehlte ein Pferd. Der Verwalter rief uns drei zur Hilfe, und wir mußten unter seiner Anweisung ganz behutsam dem kleinen Fohlen helfen, auf die Welt zu kommen. Für mich war es ein ganz bedeutsames Erlebnis, das ich nie vergessen werde. Nachdem das Fohlen sich gesund im Stroh wälzte und auch das Muttertier gut versorgt worden war, standen wir vier recht erleichtert beieinander. Nie vorher hatte ich den Verwalter so losgelöst und glücklich erlebt. Es war ein wertvolles Zuchtpferd – und er hatte nur mit unserer Hilfe diese Geburt bewältigen können.

Bald darauf nahmen die Schulen wieder ihren Unterricht auf, und ich nahm – nun endgültig – Abschied von Haus Dreven.

Irmgard Weuffen (2001)

Der Aufbau der Gewerkschaft ÖTV (BBZ) nach dem Zweiten Weltkrieg

von Gabriele Franken

Der Aufbau der Gewerkschaft ÖTV (Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr) der britischen Besatzungszone (im folgenden als BBZ abgekürzt) war ein wichtiger Meilenstein in der Geschichte dieser Organisation, die in Krefeld einen ihrer Anfänge nahm. Ähnlich wie der Aufbau in Krefeld vollzogen wurde, baute der in Düsseldorf etablierte Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB BBZ) auch die anderen neu zu gründenden Industriegewerkschaften auf.

Das nationalsozialistische Regime hatte über lange Zeit eine demokratische Gewerkschaftsarbeit verhindert. Viele Gewerkschafter wurden verfolgt, eine ganze Generation hatte keine Gewerkschaftsarbeit kennengelernt. Der Krieg, den Deutschland führte, hinterließ ein zerstörtes Land, zerstörte Städte, eine zerstörte Infrastruktur und sehr viel Leid. In dieser bedrängten Lage versuchten auch die Krefelder Bürger ihre Stadt wieder aufzubauen. Eine neue Verwaltung mußte etabliert und neue demokratische Strukturen in allen Bereichen eingeführt werden. Diese Entwicklung unterlag besonders dem Einfluß der britischen Militärregierung, die für vieles Vorgaben und Vorschriften erließ.

Der Allgemeine Gewerkschaftsverband

Die Einnahme Krefelds durch die US-Amerikaner im März 1945 bedeutete für die Bürger der Stadt die Befreiung von einem Terrorregime, daß eine stark zerstörte Stadt hinterlassen hatte. Der Wiederaufbau der Stadt in allen Lebensbereichen begann direkt nach dem Einmarsch der Amerikaner. Dieser Aufbau betraf auch die Gewerkschaften. Nach deren Zerschlagung durch die Nationalsozialisten 1933 mußte die Gewerkschaftsarbeit von Grund auf neu organisiert werden. Bereits am 24. Mai 1945 gab Oskar Geiß in seiner Funktion als Vorsitzender die Gründung eines Allgemeinen Gewerkschaftsverbandes für den Bezirk Krefeld bekannt. Zuvor waren jedoch verschiedene Schritte notwendig geworden.

Wie viele andere wiederaufbauwillige Krefelder meldeten sich nach einer Aufforderung



Abb. 1. Einwohner in der zerstörten Stadt; Krefeld März 1945



Abb. 2. Heimweg durch die Trümmer der Stadt; Krefeld März 1945

durch die Alliierten die Gewerkschafter Oskar Geiß, Franz Müller und Franz Sinzig zunächst beim Arbeitsamt, um sich dort für ihre künftige Tätigkeit als Gewerkschafter registrieren zu lassen. Es folgten Verhandlungen mit den Amerikanern, von denen sie die Genehmigung zur Wiederaufnahme der Gewerkschaftsarbeit erhielten. Das angestrebte Ziel des Allgemeinen Gewerkschaftsverbandes war die Organisationsform einer zentralistischen Einheitsgewerkschaft, die alle Gruppen der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer umfassen sollte. Die Gliederung der Organisation, die Arbeiter, Angestellte und Beamte miteinander verband, sollte in Berufsgruppen erfolgen¹⁾. Zu groß war die Erinnerung an die Auseinandersetzungen und die Uneinigkeit der Gewerkschaften vor 1933, was ihre Zerschlagung begünstigte.

Diese Vorstellungen vertraten jedoch nicht alle Gewerkschafter in Krefeld. Neben der Gründung des Allgemeinen Gewerkschaftsverbandes beantragte auch der letzte Vorsitzende des ehemaligen Gewerkschaftsbundes der Angestellten, Wilhelm Böttcher, Ende Mai bei der britischen Militärregierung, alle weiblichen und männlichen Angestellten zur Bildung einer Angestelltengewerkschaft aufrufen zu dürfen²⁾. Diesem Wunsch, eine zweite Gewerkschaft in Krefeld zu gründen, mußte die Militärregierung zu diesem Zeitpunkt begegnen, wollte sie einen bestimmenden Einfluß auf sie erhalten. Die Entscheidung über Gewerkschaftsgründungen oblag nun der britischen Militärverwaltung, die die Amerikaner einige Wochen nach deren Einmarsch in Krefeld abgelöst hatte. Am 28. Mai 1945 schrieb der zuständige Offizier Major Greenwood an den Krefelder Bürgermeister, daß „unter den gegenwärtigen Verhältnissen und entsprechend den Gesetzen der Militärregierung eine Versammlung von 6 und mehr Personen nicht gestattet ist. Deshalb können Gewerkschaften erst gebildet werden, wenn Versammlungen gestattet sind. Es besteht die Möglichkeit, daß späterhin einige von mir genehmigte Gewerkschaften gebildet werden können“³⁾.

Obwohl diese Anweisung die Gewerkschaftsarbeit stark behinderte, setzte der Allgemeine Gewerkschaftsverband seine Aufbauarbeit fort. Seiner Meinung nach tangierte das Versammlungsverbot nicht eine persönliche Mitgliederwerbung⁴⁾. Den Erfolg weniger Wochen, der die Akzeptanz und die Notwendigkeit gewerkschaftlicher Arbeit aufzeigt, verdeutlicht der Monatsbericht vom Mai 1945. 1350 Mitglieder (1124 Männer und 226 Frauen) konnte der Allgemeine Gewerkschaftsverband werben⁵⁾. Diese Mitgliederwerbung stieß auf starke Mißbilligung der britischen Militärregierung, die die amerikanische Genehmigung zur Gewerkschaftsbildung zurückforderte und am 20. Juni 1945 die Bildung einer Gewerkschaft verbot und mit ihr jegliche Aufbauarbeit⁶⁾. Der Grund für dieses Verbot basierte auf dem Fehlen ein-



Abb. 3. Streikende Straßenbahn- und Omnibusfahrer in Krefeld; 1945

heitlicher Richtlinien. Erst als Anweisungen der Militärregierung für die gesamte britische Zone vorlagen, erteilte die britische Militärverwaltung in Krefeld am 21. Juli 1945 die Genehmigung zur Bildung von Gewerkschaften. Die Form der Gewerkschaften überließ die Militärregierung den Gewerkschaftern, sie schrieb jedoch einen bestimmten Weg des Gewerkschaftsaufbaus vor. Demnach mußten zunächst die Pläne zur Organisation schriftlich fixiert werden. Eine kleine Gruppe, die sich hierzu versam-

eln durfte, erstellte ein Konzept, das die zu bewerbenden Berufs- und Personengruppen und den geographischen Raum der Gewerkschaft festlegte. Eine Satzung sollte die Ziele der Gewerkschaft definieren. Erst nachdem diese Bestimmungen eingehalten wurden, bewilligte die Militärregierung die Gründung einer Gewerkschaftsorganisation⁷⁾.

Am 12. August 1945 fand im Schulungsraum der Firma Lenzen & Co in Krefeld die erneute Gründungsversammlung des Allgemeinen

Gewerkschaftsverbandes als einer zentralistischen Einheitsorganisation aller Personengruppen statt. 286 Delegierte beschloßen einstimmig die Gründung des Verbandes unter dem Namen Allgemeiner Gewerkschaftsverband, Bezirk Krefeld, der in 11 Fachgruppen unterteilt werden sollte. An dieser Versammlung nahm auch Heinrich Malina teil, der direkt nach seiner Rückkehr aus dem Konzentrationslager Mauthausen seine frühere Tätigkeit als Gewerkschafter wieder aufnahm. 226 Delegierte sprachen sich für ihn als Vorsitzenden aus. Max Neumann wurde zum Kassierer gewählt, Fritz Dollbaum zum Schriftführer. Neben diesen Vorstand traten noch hauptamtlich angestellte Sekretäre⁸⁾.

Mit dieser Neugründung begann der Wiederaufbau der Gewerkschaft in Krefeld. Seit September hielt der Verband in den Krefelder Firmen Belegschaftsversammlungen ab, um die Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer über die Ziele und das Programm der Organisation zu informieren und sie für die Gewerkschaft zu interessieren und als Mitglieder zu werben. Die Notwendigkeit all dieser Versammlungen bei der Militärregierung zu beantragen, dient heute als Zeugnis einer regen Gewerkschaftstätigkeit. Zahlreiche Firmen wurden aufgesucht, unter ihnen Unternehmen wie Becker & van Hüllen, die Zangs A.G., Rhein, Gerber & Wansleben, Siempelkamp, Eiffländer & Mayer und TAG, um nur einige zu nennen. Dem Prinzip der Einheitsgewerkschaft entsprechend, versuchte man alle Firmen, Betriebe und den öffentlichen Dienst der Stadt Krefeld zu erfassen. Den Erfolg dieser aufwendig angelegten Aktion meldete im September 1945 die Neue Rhein-Zeitung: „In der kurzen Zeit seines Bestehens hat der Allgemeine Gewerkschaftsverband, Bezirk Krefeld, eine Mitgliederzahl von über 10 000 erreicht. Dieser mächtige Auftrieb beweist einerseits, wie sehr alle Schaffenden von der Notwendigkeit durchdrungen sind, ihre wirtschaftlichen Belange für die Folge nicht einzeln, sondern durch eine geeignete Interessenvertretung wahrnehmen zu lassen, andererseits, daß auch die verfloßenen 12 Jahre das Vertrauen in die alten Führungspersönlichkeiten, die heute die Geschicke des neuen Gewerkschaftsverbandes maßgeblich leiten, nicht haben erschüttern können“⁹⁾.

Die erfolgreiche Arbeit des Allgemeinen Gewerkschaftsverbandes in Krefeld setzte sich fort. Im Januar 1946 hielt der stellvertretende Vorsitzende Franz Müller auf einer Versammlung fest, „daß von allen Gewerkschaftsorganisationen in der Nord-Rheinprovinz der Bezirk Krefeld weitaus an der Spitze liege“¹⁰⁾. Diese Versammlung war die letzte des Allgemeinen Gewerkschaftsverbandes in Krefeld. Die angestrebte Form der Einheitsgewerkschaft in der Nord-Rheinprovinz wurde in den folgenden Monaten aufgegeben und die vorhandenen Gewerkschaften in Industriegewerkschaften umgebildet.

Industriegewerkschaften entstehen

Die weitere Existenz der zentralistischen Einheitsorganisationen, die vor allem in der Nord-Rheinprovinz und in Niedersachsen entstanden waren, wurde auf einem Gewerkschaftstreffen am 7. Dezember 1945 in Düsseldorf in Frage gestellt. Befürwortet wurde die Bildung von Industriegewerkschaften, die unter dem Dach eines Gewerkschaftsbundes zusammengefaßt werden sollten¹¹⁾. Auch die Engländer traten für die Form der Industriegewerkschaft ein, denn eine zentralistisch aufgebaute Organisation erinnerte sie zu sehr an die nationalsozialistische DAF (Deutsche Arbeitsfront)¹²⁾. Schon während der Diskussion auf diesem Gewerkschaftstreffen kristallisierte sich die Zustimmung der Mehrheit für die angestrebte Bildung der Einzelgewerkschaften heraus. Nur der Vertreter des Allgemeinen Gewerkschaftsverbandes Krefeld, Oskar Geiß, sprach sich für die Beibehaltung der von ihm vertretenen Gewerkschaftsform aus. Hans Böckler (s. Abb.4), Mitglied des Siebener-Ausschusses¹³⁾ und später Vorsitzender des DGB, stellte der Versammlung die Frage zur Abstimmung, die mit einer 4/5-Mehrheit für die Bildung von Industriegewerkschaften votierte. Für den Allgemeinen Gewerkschaftsverband bedeutete dies das Ende seiner Existenz. Die Krefelder Gewerkschafter mußten nun 14 Industriegewerkschaften bilden, unter ihnen die Gewerkschaft Transport und Verkehr und die Gewerkschaft öffentliche Betriebe und Verwaltung¹⁴⁾.

Am 1. Februar 1946 genehmigten die Engländer durch eine Verfügung die 14 Indu-



Abb. 4. Hans Böckler, 1. Vorsitzender des DGB der britischen Besatzungszone 1947 bis 1949, 1. Vorsitzender des DGB ab 1949

striegewerkschaften in der Nord-Rheinprovinz. Die Gewerkschaft Transport und Verkehr, als neunte Industriegewerkschaft, bildete den ersten Bezirk mit dem linksrheinischen Gebiet und dem Sitz in Krefeld und den zweiten Bezirk mit dem rechtsrheinischen Gebiet und dem Sitz in Duisburg. Heinrich Malina leitete den ersten Bezirk, Gustav Sanders den zweiten Bezirk. Die Gewerkschaft öffentliche Betriebe und Verwaltung, die vierzehnte Organisation, bildete einen Schwerpunkt in Düsseldorf, als ersten Bezirk mit Simon Kanabay an der Spitze, und einen Schwerpunkt in Köln/Aachen (zweiter Bezirk) mit Michael Rott als Leiter¹⁵⁾.

Diese Aufteilung in Bezirke erfolgte auch bei den anderen Gewerkschaften, so daß eine Vielzahl von Bezirken entstand. Diese Zersplitterung des Nord-Rheingebietes wurde auf einer Gewerkschaftskonferenz am 27. Februar 1946 in Düsseldorf bemängelt. Eine Zusammenführung von Bezirken konnte jedoch noch nicht in Angriff genommen werden. Die Briten bestanden auf einem Aufbau von unten. Erst wenn die einzelnen Gewerkschaften in den Städten und Kreisen gebildet worden waren, konnte der Zusammenschluß von Bezirken erfolgen. Den Abschluß der Gewerkschaftsbildung sollte der zonale Aufbau darstellen¹⁶⁾.

Die Gründungsversammlung der Gewerkschaft Öffentliche Betriebe und Verwaltung in Krefeld fand am 22. Februar 1946 statt. Mit der Wahl des vorläufigen Vorstandes rückte die Gewerkschaft in Krefeld ihrem Ziel, eine geschlossene Organisation zu werden, ein Stück näher. Zum Geschäftsführer wählten die Anwesenden Franz Sinzig, zum Vorsitzenden Wilhelm Rösgen. Beisitzer wurden Richard Grüttner (Stadtamtman), Heinrich Mees (Behördenangestellter), Gustav Kühn (Stadtbote), Franz Krüppel (Behördenangestellter), Heinrich Büschken (Justizangestellter), Dr. Levenstein (medizinischer Rat), Mathias Kükens (Techniker), Alfred Lipp (Obergarderobier) und Peter Breuer (Behördenangestellter)¹⁷⁾. Die unterschiedlichen Arbeitsbereiche der Beisitzer zeigen, daß es der Gewerkschaft schon sehr früh gelungen war, die verschiedenen Berufsgruppen der öffentlichen Verwaltungen zu erfassen. In einer Entschließung hält die Funktionärsversammlung es für notwendig, „daß die Einheit aller bei den Verwaltungen beschäftigten Arbeiter, Angestellten und Beamten herbeigeführt wird. ... Der Wiederaufbau Deutschlands, die Wahrnehmung der Interessen der bei den öffentlichen Betrieben und Verwaltungen beschäftigten Bediensteten durch eine starke unpolitische Gewerkschaft auf überparteilicher demokratischer Grundlage erfordert den restlosen Zusammenschluß aller Berufskollegen“¹⁸⁾.

Obwohl zunächst die Gewerkschaftsbildung in den Städten und Kreisen durchgeführt wurde, behielten die Gewerkschafterinnen

und Gewerkschafter die Bildung einer Bezirksebene im Auge. Auf einer Konferenz am 19. Januar 1946 rückte neben der Thematik des bezirklichen Aufbaus ein weiterer Aspekt in den Vordergrund: die Abgrenzung zu anderen Gewerkschaften. Fälschlicherweise wurden nach Meinung einiger Gewerkschafter die Privatbahnen, das Seehafenwesen, das Binnenwasserstraßenwesen, der Luftverkehr, die Reichsbahn und Reichspost, die Straßenbahn sowie die Klein- und Nebenbahnen und die Hafenbahn der Gewerkschaft Transport und Verkehr zugeordnet. Dies traf auch auf verschiedene Gruppen zu, die dem Industrieverband Metall (Reparatur-Werkstätten für Maschinen, Apparate und Fahrzeuge), dem Industrieverband Nahrungsmittel – Genußmittel (städtischer Milchviehstall) und der Gewerkschaft Banken und Versicherung (die öffentlichen Banken mit Sonderaufgaben, die öffentlich-rechtlichen Kreditanstalten, das Sparkassenwesen und die öffentlich-rechtliche Versicherung) zugeteilt worden waren. In einem Schreiben an den Siebener-Ausschuß forderten zwei Vertreter des Bezirks I der Gewerkschaft Öffentliche Betriebe und Verwaltung, Wilhelm Pawlik und Fritz Horstmann (beide aus Essen), diese Gruppen ihrer Gewerkschaft zuzuführen. Das Hauptinteresse lag hierbei auf den Gruppen, die der Gewerkschaft Transport und Verkehr zugeordnet worden waren. Schon jetzt wurde über eine Zusammenlegung beider Gewerkschaften nachgedacht¹⁹⁾.

Die erste Mitgliederversammlung der Gewerkschaft Transport und Verkehr für den Ortsverband Krefeld fand am 24. März 1946 statt. Auf ihr wurden der Kollege Tolles zum 1. Vorsitzenden und Paul Emmen zum Geschäftsführer gewählt²⁰⁾. Zwei Monate später weist die Gewerkschaft eine Mitgliederzahl von 2000 auf, was für einen kontinuierlichen Aufbau sprach. An der Spitze stand das Ausbesserungswerk der Reichsbahn in Oppum. Von 1122 dort beschäftigten Arbeitern und 110 Beamten, konnten 1116 Arbeiter und 94 Beamte organisiert werden.

Die schon bei der Industriegewerkschaft Öffentliche Betriebe und Verwaltung aufgetretene Abgrenzungsproblematik wurde auch auf einer Konferenz des II. Bezirks der Gewerkschaft Transport und Verkehr am 14. Februar 1946 diskutiert. Die anwesenden Vertreter der Eisenbahn und der Straßenbahn sprachen sich deutlich für ihre Zugehörigkeit zur Transport-Gewerkschaft aus. Als Gast dieser Veranstaltung war Heinrich Malina geladen. Er äußerte, daß die Abgrenzungstreitigkeiten hauptsächlich die rechtsrheinischen Gebiete der beiden Gewerkschaften betrafen. Auf der linken Rheinseite, so betonte Malina, bestünden keine Meinungsverschiedenheiten. Genau wie Wilhelm Pawlik und Fritz Horstmann aus Essen wandten sich die Delegierten an den Siebener-

Ausschuß, der den Konflikt friedlich beilegen sollte²¹⁾.

Die Bildung der ÖDTV

Der Siebener-Ausschuß befaßte sich umgehend mit dem Problem der Abgrenzungsschwierigkeiten. Er plädierte für die Zusammenlegung der beiden Gewerkschaften und beauftragte sein Ausschußmitglied Heinrich Malina, die Zusammenführung zu organisieren.

Unmittelbar nach dieser Entscheidung begannen die beiden Gewerkschaften mit den Verhandlungen. Am 22. März trafen im Gewerkschaftshaus in Krefeld Heinrich Malina und Franz Sinzig als Vertreter der beiden Gewerkschaften aus Krefeld mit Vertretern der Gewerkschaft Öffentliche Dienste und Verwaltung, Wilhelm Pawlik aus Essen sowie Michael Rott und Otto Rose aus Bonn, zusammen und beschlossen, die Gewerkschaften zusammenzulegen. Als Vorsitzenden schlug in dieser Sitzung Michael Rott den langjährigen Gewerkschafter aus Krefeld, Heinrich Malina, vor²²⁾. Dem Zusammenschluß mußten jedoch jeder betroffene Ortsverband, die Bezirksverbände und die Militärregierung zustimmen. Noch bevor die Verbandsvorstände beider Gewerkschaften am 18. April 1946 im Lokal Louven in Krefeld zu einer Sitzung zusammentrafen, signalisierte die britische Militärregierung ihr Einverständnis. Auch auf dieser Sitzung herrschte Einigkeit. Einstimmig beschlossen die Teilnehmer, die beiden Gewerkschaften zu verschmelzen. Ein Arbeitsausschuß mit den führenden Köpfen, Malina, Sinzig, Sander, Dienst, Pawlik, Horstmann, Rott und Rose, wurde mit der Organisation des Zusammenschlusses und den Verhandlungen mit der Militärregierung beauftragt²³⁾.

Die vier einzelnen Bezirke beschlossen noch im Juli 1946²⁴⁾ die Zusammenlegung der Gewerkschaften. Als dann auch die Zustimmung der einzelnen Ortsverwaltungen erfolgte, war der Grundstein für eine neue Gewerkschaft gelegt.

Die Gründungsversammlung zur neuen Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr ÖDTV fand vom 28. bis 30. Juli im Sporthaus der Deutschen Edelstahlwerke in Krefeld statt. Da eine große Anzahl von Delegierten nur schwer unterzubringen war, vertrat ein Delegierter 500 Organisationsmitglieder. Insgesamt reisten 223 Delegierte an, die mit den Ehrengästen – aus Krefeld folgten Oberbürgermeister Dr. Warsch und sein Stellvertreter Fritz Dollbach der Einleitung sowie Hans Böhm als Vertreter der Bezirksleitung Bielefeld und Hans Jahn als Beauftragter der Internationalen Transportarbeiter-Föderation – an der Neugründung teilnahmen. Den Auftakt bildete eine Festveranstaltung mit Musik und Gesang, künst-



Abb. 5. Heinrich Malina, 1. Vorsitzender des Allgemeinen Gewerkschaftsverbandes 1945, 1. Vorsitzender der ÖDTV für die Nordrhein-Provinz 1946 und für Nordrhein-Westfalen 1947, 1. Vorsitzender der ÖTV in der britischen Besatzungszone von September 1947 – Januar 1949

lerischen Vorträgen und einer Festrede. Am zweiten Tag standen die Erklärung der vier Verbände zum Zusammenschluß, die Beschlußfassung über die Anträge der vier Verbände, die Wahl des Vorstandes und die Festlegung des Sitzes der neuen Organisation auf der Tagesordnung²⁵⁾. Einstimmig fiel die Entscheidung für die Verschmelzung der Gewerkschaften zu einer großen Organisation aus. Zum 1. Vorsitzenden wählten die Delegierten Heinrich Malina (s. Abb.5), zum 2. Vorsitzenden Michael Rott (s. Abb.6), und Kassierer wurde Max Neumann (s. Abb.7). Als Sekretäre der Fachdezernate bestimmten sie Wilhelm Pawlik (Arbeiterdezernat), Fritz Horstmann (Angestelltendezernat) und Franz Sinzig (Beamtendezernat)²⁶⁾.

Der neu gegründete Verband erhielt den Namen Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr mit der damaligen Abkürzung ÖDTV (s. Abb.8). Seinen Sitz hatte er in Krefeld. „Die Gewerkschaft steht auf der Grundlage parteipolitischer und religiöser Neutralität und hat den Zweck, die sozialen und wirtschaftlichen Interessen seiner Mitglieder zu wahren und zu fördern.“ So formulierte der zweite Paragraph der Satzung die Aufgaben der Organisation. Die Mitglieder wurden in neun Fachabteilungen organisiert: a) Reichsbahn, b) Reichspost, c) kommunale Verwaltung, d) Finanz und Zoll, e) Reichs- und Länderverwaltung, f) Privat-



Abb. 6. Michael Rott, 2. Vorsitzender der ÖDTV (Nord-Rheinprovinz) 1946 bis 1947



Abb. 7. Max Neumann



Abb. 8. Das Signet der ÖDTV; 1946

Straßen- und Kleinbahnen, g) Binnenschifffahrt und Transport, h) sonstige Körperschaften des öffentlichen Rechts und i) Lehrer²⁷⁾.

Die Vereinigung in Krefeld bildete den Abschluß der Gewerkschaftsbildung innerhalb der Nord-Rheinprovinz. Nun mußten die Organisationen ihren Aufbau betreiben. Für die ÖDTV in Krefeld bedeutete dies den Aufbau in den Bezirken und in den Ortsverbänden. Neue Strukturen mußten ihr ein Gesicht geben und ihr ermöglichen, ihre Aufgaben wahrzunehmen. Die Nord-Rheinprovinz wurde in drei Bezirke unterteilt, in den Bezirk Krefeld mit Alex Maier als Leiter, den Bezirk Köln mit Otto Rose und den Bezirk Essen mit Otto Zauter²⁸⁾. Den Fachabteilungen wurden die zuständigen Sekretäre zugeteilt. Ihnen oblag der Aufbau der Abteilungen, die bis in die Ortsverwaltungen hinein eine Gliederung der Organisation darstellten. Neben der Zuständigkeit und Ausbildung des Personals stand die Ausstattung der Gewerkschaftsräume im Vordergrund. Büroräume mußten gefunden und angemietet, Schreibmaterial und Möbel beschafft werden. Die einzelnen Kassen der vier Organisationen mußten zusammengeführt und das Vermögen der neuen Gewerkschaft festgestellt werden. Die Gewerkschaft vertrat zu Beginn ihrer Tätigkeit im August schon 114 786 Mitglieder in der Nord-Rheinprovinz. Der Zusammenschluß bedeutete wohl innerhalb der Nord-Rheinprovinz einen Abschluß, jedoch nicht auf der späteren Landes- und Bundesebene. Dort betrieben die Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter schon jetzt einen regen Verhandlungsverkehr um die einzelnen Gewerkschaften zusammenzuführen.

Die Einbeziehung westfälischer Gewerkschaftsgruppen

Die Zusammenlegung der beiden Länder Nordrhein und Westfalen bedeutete auch für die Gewerkschaften in diesen Landesteilen das Ziel einer Vereinigung. Die Nord-Rheinprovinz wies neben der ÖDTV zahlreiche gut aufgebaute Organisationen auf, während sich in Westfalen verschiedene Gruppierungen gebildet hatten, die unabhängig voneinander in sechs Bezirken die Verkehrsbetriebe und den öffentlichen Dienst organisierten. Auf einem Verbandstag am 21. Dezember 1946 in Herne schlossen sich die Bezirke Bochum, Dortmund, Hagen, Gelsenkirchen, Münster und Bielefeld zusammen, um mit der ÖDTV in Verhandlungen über einen Zusammenschluß zu treten. Der entscheidende Schritt jedoch, eine Erklärung zum allgemein als notwendig angesehenen Zusammenschluß, erfolgte noch nicht. Grund für diese Zurückhaltung war zum einen der Eindruck eines „Einverleibens“, der bei den Gewerkschafterinnen und Gewerkschaftern in Westfalen entstanden war, und

der nicht offen ausgesprochene Wunsch einzelner Gewerkschafter, Hans Böhm aus Westfalen als Vorsitzenden und Erich Meyer als Sekretär für Rechts- und Sozialfragen zu etablieren²⁹⁾.

Das Gefühl der Westfälischen Gewerkschafter von der ÖDTV „einverleibt“ zu werden, basierte auf der großen Mitgliederzahl der ÖDTV der Nord-Rheinprovinz, die einen erdrückenden Eindruck vermittelte. Im November 1946 standen 119 439 Mitglieder der ÖDTV einer auf sechs Bezirke verteilten Mitgliederzahl von 63 182 Gewerkschafterinnen und Gewerkschaftern in Westfalen gegenüber. Der Bezirk Hagen stand mit 17 364 Mitgliedern (Öffentliche Verwaltung und Transport) an der Spitze, gefolgt vom Bezirk Bochum mit 14 164 Mitgliedern (8 346 öffentliche Verwaltung und 5 800 Verkehr). Der Bezirk Dortmund umfaßte 12 525 Mitglieder (3 400 öffentliche Verwaltung und 9 124 Verkehr) und der Bezirk Gelsenkirchen 7 779 Mitglieder (4 579 öffentliche Betriebe und 3 200 Verkehr). Die Bezirke Münster (3 500 Mitglieder der öffentlichen Betriebe, ohne Verkehr) und Minden-Lippe/Bielefeld (7 850 Mitglieder der öffentlichen Betriebe, ohne Transport) ermittelten nur zum Teil ihre Mitglieder³⁰⁾. Auch das dominante Auftreten der Gewerkschafter aus der Nord-Rheinprovinz bei den Verhandlungen und ihr Anspruch auf die Führung der gemeinsamen Gewerkschaft verschärfte den Eindruck, der nie ganz verschwand³¹⁾.

Auf einem Treffen am 9. Januar 1947, an dem Hans Böhm und der Eisenbahnergewerkschafter Hans Jahn (beide aus Bielefeld), Heinrich Malina, Michael Rott, Franz Sinzig, Max Neumann und Walter Benninghaus (alle Krefeld) teilnahmen, fiel der Entschluß zur Vereinigung. Hierbei plädierte man für die Beibehaltung der Organisationsform der Gewerkschaft ÖDTV der Rheinprovinz³²⁾. Sechs Tage später vereinbarten die Vertreter von Nordrhein und Westfalen die Grundlagen zur Vereinigung. Unter anderem sollte der geschäftsführende Vorstand um drei Vertreter aus Westfalen von sechs auf neun aufgestockt werden. Die Zahl der Beisitzer erhöhte sich auf 18 (12 Nordrhein, 6 Westfalen)³³⁾. Die scheinbare Übereinstimmung zwischen den Parteien trog. Noch am 25. Januar 1947 äußerte ein Vertreter der westfälischen Verbände, daß man gegebenenfalls warten müßte, „bis der Zusammenschluß der Gewerkschaften in der ganzen britischen Zone zustande käme“. Dies wurde seitens der Krefelder nicht in Betracht gezogen. Trotz dieser eher pessimistischen Äußerung des Vertreters aus Westfalen beschloß man, die zuvor verhandelten Vereinbarungen in Kraft zu setzen, sobald beide Vorstände in Nordrhein und Westfalen diese ratifiziert hätten³⁴⁾.

Eine abschließende Versammlung am 29. Januar 1947 in Herne bildete den formel-

len Akt der Vereinigung. In einer gemeinsam verfaßten Presseerklärung hielt man fest: „In der gemeinsamen Verhandlung zwischen den Vorständen der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr für Nordrhein und Westfalen wurde in Ausführung von Delegiertenbeschlüssen der Zusammenschluß dieser beiden Organisationen zu einer Gewerkschaft vollzogen. Die Gesamtorganisation umfaßt nach dieser Vereinigung über 230 000 Mitglieder, die sich aus Arbeitern, Angestellten und Beamten der öffentlichen Betriebe und Verwaltungen und des Verkehrs einschließlich der Reichsbahn und Reichspost zusammensetzen. Sie ist damit eine der stärksten und bedeutendsten Gewerkschaften der britischen Zone geworden. Sitz der neuen Verbandsleitung ist Krefeld“³⁵.

Die nun folgenden Monate wurden durch zahlreiche Unstimmigkeiten bestimmt. Wie bei der Vereinigung zur ÖDTV der Nord-Rheinprovinz in der 2. Hälfte 1946 mußte die Organisationsform nun auf die westfälischen Verbände übertragen werden. Hierbei tauchten immer wieder Meinungsverschiedenheiten auf. So sah Erich Meyer (Bochum) Krefeld nicht als den geeigneten Ort als Sitz für die Gewerkschaft an³⁶. Auf einer Sitzung am 3. Juni 1947 bemängelte Max Neumann die schlechte Organisation der westfälischen Verbände und das Fehlen von Sekretären³⁷.

Diese Querelen verhinderten jedoch nicht den nächsten Schritt. Die Gewerkschaft befand sich in einer fließenden Entwicklung, der Entwicklung einer demokratischen Macht, die im Begriff war, auf die britische Zone und das Gebiet des besetzten Deutschen Reiches überzugreifen. Richtig hielt Erich Meyer fest: „Rechtlich betrachtet stellt die Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr in Nordrhein-Westfalen zwar eine autonome Gewerkschaft dar, jedoch in der Tat nur de jure, während sie de facto eine Gliederung des größeren Verbandes ist, der sich demnächst über die britische Zone und dann über das ganze Reichsgebiet erstrecken wird“³⁸.

Die ÖTV der britischen Besatzungszone

Obwohl die Vereinigung der einzelnen Gewerkschaftsorganisationen, dem Wunsch der britischen Militärregierung entsprechend, von der Ortsverwaltung über Bezirke, Landesgrenze zum zonalen Zusammenschluß erfolgte, fanden die Verhandlungen zu den nächsten Schritten schon sehr frühzeitig statt. Bereits im März 1946 bildete sich am Rande der 1. Zonenkonferenz des DGB (BBZ) in Hannover (12. bis 14. März 1946) eine Arbeitsgemeinschaft, die den zonalen Zusammenschluß der zukünftigen Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und

Verkehr vorbereiten sollte. Der Vorstand dieser Arbeitsgemeinschaft konstituierte sich am 20. Mai 1946. Erster Vorsitzender wurde Hans Jahn (Beauftragter der Internationalen Transportarbeiter-Föderation), zweiter Vorsitzender Adolph Kummernuss (Gesamtverband der Verkehrs- und Gemeindearbeiter in Hamburg), zum Schriftführer bestimmte man Heinrich Malina. Später kam noch Karl Köster (Verband für Transport, Verkehr und öffentliche Betriebe in Bremen) hinzu³⁹. Auch hier trafen die Gewerkschafter auf ein schon bekanntes Problem: den uneinheitlich gestalteten Aufbau der Gewerkschaften in der britischen Zone. Auf der einen Seite standen die geschlossenen Vereinigungen aus Nordrhein-Westfalen, Hamburg und Bremen, die den Anspruch erhoben, sowohl den öffentlichen Dienst wie auch die Transportarbeiter zu vertreten, auf der anderen Seite die verschiedenen separat gegründeten Eisenbahnverbände. Die Arbeitsgemeinschaft vertrat insgesamt 347 262 Mitglieder. Hier von vertrat die ÖDTV mit 210 000 Organisierten die meisten Mitglieder. Der Gesamtverband Hamburg einschließlich Schleswig-Holstein verfügte über 65 380 Mitglieder, der Freie Eisenbahner-Verband Hamburg und Bezirk Hamburg 30 995 Mitglieder, die Wirtschaftsgruppe Reichsbahn Hannover 11 000 Mitglieder, der Gesamtverband Bremen 17 004 Mitglieder, der Verkehrsverbund Minden-Lippe 8 024 Mitglieder und der Freie Eisenbahner-Verband Osnabrück 4 859 Mitglieder⁴⁰.

Die hier angestrebte Organisationsform der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr, die vom DGB der britischen Zone propagiert wurde, war bisher in ihrer konsequenten Form nur in der Nord-Rheinprovinz umgesetzt und auf Westfalen übertragen worden. Nun galt es Organisationsgruppen zusammenzuführen, die in ihrer Form noch unterschiedlicher waren als in der Nord-Rheinprovinz und in Westfalen.

Die Problematik zeigte sich schon früh. Vertreter der Eisenbahner in Hamburg, Münster und Hannover lehnten eine frühe Zusammenlegung mit dem Bereich des öffentlichen Dienstes ab. Sie sprachen sich zunächst für die Gründung einer eigenen Verkehrsgewerkschaft aus. Auch Hans Jahn plädierte für eine vorläufige Trennung und schlug eine „Zweisäulen-Organisation“ vor. Diese sollte aus der Säule Verkehr und Transport und der Säule Öffentliche Verwaltung gebildet und durch einen Gesamtvorstand zusammengefaßt werden⁴¹.

Warum Hans Jahn für eine Trennung der beiden Gewerkschaften eintrat, ein Schritt der dem vom DGB (BBZ) angestrebten Zusammenschluß zuwiderlief, kann heute nicht mehr gesagt werden. Neben unbestreitbaren Unstimmigkeiten, die Jahn selbst Ende Januar 1947 bemängelt hatte, mag auch persönliche Profilsucht einzelner Gewerk-

schafter eine Rolle gespielt haben. Die Arbeitsgemeinschaft jedenfalls scheiterte in ihrem Vorhaben, die einzelnen Gruppen des Verkehrs und der öffentlichen Betriebe zusammenzuführen. Im Frühjahr 1947 trat die Gewerkschaft ÖDTV aus dieser Arbeitsgemeinschaft aus⁴².

Die Arbeitsgemeinschaft verlor mit dem Beschluß verschiedener einzelner ihr zugehöriger Verbände auf einer Vorstandskonferenz am 18. April 1947 in Bremen an Bedeutung⁴³. Überschattet wurde diese Vorstandskonferenz durch einen tragischen Unfall. Auf der Rückfahrt von Bremen verunglückten drei wichtige Gewerkschafter der ÖDTV, Michael Rott, Franz Sinzig und Walter Benninghaus, tödlich. In seiner Funktion als zweiter Vorsitzender hatte Michael Rott wesentlichen Anteil am Aufbau der Organisation. Franz Sinzig gehörte als Sekretär für Beamtenfragen ebenfalls dem Vorstand an und hatte die Gewerkschaftsbewegung seit Ende des Krieges in Krefeld mit aufgebaut. Mit dem Leiter der Fachabteilung Reichsbahn, Walter Benninghaus, verlor die Organisation ihre Bezugsperson in einem konfliktreichen Fachgebiet.

Der angestrebte Zusammenschluß, der vom 19. bis 21. August 1947 in Bielefeld stattfinden sollte, mußte wegen organisatorischer Probleme verschoben werden. Nachdem verschiedene Kommissionen im Vorfeld die Strukturen abgesteckt hatten, fand er vom 9. bis 12. September 1947 in Krefeld statt.

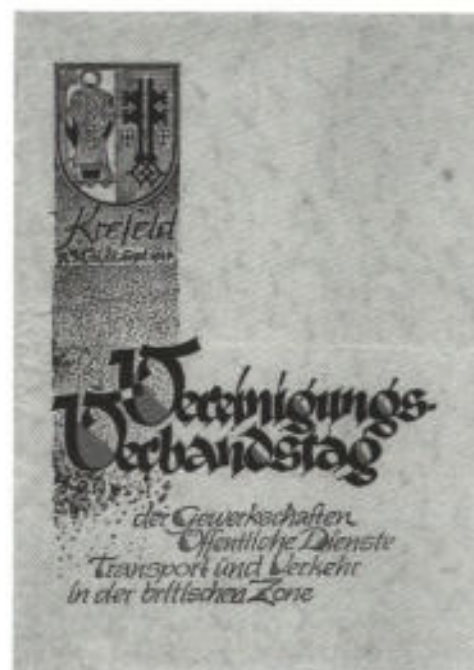


Abb. 9. Titelseite des Programmheftes zum Vereinigungs-Verbandstag

Auf diesem Vereinigungs-Verbandstag in Krefeld (s. Abb.9) trafen insgesamt fünf Gewerkschaften zusammen, die schon im voraus verschiedene notwendige Zusammenschlüsse und Umbenennungen vollzogen hatten und im großen und ganzen die Länder der britischen Besatzungszone abdeckten. Von 215 eingeladenen Delegierten kamen 213 Delegierte. Sie sollten für folgende Gewerkschaften die Fusion beschließen: Gewerkschaft ÖDTV Nordrhein-Westfalen (254 925 Mitglieder), Gesamtverband Hamburg (58 545), Verband für Transport und Verkehr und öffentliche Betriebe Bremen und Umgebung (25 358), Gesamtverband Bezirksverwaltung Nordwest (30 358) und Gewerkschaft Öffentliche Dienste Transport und Verkehr Hannover (60 351). Im Vorfeld hatte man sich auf einen Delegierten für 2 000 Mitglieder geeinigt⁴⁴). Hierdurch wies die Gewerkschaft ÖDTV aus Nordrhein-Westfalen eine Delegiertenzahl von 127 auf, während die anderen vier Gewerkschaften insgesamt 86 Delegierte entsandten – eine starke Übermacht, die schon beim Zusammenschluß der Nord-Rheinprovinz mit Westfalen eine Rolle spielte und für Zündstoff gesorgt hatte.

Zahlreiche Ehrengäste aus dem In- und Ausland konnten begrüßt werden: der Generalsekretär der IÖD, Bolle (London), der Vertreter der Exekutive der Beamteninternationale, Vylbrief (Niederlande), der Oberbürgermeister der Stadt Krefeld, Passen, der Bürgermeister Wiemes, der Vertreter des Ortsausschusses Krefeld des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Müller, der Vertreter des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Föcher (Düsseldorf), und die Vertreter der Organisation für den öffentlichen Dienst aus der sowjetischen Zone, Oltersdorf, Kirchhoff und Strauss. Hinzu kamen in den nächsten Tagen auch die Vertreter des schwedischen Transportarbeiterverbandes John Christensen und Eric Laarsen und der Vertreter der britischen Militärregierung Frank Kenny⁴⁵).

Nachdem der erste Tag mit einem Begrüßungsabend begonnen hatte, wurde der 10. September zum wichtigsten Tag des Geschehens, dem Tag, an dem der Beschluß zur Vereinigung fiel. Er wurde durch Begrüßungsreden und Vorträge über „Die Bedeutung der öffentlichen Wirtschaft im Rahmen der Gesamtwirtschaft“ und „Die Aufgabe der Betriebsräte“ sowie einer Erläuterung über die Gewerkschaftssituation durch Heinrich Malina eröffnet. Danach ging man zur Abstimmung über, die Adolph Kummernuss aus Hamburg leitete. Er führte die anwesenden Organisationen und ihre Mitglieder auf und fuhr fort: „Alle diese von mir genannten Organisationen haben in ihren Generalversammlungen eingehend Stellung genommen zu dem Zusammenschluß für die gesamte britische Zone. In allen diesen einzelnen Organisationen ist durch die Mitgliedschaft zum Ausdruck gebracht worden, daß

heute in Krefeld der Zusammenschluß vollzogen werden soll. ..., wenn wir jetzt in einer geschlossenen Einheit nicht nur für die von uns zu vertretenden Mitglieder, sondern darüber hinaus für alle Gewerkschaftsmitglieder in der britischen Zone, wie auch in ganz Deutschland demonstrieren, daß wir hier den Grundstein legen für den Aufbau der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr, den wir nach 12 Jahren Nationalsozialismus endlich durchführen wollen! Diejenigen Kolleginnen und Kollegen, die der Auffassung sind, daß wir in diesem Moment beschließen sollen, daß für die gesamte britische Zone die einheitliche Organisation geschaffen werden soll, bitte ich, sich von ihren Plätzen zu erheben. (alles erhebt sich spontan von den Sitzen.) – Ich danke den Kolleginnen und Kollegen. Ich stelle fest, daß nicht ein Delegierter sitzen geblieben ist“⁴⁶).

Die Vereinigung war vollzogen. Noch an diesem Tag begann der langwierige Prozeß der Satzungsberatung, der zwei volle Tage in Anspruch nahm. Die Satzung wurde im Vorfeld von einer Satzungskommission erarbeitet und nun vorgestellt. Die meisten der 47 Paragraphen konnten nach einigen Änderungen schnell verabschiedet werden. Neben den gravierenden Unstimmigkeiten bezüglich des Sitzes der Gewerkschaft und ihrer Vorstände stellte sich die Frage nach der Namengebung der Gewerkschaft als eher kleines Strohfeuer dar. Gefragt wurde, ob die neue Organisation nun Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr oder Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Verkehr und Transport heißen sollte. Diese relativ kleine Problematik wurde am folgenden Tag in einer Abstimmung geklärt. Die Dele-

gierten stimmten mehrheitlich für den in Nordrhein-Westfalen schon lange geführten Namen Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr.

Die anschließenden Diskussionen um Sitz und Vorstand wurden sehr emotional geführt und zeigten die tiefen Risse zwischen den Organisationen, die trotz aller Meinungsverschiedenheiten den Zusammenschluß herbeiführen wollten. Im ersten Paragraphen war der Sitz der Gewerkschaft offengelassen worden. Viele der Anwesenden sprachen sich gegen Krefeld als Sitz aus, da sich dieser Ort aus geographischer Sicht als ungünstig erwiesen hätte. Die Satzungskommission schlug als Sitz Bielefeld vor, aber auch Wuppertal (vorgeschlagen von Robert Daum, Wuppertal) und Essen (vorgeschlagen von Fritz Horstmann, Essen) standen zur Diskussion. Diese sehr konträr geführte Diskussion zeigte, was schon bei der Vereinigung der ÖDTV und der westfälischen Gewerkschaften offen zutage getreten war: die Angst der anderen Gewerkschaftsgruppen, von Nordrhein-Westfalen bevormundet und „erdrückt“ zu werden. Heinrich Malina äußerte in der Diskussion: „Auf Grund von Behauptungen und Annahmen wollt ihr einen Sitz nach irgendeinem Ort gelegt haben. Ich kann Euch versichern: Ihr seid nicht imstande, etwas Vollwertiges an diese Stelle zu setzen. Ich habe das Empfinden, daß in einer Organisation oder einer Organisationsgruppe Dinge diskutiert werden, von deren Grundlage wir heute noch keine Ahnung haben. Die Grundlagen von Nordrhein-Westfalen, und wenn wir diese Linie nicht einhalten, wenn Sie diese abbrechen, dann wird das ganze Haus zusammenbrechen“⁴⁷).



Abb. 10. Die Villa Vorsterstraße 41, ab 1946 Sitz der Hauptverwaltung der ÖDTV in Krefeld und der 1947 gegründeten Michael-Rott-Schule

Deutlich tritt hier ein Machtanspruch zutage, der durch eine straffe und gut organisierte Struktur in der ÖDTV begründet wurde. Jedoch sollte nicht vergessen werden, daß hinter dieser Struktur der DGB der britischen Besatzungszone stand, der in allen Bereichen des Gewerkschaftswesens diese Struktur durchsetzen ließ. Die hohe Mitgliederzahl (254 925), die die ÖDTV zum Zeitpunkt des Gewerkschaftstages vorweisen konnte, übertraf die gesamte Mitgliederzahl der anderen vier Gewerkschaften (174 612) bei weitem. Dies nahm mit gravierenden Auswirkungen Einfluß auf den Gewerkschaftstag, da die Zahl der Delegierten auf diesen Mitgliederzahlen basierte. Ein Kompromiß verschob das Problem. Die Düsseldorfer und Kölner Delegierten hatten schon vor dem Treffen den Aufschub dieser Frage vorgeschlagen. Beirat und Hauptvorstand sollten nach ihrer Konstitution einen geeigneten Ort unter verkehrstechnischen Gesichtspunkten suchen und passende Objekte mieten, damit der Sitz verlegt werden konnte. Dieser Antrag löste für kurze Zeit die Spannungen innerhalb der Delegiertenversammlung. Die Delegierten beschloßen, daß der zukünftige Vorstand und der Beirat bis zum 1. April 1948 den Sitz des Verbandes festlegen sollten⁴⁸⁾.

Die Spannungen traten am dritten Tag in ihrer massivsten Form zutage. Dieser Tag war nach der Rede des Vertreters der britischen Militärregierung, Frank Kenny, und dem Vortrag von Fritz Horstmann über die Betriebsräte vor allem der Wahl des Vorstandes vorbehalten. Um eine ausufernde Diskussion über die Vorstandsposten zu vermeiden, hatten die Gewerkschaftsgruppen im Vorfeld eine Kommission (acht Mitglieder aus Nordrhein-Westfalen und sechs aus Niedersachsen, Hamburg und Bremen) gegründet. Selbst diese Kommission konnte sich im Vorfeld nicht einigen. Zur Wahl standen für den 1. Vorsitzenden und zwei Stellvertreterposten die Gewerkschafter Heinrich Malina (Krefeld), Karl Gröbing (Düsseldorf) und Erich Raabe (Hannover). Die Kommission schlug vor, in der ersten Sitzung des neu gewählten Gesamtvorstandes den 1. Vorsitzenden und die Stellvertreter zu benennen. Max Neumann sollte zum Kassierer ernannt werden⁴⁹⁾.

Nach der Vorstellung dieser Kommissionsergebnisse meldete sich der Bielefelder Gewerkschafter Hans Böhm (s. Abb.11) zu Wort. „Ich erkenne die Arbeit, die der Kollege Malina bisher im Auftrage des Vorstandes von Nordrhein-Westfalen für den Verband und für diesen Verbandstag geleistet hat, in vollem Umfang und ohne Einschränkung an. Ich will aber zum Ausdruck bringen, daß den Aufgaben, die nunmehr dem Vorsitzenden gestellt sind, der Kollege Malina nicht gewachsen ist. ... Ich glaube aber, daß unsere Organisation nach außen hin einen Repräsentanten herausstellen muß, der die Mehr-



Abb. 11. Hans Böhm, Gewerkschafter aus Bielefeld, Mitglied im vorläufigen Zonenvorstand der Gewerkschaft der britischen Zone März 1946, Mitglied des sechsköpfigen Zonenvorstandes August 1946, Hauptamtlicher Beisitzer im Vorstand des DGB (BBZ) 1947

heit des Verbandstages hinter sich hat und für die kommenden Aufgaben die notwendige Garantie zu deren Durchführung übernimmt“. Böhm schlug für das Amt des Vorsitzenden Robert Daum vor⁵⁰⁾.

Nach dieser Wortmeldung traten zwischen den Delegierten die gravierenden Meinungsverschiedenheiten, die sich in der Person Heinrich Malinas manifestierten, offen zutage. Der Vorschlag der Vorstandskommission hatte seine Relevanz verloren. In den Diskussionsbeiträgen wurde immer wieder die große Leistung Heinrich Malinas, die er beim Wiederaufbau der Gewerkschaft geleistet hatte, hervorgehoben. Diese wurde nie infrage gestellt, jedoch bot zum einen der Führungsstil Malinas Anlaß zur Kritik, zum anderen wurde seine äußere Erscheinung bemängelt, da einige Delegierte Malina nicht als „salonfähig“ ansahen. Diejenigen, die sich für Heinrich Malina aussprachen, legten ihre Vorbehalte gegenüber Robert Daum dar. Sie erinnerten an die Absage Daums an die Gewerkschaft, als im Juli 1946 in Krefeld der Zusammenschluß erfolgte. Schon damals hatte man Daum gebeten, an die Spitze der neuen Bewegung zu treten. Dieser lehnte ab, da er eine politische Karriere als Oberbürgermeister in Wuppertal anstrebte und auch antrat⁵¹⁾.

Die Wahl Heinrich Malinas zum 1. Vorsitzenden, der sich mit 119 Stimmen gegenüber

Daum (93 Stimmen) durchsetzen konnte, beendete vorläufig den Zwist zwischen den Delegierten. Wer für oder gegen Malina votiert hatte, ist aufgrund der geheimen Abstimmung nicht zu ermitteln. Aber es wäre zu einfach, wenn man vermutet, daß Malina mit der Mehrheit der nordrhein-westfälischen Delegierten gewählt worden wäre. Verschiedene Äußerungen in der Diskussion deuten auf eine Ablehnung Malinas auch innerhalb der Reihen der westfälischen Teilnehmer. Böhm zum Beispiel, der die ganze Diskussion über Malina und Daum auslöste, gehörte der westfälischen Delegation an. Die Unstimmigkeiten zwischen Nordrhein und Westfalen wurden häufig angesprochen, sicherlich waren auch hier noch Ressentiments vorhanden. Andererseits müssen auch Delegierte aus den norddeutschen Gebieten für Malina gestimmt haben. Die Aussage von Kummernuss, er habe nicht für Malina gestimmt⁵²⁾, ist in diesem Fall nicht auf seine norddeutschen Kollegen zu übertragen. Sie stellt eine rein subjektive Meinung dar und kann nicht verallgemeinert werden. Daum scheint in den norddeutschen Bezirken weniger bekannt gewesen zu sein⁵³⁾, was für seine Wahl anscheinend hinderlich war.

Die Delegierten bestimmten Karl Gröbing (s. Abb.12) und Erich Raabe (s. Abb.13) zu Stellvertretern des Vorstandsvorsitzenden. Einstimmig wurde Max Neumann zum Kassierer gewählt. Insgesamt bestand der gewählte Hauptvorstand aus 36 Personen – 12 hauptamtlichen und 24 ehrenamtlichen.

Mit der Vereinigung der fünf verschiedenen Gewerkschaften in der britischen Zone stellte die Organisation „die größte und poli-



Abb. 12. Karl Gröbing



Abb. 13. Erich Raabe

tisch bedeutsamste Vorgängerorganisation der heutigen ÖTV⁵⁴⁾ dar. Die Resonanz auf dieses Ereignis, das zur „zahlenmäßig größten Gewerkschaft der britischen Zone“⁵⁵⁾ führte, war groß. Für das Rhein-Echo war der Verbandstag eine der „bedeutsamsten Nachkriegstagungen der Gewerkschaften“⁵⁶⁾.

Die ÖTV (BBZ) etabliert sich

Der Zusammenschluß der fünf ungleichen Organisationen in der britischen Besatzungszone führte zu einer einheitlichen Strukturierung und Gliederung der neuen Gewerkschaft nach dem Vorbild der ÖTV Nordrhein-Westfalen. Bis ins kleinste Detail hatte die Kommission den Aufbau festgelegt. Sie gliederte sich in Orts- oder Kreisverwaltung, Bezirksverwaltung, Hauptvorstand, Verbandsausschuß, Verbandsbeirat und Verbandstag⁵⁷⁾. In § 3 hieß es über die Mitgliedschaft: „Die Mitgliedschaft in der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr ist freiwillig. Mitglied kann jeder gegen Lohn oder Gehalt tätige Arbeitnehmer oder Lehrling beiderlei Geschlechts werden, der in den nachfolgenden Betrieben und Ämtern beschäftigt ist: Reichsbahn, ihre Be-

triebe und Verwaltungen; Reichspost, ihre Betriebe und Verwaltungen; Reichs- und Staatsbetriebe, Verwaltungen und Behörden; Gemeindebetriebe und Verwaltungen; Körperschaften des öffentlichen Rechts; Gesundheitswesen; Kraft-, Gas- und Wasserwerke; Hoch-, Straßen-, Klein- und Privatbahnen; Hafenbahnen und Hafenbetriebe und Verwaltungen; See- und Küstenschifffahrt einschl. Hochsee- und Küstenfischerei, Binnenschifffahrt und Wasserstraßen, Transport- und Kraftverkehrsbetriebe; Verwaltungs- und Hilfsbetriebe“⁵⁸⁾.

Um die Mitglieder straff zu organisieren wurden Fachdezernate, dem Beispiel der ÖTV Nordrhein-Westfalen folgend, sowie Arbeiter-, Angestellten- und Beamtensekretariate gebildet. Die Werbung der Arbeiter gestaltete sich weniger problematisch. Sie bildeten innerhalb der Gewerkschaft die größte Gruppe der Mitglieder. Schwieriger war die Werbung der Angestelltenbereiche. Die Gewerkschaften in Nordrhein-Westfalen hatten schon früh mit der Integration der Angestellten begonnen, in den anderen Regionen der britischen Zone hingegen hatte sich die Angestellten-Gewerkschaft (DAG) mit einer starken Werbung etablieren können. Ähnliche Probleme ergaben sich im Bereich der Beamten. Hier stellte der Beamten-Bund (DBB) eine Konkurrenzorganisation dar.

Abb. 14. Gliederung des Hauptvorstandes der ÖTV in der britischen Besatzungszone, 1. Januar 1948

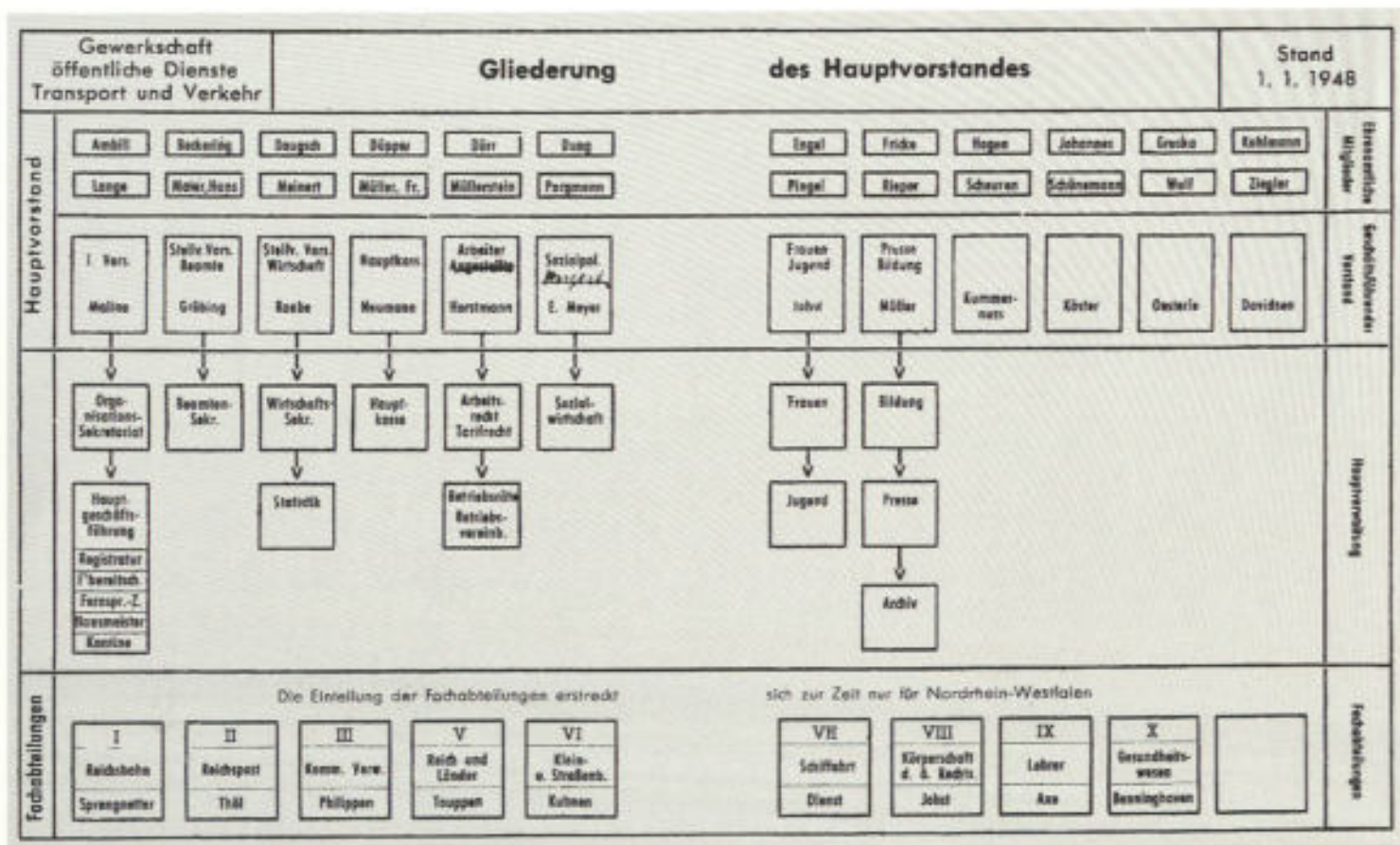




Abb. 15. Hanna Puneßen, Gewerkschaftsbeitritt mit 14 Jahren, ab November 1945 für den Allgemeinen Gewerkschaftsverband Krefeld tätig, ab 1946 Ausbildung zur Gewerkschaftssekretärin, seit 1. Juli 1947 Gewerkschaftssekretärin der ÖTV

Neben der Ausrichtung auf Arbeiter, Angestellte und Beamte wurden auch für die Frauen- und Jugendarbeit separate Dezernate eingerichtet. Waren vor 1933 hauptsächlich die männlichen Arbeitnehmer gut organisiert und in der Entstehungsphase der neuen Gewerkschaften nach dem Krieg sehr engagiert, galt es nun auch Arbeitnehmerinnen und Auszubildende für die Gewerkschaft zu gewinnen. Der Vereinigungsverbandstag in Krefeld zeigte bereits die Notwendigkeit, dieses Vorhaben zu realisieren. Von den dort Anwesenden waren nur 17 Delegierte zwischen 21 und 35 Jahr, unter 21 Jahren war kein Anwesender, während das Gros der Delegierten über 35 Jahre alt war (35 bis 50 Jahre: 94 Delegierte; 50 Jahre und älter: 97 Delegierte)⁶¹. Wieviele Frauen an dem Verbandstag teilnahmen, kann heute nicht mehr mit Bestimmtheit gesagt werden. Bekannt ist nur die Anwesenheit von Hanna Puneßen (s. Abb. 15), als Angehörige der Delegation aus Krefeld. Viele Gewerkschafterinnen können jedoch nicht anwesend gewesen sein, da der Vertreter der Gastdelegation aus der sowjetischen Zone, Oldersdorf, in seiner Begrüßungsrede den geringen Anteil der Frauen bemängelte⁶². Auch das Vorhaben der Gewerkschaft, eine Frau in den Vorstand zu wählen, wurde nicht durchge-

führt⁶¹. Die Schulung der Frauen und die Verstärkung der Jugendarbeit sollten in Zukunft diesen Mißstand beheben.

Überschattet war das Aufbaujahr 1948 durch den Kampf um die Mitarbeiter der Reichsbahn und Reichspost. Während in Nordrhein-Westfalen die Mitarbeiter dieser beiden Bereiche aufgrund der Gestaltungsvorgaben des DGB (BBZ) in der ÖDTV inte-

griert waren, hatten sich in den anderen Ländern der britischen Zone vor allem im Bereich der Reichsbahn eigene Gewerkschaften organisiert. Nachdem Hans Jahn, als Leiter der Arbeitsgemeinschaft Verkehr und Öffentliche Dienste, im September 1947 keinen Einfluß auf die Gründung der Gewerkschaft ÖTV (BBZ) mehr besaß, propagierte er verstärkt eine selbständige Eisenbahngewerkschaft und erhielt die

Eisenbahner

Achtung!

Die Ereignisse, die sich in den letzten Tagen in Eurem Betrieb abgespielt haben, sind dazu angetan, daß die Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr dazu Stellung nimmt.

Kollegen, Ihr werdet in den kommenden Tagen und Wochen von uns über die Vorgänge aufgeklärt werden, in welcher Form die organisatorischen Verhandlungen von uns durchgeführt worden sind.

Wir erklären aber jetzt schon ausdrücklich, daß wir nicht gewillt sind, nach den Vorkommnissen der letzten Tage (Demonstration der gesamten Arbeitnehmerschaft) noch weitere Verhandlungen mit der GED zu führen, da uns grundsätzliche Anschauungen trennen.

Wir werden uns erlauben, die Kollegen Eisenbahner über die Gegensätze zwischen der GED und uns restlos aufzuklären.

Wir rufen unsere Kollegen Eisenbahner im Lande auf, der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr die Treue zu halten.

Kollegen verlangt Eure Euch vorenthaltenen Mitgliedsbücherei!

**Gewerkschaft Öffentliche Dienste,
Transport und Verkehr
Hauptverwaltung.**

Fritz Schmitz, Krefeld, Föttingsweg 17. 8626

Abb. 16. Plakat

Unterstützung aller autonomen Eisenbahnergewerkschaften der britischen Zone sowie der amerikanischen Zone. Die Auseinandersetzung um die Mitglieder der Reichsbahn wurde von seiten der ÖTV und der Befürworter einer eigenständigen Eisenbahnergewerkschaft mit allen Mitteln ausgetragen, was eine Vermittlung des DGB (BBZ) erforderlich machte. Der DGB (BBZ) mußte den Entwicklungen der Nachkriegsjahre in den anderen Besatzungszonen Rechnung tragen. In der französischen und amerikanischen Zone erfolgte der Aufbau nach den

Anweisungen der jeweiligen Besatzer. Eine zentrale Organisationsentwicklung, wie die des DGB (BBZ) und seiner Industriegewerkschaften, stand einer konträr gelagerten Gewerkschaftskonzeption gegenüber. Dies zeigte sich vor allem bei den eigenständigen Eisenbahner-Gewerkschaften der amerikanischen Zone. Wollte der DGB (BBZ) seine Struktur in der amerikanischen Zone erfolgreich vertreten, mußte er auf die dortige Situation Rücksicht nehmen. Auf einem Bundeskongreß am 18. Juni 1948 in Recklinghausen beschloß der DGB (BBZ), dem

Einigungswillen der Eisenbahner-Gewerkschaften der britischen und amerikanischen Zone nicht entgegenzuwirken, sondern den Einigungswillen zu begrüßen⁶²⁾. Faktisch bedeutete dies die Ausgliederung der Eisenbahner aus der ÖTV (BBZ). Der Forderung von Hans Jahn, auch die Mitglieder der Privat-, Klein- und Nebenbahnen der Eisenbahnergewerkschaft zuzuordnen, wurde nicht nachgegeben. Erst Anfang 1949 klärten sich die Fronten. Die in der ÖTV (BBZ) organisierten Eisenbahner wurden in die autonome Eisenbahner-Gewerkschaft überführt.

Ebenso erfolgte am 1. Februar 1949 die Ausgliederung der Mitglieder der Reichspost⁶³⁾. Auch hier hatten separatistische Bestrebungen, basierend auf der andersartig gestalteten Gewerkschafts-Landschaft in der amerikanischen und französischen Zone, 1948 zu diesem Resultat geführt. Bis zu ihrer endgültigen Gestalt mußte die ÖTV (BBZ) noch weitere Mitgliedergruppen an andere Industrie- und Gewerkschaften des DGB (BBZ), beispielsweise an die Handel, Banken und Versicherungen (HBV BBZ), abgeben. Trotz dieser „Verluste“ entwickelte sich die ÖTV (BBZ) zur zweitgrößten Organisation innerhalb des DGB (BBZ). Wie dieser strebte die ÖTV (BBZ) die Vereinigung mit den Gewerkschaften der amerikanischen und französischen Zone an.

Die ÖTV in Deutschland

Der Zusammenschluß der Gewerkschaftsgruppen der britischen, amerikanischen und französischen Zone, die den Verkehr und die öffentlich Bediensteten umfaßten, stellte eine noch größere Herausforderung dar, denn nun mußten Gewerkschaften zusammengeführt werden, die in ihrem Aufbau, in ihrer Gestaltung und ihrer Form durch die Vorgaben von drei verschiedenen Besatzungsmächten gestaltet worden waren. Während in der britischen Zone innerhalb von zwei Jahren mit der Unterstützung der Briten Gewerkschaften auf Zonenebene entstanden, bildeten sich in den Ländern Süddeutschlands erst nach langer Verzögerung durch die französischen und amerikanischen Besatzungsmächte einzelne Organisationen auf Landesebene. In Hessen konnten lokale Verbände 1946 ihren Zusammenschluß zur Gewerkschaft Öffentliche Betriebe und Verwaltung erwirken. In Bayern bildeten sich verschiedene Gewerkschaften, unter ihnen der Gesamtverband für Post, Handel und Verkehr in Würzburg, die Gewerkschaft der Arbeitnehmer im Transport-, Handels-, Bank- und Versicherungsgewerbe in Hof und die Gewerkschaft für geistig und kulturell Schaffende, Beamte, Verwaltung, öffentliche Betriebe, Handel und Verkehr in München. Die Länder Württemberg und Baden hatten es besonders schwer. Beide besaßen Lan-

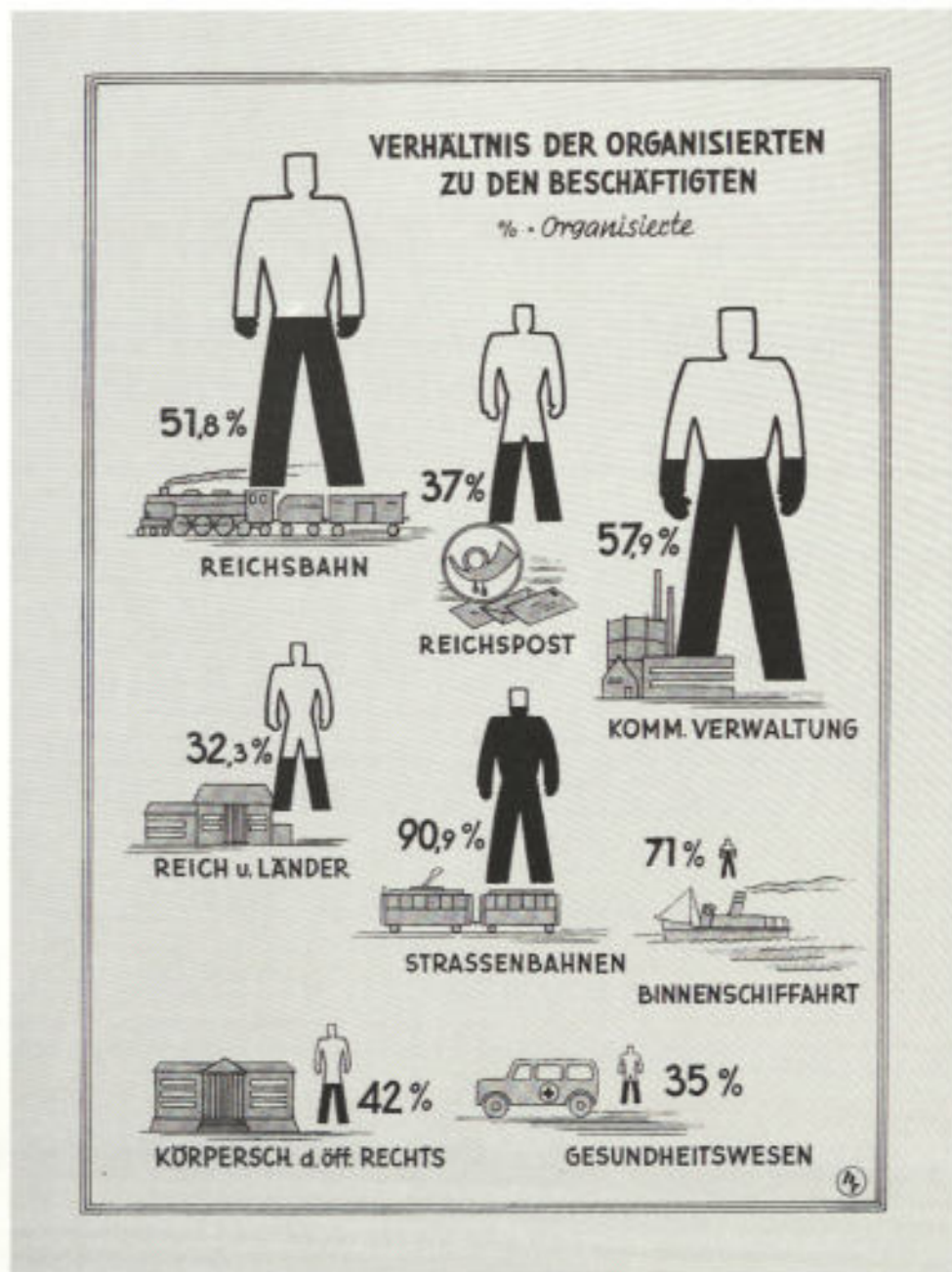


Abb. 17. Schaubild aus der 1949 erschienenen Broschüre „Aufbau und Gliederung der ÖTV (BBZ)“



Abb. 18. Georg Huber, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Gewerkschaften des öffentlichen Dienstes, die ihren Sitz in Stuttgart hatte

desteile, die einerseits der französischen, andererseits der amerikanischen Besatzungszone angehörten, so daß eine Gewerkschaftsarbeit auf Länderebene nicht möglich war⁶⁴.

Bereits seit 1946 bemühten sich die Gewerkschafter der einzelnen Zonen, Kontakte aufzunehmen und die Gewerkschaftsvereinigung zwischen den Zonen voranzutreiben. Aber erst ein Treffen am 26./27. April 1947 in Oberursel bei Frankfurt a. M. erbrachte einen Fortschritt. Die Anwesenden gründeten die Arbeitsgemeinschaft der Gewerkschaften des Öffentlichen Dienstes, deren Sitz in Stuttgart lag und deren Vorsitzender Georg Huber aus Stuttgart (s. Abb. 18) wurde⁶⁵. Bis zum November wurde diese Arbeitsgemeinschaft auf den Transport und Verkehr ausgeweitet. Auf einer Sitzung am 25./26. November 1947 in Stuttgart beschlossen die Anwesenden den Zusammenschluß auf einer föderativen Grundlage innerhalb einer Bizone, da die Franzosen den Ländern ihrer Besatzungszone den Beitritt zu einer überregionalen Gewerkschaft verwehrten⁶⁶. Entscheidende Schritte wurden im Juli 1948 in Heidelberg getan, als der Zusammenschluß zwischen britischer und amerikanischer Zone beschlossen wurde. Bis dahin mußten jedoch noch viele Meinungsverschiedenheiten gelöst werden. Die Gewerkschafter aus Bayern bestanden beispielsweise auf einem föderativen Zusammenschluß und der Beibehaltung der Finanzhoheit der Länder⁶⁷, während die Gewerkschafter aus der britischen Zone für einen Hauptvorstand plädierten, der die Finanzhoheit besitzen sollte⁶⁸. Auch der Sitz der Gewerkschaft wurde zum

Gegenstand scharfer Diskussionen. Zur Wahl standen Frankfurt a. M., Heidelberg, Stuttgart und, auf Drängen der Norddeutschen (sprich: der Länder aus der britischen Zone), auch Köln. Ein weiterer Diskussionspunkt war die Delegiertenzahl am Vereinigungsverbandstag. Die Kommission zur Vorbereitung dieses Tages schlug 150 Delegierte für die britische Besatzungszone und 150 Delegierte für die amerikanische und französische Zone vor. In den Diskussionen, die innerhalb der einzelnen Verbände geführt wurden, wurde die gleiche Problematik wie die bei der Vereinigung der Gewerkschaften in der britischen Zone deutlich. Auch hier die süddeutschen Länder, die durch einzelne Gewerkschaften ein ländlich strukturiertes Gebiet Deutschlands vertraten, Angst, durch den mitgliederstarken und massiven Gewerkschaftsblock aus der britischen Zone, der die Industriezonen Deutschlands vertrat, bevormundet zu werden. Um diesem Gefühl entgegenzuwirken, verzichtete die Gewerkschaft aus der britischen Zone darauf, die Delegierten anhand der Mitgliederzahl der Gewerkschaften zu bestimmen. Deutlich hatten sie noch den Verbandstag in Krefeld – einige sprachen von einem Kampfverbandstag⁶⁹ – vor Augen, der ein Mißtrauen zutage gefördert hatte, das lange Zeit nicht ausgeräumt werden konnte⁷⁰.

Auf einer Beiratssitzung der ÖTV (BBZ) am 17./18. November 1948 in Köln berieten der Vorstand und der Beirat über den angestrebten Zusammenschluß. Deutlich trat auch jetzt das Mißtrauen innerhalb der Gewerkschaft zutage. Ein Gerücht, daß die Hamburger Kollegen schon eine Liste der Vorstandsmitglieder aufgestellt hätten, erweckte den Zorn einiger Mitglieder. Gleichzeitig fürchteten einige Anwesende die Ambitionen Heinrich Malinas, doch noch Anspruch auf den Sitz des 1. Vorsitzenden zu erheben. Dieser Befürchtung hielt Malina entgegen: „Ich persönlich habe die Erklärung abzugeben, daß ich nicht die Absicht habe, wieder als 1. Vorsitzender zu kandidieren. Meine persönlichen Verhältnisse liegen so, daß ich von Krefeld nicht zu verziehen wünsche“⁷¹.

Der Verzicht Heinrich Malinas machte den Weg für Adolph Kummernuss (s. Abb. 19) frei. Bereits am 19./20. Januar 1949 klärte der Organisationsausschuß der Arbeitsgemeinschaft die Besetzung des Vorstandes. Zum 1. Vorsitzenden schlug man Adolph Kummernuss (Hamburg) vor, 2. Vorsitzender sollte Georg Huber (Stuttgart) werden, während der 3. Vorsitzende noch nicht bestimmt wurde. Für den Posten des Hauptkassierers schlug man Max Neumann (Krefeld) vor, als Vorstandssekretäre Karl Müller (Krefeld), Karl Oesterle (Hamburg), Franz Deischl (München), Friedrich Müllé (Kassel), Emil Fritz (Stuttgart), Oskar George (Hamburg) und Ingeborg Tönnesen (Hamburg). Ein Platz für ein Mitglied der französischen



Abb. 19. Adolph Kummernuss, Gewerkschafter aus Hamburg, vorgeschlagen zum 1. Vorsitzenden der vereinigten Gewerkschaften des öffentlichen Dienstes, Transports und Verkehrs

Zone wurde freigelassen. Der Vorschlag aus München, auch den Bereich des privaten Handels mit in die Gewerkschaft zu integrieren und den Gewerkschaftsnamen um die Bezeichnung „Handel“ zu erweitern, fand im Organisationsausschuß keine Zustimmung⁷². Schon jetzt bestanden Interessenskonflikte mit der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen der britischen Zone, die aber im Verlauf des Jahres 1949 ausgeräumt werden konnten.

Vom 28. bis 30. Januar 1949 fand der Vereinigungsverbandstag zur Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr (ÖTV) in Stuttgart statt. Es schlossen sich zusammen: Gewerkschaft öffentliche Betriebe und Verwaltung, Bayern (110 000 Mitglieder), Gewerkschaft öffentliche Verwaltung und Betriebe, Hessen (65 000 Mitglieder), der Gesamtverband des Personals öffentlicher Dienste und des Verkehrs, Württemberg-Baden (73 000 Mitglieder aus der amerikanischen Zone) und die Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr, britische Zone (400 000 Mitglieder)⁷³. Am 7. Mai endlich erhielt die Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr der französischen Besatzungszone die Genehmigung der französischen Besatzungsmacht zum Beitritt zur ÖTV. Ein Jahr später konnten Vertreter des Gesamtverbandes aus Berlin in die Gewerkschaft integriert werden, und die Gewerkschaften des öffentlichen Dienstes und des Transports und Verkehrs des Saarlandes kamen 1956 hinzu⁷⁴. Erst

nach dem Ende der friedlichen Revolution in der DDR konnte die ÖTV ihre Aktivitäten auch auf die ehemalige sowjetische Zone ausdehnen und das Versprechen von Georg Huber vom Vereinigungsverbandstag 1949 einlösen, „daß, sobald die Möglichkeit gegeben ist, wir sofort gewillt sind, uns auch mit ihnen zu vereinigen, um dann gemeinsam eine noch stärkere und mächtigere Organisation darzustellen“⁷⁵⁾. 1990 war die Vereinigung der ÖTV in Deutschland abgeschlossen.

Die Gewerkschaftsorganisation veränderte sich jedoch weiterhin. In den letzten Jahren

schlossen sich verschiedene Kreisverwaltungen zusammen, unter anderen die Kreisverwaltungen Moers und Krefeld. Der Mitgliederschwund innerhalb der Gewerkschaften, von dem auch die ÖTV nicht verschont blieb, machte dies notwendig. Eine weitere wichtige Fusion schloß sich an. Nach 11 Jahren vereinigten sich im Jahre 2001 fünf Gewerkschaften – die ÖTV, die HBV (Handel, Banken und Versicherung), die DPG (Deutsche Postgewerkschaft), die IG Medien und die DAG (Deutsche Angestellten-Gewerkschaft) – zur weltweit größten Dienstleistungsgewerkschaft ver.di. Auch hier war ein Grund die wirtschaftliche Lage der Gewerk-

schaften, die durch den Mitgliederschwund nach neuen Wegen suchen mußten. Der zweite wichtige Grund lag in der gegenseitigen Konkurrenz innerhalb eines Betriebes. Das Prinzip „ein Betrieb, eine Gewerkschaft“ funktionierte nicht mehr. Die hier notwendig gewordene Fusion zeigt auf, daß die Visionen der Nachkriegsgewerkschafter zukunftsweisend waren. Sie spiegelt die Vorstellungen vieler früher Gewerkschaften, vor allem der Gewerkschafter um Heinrich Malina in Krefeld, wider, möglichst viele Mitgliedergruppen zu vertreten, um so eine leistungsstarke und erfolgreiche Gewerkschaft zu werden.

Anmerkungen

¹⁾ Über die Anfänge des Allgemeinen Gewerkschaftsverbandes siehe die Akten des Stadtarchivs Krefeld, Akte 20/741 und 20/742.

²⁾ Aufruf von Wilhelm Böttcher; Stadtarchiv Krefeld, Akte 20/742.

³⁾ Brief der Militärregierung an den Bürgermeister von Krefeld, 28. Mai 1945; Stadtarchiv Krefeld, Akte 20/741.

⁴⁾ Brief von Bürgermeister Steples an die Militärregierung vom 18. Juni 1945; Stadtarchiv Krefeld, Akte 20/742.

⁵⁾ Monatsbericht Allgemeiner Gewerkschaftsverband Krefeld, Richard Brutschneider, 10. Juni 1945; Stadtarchiv Krefeld, Akte 20/742.

⁶⁾ Brief der Militärregierung an den Oberbürgermeister von Krefeld vom 20. Juni 1945; Stadtarchiv Krefeld, Akte 20/741.

⁷⁾ Die Bildung von Gewerkschaften, Ankündigung der Militärregierung über das Verfahren, Neue Rheinische Zeitung, 15. September 1945, Nr. 18.

⁸⁾ Bericht an die Militärregierung über die Gründungsversammlung des Allgemeinen Gewerkschaftsverbandes, Bezirk Krefeld; Stadtarchiv Krefeld, Akte 20/742; Neue Rheinische Zeitung, 18. August 1945, Nr. 8.

⁹⁾ Über 10 000 Mitglieder, Neue Rhein-Zeitung, 19. September 1945, Nr. 17.

¹⁰⁾ Bezirk Krefeld an der Spitze, Tätigkeitsbericht des Gewerkschaftsverbandes, Neue Rheinische Zeitung, 12. Januar 1946, Nr. 49.

¹¹⁾ Mielke, Siegfried, Die Neuordnung der Gewerkschaften in den westlichen Besatzungszonen 1945 bis 1949, in: Hemmer, Hans-Otto, Schmitz, Kurt Thomas (Hrsg.), Geschichte der Gewerkschaften in der Bundesrepublik Deutschland. Von den Anfängen bis heute, Köln 1990, 27.

¹²⁾ Bericht zur gewerkschaftlichen Lage in der Nord-Rheinprovinz von Michael Rott, 8. August 1946; Archiv für Christlich-Demokratische Politik, Bestand Rott I – 101, 002/10 (im weiteren zitiert als Konrad-Adenauer-Stiftung).

¹³⁾ Der Siebener-Ausschuß wurde im November 1945 gegründet. Mit der Genehmigung der britischen Militärregierung konnten sich sieben führende Gewerkschaftsmitglieder, unter anderen Heinrich Malina und Michael Rott, für einen koordinierten Aufbau der Gewerkschaften treffen.

¹⁴⁾ Weber, Hermann, Mielke, Siegfried (Hrsg.), Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, Bd. 6. Organisatorischer Aufbau der Gewerkschaften 1945 – 1949, Köln 1987, 258 – 264.

¹⁵⁾ Gewerkschaften offiziell zugelassen, Neue Rhein-Zeitung, 9. Februar 1946, Nr. 57; Archiv des Deutschen Gewerkschaftsbundes im Archiv für soziale Demokratie, Bestand 11: DGB – Britische Besatzungszone 1945 – 1949, Film Nr. 94/6 (im weiteren zitiert als Friedrich-Ebert-Stiftung).

¹⁶⁾ Gewerkschaftsaufbau von unten, Freiheit, 5. März 1946, Nr. 2.

¹⁷⁾ Neuaufbau der Gewerkschaften. Delegiertenversammlung in Krefeld, Rheinische Post, 20. März 1946, Nr. 6; Bezirksversammlung der Gewerkschaften, Freiheit, 12. März 1946, Nr. 4.

¹⁸⁾ Neuaufbau der Gewerkschaften. Delegiertenversammlung in Krefeld, Rheinische Post, 20. März 1946, Nr. 6.

¹⁹⁾ Brief von Pawlik und Horstmann an den Siebener-Ausschuß, z. Hd. Herrn Hans Böckler in Köln vom 28. Januar 1946; Friedrich-Ebert-Stiftung, Bestand 11: DGB – Britische Besatzungszone 1945 – 49, Film Nr. 77/16; Brief von Franz Sinzig an Michael Rott vom 20. Januar 1946; Konrad-Adenauer-Stiftung.

²⁰⁾ Kleine Nachrichten, Rheinische Post, 30. März 1946, Nr. 9; Gewerkschaft „Transport und Verkehr“. Wahl des Vorstandes, Rhein-Echo, 30. März 1946, Nr. 7; Gewerkschaft Transport und Verkehr, Freiheit, 29. März 1946, Nr. 9.

²¹⁾ Bericht über die Gruppe Transport und Verkehr vom 14. Februar 1946; Archiv für soziale Demokratie, Bestand ITF, IV, 4, Mappe 78.

²²⁾ Bericht über die am 22. März 1946 im Gewerkschaftshaus zu Krefeld stattgefundene Besprechung zwecks Zusammenlegung der beiden Gewerkschaften „Transport und Verkehr“ und „Öffentliche Betriebe und Verwaltungen“, verfaßt von Malina und Sinzig; Konrad-Adenauer-Stiftung.

²³⁾ Bericht über die am 18. April 1946 im Lokal Louven, Krefeld, stattgefundene Konferenz der vier Verbandsvorstände der Gewerkschaften „Transport und Verkehr“ und der Gewerkschaften „Öffentliche Betriebe und Verwaltungen“; Konrad-Adenauer-Stiftung.

²⁴⁾ Gewerkschaft Transport und Verkehr Bezirk I auf seiner Versammlung am 14./15. Juli, der Bezirk II am 11. Juli, die Gewerkschaft Öffentliche Betriebe und Verwaltungen Bezirk I am 22. Juli und der Bezirk II am 21./22. Juli

²⁵⁾ Programm und Tagesordnung für die am 28., 29. und 30. Juli 1946 im Sportheim der Deutschen Edelstahlwerke stattgefundene gemeinsame Generalversammlung; Konrad-Adenauer-Stiftung.

²⁶⁾ Gewerkschaftlicher Zusammenschluß. Eine bemerkenswerte Tagung in Krefeld, Rheinische Post, 3. August 1946, Nr. 45; Gewerkschaften tagten. Zusammenlegung von Verbänden und Bezirken, Rhein-Ruhr-Zeitung, 9. August 1946, Nr. 28; Zusammenschluß westdeutscher Gewerkschaften, Volksstimme, 8. August 1946; Gewerkschaftsvertreter aller Zonen tagten, Freiheit, 2. August 1946, Nr. 45.

²⁷⁾ Satzung der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr, Sitz Krefeld, Konrad-Adenauer-Stiftung.

²⁸⁾ Bericht über die Sitzung des Hauptvorstandes in Königswinter am 3. September 1946; Archiv der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr, Ordner Protokolle der britischen Zone 1945 – 1949 (im weiteren zitiert als ÖTV, Stuttgart).

²⁹⁾ 1. Verbandstag für Westfalen am 21. Dezember 1946 in Herne, Brief aus Wattenscheid, Schreiber unbekannt, vom 22. Dezember 1946; Konrad-Adenauer-Stiftung; die Einwände, die gegen Heinrich Malina erhoben werden, stammen aus einem Zusatz zu diesem Bericht, der speziell an Michael Rott adressiert war. Es ist daher nicht sicher, ob der übrige Vorstand dieses Ansinnen überhaupt kannte, da in keinem der vorhandenen Berichte der Vorstandssitzungen darauf eingegangen wird.

³⁰⁾ Organisation der Gewerkschaft „Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr“. Übersicht und Vorschlag von Erich Meyer, 18. Februar 1947; Konrad-Adenauer-Stiftung.

³¹⁾ Michael Rott berichtete auf einer Sitzung des erweiterten Vorstandes der ÖOTV am 6. Januar 1947 über die Verhandlungen mit Westfalen. In einem Gespräch mit Hans Böhm hatte er diesem erklärt: „Wie wir uns Ihren Einbau in die Organisation denken“. Zu der Frage bezüglich der Vorstandsposten erläuterte Heinrich Malina gegenüber Böhm, „daß kein Kollege des Vorstandes in Bezug auf Posten zur Debatte stehen darf“. Malina berief sich in der Sitzung auf die Aussage von Hans Böhm, „daß wir in der kommenden Zeit der Halt der Organisation seien, und wenn etwas geschehen müßte, es nur mit uns und durch uns geschehen könne“. Protokoll über die Sitzung des erweiterten Vorstandes in Duisburg im Duisburgerhof, 6. Januar 1947; ÖTV, Stuttgart.

³²⁾ Protokoll der am 9. Januar 1947 in Krefeld stattgefundenen Besprechung zwischen den Beauftragten der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr Westfalen und der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr Nordrhein; ÖTV, Stuttgart.

33) Niederschrift über die Besprechung zwischen Kollegen der Hauptverwaltung Nord-Rheinprovinz und dem Vorstand von Westfalen am 15. Januar 1947; ÖTV, Stuttgart.

34) Protokoll über die am Samstag, dem 25. Januar 1947, stattgefundenen Vorstandssitzung des „Rheindampfer Mainz“ bei Düsseldorf; ÖTV, Stuttgart.

35) Ebenda.

36) Organisation der Gewerkschaft „Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr“. Übersicht und Vorschlag von Erich Meyer, 18. Februar 1947; Konrad-Adenauer-Stiftung.

37) Niederschrift über die Sitzung des geschäftsführenden Vorstandes am 3. Juni 1947; ÖTV, Stuttgart.

38) Organisation der Gewerkschaft „Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr“. Übersicht und Vorschlag von Erich Meyer, 18. Februar 1947; Konrad-Adenauer-Stiftung.

39) Siehe hierzu die Ausführung in Zimmermann, Rüdiger, 100 Jahre ÖTV. Biographien, Frankfurt am Main 1996; Adolph Kummernuss, Heinrich Malina; ein Artikel im Rhein-Echo gibt den 17. Mai als Treffen des Vorstandes an. Krefelder Stadtnachrichten, Arbeitsgemeinschaft Verkehr, Rhein-Echo 8. Juni 1946, Nr. 27.

40) Hans Jahn, Arbeitsgemeinschaft Verkehr und öffentliche Betriebe, Bielefeld, zur Frage des Zusammenschlusses der Gewerkschaften der öffentlichen Betriebe und Verwaltungen und der Gewerkschaften für den Transport- und Verkehrssektor, in: Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, Hermann Weber, Siegfried Mieke (Hrsg.), Bd. 6, Organisatorischer Aufbau der Gewerkschaften 1945 – 1949, Köln 1987, Dokument 365, 1102.1110.

41) Ebenda.

42) Protokoll über die Sitzung des geschäftsführenden Vorstandes mit den Fachabteilungsleitern; ÖTV, Stuttgart.

43) Es waren die folgenden Verbände: ÖD-TV Nordrhein-Westfalen (238 000 Mitglieder), der Gesamtverband Hamburg und Schleswig-Holstein (77 999 Mitglieder), die Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr Bremen einschließlich Eisenbahner (18 376 Mitglieder), die Wirtschaftsgruppe Öffentliche Betriebe und Verwaltungen Osnabrück (4 700 Mitglieder), die Wirtschaftsgruppe Öffentliche Betriebe und Verwaltung Hannover (2 800 Mitglieder), die Gewerkschaft Öffentliche Betriebe, Verkehr und Transport Lübeck (9 200 Mitglieder) und die Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Verkehr und Transport Oldenburg/Ostfriesland (8 300 Mitglieder). Entschließung der Vorstände-Konferenz am 18. April 1947; Friedrich-Ebert-Stiftung, Bestand 11; DGB – Britische Besatzungszone 1945 – 1949, Film Nr. 77/16; Beschlüsse des geschäftsführenden Vorstandes vom 14. April 1947; ÖTV, Stuttgart.

44) Alle Details zu diesem Tag entstammen dem: Wortprotokoll zum Verbandstag, ÖTV, Stuttgart, und aus: „Auszug über die Niederschrift des Vereinigungsverbandstages der Gewerkschaften Öffentliche Dienste,

Transport und Verkehr in der britischen Zone am 10. – 12. September in Krefeld“; Friedrich-Ebert-Stiftung, Bestand 11; DGB – Britische Besatzungszone 1945 – 1949, Film Nr. 77/16.

Alle weiteren Angaben, die nicht aus diesen Protokollen entstammen, werden separat als Fußnote aufgeführt.

45) Auszug über die Niederschrift des Vereinigungsverbandstages der Gewerkschaften Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr in der Britischen Zone am 10. – 12. September in Krefeld; Friedrich-Ebert-Stiftung, Bestand 11; DGB – Britische Besatzungszone 1945 – 1949, Film Nr. 77/16.

46) Aussage von Adolph Kummernuss, Wortprotokoll 14.

47) Aussage von Heinrich Malina, Wortprotokoll 43.

48) Siehe Aussagen im Wortprotokoll, 37 und 45.

49) Wortprotokoll, 89.

50) Aussage Hans Böhm, Wortprotokoll 89.

51) Siehe die verschiedenen Aussagen im Wortprotokoll 91 – 96.

52) Aussage Adolph Kummernuss, Wortprotokoll 97.

53) Aussage von Semmler beziehungsweise Sanders, Wortprotokoll 93.

54) Eine Organisation für die ganze Zone, ÖTV-Magazin 9, 1987.

55) Vereinigungsverbandstag, Öffentliche Dienste - Transport und Verkehr, in: Der Bund, 27. September 1947, Nr. 12.

56) Neue große Gewerkschaft, Malina Vorsitzender des Verbandes Öffentliche Dienste, Verkehr und Transport, in: Rhein-Echo, 13. September 1947, Nr. 73.

57) Sitzung der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr der britischen Zone, in: Niederschrift des Vereinigungsverbandstages der Gewerkschaften Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr der britischen Zone vom 9. – 12. September 1947 in Krefeld, 73.

58) Ebenda, 67 f.

59) Angaben siehe Wortprotokoll des Vereinigungsverbandstages September 1947.

60) Begrüßung von Oldersdorf, Wortprotokoll des Vereinigungsverbandstages September 1947, 99.

61) Siehe die Ausführung von Adolph Kummernuss im Wortprotokoll des Vereinigungsverbandstages September 1947, 101.

62) Entschließung des Bundeskongresses vom 16. – 18. Juni 1948 in Recklinghausen; Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf, RWN 249; Nachlaß Hansen.

63) Die offizielle Ausgliederung der Post wurde auf dem außerordentlichen Verbandstag der Gewerkschaft ÖTV

am 25. und 26. Januar 1949 nach einer regen und emotional geführten Debatte beschlossen. Siehe Niederschrift des außerordentlichen Verbandstages der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr im Kongresssaal der Messehalle Köln-Deutz am 25. und 26. Januar 1949; ÖTV, Stuttgart.

64) Nachtmann, Walter, 100 Jahre ÖTV, Geschichte einer Gewerkschaft und ihrer Vorläuferorganisationen, Frankfurt a. M. 1996, 275.

65) Übersicht über die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaften Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr, öffentliche Betriebe und Verwaltungen und Gesamtverband des Personals der öffentlichen Dienste und des Verkehrs der britischen, amerikanischen und französischen Besatzungszone, ÖTV, Stuttgart.

66) Protokoll der Tagung der Arbeitsgemeinschaft der Gewerkschaften für den öffentlichen Dienst in der amerikanischen, britischen und französischen Zone am 25./26. November 1947 in Stuttgart; Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, Hermann Weber, Siegfried Mieke (Hrsg.), Bd. 6, Organisatorischer Aufbau der Gewerkschaften 1945 – 1949, Köln 1987, Dokument 275, 830 – 834.

67) Empfehlung des Organisationsausschusses der Gewerkschaften für den öffentlichen Dienst für die britische, amerikanische und französische Zone, 29. Juni 1948; ÖTV, Stuttgart.

68) Siehe zum Beispiel Aussage von Fritz Horstmann in der Niederschrift über die Vorstände-Konferenz der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr der britischen, amerikanischen und französischen Zone, am 22./23. Oktober 1948 in Bad Salzuflen, 13; ÖTV, Stuttgart.

69) Aussage von Friedrich Kruska (Beisitzer des Hauptvorstandes ÖTV (BBZ)) auf der Beiratssitzung am 18. November 1948; Protokoll zur Beiratssitzung am 18. November 1948 in Köln; ÖTV, Stuttgart.

70) Karl Oesterle auf der Beiratssitzung am 18. November 1948; ebenda.

71) Heinrich Malina auf der Beiratssitzung am 18. November 1948; ebenda.

72) Protokoll der Tagung des Organisationsausschusses am 19. und 20. Januar 1949 in Hamburg; Archiv der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr, Ordner Protokolle der britischen Zone 1945 – 1949.

73) Jahrbuch ÖTV 1949/1950; ÖTV, Stuttgart.

74) Eine Organisation für die ganze Zone, ÖTV-Magazin 9, 1987.

75) Georg Huber auf dem Vereinigungsverbandstag, 28. – 30. Januar 1949; ÖTV, Stuttgart.

Zwischen Mütterlichkeit und Emanzipation – Frauenbewegung und Frauenorganisationen in Krefeld um 1900

Teil 3: Für Vaterland und Gleichberechtigung

von Frank Deisel

Der Krefelder Frauenverein für Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge

Bereits im Jahre 1827 war in Krefeld von Johanna Melsbach, Henriette Rigal, Gertraud ter Meer, Charlotte von Beckerath und Auguste de Greiff ein Frauenverein gegründet worden, der sich zwei Arbeitsschwerpunkte gesetzt hatte: die Versorgung bedürftiger Wöchnerinnen und die Unterrichtung von Mädchen in Handarbeiten²⁷¹). Friedrich Wilhelm von Preußen hatte in einem Schreiben vom 18. Juni 1927 die Vereinsgründung der Frauen persönlich mit Beifall bedacht.

Dieser „Krefelder Frauenverein“, der auch zeitweise nach seinem Arbeitsschwerpunkt „Krefelder Frauenverein für Wöchnerinnenpflege“ genannt wurde, fusionierte 1918 mit dem 1908 gegründeten „Verein für Säuglingsfürsorge“ und nannte sich ab diesem Zeitpunkt „Krefelder Frauenverein für Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge“.

1882 erhielt der Verein die Korporationsrechte, die es ihm ermöglichten, als juristische Körperschaft zu fungieren. Er zählte zu diesem Zeitpunkt 260 Mitglieder, die jeweils einen Jahresbeitrag von 6 M bezahlten²⁷²). Der Vorstand bestand aus neun Frauen und einem männlichen Beisitzer. Zu den Frauen, die zwischen 1880 und 1918 über einen längeren Zeitraum dem Vorstand angehörten, zählten: Elise Wolff (von 1879 – 1895 im Vorstand, von 1886 – 1893 Vorsitzende), Maria Hoeninghaus (von 1886 – 1898 im Vorstand, von 1894 – 1896 Vorsitzende), Mathilde Peltzer (ab 1885 im Vorstand, von 1897 – 1899 Vorsitzende), Johanna von Beckerath (von 1895 – 1917 im Vorstand, von 1900 – 1917 Vorsitzende) und Marie Sohmman (von 1883 bis 1914 Kassiererin)²⁷³). Von 1885 bis 1912 fungierte der Seidenwarenfabrikant und nationalliberale Stadtverordnete Fritz de Greiff, ebenso wie beim Vaterländischen Frauenverein, als Beisitzer des Vereins²⁷⁴). 1868 erwarb der Verein auf der Elisabethstraße 90 ein Haus, das seither als Vereinsheim diente. Von 1828 bis 1917 unterhielt der Krefelder Frauenverein eine Strick- und Nähsschule für Mädchen aus verarmten Haushalten, die mit 58 Teilnehmerinnen begann, 1877 den

Höchststand von 250 Teilnehmerinnen erreichte und am Ende 1917 wegen stark abnehmender Frequentierung geschlossen werden mußte²⁷⁵). Inzwischen war der Handarbeitsunterricht in den Volksschulen verankert, und der Bedarf an einer zusätzlichen Einrichtung hatte nachgelassen. Die Ausgaben für die Schule betragen exemplarisch im Jahre 1877 1 373 M und im Jahre 1913 bei insgesamt 108 Teilnehmern 939 M²⁷⁶).

Die Wöchnerinnen wurden zwei bis drei Wochen mit Lebensmitteln unterstützt, wobei in Jahren der wirtschaftlichen Krise und hoher Geburtenzahlen infolge fehlender finanzieller Mittel die Lebensmittel-Zuwendungen schon mal auf 10 Tage verkürzt werden mußten. Dabei kochten die Frauen des Vereins selbst für die bedürftigen Wöchnerinnen. 1872 wurde dann eine Küche auf dem Bleichpfad 27 eingerichtet. Ferner wurden die Wöchnerinnen mit Bettzeug und Kleidungsstücken für Mutter und Kind versorgt. Gab es im Jahr 1831 84 unterstützungsbedürftige Wöchnerinnen, so waren es im Jahr 1869 375 (Gesamtausgaben an Nahrungsmitteln und Bekleidungsstücken: 919 Thlr.), 1893 572 (Gesamtausgaben: 5 474 M) und 1913 298 (Gesamtausgaben 4 316 M)²⁷⁷).

Um die Jahrhundertwende setzte im ganzen Kaiserreich eine bevölkerungspolitische Diskussion ein, in der eine große Besorgnis über den Bevölkerungsrückgang in Deutschland geäußert wurde²⁷⁸). Man befürchtete, gegenüber anderen Staaten in militärischer und wirtschaftlicher Hinsicht ins Hintertreffen zu geraten. Damit verflochten war eine medizinische Diskussion, wie man die Gesundheit von Müttern und Kindern verbessern und vor allem die hohe Kindersterblichkeit senken könne. 1901, in dem Jahr, in dem zum ersten Mal eine Gesamtstatistik für das Deutsche Reich erstellt wurde, betrug die Kindersterblichkeit der Lebendgeborenen im ersten Lebensjahr 20,7 %, dabei lag der Anteil der ehelichen Kinder mit 19,4 % beträchtlich unter dem der unehelichen mit 33,9 %; im Jahre 1906 war die Sterberate auf 18,5 % gesunken, der signifikante Unterschied bei ehelichen Lebendgeborenen mit 17,5 % und unehelichen mit 29,4 % hatte allerdings Bestand²⁷⁹). Den Untersuchungen des Kreis-

arztes Dr. Berger zufolge lagen die Zahlen für Krefeld 1901 bei 18 % insgesamt, wobei die Sterberate bei ehelichen Kindern bei 17 % und bei unehelichen bei 34 % lag (zum Vergleich Fischeln: insgesamt 23 %, ehelich 22 %, unehelich 28 %; Uerdingen: insgesamt 15 %, ehelich 14 %, unehelich 50 %), und 1906 bei 16 % insgesamt, ehelich 15 %, unehelich 36 % (zum Vergleich Fischeln: insgesamt 24 %, ehelich 23 %, unehelich 60 %; Uerdingen insgesamt 15 %, ehelich 14 %, unehelich 40 %)²⁸⁰). Damit war die Säuglingssterblichkeit in Krefeld prozentual zwar etwas geringer als im gesamten Reich, aber vor allem bei den unehelich Geborenen außerordentlich hoch.

Auch in Krefeld wurden deshalb von der Verwaltung, den Medizinern und den Krefelder Frauenvereinen Maßnahmen überlegt und initiiert, die die Situation von Müttern und Kindern verbessern sollten. Ab 1900 wurde den Wöchnerinnen vom Krefelder Frauenverein für 10 Tage eine Pflegerin gestellt, die



Abb. 1. Aus der „Säuglingspflegebibel“: wie eine Mutter den Säugling richtig hält, wenn sie ihm die Flasche gibt

Mutter und Säugling betreute²⁶¹). Im selben Jahr überließ der Vaterländische Frauenverein die sogenannten Wanderkörbe, die für die Pflege des Säuglings unentbehrliche Utensilien enthielten, dem Krefelder Frauenverein zur Austeilung an von diesem benannte Personen. Ab 1908 übernahm der Krefelder Frauenverein selbst die Finanzierung der Wanderkörbe.

Ab 1904 teilten der Vaterländische Frauenverein und der Krefelder Frauenverein für Wöchnerinnenpflege in den heißen Sommermonaten sterilisierte keimfreie Milch für die Säuglinge an die Mütter aus. 1907 fiel dann die Beschränkung der Hilfeleistung auf den Sommer weg, und die Zeitdauer der Milchlieferung wurde auf einhalb bis zwei Monate ausgedehnt. Dank der Stiftung von Marie Sohmann, geb. Stinnes, die dem Krefelder Frauenverein im Januar 1909 ein Kapital von 50 000 M vermachte, aus dessen Zinsen bedürftige Mütter mit Milch unterstützt werden sollten, wurde es möglich, diese ab 1909 120 Tage lang mit je 1 Liter Milch zu versorgen²⁶²). Marie Sohmann, die Kassiererin des Krefelder Frauenvereins, war Tochter des Fabrikanten Mathias Stinnes, der einen Großbetrieb in Mülheim an der Ruhr besaß. Zum 100jährigen Firmenjubiläum wurde von ihr die Stinnes-Stiftung eingerichtet.

Mittwoch, den 26. Februar, abends 8 1/2, Uhr,
im Klosterhof:

Vortrag

von Frau Dr. Marie Baum über:
„Die Ziele und Zwecke des Vereins für Säuglingsfürsorge im Regierungsbezirk Düsseldorf“.

In diesem Vortrag sollen alle Zuhörerinnen (kostenlos) die
Der Krefelder Frauenverein
für Wöchnerinnenpflege,
Der Vaterländische Frauenverein
und
Die heilige Liedgruppe
des Rhein.-Westf. Frauenverbandes,
Eintritt frei.

Am 26. Februar 1908 hielten der Krefelder Frauenverein für Wöchnerinnenpflege, der Vaterländische Frauenverein und die Ortsgruppe des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes eine gemeinsame Veranstaltung im Klosterhof ab, auf der Dr. Marie Baum über „Die Ziele und Zwecke des Vereins für Säuglingsfürsorge im Regierungsbezirk Düsseldorf“ sprach²⁶³). Marie Baum war Geschäftsführerin dieses im November 1907 gegründeten Vereins, der als Zentrale gedacht war, die die Ursachen der Säuglingssterblichkeit wissenschaftlich untersuchen, Daten sammeln, Auskünfte erteilen, Ärzte informieren, Hebammen und Pflegerinnen unterrichten und sämtliche praktischen Bestrebungen der Säuglingsfürsorge im Regierungsbezirk Düsseldorf tatkräftig unterstützen sollte.

Während man früher angenommen hatte, daß die Säuglingssterblichkeit bei der Landbevölkerung geringer verbreitet sei und bei Stadtbewohnern zunehme, hätten, so die Vortragsrednerin, die statistischen Untersuchungen mittlerweile gezeigt, daß sie in den Städten im Abnehmen begriffen sei. Die Annahme eines Stadt – Land-Gegensatzes ließe sich nicht mehr aufrechterhalten, hingegen stelle man fest, daß zwischen bemittelten und unbemittelten Familien ein signifikanter Unterschied in der Säuglingssterblichkeit bestehe. „In den unteren Bevölkerungsklassen sterben infolge ungenügender Pflege und schlechter materieller Verhältnisse bedeutend mehr Kinder als in bemittelten Kreisen, wo die künstliche Ernährung zu Hilfe genommen werden könne. Am größten ist die Sterblichkeit der unehelichen Kinder, für die eine geringere Fürsorge gehandhabt wird. Einen weiteren Einfluß auf die Kindersterblichkeit hat die gewerbliche Tätigkeit der weiblichen Personen, Fabrikarbeiterinnen, Verkäuferinnen oder andere Mädchen, die einen Beruf ausübten, haben natürlich keine Gelegenheit, das für den Haushalt Erforderliche zu lernen²⁶⁴.“ Marie Baum forderte deshalb zur Abhilfe die Errichtung allgemeiner Haushaltungsschulen. Da Frauen aus den unteren Schichten aufgrund ihres niedrigen Einkommens gezwungen seien, sehr schnell wieder in das Arbeitsverhältnis zurückzukehren und dem Säugling von daher die notwendige Pflege nicht bieten könnten, werde eine Erweiterung der Kranken- und Mutterschaftsversicherung notwendig. Für uneheliche Geburten müßten Wöchnerinnenheime errichtet werden, in denen die Mütter mit den Säuglingen wohnen könnten. Da eine Hauptursache für die Kindersterblichkeit der Rückgang des Stillens der Kinder durch die Mütter sei und viele von den Säuglingen entweder ungeeignete oder unhygienisch zubereitete Nahrung erhielten, sei darauf zu achten, daß die Mütter so lange wie möglich den Säugling selbst stillten. Zu diesem Zwecke sollten Mütterberatungsstellen eingerichtet werden, um für entsprechende Aufklärung in der Bevölkerung zu sorgen.

Der Verein für Säuglingsfürsorge im Regierungsbezirk Düsseldorf trat der von einigen Rassenhygienikern vertretenen Ansicht entgegen, daß die Säuglingssterblichkeit eine natürliche Auslese darstelle und die aufgrund ihrer schwächlichen Konstitution von vornherein nicht lebensfähigen Kinder hinwegraffe. Vertreter dieser darwinistischen Theorie lehnten sämtliche sozialfürsorglichen Bemühungen um die Erhaltung von Kleinkindern und die Senkung der Säuglingssterblichkeit ab, weil durch sie „eine Verschlechterung der Rasse herbeigeführt würde²⁶⁵.“ Der Düsseldorfer Verein vertrat hingegen den Standpunkt, daß die Grundlagen für die Widerstandsfähigkeit und die Gesundheit des Menschen im ersten Lebensjahr gelegt würden und die allgemeine

Verbesserung der Säuglingsernährung auch eine Kräftigung des kollektiven Organismus, der Gesamtgesellschaft, nach sich ziehe.

Als Reaktion auf diesen Vortrag von Marie Baum traten mehrere Frauen aus Krefelder Frauenvereinen und Wohlfahrtsverbänden sowie einige Krefelder Ärzte zusammen und gründeten 1908 den „Verein für Säuglingsfürsorge“. Der Verein hatte Ende 1911 240 Mitglieder²⁶⁶). In den darauffolgenden Jahren war die Entwicklung der Mitgliedszahlen stagnierend beziehungsweise leicht rückläufig. Die erste Vorsitzende war Frau Dr. Oppermann, die jedoch kurz darauf den Wohnort wechselte und deshalb den Vorsitz an Lulu Hecker abgab²⁶⁷).

Zunächst war daran gedacht, ein Kinderheim einzurichten, doch schon bald war klar, daß die finanziellen Mittel dafür nicht ausreichen würden. Es wurde daher beschlossen, die Anstrengungen darauf zu richten, „1. vernünftige Ansichten über Ernährung und Pflege des Säuglings ins Volk zu tragen, 2. die Mütter so viel wie möglich zum Stillen zu veranlassen, 3. für arme Säuglinge, denen aus irgend einem zwingenden Grund die Mutterbrust versagt bleiben muß, einwandfreie künstliche Nahrung zu erschwinglichen Preisen zu verschaffen²⁶⁸.“

Die Mütterberatungsstelle

eröffnet am Mittwoch, den 21. Oktober 1908, abends 8 1/2 Uhr, im Klosterhof, Düsseldorf, im Saal des Klosters. Über die persönliche Ernährung und Pflege des Kindes im ersten Lebensjahr. Der Krefelder Frauenverein, der Krefelder Säuglingsfürsorgeverein.

Der Verein für Säuglingsfürsorge eröffnete deshalb am 21. Oktober 1908 in Kooperation mit dem Krefelder Frauenverein in dessen Räumen der Elisabethstraße 90 eine Mütterberatungsstelle, die jeweils mittwochs zwischen 17 und 18 Uhr geöffnet war²⁶⁹). Die Leitung der Mütterberatungsstelle wurde Dr. Isidor Hirschfelder übertragen. Mütter, die sie besuchten, wurden in der richtigen Ernährung und Pflege ihrer Kinder unterwiesen. So propagierte man vor allem, daß die Mütter ihre Kinder selbst und über einen längeren Zeitraum stillen sollten.

Der Arzt Dr. Karl Settgaß forderte 1909 in dem in der „Krefelder Zeitung“ abgedruckten Artikel über „Säuglingsfürsorge in Krefeld“ die ausreichende Bereitstellung von finanziellen Mitteln für die Mütterberatungsstelle, um eine Milchversorgung von Säuglingen, deren Mütter die Beratungsstelle aufsuchten, zu gewährleisten²⁹⁰). Dabei sei die zukünftige Frequentierung der Mütterberatungsstelle abhängig von der Unterstützung, die gewährt werden könne. Da die finanziellen Mittel des Säuglingsfürsorgevereins sich darin erschöpften, die Beratungsstelle zu unterhalten, war der Verein dringend auf eine Unterstützung



MERKBLATT FÜR SÄUGLINGS-FÜRSORGE :: UND SÄUGLINGS-PFLEGE ::

Mutter, merk's für dich!

1. Für die Empfängnis bestreite, daß ein Kind's & Krankheit von Eltern begünstigt wird.
2. In der Erwartung Sorge für vorüberige Schwäche, die gute Luft und heilige Luft. Mache geistige Gebete. Hole dich von Aufregungen. Überdies Sorge dich nicht, sondern setze dein Heben und Streben. Sorge für regelmäßigen Schlaf.
3. Für die Geburt Sorge, daß alles richtig verläuft kann.
4. Nach der Geburt bringe mindestens eine Woche in Bett. Wache und pflege die Brust. Einmal dich selbst und ein Mal geistige Gebete.

Mutter, merk's für dein Kind!

1. Als Nahrung reich die Mutterbrust, inlang du kannst. Gewöhne Impfen und nicht im Sommer ab. Kannst du weichen, nicht füttern, so gib gute Milch oder Ziegenmilch, versetzt mit Milchzucker. Fraktion die Milch, die Gabe diese Milchzucker auflösen. 1 Liter Milch, versetzt mit 1 Liter Wasser und 2 Eßlöffel Milchzucker, dem Halbesaugen beifügen. 1 Liter Milch, versetzt mit 1/2 Liter Wasser und 1 Eßlöffel Milchzucker, dem Eisenpulver beifügen. Diese Milch unverdünnt, so erhält das Kind eine gute Nahrung und kann Milchtrinken. Die Zersetzung ist die Quelle der besten Kondensmilch.
2. Die Kleidung sei bequem, nicht zu warm, nicht zu feucht und zu leicht zu waschen. Die Haut des Kindes nicht, denn es soll Atmen und ohne bei weichen können.
3. Zum Wohnen wähle ein Zimmer, das hell und hell ist, nicht zu hoch, die Sonne durchscheinen kann. Hänge das Kind nie in die Luft. Liege es niemals zu sehr liegen, aber häufig bewegen und heben es, so soll die Luft im Zimmer.
4. Sei reinlich mit dem Kinde. Wasche es täglich, wickle es nach jedem Stuhl und nach jeder Harnabgabe. Wasche auch Hals, Arme, Hände und die Stellen, die den Harn abgeben. Schütze die Füße und lege keine Schuhe vor dem Kinde.
mit der Milch: In jedem Falle: Kassiere für mit Gekochter Milch! Halt sie fest rein, Auch soll sie fest halt! Und trinke sie fest! So soll das Kind so sein!
mit dem Phlegma: Kochte für nach jedem Gebrauche mit. Hänge niemals lange Saugen. Kochte das warme Saugen nach jedem Gebrauche mit, und gib ihm zum Kochen mit dem Trinken.
mit der Wärme: Bringe nur warme und weiche Wäcker. Erwarme die ein wenig mit dem Gebrauche.
5. Beim Kranklein bringe möglichst bald den Arzt. Bei zu kommen, gib nach dem besten seiner Mahnung, wach nach Verfertigung von heilenden Mitteln. Bei Cholerik, bringe nach seinen Mahnungen, bei Krämpfen, ein lauwarmes Bad. Bei Durchfall bringe kaltes, gib außerdem keine Milch mehr, sondern Eiswürfel, wach oder dessen Dose.

Liebe Mutter!

Lass dich nicht vertrieben durch die Tausende von Sorgen und Mühen von dem Kleinen. Vielleicht wird gerade dieses einmal dein Glückkind, deine Freude und dein Stolz.

Verein für Säuglingsfürsorge im Regierungsbezirk Düsseldorf.

Abb. 2. Plakat des „Vereins für Säuglingsfürsorge im Regierungsbezirk Düsseldorf“. Die ideologische Komponente der Regierungsmaßnahmen zur Verbesserung der Säuglingsfürsorge wird sehr deutlich: Die Mutter soll Kinder großziehen, vorzugsweise männlichen Geschlechts, aus denen dann Reitersoldaten und Matrosen werden.

durch die Kommune angewiesen. Settgast verwies darauf, daß es in anderen Städten schon die Überwachung der Austeilung sterilisierter Tiermilch für Säuglinge durch kommunale Milchabgabestellen gebe, daß also auch die Stadt Krefeld die Säuglingsfürsorge als eine kommunale Aufgabe verstehen müsse, die nicht mehr von den Wohlfahrtsverbänden alleine getragen und durchgeführt werden könne. Diese Ansicht wurde auch vom Kreisarzt Dr. Berger in seinem amtlichen Bericht vom 9. November 1908 vertreten²⁹¹). Dr. Settgast appellierte an die Stadt Krefeld, entweder eine kommunale Stelle einzurichten, die die hygienische Milchversorgung notleidender Mütter gewährleiste, oder aber der bereits eingerichteten Mütterberatungsstelle finanziell kräftig unter die Arme zu greifen.

Angesichts des hohen Frauenanteils in der Industrie ermahnte Settgast des weiteren die Krefelder Fabrikanten, den Versuch zu wagen und Kinderkrippen in ihren Fabriken einzurichten. Den privaten Haushalten, die Mütter als Putz- oder Waschfrauen beschäftigten, empfahl er, diesen eine Stillpause während der Arbeitszeit zu gewähren, oder den Frauen die Möglichkeit zu geben, ihr Kind während der Arbeitszeit in einem Raum des Haushaltes zu lassen, damit sie es alle 3 bis 4 Stunden wahrkönnen. Den Abstand zu heutiger Wahrnehmungsweise und die zeittypische Reduzierung der Mutter-Kind-Beziehung auf den ernährungsphysiologischen Aspekt verdeutlicht seine Bemerkung, daß das in einem Raum des Privathaushaltes abgelegte Kleinkind außerhalb der Stillphasen „keiner besonderen Pflege und Wartung“ bedürfe²⁹²). So wenig kindgerecht diese Äußerung auch erscheint, weil sie Wärme, Nähe, Zuneigung, Aufmerksamkeit als psychische Bedürfnisse des Kindes nicht berücksichtigt, so ist sie doch auf der Folie der menschenunwürdigen Situation, in der sich Mütter und Kinder aus den unteren Schichten befanden und die Settgast lediglich zu verbessern suchte, zu betrachten.

Vom 1. November 1910 bis zum 31. Dezember 1911 betreute man in der Mütterberatungsstelle insgesamt 441 Säuglinge, von denen 359 mit Muttermilch, 41 sowohl mit Mutter- als auch mit Flaschenmilch und 41 mit Flaschenmilch ernährt wurden²⁹³). Von diesen Säuglingen starben insgesamt 31, sechzehn (das sind 4,7 %) von denen, die Muttermilch erhielten, vier (das sind 9,8 %) von denen, die mit der Brust und der Flasche ernährt wurden, und elf (das sind 27 %) von denen, die nur Flaschenmilch bekamen. Das Untere Sterbergebnis machte die signifikant hohe Sterbquote der Kinder deutlich, die künstlich ernährt wurden. Insgesamt lag die Sterbquote der Säuglinge, die von der Mütterberatungsstelle erfaßt worden waren, mit 7 % deutlich unter der der Gesamtbevölkerung der Stadt, die in jenem Jahr bei 17,2 % lag. Allerdings erreichte man mit 441

Säuglingen nur 13,4 % der Geburtenrate in dem untersuchten Zeitraum, eine zu niedrige Zahl, als daß die Arbeit der Mütterberatungsstelle sich merklich auf eine Senkung der Säuglingssterblichkeit in der Stadt ausgewirkt hätte. Dabei entstammte die Klientel den unteren sozialen und weitgehend verarmten Schichten: Ein hoher Anteil war Fabrikarbeiter mit einem Durchschnittseinkommen von 22 M die Woche, viele Väter waren arbeitslos (14,3 %) oder invalide (4,3 %).

Im Juli 1914 wurde eine zweite Mütterberatungsstelle auf der Geldernschen Straße eröffnet, die ab 1917 auf den Westwall 140 verlegt wurde²⁹⁴).

Die Finanzierung der Einrichtung eines Säuglingsheimes war erst 1914 gesichert. Bernhard Eikan stiftete 10 000 M, und der Cornelius-de-Greif-Unterstützungsfonds bewilligte ein Kapital von 25 000 M für den Neubau eines Säuglingsheimes, aus dessen Zinsen zunächst die Anmietung von Räumlichkeiten bestritten werden konnte. Die Stadt stellte zudem einen Mietzuschuß von 2 000 M zur Verfügung. Am 13. Juli 1914 wurde das Säuglingsheim in dem gemieteten Haus Petersstraße 71 eröffnet, am 2. August war die Einweihungsfeier²⁹⁵).

Der Vaterländische Frauenverein

Der Vaterländische Frauenverein war 1866 infolge des preußisch-österreichischen Krieges auf Initiative der Königin Augusta von Preußen gegründet worden, um die Krankenpflege der Kriegsverwundeten zu verbessern²⁹⁶). Der Verband der Vaterländischen Frauenvereine, der sich über die Grenzen Preußens hinweg verbreitete, trug das Abzeichen eines roten Kreuzes im weißen Felde und leitete die Aktivitäten der „Frauenvereine vom roten Kreuz“. Der Krefelder Zweigverein wurde 1878 auf Initiative von Clara Roos, Lydia Heimendahl, Frau von Randow und Ludwig Friedrich Seyffardt ins Leben gerufen²⁹⁷). Mit über einer halben Million Mitglieder (1913) im ganzen Deutschen Reich und 1 157 Mitgliedern (1909) in Krefeld war der Vaterländische Frauenverein die mit Abstand größte Frauenorganisation sowohl im Land als auch am Ort²⁹⁸). Die Gesinnung der Mitglieder war entsprechend der Namensgebung national-patriotisch.

Der Krefelder Vaterländische Frauenverein hatte zwei Aufgabenbereiche: in Kriegszeiten die Verwundeten- und in Friedenszeiten die Armenpflege. § 3 seiner Satzung lautete: „In Kriegszeiten richtet er seine Tätigkeit vornehmlich darauf, alle zur Fürsorge und Pflege für die Verwundeten und Kranken im Felde dienenden Einrichtungen zu fördern und zu unterstützen²⁹⁹.“ So kümmerte er sich um die Schulung von Krankenpflegerinnen für ihren Einsatz im Kriegsfall und die Errichtung einer Infrastruktur, die es ermög-

lichte, im Krieg Lazarette zur Versorgung verwundeter Soldaten bereitzustellen und zu unterhalten.

In Friedenszeiten übernahm der Vaterländische Frauenverein caritative Aufgaben im Bereich der Armenfürsorge. In Krefeld arbeitete der Vaterländische Frauenverein eng mit der städtischen Armenverwaltung zusammen. Die Stadt war in 20 Bezirke geteilt. Jeder wurde von einem städtischen Armenpfleger und einer Bezirksvorsteherin des Vaterländischen Frauenvereins betreut. Die Armen mußten erst ein Gesuch an den für sie zuständigen Armenpfleger richten, der ihre Personalien aufnahm, eine Einschätzung der Personen und ihres Gesuches vornahm und die erforderliche Hilfsmaßnahme vermerkte. Alsdann stattete die Bezirksvorsteherin den Armen einen Hausbesuch ab und überzeugte sich vor Ort von der Notlage und der Berechtigung des Hilfeersuchens. Sie überprüfte, ob der Haushalt ordentlich oder schludrig geführt war, ob bei Arbeitslosigkeit des Mannes diese unverschuldet oder auf eigenes Fehlverhalten zurückzuführen war, ob die Kinder regelmäßig zur Schule gingen oder häufig fehlten, sie begutachtete den Gesundheitszustand der Personen und stellte den Bedarf an als Hilfe zu gewährenden Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken und Möbeln fest³⁰⁰). Nach dem Hausbesuch wurde über das Gesuch dann definitiv in einer Sitzung des Bezirksvorstandes entschieden.

Die Armen, vor allem ältere alleinstehende Personen und kinderreiche Familien, wurden mit Bettwäsche, gefüllten Strohsäcken, Kleidungsstücken, Schuhen, Nahrungsmitteln und gegebenenfalls Mietbeihilfen unterstützt. Die Mittel dafür wurden durch Spenden und Mitgliedsbeiträge aufgebracht.

Der Vereinsvorstand setzte sich aus sieben Frauen und vier Männern zusammen. Die sieben Frauen wurden von den Vereinsmitgliedern gewählt und bestimmten wiederum aus ihrer Mitte die Vorsitzende. Die Männer wurden von dem weiblichen Vorstand kooperiert³⁰¹).

Der Verein war zwar überparteilich, doch die enge Verflechtung mit der Stadt Krefeld und der dank dem Dreiklassenwahlrecht kommunal tonangebenden nationalliberalen Partei machte sich darin bemerkbar, daß das Oberbürgermeisterhepaar obligatorisch dem Vorstand angehörte und von den männlichen Vorstandsmitgliedern zwei der führenden Krefelder Nationalliberalen, der Landtagsabgeordnete Ludwig Seyffardt und der Stadtverordnete Fritz de Greiff, der zugleich Vorsitzender der städtischen Armenpflege war, von 1878 bis 1901 als Beisitzer beziehungsweise von 1883 bis 1913 als Schatzmeister die Geschicke des Vereins entscheidend mitbestimmten³⁰²). Ludwig Seyffardt wurde sogar auf Vorschlag der Kaiserin und Königin

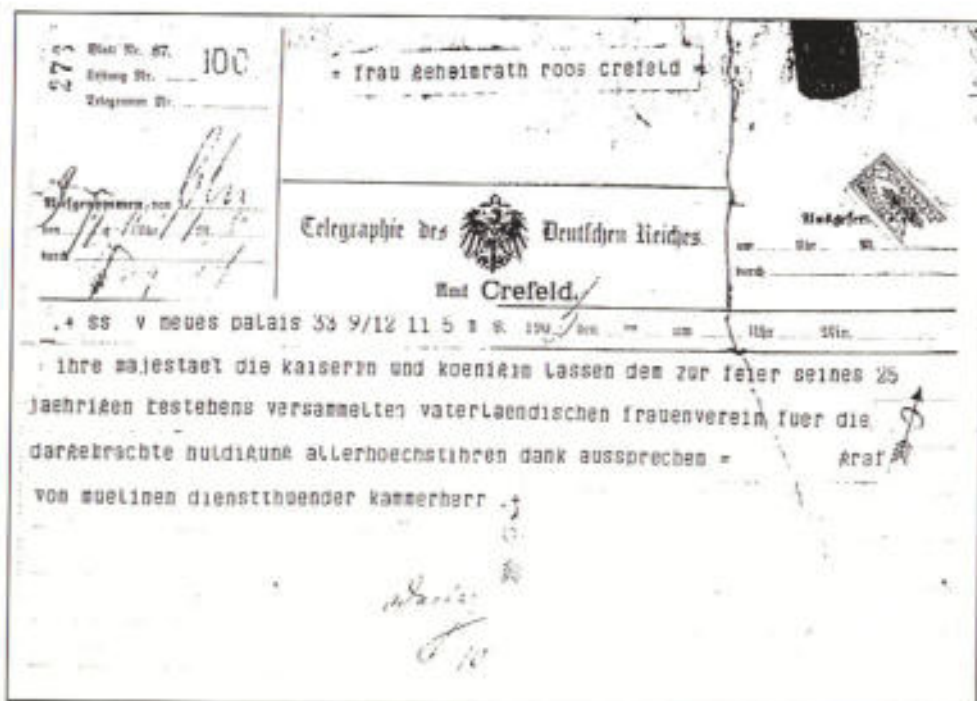


Abb. 3. Glückwunschtelegramm der Kaiserin zum 25jährigen Jubiläum des Vaterländischen Frauenvereins in Krefeld

Augusta in den Vorstand des allgemeinen Vaterländischen Frauenvereins in Berlin gewählt und gehörte diesem von 1890 bis 1898 an³⁰³. 28 Jahre lang, von der Vereinsgründung 1878 bis 1905, war Clara Roos, die Frau des 1883 verstorbenen Oberbürgermeisters, die erste Vorsitzende bzw. Ehrenvorsitzende des Vereins, auch dann noch, als mit Clementine Küper die nächste Oberbürgermeistergattin nachrückte, die ebenfalls über zwanzig Jahre im Vorstand amtierte (1883 – 1903)³⁰⁴. Weitere Frauen, die eine maßgebliche Rolle im Vaterländischen Frauenverein in der Zeit bis zum Ersten Weltkrieg spielten, waren Luise Hertz (1882 – 1918), Luise von Beckerath (1882 – 1903), Mathilde Pastor (1889 – 1908), Ida Stöcker (1895 – 1925) und Mathilde Hunzinger, die mit Moritz Hunzinger verheiratete Tochter des Oberbürgermeisterhepaares Küper, die 1906 das Amt der ersten Vorsitzenden übernahm und es über 20 Jahre innehatte³⁰⁵.

Margrit Twellmann urteilte über den Verband der Vaterländischen Frauenvereine, daß die Männer in ihm „die dominierende Rolle“ einnahmen: „sie organisierten, ordneten an, redeten“³⁰⁶. Diese Einschätzung trifft jedoch, was Forschungsergebnisse auf der lokalen Ebene anbelangt, nur zu einem gewissen Teil zu: Aus den Artikeln der „Krefelder Zeitung“ geht hervor, daß die Jahresberichte des Vaterländischen Frauenvereins zumeist vom Oberbürgermeister der Öffentlichkeit präsentiert wurden, Rednerinnen werden kein einziges Mal erwähnt; aus dem Briefwechsel mit Seyffardt, der allerdings nur bedingt aus-

sagekräftig ist, läßt sich ablesen, daß Clara Roos und andere Frauen des Vorstandes in nur beschränktem Maße organisatorische Funktionen ausübten; in seinen „Erinnerungen“ vermerkt Seyffardt jedoch als Gegenbeispiel, daß Clementine Küper auf der Generalversammlung des Vaterländischen Frauenvereins 1885 in Berlin einen vielbeachteten Vortrag über die Zusammenarbeit der Krefelder Ortsgruppe mit der städtischen Armenpflege hielt³⁰⁷. Aus der Struktur des Vereins, der engen Kooperation mit der Stadtverwaltung und der städtischen Armendeputation, resultierte, daß Vereinssitzungen mit den Politikern abgestimmt werden mußten und nur in Rücksprache mit diesen abgehalten werden konnten. Die Bezirksvorsteherinnen besaßen Beurteilungskompetenzen, hatten aber eher eine beratende Funktion, indem sie dem Armenpfleger zuarbeiteten und ihre Erkenntnisse in die Sitzungen des Bezirksvorstandes mit einbrachten, wo die definitiven Entscheidungen getroffen wurden.

Der Verein zählte bereits im Jahre 1885 970 Mitglieder, davon waren 890 Frauen und 62 Männer (6,4 %), die restlichen Angaben entfielen auf Geschwister und Firmen³⁰⁸. Die Mitgliederbeiträge reichten in jenem Jahr von 0,50 M bis 1 000 M, wobei der letztere Betrag von Marianne Rhodius eine Ausnahme darstellte; mehrmals tauchen aber Summen von 150 M und 200 M auf, die von den wohlhabenden Familien (Heimendahl, Jentges, Seyffardt, vom Bruck, de Greiff) gezahlt wurden. Aus der Namensliste der Mit-

glieder ist erkennbar, daß die Frauen und die erwachsenen Töchter der nationalliberalen Samt- und Seidenfabrikanten und -kaufleute samt und sonders vertreten waren, daß es zum guten Ton gehört haben dürfte, dem Verein anzugehören. Stichproben ergaben, daß zwar durchaus auch einige Frauen aus der katholischen und Zentrum wählenden Oberschicht (1. Steuerklasse) Mitglieder des Vaterländischen Frauenvereins waren, jedoch die meisten begüterten Zentrumsangehörigen in dem Mitgliederverzeichnis fehlen³⁰⁹. 1906 wurde ein weiterer Vaterländischer Frauenverein in Uerdingen gegründet³¹⁰.

Höhepunkte des gesellschaftlichen Lebens waren die vom Krefelder Vaterländischen Frauenverein durchgeführten Wohltätigkeitsbazare. Von dem 1908 vom Festausschuß unter Vorsitz von Ernst Brües, des Redakteurs der „Krefelder Zeitung“, organisierten Wohltätigkeitsfest in der Stadthalle besitzen wir erfreulicherweise eine ganze Serie von Photographien im Krefelder Stadtarchiv, die einen optischen Eindruck von den festlichen Aktivitäten und den zu diesem Zweck kostümierten Frauen und Männern des Vereins bieten³¹¹. Da auch das Festprogramm ausweist, welche Person welcher Aktivität zugeeignet war, wissen wir bei den Gruppenporträts zumindest, wer alles auf dem jeweiligen Foto abgebildet ist³¹². Auf einigen Fotos aus dem Album von Fridel Leitholf sind sogar einige



Abb. 4. Wohltätigkeitsfest 1908: am Stand „Zur Sahara“ verkauften diese drei „Orientallinnen“ Seife und Parfum.

abgebildete Personen mit Namen versehen, so daß eine konkrete Identifizierung möglich ist³¹³.

Im Sektsalon wurden die Gäste bewirtet von prickelnd in Gold und Weiß gekleideten Frauen, in der American Bar trugen sie laszive gelbe Samtkleider und an dem Parfum- und Seifenstand „Zur Sahara“ waren sie geheimnisvoll in orientalische Schleier gehüllt. Die Fräulein von der Post verkauften nicht nur Briefmarken und stellten Telegramme zu, sondern tanzten auch Ballett, während die ungarische Kapelle feurige Klänge ertönen ließ. Im Café zur Rose kredenzten Mädchen aus Brabant mit weißen Spitzenhäubchen süßen Kuchen, während die kräftiger gebauten Frauen der Bierstube die gefüllten Maßkrüge hochstemmten. Am Knusperhäuschen traf man Hänsel und Gretel naschenderweise, im Zigeunerlager Wahrsagerinnen, das Schicksal aus der Hand lesend, und Tänzerinnen, das Tambourin schlagend³¹⁴.

Der Vaterländische Frauenverein prämierte jedes Jahr Dienstmädchen, die 10 beziehungsweise 20 Jahre ununterbrochen bei einer Familie Dienst getan hatten, für ihre Treue. Die Dienstbotenprämierung wirft ein Licht auf die ökonomische Struktur des bürgerlichen Haushaltes und verweist auf die paternalistischen Denkformen der Mitglieder des Vaterländischen Frauenvereins. Die bürgerliche Frau stand einem Haushalt vor, in dem die anfallenden grundlegenden Arbeiten, Kochen, Spülen, Waschen, Putzen, Betreuung der Kinder, von einem oder mehreren Dienstmädchen verrichtet wurden. Die Arbeit der Dienstmädchen schuf die Voraussetzung für die freie Zeit der Hausherrin, die diese wiederum nutzte, um sich verstärkt der Erziehung der Kinder zuzuwenden und repräsentative öffentliche Aufgaben und Pflichten zu übernehmen. Gegenüber dem Dienstmädchen nahm die Hausherrin – auch wenn ihr Mann es war, der den Lohn aufbrachte – die Stellung der Arbeitgeberin ein: Sie gab Anweisungen und teilte ihm die Arbeit zu, sie beaufsichtigte die ordnungsgemäße Erledigung der Arbeit durch das Dienstmädchen. Das Arbeitsverhältnis wurde von der bürgerlichen Frau und ihrem Mann als quasi-familiäres Verhältnis von Fürsorge und dienender Treue interpretiert, das heißt, vorrangig als Tausch emotiver Werte und nicht als einer von Arbeitsleistung gegen Geld, Kost und Logis. Damit soll nicht gesagt sein, daß sich das Verhältnis von Dienstherr(innen) und -personal nicht auch real vielfach als ein emotionale Prägung annehmendes entwickelte, wie auch umgekehrt das Verständnis des Dienstverhältnisses als emotionale Verbindung ebenso von einer Vielzahl der Dienstmädchen geteilt worden sein dürfte.

Die Bezirksvorsteherinnen machten bei ihrer Arbeit die Erfahrung, daß die Mütter der ärmeren Schichten, da sie arbeiten gehen



Abb. 5. Hänsel (Alfred Band jr.) und Gretel (M. Siempelkamp) vor dem Backofen des Knusperhäuschens

mußten, gar nicht in der Lage waren, sich genügend um ihre Kinder zu kümmern. 1903/04 gründete die Krefelder Ortsgruppe des Vaterländischen Frauenvereins deshalb auf der Hülser Straße Nr. 113/115 das Augusta-Viktoriaheim, ein Tagesheim für Kinder und Halbwaisen, deren Mütter tagsüber einer Erwerbstätigkeit nachgingen³¹⁵. Die Verwaltung des Hauses übernahm das Vorstandsmitglied Fritz de Greiff. Die Leitung des Hauses hatte die ehemalige Krankenpflegerin der Kinderstation der Städtischen Krankenanstalten, Marie Welbers, inne. Zielsetzung des Tagesheims war es, die Kinder von der Straße zu holen und sie dadurch vor einer sittlichen Verrohung zu bewahren. Nach der Schule kamen die Kinder zum Heim und konnten gegen ein geringes Entgelt ein Mittagessen, nachmittags einen Milchkaffee mit Butterbrot und abends eine Milchsuppe einnehmen. Die Mädchen mußten nach den Mahlzeiten die Tische abräumen und beim Geschirrspülen helfen, die Jungen Kohlen holen und den Hof fegen. Nachmittags wurden Schulaufgaben gemacht. Danach bestand bei gutem Wetter die Möglichkeit, auf dem Hof zu spielen, bei schlechtem wurden die Kinder mit Handarbeiten beschäftigt³¹⁶. 1910 hielten sich im Durchschnitt täglich 55 Kinder im Heim auf³¹⁷. 1911 wurde im Zuge der Diskussion über den Geburtenrückgang und die daraus resultierenden verstärkten Fürsorgemaßnahmen für Säuglinge und Kleinkinder eine Kin-

derkrippe in den Räumlichkeiten auf der Hülser Straße eingerichtet, in der unter der Leitung von Dr. Karl Settgast bis zu 16 Säuglinge betreut wurden³¹⁸.

1904 vermachte Fritz de Greiff der Stadt eine größere Summe zur Errichtung eines zweiten Kinderheims im Süden der Stadt, das von dem Vaterländischen Frauenverein geführt werden sollte. Das Haus auf der Märklinstraße 10 wurde kurz vor Kriegsbeginn fertiggestellt, dann aber infolge des Kriegsausbruches zunächst von der Stadt als Depot für Lebensmittel für die Bevölkerung bestimmt und erst 1916 seiner eigentlichen Bestimmung zugeführt. Nach dem Krieg mußte infolge der Geldentwertung und der notwendig gewordenen Reparaturarbeiten das Haus auf der Hülser Straße geschlossen werden. Das Haus auf der Märklinstraße konnte beibehalten werden.

Die Krefelder Ortsgruppe des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes

Die Krefelder Ortsgruppe des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes wurde im Jahre 1904 gegründet. Sie war in der Zeit bis zum Ersten Weltkrieg ausschließlich der Sichtung und der Förderung der Frauenorganisation in Krefeld. Im Unterschied zu den anderen Krefelder Frauengruppierungen beschränkte sie sich nicht auf caritative Tätigkeiten wie der Vaterländische Frauenverein oder der Krefelder Frauenverein, auch nicht auf die Arbeit in einem bestimmten Sektor wie die Abstinenzlerinnen- oder die Reformkleidbewegung, sondern besetzte das ganze Spektrum der Frauenfrage in seinen vielfältigen ökonomischen, juristischen, soziologischen, psychologischen und vor allem auch politischen Aspekten. Der Rheinisch-Westfälische Frauenverband machte in Form von Vortragsveranstaltungen die Frauenfrage publikumswirksam und stellte damit eine politische Öffentlichkeit her. Die berühmtesten Frauenrechtlerinnen der damaligen Zeit, Käthe Schirmacher, Alice Salomon, Helene Stöcker, Minna Cauer, Gertrud Bäumer, Marianne Weber und Maria Lischnewska folgten der Einladung der Ortsgruppe und redeten in Krefeld.

Doch beschränkte sich die Arbeit des Verbandes nicht auf theoretische Vorträge, sondern im Feld der Praxis wurden gleichfalls entscheidende Schritte getan. So wurden Fortbildungskurse für Schülerinnen durchgeführt, die erste Rechtsberatungsstelle für Frauen eröffnet, ein Stellenvermittlungsdienst für Frauen eingerichtet, das erste Frauenhaus gegründet und die Übernahme von Vormundschaften initiiert.

Der Rheinisch-Westfälische Frauenverband hatte seinen Sitz zunächst auf der Elisabeth-



Abb. 6. Titelbild des Festbuches zum Wohltätigkeitsfest 1908 des Vaterländischen Frauenvereins Crefeld



Abb. 7. Der Pfefferkuchen-Stand auf dem Wohltätigkeitsfest 1908 des Vaterländischen Frauenvereins. Die acht jungen Frauen rechts und links von der mittleren Person sind: Elisabeth Aretz, Maria Brand, Elisabeth Buhmann, Paula Carstanjen, Paula Elbers, Erna Finck, Martha Hafkesbring und Hanni Jores (die genaue Zuordnung ist nicht bekannt).



Abb. 8. Der Bierstand auf dem Wohltätigkeitsfest 1908 des Vaterländischen Frauenvereins Crefeld. Abgebildet sind (obere Reihe von links): Elly Peters, Mel. Scheulen, Hedwig Ewalds, unbekannt; (untere Reihe von links): Hilde Cremer, unbekannt, Emmy Lohberg, Anna Homscheidt



Abb. 9. Der Buffet-Stand des Vaterländischen Frauenvereins auf dem Wohltätigkeitsfest 1908



Abb. 10. Die Damen vom Weinrestaurant des Wohltätigkeitsbazars; stehend von links: Adele Carstanjen, Clara Essers, Milly von Beckerath, Leni Thomas, Fridel Leitholf; sitzend von links: Martha Scheidges, Lucie Hirsch (am Tisch), Else Essers (auf dem Boden), Milly Coenen, Friedel Schlinkmann, Martha Girmes

straße 90, in den Räumlichkeiten des Krefelder Frauenvereins. 1912 mietete der Verein das Haus Blumenstraße 13, in dem das Büro untergebracht wurde³¹⁹. Als Untermieter trat der Kaufmännische Verein für weibliche Angestellte auf, dem zwei Zimmer zur Verfügung standen. Ferner hatte die Verwalterin in dem Haus ihre Wohnung. Drei Zimmer wurden von zwei Frauen privat bewohnt. Mehrere Zimmer dienten der vorübergehenden Unterbringung stellungloser Dienstmädchen. Dieses Haus war sozusagen das erste „Frauenhaus“ in Krefeld.

1913 wurde das Haus Westwall 108 käuflich erworben. Unter dem Namen „Luisenhaus“ – nach dem Vornamen der Stifterin Luise Leendertz – wurde es am 1. November 1913 eröffnet³²⁰. Das Luisenhaus war als Heim für berufstätige beziehungsweise alleinstehende Frauen gedacht. Im Untergeschoß befanden sich die Gemeinschaftsräume der Bewohnerinnen, die aber auch zu Vereinszwecken genutzt werden konnten: ein Empfangszimmer, ein Eßzimmer und ein Wohnzimmer. In den beiden oberen Stockwerken waren die privaten Räume der Bewohnerinnen.

Rheinisch-Westfäl. Frauenverband
(Ortsgruppe Krefeld).
Eröffnung des „Luisenhauses“
Westwall 108
1. November 1913.
Berufstätige und alleinstehende Damen finden behagliche Wohnung, gute Verpflegung und gesellige Heim im mäßigen Preise.
Reflektierende Damen werden gebeten, sich möglichst bald zu melden, da zunächst nur eine beschränkte Zahl Aufnahme finden kann.
Nähere Auskunft erteilt mündlich oder schriftlich
Frau Dr. Seebach, Brühlstr. 75, Tel. 2663.

Vorsitzende des Vereins waren von 1904 bis 1908 die Baronin Jenny von Botzelaer, die auch bis 1912 Vorstandsmitglied des allgemeinen Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes war, ab 1908 Luise Leendertz und ab 1912 Bertha Seebach³²¹. Positionen im Vorstand bekleideten unter anderen auch Käthe Mengelberg und Luise Elkan. Im Jahre 1909 hatte der Verein 260 Mitglieder, 1912 war die Zahl auf 311 gestiegen und 1914 auf 370³²². Ab dem Jahre 1906 wurden Mitgliederversammlungen durchgeführt³²³.

Der Verein richtete im November 1905 Fortbildungskurse für schulentlassene Mädchen zwischen 15 und 20 Jahren ein, denen zweimal die Woche abends zwei Stunden Unterricht in Rechnen, Deutsch, Buchhaltung, Turnen und Handarbeit gegeben wurde³²⁴. Die Kurse dienten der Vermittlung einer besseren Allgemeinbildung und kosteten 2,50 M

Abend-Fortbildungsschule für Mädchen
(Deutsch, Rechnen, Turnen, Singen).
Tr. Unterrichts beginnt am 6. November und geht Montag und Mittwoch abends von 7-9 Uhr in der (Kaufmännischen) Weststraße 13, Saal, abends dienstlich von 7-9 Uhr, Wohnung am 27, 24, 23. Oktober abends 6-8 Uhr, Westwall 90, Catherstraße bei Marie-Joseph-Schiller-Straßenbahnhaltestelle.

pro Vierteljahr. Auf der Hauptversammlung der Krefelder Ortsgruppe im November 1906 wurde beklagt, daß der Besuch der Fortbildungskurse nur unregelmäßig erfolge³²⁵. 1907 war die Zahl der Schülerinnen auf 12 zurückgegangen und die Kurse wurden nur noch dank der Aufopferung der Volksschullehrerinnen, die sie leiteten, aufrechterhalten. Sie waren auch nicht mehr dem Verein angegliedert, sondern die Lehrerinnen zeichneten fortan selbst für sie verantwortlich³²⁶. Auf Anregung des Vereins wurde Ostern 1910 ein realgymnasialer Privatkurs ins Leben gerufen, in dem sich 15 Schülerinnen auf das Abitur vorbereiten sollten³²⁷. Ein zweiter Kurs wurde 1913 eingerichtet, im Herbst 1915 aber wieder aufgelöst³²⁸. Dem Gesuch, eine zweite Frau in das Kuratorium des Lyzeums zu wählen, wurde nicht stattgegeben.

Der Verein unterhielt eine Rechtsschutzstelle, die Auskunft erteilte und in Streitfällen zu vermitteln suchte (1907 wurde in 140, 1910 in 190, 1913 in 242 Fällen eine Beratung durchgeführt)³²⁹. Im Jahre 1907 wurde ein Stellenvermittlungsdienst eingerichtet, der Frauen die Arbeitsaufnahme zu erleich-

Kunst- und Rechtsschutzstelle für Frauen und Mädchen,
Westwall 200.
Damen erlösen in den Spieghäusern an Fräulein und Mädchen aller Stände kostenlos Rat und Auskunft auf alle Anfragen, insbesondere in Rechts- und Vermögenssachen, und fertigen Urkunde nach Auftrag für Behörden surstgehilich an.
Sprechstunden jeden Donnerstag nachmittags von 5-7 Uhr Westwall 200, Beginn: G. April 1905.

tern suchte (1910: 301, 1913: 587 Vermittlungen)³³⁰. Insbesondere wurden Dienstmädchen vermittelt, aber in Zusammenarbeit mit der Stadt Krefeld, die Räumlichkeiten und Gelder für eine Sekretärin bereitstellte, kam auch ein Vermittlungsdienst für weibliche Angestellte zustande³³¹. 1912 wurde auf Anregung des Kaufmännischen Vereins weiblicher Angestellter zusätzlich eine Berufsauskunftsstelle eingerichtet³³². Sie wollte „auf gute und gründliche Ausbildung in jedem Beruf hinwirken, damit der Frauenerwerb ideell und materiell die Schätzung zuteil wird, die sie verdient“³³³. Ab 1907 wurden Brockensammlungen durchgeführt. Dabei handelte es sich um gespendete Waren, die von den Frauen des Vereins in einer von der Stadt zur Verfügung

gestellten Räumlichkeit auf der Weststraße gegen geringes Entgelt an sogenannte verschämte Arme verkauft wurden und deren Erlös Fürsorgeinstituten zugute kam³³⁴. Zusammen mit dem Fürsorgeverein wurde 1906 ein Zimmer für entlassene weibliche Strafgefangene angemietet³³⁵.

Vom 1912 aufgelösten „Verein zur Verbesserung der Frauenracht“ wurde die aus 21 Teilnehmerinnen bestehende Turnriege übernommen und fortgeführt³³⁶. Themenschwerpunkte der Vorträge waren die Gleichstellung der schulischen und universitären Ausbildungsmöglichkeiten der Frauen mit denen der Männer („Fortbildungsschulen für Mädchen“ von Manon Coulon am 4. April 1905, „Die Einrichtung privater, gymnasialer Kurse für Mädchen“ von Adelheid Steinmann am 10. März 1909, „Warum brauchen wir wissenschaftlich gebildete Frauen?“ von Ika Freudenberg am 10. Februar 1908), die berufliche Situation arbeitender Frauen („Fortbildungsschulen für Fabrikarbeiterinnen“ von Frau Stoffels am 5. Oktober 1912, „Die handwerkliche und fachgewerbliche Ausbildung der Frau“ von Marie Lischnewska am 6. März 1914, „Meisterprüfungen“ von Frau Bohn-Engelhardt im Jahre 1912, „Soziale Lage der Bühnenkünstlerinnen“ von Frau Scotti de Fontelive im Jahre 1912 und „Häusliche Berufe und praktische Krankenpflege“ von Frau von Helldorf im März 1910), die Erlangung des Stimmrechtes in Kommune und Staat („Frauenstimmrecht“ von Li Fischer-Eckert im März 1910 und „Das kommunale Wahlrecht und die Frauen“ von Frau Bohn-Engelhardt am 29. November 1909), die Ehe und das Eherecht („Die Ehe in Gegenwart, Vergangenheit und

Rhein.-Westf. Frauenverband
(Ortsgruppe Krefeld).
Mittwoch, den 10. März, nachmittags 4 Uhr,
im oberen Saal der Stadthalle
Mitglieder-Versammlung.
Vortrag: ———
Frau Adelheid Steinmann, Bonn, über:
Die Einrichtung privater, gymnasialer Kurse für Mädchen.
Eintritt für Nichtmitglieder 1.— Mk.

Der Vorstand des
Rhein.-Westf. Frauenverbandes
Ortsgruppe Krefeld
macht alle Mitglieder des Vereins aufmerksam auf das
am Fortbildungsschulung
Samstag, den 5. Oktober 1912, 11¹/₂ Uhr,
im großen Saal der Stadthalle veranstaltete
Vortrag
von
Frau Stoffels-Ruhrort
über
Fortbildungsschulen für Fabrikarbeiterinnen.
Tageskartei 1 Mk.

Zukunft" von Helene Stöcker am 5. März 1907 und „Prinzipien der Eheform" von Marianne Weber am 14. März 1912), die Frauenbewegung, ihre Ziele und die durch sie hervorgerufenen Auseinandersetzungen („Was will die Frauenbewegung" von Käthe Schirmacher am 18. Februar 1905, „Frauenbewegung und Volksveredelung" von Elisabeth Krukenberg am 15. Januar 1906, „Die Stellung des Mannes zur Frauenbewegung" von Hanns Dorn am 19. Oktober 1908 und „Wesen und Macht der Gegenströmungen gegen die Frauenbewegung in Deutschland" von Gertrud Bäumer am 23. Oktober 1912). Dabei standen die Vorträge teilweise in unmittelbarem Zusammenhang zu den Tätigkeiten des Vereins, initiierten oder flankierten diese: so schloß sich an den Vortrag über Rechtsschutzstellen von Frau Lehn am 14. März 1905 eine Einrichtung einer derartigen Stelle an, die Vorträge über die schulische Situation der Mädchen führten zur Einrichtung von zusätzlichen Kursen und die Vorträge von Frieda Duensing über Frauen und das neue Vormundschaftsrecht mögen manche Frau bewegt haben, eine Vormundschaft zu übernehmen.

Sieben der Vortragsrednerinnen und ihrer Reden werden im folgenden in chronologischer Reihenfolge ausführlicher porträtiert, einerseits wegen der Bedeutung der Personen für die Frauenbewegung, andererseits wegen der Relevanz ihrer Vorträge für die praktische Arbeit der Krefelder Ortsgruppe des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes.

Käthe Schirmacher über die Zielsetzungen der Frauenbewegung

Die aus einer wohlhabenden Danziger Kaufmannsfamilie stammende Käthe Schirmacher (1865 - 1930) hatte das Lehrerinnenseminar absolviert, anschließend in Paris romanische Sprachen studiert, als Lehrerin in Liverpool gearbeitet und 1895 in Zürich promoviert³³⁷. Danach kehrte sie nach Paris zurück, wo sie an einer 1898 erschienenen Biographie über Voltaire arbeitete und bis 1910 lebte. Seit ihrer Teilnahme am internationalen Frauenkongreß in Chicago 1893 beschäftigte sie sich intensiv mit der Frauenfrage. Ihre reichhaltigen Kenntnisse der sozialen und politischen Situation der Frauen in anderen Ländern flossen 1897 in die Publikation einer vergleichenden Studie über den Feminismus in den USA, England, Frankreich, Schweden und Rußland ein, in der sie zugleich zu dem Resultat kam, daß die deutsche Frauenbewegung hinter der Entwicklung in anderen Ländern hinterhinkte. 1899 schloß sie sich dem Bund fortschrittlicher Frauenvereine an, 1902 war sie – wenn auch nicht persönlich anwesend – neben Lida Heymann, Anita Augspurg und Minna Cauer Gründungsmitglied des „Deut-

schen Vereins für das Frauenstimmrecht" und 1904 hielt sie das Grundsatzreferat „Über den praktischen Nutzen des Frauenstimmrechtes" auf dem internationalen Frauenkongreß in Berlin³³⁸. Für sie war die Erlangung des Frauenstimmrechtes gleichbedeutend damit, daß sich in seiner Folge auch die wirtschaftliche Situation der arbeitenden Frauen verbessern würde, wobei die Zielsetzung lautete, daß Frauen den gleichen Lohn wie Männer für die gleiche Arbeit erhalten müßten. Mit dem Ersten Weltkrieg wandelte sie sich von einer progressiven Liberalen zu einer konservativen Nationalistin.

Käthe Schirmacher zählte zu den ersten Frauen, die ihren Lebensunterhalt durch ihre Publikationen und ihre Vortragstätigkeit bestritt. Als erste Gastrednerin der Krefelder Ortsgruppe des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes sprach sie am 18. Februar 1905 im Theatersaal der Stadthalle vor einer „ziemlich zahlreichen Zuhörerschaft" über das Thema „Was will die deutsche Frauenbewegung"³³⁹. Sie stellte die Geschichte

Ortsgruppe Krefeld
des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes.

Vortrag

von Frau Käthe Schirmacher Dr. phil.:

„Was will die deutsche Frauenbewegung".

Zusatzg. des 4. Jahres 1905, abends 7 Uhr,
im Theatersaal der Stadthalle, Vortragsgeld 1,00 Mark,
Posten frei.

der deutschen Frauenbewegung dar, von der Gründung des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins" in Leipzig 1865 durch Louise Otto und Auguste Schmidt bis zur Gegenwart. Eine der Hauptforderungen der Frauenbewegung sei seit ihren Anfängen die Erschließung der Berufswelt für die Frau gewesen. Das erste Berufsfeld, auf dem Frauen mittlerweile Fuß gefaßt hätten, sei das der Lehrerin gewesen. Nur teilweise hätten Frauen aber bislang die Zugangsberechtigung zum Studium erhalten. Dies hänge auch damit zusammen, daß die Reform der höheren Mädchenschulen nach dem Muster von Gymnasien und Realschulen bislang erst in einzelnen Fällen erfolgt sei, wenn auch Fortschritte zu verzeichnen wären. Die Situation des weiblichen Teils der ärmeren Bevölkerung habe sich durch die Einrichtung von Haushaltungsschulen verbessert. Mit derartigen Bestrebungen, die dazu beitrügen, die soziale Not zu lindern, dränge die Frauenbewegung den Einfluß der Sozialdemokratie auf die Arbeiterinnen zurück. Ebenfalls versuche man, die Interessen der weiblichen Angestellten organisiert wahrzunehmen; so sei in Berlin der „Kaufmännische Verein für weibliche Handlungsgehilfen" gegründet worden.

Käthe Schirmacher plädierte in ihren Schlußworten an die Mithilfe des verständ-

nissvollen Teils der Männer, die Emanzipation der Frauen zu befördern, da es darum gehe, das Beste der Familie zu erreichen, und dies erfordere „denkende Mütter, denkende Hausfrauen", Frauen, die besser vorgebildet seien, in den Konkurrenzkampf des Lebens hinauszutreten³⁴⁰.

Frieda Duensing: Die Vormundschaft als Arbeitsfeld für Frauen

Am 5. Februar 1907 hielt die promovierte Juristin Frieda Duensing, Geschäftsführerin der Zentralstelle für Jugendfürsorge in Berlin, auf einer Veranstaltung des Rheinisch-Westfäli-

Dienstag, den 5. Februar 1907,
abends 8 1/2 Uhr,
im Saale des Evang. Bürgervereins, Neue Linnestraße 61

Vortrag

des Fräulein Dr. jur. Frieda Duensing.

Thema: „Die Vormundschaft über arme Minderjährige, eine wichtige soziale Arbeit für unsere Frauen."

Um zahlreiches Erscheen wird gebeten.
Eintrittspreis für Nichtmitglieder 1,00 Mark.
Ortsgruppe Krefeld
des Rhein.-Westf. Frauenverbandes.

schen Frauenverbandes im Saal des Evangelischen Bürgervereins einen Vortrag über „Die Vormundschaft über arme Minderjährige, eine wichtige soziale Arbeit für unsere Frauen"³⁴¹. Der preußische Innenminister hatte am 25. Januar 1906 eine Verfügung erlassen, in der er den Vormundschaftsrichtern empfahl, Frauen zur Pflegschaftsübernahme von verwaisten Minderjährigen heranzuziehen. Gedacht war dabei an Frauen aus dem mittleren und oberen Bürgertum, denen das Verantwortungsgefühl zugetraut wurde, eine derartige Pflegschaft zu übernehmen. Ihre Klientel waren Kinder und Jugendliche der unteren Schichten, deren Familienverhältnisse als zerrüttet galten. Die Frauenbewegung sah hierin ein Betätigungsfeld für Frauen, das diese, da sie ein öffentliches Amt übernahmen, aufwertete. Frauen galten für diesen Aufgabenbereich als besser geeignet als Männer, da sie „die Mütterlichkeit" bei der Pflegetätigkeit mit einbrachten. Zugleich ging es aber auch darum, die Frau aus dem Bürgertum zu motivieren, daß sie, die es in der Regel gewohnt war, nur innerhalb ihres sozialen Kreises zu verkehren, ihre Hemmschwelle überwand und mit unteren sozialen Schichten in engeren Kontakt trat. „Sie werde Einblick bekommen in die Gedankenwelt der Armen und Elenden, begreifen lernen den Zusammenhang von Schuld und Sühne, von Verbrechen und Strafe. Die Vormundschaft werde der Frau Gelegenheit geben, an der Überbrückung der sozialen Gegensätze mitzuarbeiten, sie werde teilnehmen an der Lösung

der größten und gewaltigsten Frage unserer Zeit“³⁴².

Zur Rede von Frieda Duensing äußerte sich anschließend der Justizrat Simon, der den Vortrag befürwortete und sagte, „wenn irgend etwas geeignet sei, die Frauenbewegung in den Augen der Männer berechtigt erscheinen zu lassen, so sei es die Arbeit der Frauen in der Fürsorge für die Jugend“³⁴³. Er empfahl die Aufnahme von Frauen in den Gemeindevorstand und schlug vor, geeignete Frauen für die Übernahme von Pflegeschäften zu benennen. Frauen, die das Pflegschaftsamt ausübten, hätten zusätzlich den Vorteil, „daß sie selbständiger und gefestigter in ihrem Auftreten werden“³⁴⁴. Frieda Duensing begrüßte das Engagement von Justizrat Simon und löste eine allgemeine Heiterkeit mit den Worten aus, daß sie die Erfahrung gemacht habe, daß „die Frauen erst die rechte Kourage bekamen, wenn eine juristische Lokalgröße die Forderungen der Frauen unterstütze“, wobei offenbleiben muß, ob das Gelächter durch die Bezeichnung „juristische Lokalgröße“ oder durch die Simon zugeschriebene männliche Hebammenfunktion für das weibliche Selbstbewußtsein hervorgerufen wurde³⁴⁵. Im Anschluß an die Veranstaltung konnten sich Frauen, die willens waren, ein Pflegschaftsamt zu übernehmen, in ausgelegte Listen eintragen. Ab dem 31. Juli 1909 wurde eine ärztliche Visitation aller unehelichen, der Vormundschaft unterstellten Kinder eingeführt, bei der Frauen der Wohlfahrtsvereine, des Katholischen Fürsorgevereins für Frauen und des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes assistierten³⁴⁶.

Helene Stöcker über die Ehe

Helene Stöcker (1869 – 1943) war in Bern 1901/02 promoviert worden und war Mitbegründerin des „Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine“ (1899), des „Verbandes für Frauenstimmrecht“ (1902), der „Deutschen Gesellschaft für Geschlechtskrankheiten“ (1902) und des „Bundes für Mutterschutz und Sexualreform“ (1905), dessen Vorsitz sie übernahm³⁴⁷. Zugleich war sie Schriftleiterin der Zeitschrift „Mutterschutz“, die ab 1908 in „Die neue Generation“ umbenannt wurde und die sie bis 1933 herausgab. Der „Bund für Mutterschutz und Sexualreform“ wurde wegen seiner radikalen Tendenzen 1912 nicht in den „Bund deutscher Frauenvereine“ aufgenommen. Neben der fortgesetzten Arbeit für den Mutterschutzbund engagierte sich Helene Stöcker in der Zeit des Ersten Weltkrieges und danach in mehreren pazifistischen Organisationen, so im „Bund Neues Vaterland“, der 1922 in „Deutsche Liga für Menschenrechte“ umbenannt wurde, in der „Deutschen Friedensgesellschaft“, deren Vorstand sie lange Zeit angehörte, im „Bund



Abb. 11. Helene Stöcker (1869 – 1943), Vorsitzende vom „Bund für Mutterschutz und Sexualreform“, auf einem Foto von 1913

der Kriegsdienstgegner“ und in der „Internationale der Kriegsdienstgegner“, die sie mit begründete. Ebenfalls nahm sie am Haager Frauenfriedenskongreß 1915, am Haager Weltfriedenskongreß der internationalen Gewerkschaftsbewegung 1922 und am Amsterdamer Weltkongreß gegen den imperialistischen Krieg 1932 teil. Helene Stöcker sympathisierte in den 1920er Jahren mit dem sozialistischen System der UdSSR. Nach der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus floh sie zunächst in die Schweiz, dann nach England, Schweden und in die USA, wo sie 1943 starb.

Helene Stöcker, Dozentin der Lessing-Hochschule in Berlin, hielt am 5. März 1907 im vollbesetzten Saal der Krefelder Handels-

Dienstag, den 5. März, abends 7^{1/2} Uhr,
im Saale der Handelskammer

Vortrag

von
Dr. phil. Helene Stöcker.
Dozentin an der Lessing-Hochschule zu Berlin

„Die Ehe in Gegenwart, Vergangenheit
und Zukunft“.

Anschließend hieran: **Diskussion.**

Eintrittspreise: 2.- Mk., in Vorverkauf 1.50 Mk.
Nichtmitglieder 1.50 „ „ „ „ „

Mitglieder der Ortsgruppe des rhein.-westf. Frauen-Bundes
erhalten auch des zumeistigen Platz im Vorverkauf zu 1 Mark.
Der Vorverkauf der Karten findet in der Buchhandlung
Kurtz & Pflanzke statt.

kammer einen Vortrag über „Die Ehe in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft“. Die Problemstellung umriß sie so: „Heute sind die Fragen über Liebe, Ehe, Elternschaft, Prostitution usw. nicht Lebensfragen einzelner, sondern aller Gesellschaftsklassen. Der Befreiung der Frau aus wirtschaftlicher Abhängigkeit muß auch die Befreiung in sexueller Hinsicht folgen. Das bedingt die Frage nach dem Verhältnis der Frau zu Mann und Kind, d. h. wie gestaltet sich das Verhältnis der wirtschaftlich und geistig freien Frau zu diesen?“³⁴⁸.

Helene Stöcker behandelte das Thema entwicklungsgeschichtlich. In der germanischen Zeit sei die Frau „eine bloße Sache, ein Werkzeug des Mannes“ gewesen³⁴⁹. Eheliche Treue sei einseitig von der Frau verlangt worden, ohne daß die Männer sich ihr verpflichtet gefühlt hätten. Das Christentum habe keine Besserung des Frauenloses gebracht, vielmehr habe sich die Kirche bezüglich der Ehe Rechte angemahnt, die ihr nicht zustanden. Nicht verheiratete Paare und Mütter sowie uneheliche Kinder habe sie verdammt und die reine Sexualität zu einem Gegenstand öffentlicher Schmach gemacht. Der Staat habe zwar durch die Einführung der Zivilehe und die Regelung der Unterhaltsverpflichtung der Väter für ledige Mütter einen Schritt nach vorn getan, allein, die gesellschaftliche Ächtung unehelicher Beziehungen bleibe bestehen.

Es gelte, das in der Ehe herrschende Vaterrecht in ein gemeinsames Elternrecht umzuwandeln. Wenn die Frau nicht völlig asketisch leben oder sich nicht in die Abhängigkeit vom Manne in einer vaterrechtlich geprägten Ehe hineinbegeben wolle, bleibe ihr nur die Gefahr der unehelichen Mutterschaft oder die Prostitution, beides gesellschaftlich stigmatisierte Lebensformen. Hier setze die Arbeit des „Bundes für Mutterschutz und Sexualreform“ ein, über die die Rednerin ihre Zuhörer und Zuhörerinnen ausführlich informierte. Der Bund gründe Heime für Mütter und Kinder, besorge Unterkunftsmöglichkeiten, biete juristische Beratung und betreibe Aufklärungsarbeit in Fragen der Sexualität. Helene Stöcker wies auf Gesetzesinitiativen in Dänemark und in England hin, die auf eine Gleichstellung unehelicher und ehelicher Kinder zielten, sowie auf die Abschaffung der Reglementierung der Prostitution (nur in Dänemark) und erhoffte sich ähnliche juristische Änderungen im Deutschen Reich. Ein Wandel in den sexuellen Anschauungen und eine Verbreitung der Emanzipation der Frau werde – so ihre Einschätzung – zugleich eine Verminderung der Prostitution nach sich ziehen.

Die Entwicklung, daß immer mehr Frauen außer Haus berufstätig seien, habe auch, so räumte Helene Stöcker ein, nachteilige Folgen. Nur könne die Schlußfolgerung nicht

lauten, daß die Frau in den Haushalt zurückkehren solle, sondern man müsse „Verhältnisse schaffen, die die Entfernung der Frau vertragen können“, dies, indem man beginne, „die wirtschaftliche Last der Kindererziehung als Sache der Gemeinschaft“ anzusehen³⁵⁰. Stöcker forderte in diesem Zusammenhang die Einführung einer Kinderrente und die Aufhebung des Schulgeldes. Obwohl Helene Stöcker zu jenen Feministinnen gehörte, die in ihrem Denken die konventionelle Sexualmoral und die gängige Auffassung, die Frau gehöre in die Ehe, am meisten überwand, und obwohl auch ihre eigene Lebensführung sich durch ehelose Partnerschaften mit Männern und Kinderlosigkeit auszeichnete, hielt sie dennoch an dem Theorem fest: „Die eigentliche Bestimmung der Frau für die Welt ist ihre Mutterschaft.“³⁵¹.

Nach Stöcker brachte das 19. Jahrhundert zwei wesentliche Neuerungen hervor, die für die Beziehungen der Geschlechter maßgeblich seien: die romantische Liebesauffassung, die von der entwickelten Persönlichkeit beider Partner ausging, ihre Gleichheit betonte und die Liebesverbindung über den juristisch codifizierten Ehekontrakt stellte, und die naturwissenschaftlichen Entdeckungen des Darwinismus und der Rassenhygiene, die „das Verständnis für die ungeheure Bedeutung des Geschlechtslebens für die Gattung – durch die Vererbung etc.“ – weckten³⁵². Diese beiden Auffassungen, die Stöcker zu verbinden suchte, stehen eigentlich in einem konträren Verhältnis zueinander: Während die romantische Liebe eine Individualisierung und Autonomisierung der Frau bedeutet, binden Darwinismus und Rassenhygiene sie in ein Kollektiv ein und reduzieren sie tendenziell darauf, biologisches Erbmaterial weiterzugeben. Beide aber, so Stöcker, werten die Frau dadurch auf, daß sie ihr Verantwortung übertragen beziehungsweise ihre Verantwortlichkeit steigern: „Neue Ethik [ein Begriff, der bei Stöcker die romantische Auffassung meint, die in Nietzsches Philosophie als Liebe zum Leben, als Leben, um zu lieben, ihren Höhepunkt und ihre Erfüllung findet] bedeutet das Bekenntnis zu einer Moral der persönlichen Verantwortlichkeit, der Verfeinerung der Individualisierung auf sexuellem Gebiet – ‚Mutterschutz‘ umfaßt den Inbegriff aller Arbeit und Fürsorge für Mutter und Kind, für Hebung der Rasse, für die kommende Generation als die Konsequenz unserer neuen Erkenntnis der Verantwortlichkeit“³⁵³. Vielleicht weil die freie und freiwillige Beziehung zu einem Partner einen zu sehr privaten Charakter besaß, drohte mit dem romantischen Liebesbegriff eine Entbindung des Paares aus der Gesellschaft (Wegfall der kirchlichen und potentiell auch der staatlich sanktionierten Ehe), die anderweitig wieder durch eine erneute Anbindung an sie ausgeglichen werden mußte. Während die Frau in der Paarbeziehung allein sich, ihren eigenen Gefühlen

und ihrem Partner verpflichtet sein sollte, übernahm sie als Mutter für ihr Kind, und damit für die kommende Generation und die gesamtgesellschaftliche Zukunft, die Gesundheit des Volkskörpers, Verantwortung.

Ika Freudenberg über akademische Berufsfelder der Frau

Am 10. Februar 1908 sprach Ika Freudenberg (1858 – 1912), die Vorsitzende des Münchener Vereins für Fraueninteressen und Gründerin der dortigen Rechtsschutzstelle für Frauen, auf Einladung des Krefelder Bildungsvereins und der Ortsgruppe des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes im Saal der Handelskammer über das Thema „Warum brauchen wir wissenschaftlich gebildete Frauen?“³⁵⁴. Ika Freudenberg hatte zunächst Musik in Berlin studiert und war als Lehrerin am Konservatorium in Wiesbaden



tätig gewesen. Nach ihrem Umzug nach München 1894 hatte sie zudem die Fächer Philosophie und Kunstgeschichte, später auch Volkswirtschaft und Politik studiert.

Die Rednerin skizzierte die Berufsfelder, in denen die akademisch gebildete Frau bereits Fuß gefaßt hatte oder im Begriff sei, Fuß zu fassen, und diejenigen, die es noch zu erobern gelte. Als erstes nannte sie den Beruf der Lehrerin, den viele Frauen schon ergriffen hatten, doch komme es darauf an, daß in den Schulen Verhältnisse geschaffen würden, die „die Lehrerin mehr als bisher in den Vordergrund“ treten lasse³⁵⁵. Seit 1900 hätten 50 Frauen den Arztberuf ergriffen, ein ausbaufähiges Berufsfeld, da es wichtig sei, daß eine Frau „die Helferin ihrer Geschlechtsgenossin, die ärztliche Beraterin des jungen Mädchens“ sei³⁵⁶. Im wirtschaftlichen Leben seien Frauen in führenden Stellungen vonnöten, weil sie am ehesten das Leistungsvermögen und die Bedürfnisse von weiblichen Arbeitskräften einstufen könnten. Ika Freudenberg bedauerte, daß Frauen das juristische Studium verwehrt werde, da gerade auf diesem Gebiet bei Frauen eine große Unwissenheit herrsche. Von Juristinnen erwartete sie wahrscheinlich auch eine Revision der Gesetzgebung des BGB, die den rechtlichen Status der verheirateten Frau zugunsten ihres Mannes beschnitt, wo-

hingegen unverheiratete Personen beider Geschlechter gleichgestellt waren.

In der Anthropologie der Geschlechter vollzog sie eine klassisch anmutende Unterteilung. Während der Mann durch das „Pathos der Ideen“ gekennzeichnet sei, sei es die Frau durch das „warme Lebensgefühl“³⁵⁷. Dieses Prinzip des weiblichen Empfindens habe es von jeher gegeben, es sei aber nicht geschlechtsspezifisch – und hierin überwindet Ika Freudenberg die konventionelle Festbeschreibung der Geschlechter –, sondern es sei auch, vererbt durch die Mutter, in jedem Manne verborgen.

Minna Cauer über das Frauenstimmrecht

Nach dem Tode ihres ersten Gatten 1866 machte Minna Cauer (1841 – 1922) eine einjährige Ausbildung zur Lehrerin³⁵⁸. 1869 heiratete sie den Gymnasialdirektor Eduard Cauer, der 1878 die Schrift „Die höhere Mädchenschule und die Lehrerinnenfrage“ publizierte. Nach seinem Tode 1881 begann Minna Cauer sich mit der Thematik der gesellschaftlichen Situation der Frau zu beschäftigen. 1888 gründete sie in Berlin mit fünf anderen Frauen den Verein „Frauenwohl“, der Frauen auch in anderen Städten Deutschlands dazu motivierte, gleich gearbete Vereine zu gründen. 1899 schlossen sich diese Vereine zum „Verband fortschrittlicher Frauenvereine“ zusammen. Vorsitzende waren Minna Cauer, die zugleich von 1895 bis 1919 das publizistische Medium der linken bürgerlichen Frauen, „Die Frauenbewegung“, herausgab, und Anita Augspurg. Der „Verband fortschrittlicher



Abb. 12. Minna Cauer (1841 – 1922), die Vorsitzende vom „Verband fortschrittlicher Frauenvereine“

Frauenvereine" lehnte die vom „Bund deutscher Frauenvereine“ betriebene Ausgrenzung der proletarischen Frauen ab und engagierte sich für eine schichtenübergreifende einheitliche Frauenbewegung. Mit seinem Beitritt zum „Bund deutscher Frauenvereine“ löste er sich aber als Organisation mit einem eigenständigen Kurs auf. Minna Cauer war Mitbegründerin des Vereins für Frauenstimmrecht, und ab 1907 war die von Anita Augspurg herausgegebene „Zeitschrift für Frauenstimmrecht“ Beilage des Blattes „Die Frauenbewegung“. Ab 1911 begann sie sich von der radikalen Frauenbewegung zu lösen und wandte sich allgemeinen politischen Themen zu.

Am 28. November 1910 sprach die 69jährige Minna Cauer, die große alte Dame der radikalen Frauenbewegung, in der Krefelder Handelskammer über „Der Wert der Frau im Gesellschafts- und Staatsleben“. Der Rezensent der „Krefelder Zeitung“ schrieb:

Rhein.-Westf. Frauen-Verband Krefeld.
 Montag, den 28. November, abends 7^{1/2} Uhr,
 im Saale der Handelskammer.
Oeffentlicher Vortrag
 von Frau Minna Cauer über:
 „Der Wert der Frau im Gesellschafts- und Staatsleben“.
 Eintrittsgelder für Nichtmitglieder 0,50 Mk.
 Um zahlreichen Besuch bittet der Vorstand.

„Wer indes mit der Erwartung war, von der bekannten Frauenrechtlerin eine temperamentvolle Agitationsrede für das Frauenstimmrecht zu hören, sollte sich enttäuscht sehen. Ruhig und leidenschaftslos, ja, man möchte sagen, monoton, entledigte sich die Rednerin, eine ältere Dame mit klugen und sympathischen Gesichtszügen, ihrer Aufgabe“³⁵⁹.

War die Art des Vortrags auch unspektakulär, so war sein Inhalt doch von politischer Brisanz. Aufgrund der Tatsache, daß mittlerweile Millionen von Frauen erwerbstätig seien und ebenso wie Männer „volkswirtschaftliche und wissenschaftliche Werte“ schufen, leite sich der Anspruch ab, daß den Frauen ebenso „ein entscheidender Einfluß auf die Gesetzgebung und die Geschicke unseres Vaterlandes“ eingeräumt werden müsse³⁶⁰. Frauen sollten deshalb das aktive und passive Stimmrecht bekommen. Bis dahin unterstützte die Frauenbewegung die Kandidaten der Parteien, die für die Gewährung politischer Rechte an Frauen eintraten. Damit war vor allem das Frauenstimmrecht gemeint, für das sich zu diesem Zeitpunkt allein die Parteien der SPD und der „Demokratischen Vereinigung“ einsetzten. Letzterer Organisation hatte sich Minna Cauer angeschlossen, die sich davon ent-

täuscht zeigte, daß die Verbindung der drei linksliberalen Parteien „Deutsche Volkspartei“, „Freisinnige Vereinigung“ und „Freisinnige Volkspartei“ in ihrem Programm die Forderung des Frauenstimmrechtes hatte fallen lassen³⁶¹.

In der an den Vortrag anschließenden Diskussion wurde von mehreren Frauen die Befürchtung geäußert, unter der politischen Betätigung der Frauen werde die Kindererziehung und das Verhältnis zum Ehemann leiden. Minna Cauer hielt diese Ängste aber für grundlos.

Die dem katholischen Zentrum nahestehende „Niederrheinische Volkszeitung“ schloß ihre, ansonsten mit der „Krefelder Zeitung“ wortgleiche Rezension mit dem Satz: „Wir wollen hoffen, daß die Anschauungen der Vortragenden hier in Krefeld unter der Frauenwelt keinen Boden gewinnen.“³⁶².

Gertrud Bäumer über die politische und die gesellschaftliche Situation der Frauenbewegung

Gertrud Bäumer (1873 – 1954) war Lehrerin und Schriftstellerin, war 1904 in Berlin promoviert worden (Dr. phil.) und hatte 1901/02 zusammen mit Helene Lange, ihrer Lebens-



Abb. 13. Gertrud Bäumer (1873 – 1954), die Vorsitzende vom „Bund deutscher Frauenvereine“

gefährtin, das Handbuch der Frauenbewegung herausgegeben³⁶³. Von 1907 bis 1910 war sie Redakteurin der Zeitschrift „Neue Bahnen“ des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins“, von 1910 bis 1919 Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine, von 1919 bis 1933 für die Deutsche Demokratische Partei Mitglied im Deutschen Reichstag, 1920 als erste Frau Ministerialrätin im Innenministerium. Bereits 1914 hatte sie aus nationalpatriotischer Gesinnung den Nationalen Frauendienst, der die Heimatfront unterstützen sollte, gegründet; zwischen 1933 und 1944 gab sie weiterhin die Zeitschrift „Die Frau“ heraus, die sich konform zur nationalsozialistischen Ideologie verhielt. 1949 war sie Mitbegründerin der CSU.

Rheinisch-Westf. Frauen-Verband
 (Ortsgruppe Krefeld).
 Mittwoch, den 23. Oktober 1912, abends 8^{1/2} Uhr,
 in der Aula des Lyzeums, Boersestr.
Oeffentlicher Vortrag
 von Fr. Dr. Gertrud Bäumer-Berlin
 über:
 „Wesen und Macht der Gegenströmungen gegen die Frauenbewegung in Deutschland“.
 Die Mitglieder der angeschlossenen Vereine sind
 freundlichst eingeladen.
 Eintrittsgelder zahlen 50 Pf. / Der Vorstand.

Gertrud Bäumer sprach am 23. Oktober 1912 auf Einladung des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes in der Aula des Krefelder Lyzeums über „Wesen und Macht der Gegenströmungen gegen die Frauenbewegung in Deutschland“³⁶⁴. Anlaß für die Thematik war unter anderem die in Weimar im selben Jahr erfolgte Gründung eines „Bundes zur Bekämpfung der Frauenemanzipation“, dem zahlreiche Oberlehrer angehörten, die in den Lehrerinnen unliebsame Konkurrentinnen sahen und meinten, es mit ihrer Würde nicht vereinbaren zu können, unter weiblichen Vorgesetzten zu arbeiten³⁶⁵. Gertrud Bäumer interpretierte derartige Erscheinungen als Symptom einer weitverbreiteten Unkenntnis und eines tiefsitzenden Vorurteils der Männer gegenüber den Zielsetzungen der modernen Frauenbewegung. Es ging ihr deswegen darum, aufzuzeigen, daß die Frauenbewegung keine Gefährdung für die Männerwelt darstelle, daß sie weder beabsichtige, „die Familie zu zerstören“ und „die freie Liebe“ zu propagieren, noch für jede Frau die Berufstätigkeit und die Gleichstellung mit den Männern in allen Lebensbereichen erstrebe. Zugleich distanzierte sie sich damit von Zielsetzungen, die die radikale Frauenbewegung vertrat, und dem Bild, das diese von sich produzierte beziehungsweise das sich die Männerwelt von ihr, sie mit der Frauenbewegung schlechthin gleichsetzend, machte.

Gertrud Bäumer äußerte Verständnis dafür, daß viele Männer die zunehmende Zahl von Frauen im kaufmännischen Sektor und im Lehrberuf als lästige Konkurrenz empfinden, doch sei der Prozeß der Integration der Frau in die Berufswelt den veränderten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen geschuldet und irreversibel. Es komme für die Zukunft darauf an, daß das Gros der Frauen in solchen Erwerbszweigen arbeite, die „der weiblichen Eigenart und der besonderen Befähigung der Frau entsprechen“³⁶⁶. Die Frau vermöge dank ihrer weiblichen beziehungsweise mütterlichen Eigenschaften besonders in der Armen- und Waisenfürsorge sowie im Wohnungs-, Vormundschafts- und Fürsorgebereich zu arbeiten. Mit diesem Gedanken einer geschlechtsspezifischen Berufsdifferenzierung, so ist zu vermuten, sah Gertrud Bäumer zugleich eine Entschärfung des geschlechtsübergreifenden Konkurrenzkampfes gewährleistet.

Gegen die Bedenken der Rassenhygieniker, die Berufstätigkeit der Frau wirke sich negativ auf die Erbsubstanz aus, wandte Bäumer ein, daß dies eher bei einer beruflichen Untätigkeit der Frau zu befürchten sei, da die Arbeit „ihre körperliche und geistige Spannkraft“ erhöhe³⁶⁷.

Adele Schreiber-Krieger über die moderne Frau

Adele Schreiber-Krieger (1872 – 1957), von Beruf Schriftstellerin, war ab 1904 erste Vizepräsidentin des „Weltbundes für Frauenstimmrecht“, Gründungsmitglied des „Bundes für Mutterschutz“, der sich nach ihrem Zerwürfnis mit Helene Stöcker über die konzeptionelle Ausrichtung des Bundes 1909/10 in zwei Ortsgruppen-Fraktionen spaltete³⁶⁸. 1909 heiratete sie den Zahnarzt Dr. Krieger. Als Mitglied des „Deutschen Monistenbundes“ fiel die Sparte „Frauenbewegung“ in der Zeitschrift „Das monistische Jahrhundert“ unter ihre Zuständigkeit. Ab dem 1. Januar 1914 löste sie Anita Augspurg bei der Redaktion der „Zeitschrift für Frauenstimmrecht“ ab. Von 1920 bis 1924 und 1928 bis 1932 war sie für die SPD Mitglied des Reichstages. 1933 emigrierte sie in die Schweiz, 1939 nach England. In der Nachkriegszeit lebte sie in der Schweiz.

Adele Schreiber-Krieger war zweimal zu Vorträgen in Krefeld, das erste Mal auf Einladung des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes, das zweite Mal auf Einladung der Krefelder Ortsgruppe des Deutschen Monistenbundes. Am 20. Januar 1910 redete sie über „Das moderne Mädchen“, am 8. Februar 1912 über „Neue Sittlichkeitsideale“. Als moderne Mädchen bezeichnete Adele Schreiber-Krieger diejenigen jungen Frauen, die sich mit den Herausforderungen der Moderne auseinandersetzten und ein aktives

Engagement für die anstehenden Probleme der Zeit an den Tag legten. Die Statistik weise aus, daß 57 % der Frauen zwischen 20 und 30 Jahren unverheiratet seien. Da die Frauen aus den unteren Schichten in der Regel recht früh heirateten, könne nur die Schlußfolgerung gezogen werden, daß der Prozentsatz der Frauen aus den mittleren Schichten, der unverheiratet sei, enorm hoch sein müsse. Für die meisten von ihnen bestünde aufgrund ihrer familiären Situation kein Zwang, sich den Lebenserwerb zu verdienen, doch solle eine jede Frau bestrebt sein, einem Beruf nachzugehen. Der derart von der Lohnarbeit, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, abgegrenzte Beruf gebe dem Leben der jungen Frau eine sinnvolle Ausrichtung und einen ernsthaften Inhalt. In dem Sektor der sozialen Fürsorge mangle es an „Kräften für unbezahlte freiwillige Arbeit“³⁶⁹. Dieser Bereich, insbesondere die Kinderfürsorge, sei das ideale Betätigungsfeld für Frauen aus der Mittelschicht. Adele Schreiber-Krieger prognostizierte: „Die soziale Arbeit wird mehr und mehr in die Hände der Frauen übergehen“³⁷⁰. Sie machte sich ebenfalls dafür stark, daß auch Frauen aus der Mittelschicht ihren Standesdünkel überwinden und den Hebammenberuf ergreifen sollten.

Forderungen, die sie an die Gesellschaft richtete, waren zum einen die Abschaffung des antiquierten Lehrerinnen-Zölibats – Lehrerinnen mußten bei Heirat ihren Beruf aufgeben –, zum anderen die Erlangung des Frauenstimmrechtes. Dazu sagte sie, so wie es vor 50 Jahren noch undenkbar erschienen sei, daß Frauen als Schneiderin oder als Lehrerin tätig seien, also in Berufen, die nun mittlerweile als spezifisch weibliche gelten würden, so werde es auch in 50 Jahren als undenkbar erscheinen, daß man den Frauen ihr Stimmrecht vorenthalten habe.

Adele Schreiber-Krieger, eine glänzende Rednerin, votierte für ein kämpferisches Auftreten und Eintreten der Frauen für diese Ziele. Der Rezensent der „Krefelder Zeitung“ bemerkte zum Besucherandrang bei dieser Veranstaltung: „Krefeld hat kaum je eine so stattliche Frauenversammlung, wie die gestrige, gesehen“³⁷¹.

Der Verein zur politischen Schulung der Frau

Der Verein zur politischen Schulung der Frau war die letzte Gründung einer nicht-konfessionellen Krefelder Frauenorganisation vor dem Ersten Weltkrieg. Es handelte sich um eine Ortsgruppe, die dem Verein für Frauenstimmrecht angeschlossen war, auf Aktivitäten der Krefelder Ortsgruppe des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes zurückging, als unabhängige Organisation aber erst am 12. Februar 1914 ins Leben trat. Im Jahres-

bericht 1909 der Krefelder Ortsgruppe des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes plädierte die Vorsitzende Luise Leendertz zwar für einen Beitritt zum Deutschen Verband für Frauenstimmrecht, zugleich sah man aber noch von einer Gründung einer speziellen Ortsgruppe ab³⁷².

1912 hatte der Rheinisch-Westfälische Frauenverband in Krefeld eine Kommission zur politischen Schulung der Frau eingesetzt, die Vortragsabende zu politischen Themen organisierte. Vortragsredner waren im Jahre 1912 aber ausschließlich nationalliberal orientierte Männer, nämlich Buschbell, Marcks, der Oberlehrer Stehmann, der Assessor Nagelschmidt, der Amtsgerichtsrat Schmitz und Dr. Drahten³⁷³. Bereits im darauffolgenden Winterhalbjahr 1913/14 fanden die Vorträge jedoch schon nicht mehr statt, weil ihr Besuch im Winterhalbjahr 1912/13 so gering war, daß sich die Durchführung der Veranstaltungen nicht mehr lohnte³⁷⁴.

An der konstituierenden Sitzung des Vereins zur politischen Schulung der Frau im Februar nahmen zwischen 25 und 30 Frauen teil, die Frau Dr. Bruno Tamm zur ersten Vorsitzenden und Käthe Mengelberg, früheres Vorstandsmitglied der Krefelder Ortsgruppe des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes, zur zweiten Vorsitzenden wählten³⁷⁵. Vom Deutschen Verein für Frauenstimmrecht, dessen assoziiertes Mitglied die Krefelder Ortsgruppe wurde, war Ida Dehmel, die Schriftführerin, anwesend³⁷⁶. Als jährlicher Mitgliedsbeitrag waren 2 M zu entrichten.

Die Forderung nach der Erlangung des Frauenstimmrechtes wurde damit begründet, daß die Frauen im wirtschaftlichen Sektor Positionen erobert und besetzt hätten, die es durch entsprechende politische Rechte zu schützen gelte: „Ist doch die Mitarbeit der Frau in der Armen- und Waisenfürsorge, in der Schulverwaltung, als Vormünderin, in der Gesundheits- und Wohnungspflege, in den Verwaltungsbehörden des Versicherungswesens usw. kaum mehr zu entbehren. – Um nun aber alle die Ämter und Arbeitsgebiete dauernd zu behaupten, und um einen dem männlichen gleichwertigen weiblichen Einfluß auf die Kultur zu sichern, bedürfen wir letzten Endes das Eine: das Stimmrecht in Kirche und Gemeinde, das politische Wahlrecht“³⁷⁷. Chancen dafür, daß das Frauenstimmrecht in Kürze erlangt werden könne, wurden jedoch nicht gesehen, weswegen es gelte, die Frauen zunächst politisch zu schulen und an die Politik heranzuführen, um „die kommende Generation“ dazu zu befähigen, dereinst das Fernziel Frauenstimmrecht zu erreichen³⁷⁸.

Dabei bewertete der nationalliberal orientierte Krefelder „Verein zur politischen Schulung der Frau“ die Lage so, daß den Frauen rechtzeitig staatsbürgerliche Kenntnisse und über diese eine Identifikation mit dem Staat

vermittelt werden müsse, damit ihre Stimmen in Zukunft nicht der Sozialdemokratie anheimfallen. Die Sozialdemokraten hatten bei der letzten Reichstagswahl 1912 mit 34,8 % der Stimmen mehr als doppelt soviel Stimmen erhalten wie die nächststärkste Partei, das Zentrum, mit 16,4 %, während die Nationalliberalen bei 13,6 % stagnierten. Bei der Reichstagswahl in Krefeld hatte zwar der Kandidat der Zentrumsparlei mit 17 503 Stimmen gewonnen, der Kandidat der Sozialdemokraten hatte aber mit 10 156 mit Abstand mehr Stimmen erhalten als der liberale Kandidat mit 5 535. Die Nationalliberalen interpretierten diese Wahlniederlagen als Produkt ihrer eigenen Versäumnisse. Hätten sie sich rechtzeitig um die Arbeiterschaft gekümmert und für ihre staatsbürgerliche Aufklärung gesorgt, wäre diese nicht der Verführung durch die Sozialdemokratie erlegen. Sie befürchteten nun, Gleiches könne ihnen mit den Frauen passieren. Wenn diese das Stimmrecht erlangten, könnte dieses Wählerpotential überwiegend der Sozialdemokratie zugute kommen, wenn es den Nationalliberalen nicht gelinge, die Frauen „in das Verständnis ihrer staatsbürgerlichen und nationalen Pflichten einzuführen“, um sie dadurch gegen übertriebene Forderungen, wie sie beispielsweise die Suffragetten äußerten, und gegen die Einflüsse der Sozialdemokratie zu immunisieren³⁷⁹.



Am 27. März 1914 hielt der Krefelder „Verein zur politischen Schulung der Frau“ seine erste und einzige Veranstaltung vor dem Kriege ab. Li Fischer-Eckert, die aus Hagen stammende Vorsitzende des Deutschen Vereins für Frauenstimmrecht, hielt einen Vortrag mit dem Titel „Warum müssen die Frauen Politik treiben?“.

Die Reform der Mädchenschulen

Durch den im August 1908 verfügten Erlaß „Zur Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens nebst den Bestimmungen über die Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium“ wurde eine Verbesserung der Aus-

bildungssituation der Frauen im Deutschen Reich eingeleitet³⁸⁰. Eine staatliche Ausbildung bis zum Abitur existierte zuvor für Mädchen nicht; diese waren darauf angewiesen, sich die Kenntnisse für ein externes Abitur in Privatschulen anzueignen. Die ersten Abiturientinnen in Preußen hatten von Helene Lange eingerichtete Gymnasialkurse besucht und legten 1896 ihre Prüfung in Berlin ab. Darunter waren zwei Töchter einer aus Krefeld stammenden Familie, Else und Margarete von der Leyen, ein Ereignis, das von Marianne Schüren in „die Heimat“, Jahrgang 67, Krefeld, 1996, bereits ausführlich gewürdigt worden ist³⁸¹.

Die Schulreform war seit langem von den Frauenvereinen verlangt worden und wurde mit vielen Hoffnungen begrüßt. So initiierte die Krefelder Ortsgruppe des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes am 24. November 1908 eine Veranstaltung zur „Neuordnung der höheren Mädchenschule unter Berücksichtigung der Krefelder Verhältnisse“ im großen Saal der Königsburg, bei der der Beigeordnete Bertram die zahlreichen Besucher über den Regierungserlaß und seine potentiellen Auswirkungen für Krefeld informierte³⁸². Dabei lagen zu diesem Zeitpunkt weder konkrete Konzepte der Stadtverordnetenversammlung noch des Schulkuratoriums vor, so daß Bertram einschränkend betonen mußte, daß er nur seine Sicht der Dinge präsentieren könne. Die Neuordnung des Schulunterrichtes sollte Wert darauf legen zu verhindern, „daß die ästhetische und Gefühlsbildung zu sehr überwiegen“, und in höherem Maß dafür Sorge tragen, daß die „Verstandesbildung“ geschult werde³⁸³. Vor allem sollte der mathematische und der naturwissenschaftliche Bereich stärkere Berücksichtigung finden, wenn auch die Dominanz der Fächer Deutsch und Religion nicht angetastet werden sollte.

Die Ausführungsbestimmungen des Erlasses vom 18. August 1908 sahen keine Lehrpläne für die Frauenschulklassen vor, so daß die Gestaltung den Schulen überlassen blieb³⁸⁴. Wie sich zeigen sollte, wick die praktische Umsetzung der Reform in Krefeld dann beträchtlich von den vom Beigeordneten Bertram skizzierten Vorstellungen, die einen hohen Grad an Übereinstimmung mit den Forderungen der Frauenbewegung aufwies, ab.

In Krefeld bestanden neben der konfessionellen Marienschule zwei weitere Mädchenschulen: die an der Ecke Ostwall/Nordstraße gelegene Bürgerschule für Mädchen und das städtische Lyzeum auf der Moerser Straße, das heutige Ricarda Huch Gymnasium. Dem Lyzeum war bereits 1905 ein Ausbildungseminar für Lehrerinnen an Volksschulen und höheren Mädchenschulen angegliedert worden³⁸⁵. Beide Schulen präsentierten im Februar 1909 ihre Programme für die Einrichtung einer Frauenschule, eines

Städt. Bürgerschule für Mädchen und Lehrerinnenbildungsanstalt.

Das neue Schuljahr beginnt Dienstag, den 16. April. Die neu eintretenden Schülerinnen der vereinigten Anstalten haben sich an diesem Tage um 9 Uhr, die übrigen um 8 Uhr einzufinden.

Für die neu eintretenden Schülerinnen der Bürgerschule und der Seminar-Übungsschule, die schon Unterricht erhalten haben, findet Montag, den 15. April, morgens 9 Uhr, eine Prüfung statt.

An- und Abmeldungen sind spätestens bis Samstag, den 13. April, einzureichen.

Meyer, Rektor.

Technisches Frauenseminar zu Krefeld.

Ende April ds. Ja. beginnt ein neuer Kursus zur Ausbildung von Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde mit einjähriger Dauer, ein neuer Kursus zur Ausbildung von Lehrerinnen der weiblichen Handarbeiten mit einjähriger Dauer und ein Turnkursus von fünfmonatlicher Dauer. Anmeldungen zu jedem Kursus können mündlich oder schriftlich bei dem Direktor des städt. Lyzeums, Mörsersstraße 18, erfolgen. Beizufügen sind der Meldung ein Lebenslauf, das letzte Schulzeugnis (Abgangszeugnis), Geburtschein, Impfschein und ein privatschriftliches Gesundheitszeugnis.

Prof. Bohle, Direktor.

Städt. Lyzeum (Höhere Mädchenschule) und Oberlyzeum (Frauensschule u. Höheres Lehrerinnenseminar) Mörsersstraße 18.

Das neue Schuljahr beginnt Dienstag, den 16. April 1912, um 8 Uhr. Die Aufnahmeprüfungen finden am Montag, den 15. April, von 10 Uhr ab statt.

Anmeldungen können jederzeit auf Anmeldebögen gemacht werden, die beim Schuldirektor an den Wochentagen von 17-1 Uhr unentgeltlich zu haben sind, und die bei ihm nach Ausfüllung unter Beifügung des letzten Schulzeugnisses (Abgangszeugnisses), des Geburtscheines und Impfscheines wiederabzugeben sind.

Die letzten Anmeldungen nimmt der Direktor am Montag, den 15. April, zwischen 8 und 10 Uhr in seinem Amtszimmer Mörsersstraße 18 (Schulgebäude) entgegen.

Prof. Bohle, Direktor.

sich an die bislang gängige Ausbildung anschließenden Lehrganges, der die Mädchen befähigen sollte, eine fundiertere berufliche Qualifikation zu gewinnen, die sie auf die Eventualitäten des Lebens besser vorbereitete.

Dabei gingen die Programme von einer durch enorme wirtschaftliche und soziale Dynamik und Umwälzungen geprägten Gesellschaft aus, die auch den Frauen erhöhte theoretische und praktische Kenntnisse und Fähigkeiten abverlangte. Da sie von den Direktoren der Schulen oder in deren Auftrag verfaßt wurden, fließt ein männliches Verständnis über die Natur der Frau mit ein, das

Frauenbild ist aber kein konservatives, da die Verfasser – zumindest ideologisch – zu den Nationalliberalen gehörten und ihr vorrangigstes Ziel darin sahen, die Anforderungen der gesellschaftlichen Modernisierung zu erfüllen.

Die industrielle Produktionsweise hatte hauswirtschaftliche Produktionen, die der Frau oblagen und aus „der Beschaffung von Dauervorräten an Lebensmitteln, der Herstellung von Stoffen und gebrauchsfertigen Gegenständen der Wäsche und Kleidung, der Beleuchtung usw.“ bestanden, überflüssig gemacht und größtenteils aufgehoben³⁸⁶. Die Reduktion ihrer gesellschaftlich notwendigen Tätigkeiten im Haushalt führte dazu, daß sie zunehmend als Arbeitskraft für Tätigkeiten außerhalb des Haushaltes freigesetzt wurde. Nachdem große Teile der weiblichen Landbevölkerung infolge der mit der Industrialisierung einhergehenden Verstädterung zu Fabrikarbeiterinnen und Dienstmädchen geworden waren, erfaßte dieser Prozeß um die Jahrhundertwende mehr und mehr auch Frauen aus dem mittleren Bürgertum: „In Hunderten von Gewerben sind sie beschäftigt; sie sitzen in den Kontoren und an den Kassen der Verkaufshäuser, sie sind im Telegraphen- und Schalterdienst bei Post und Eisenbahn tätig und bedienen das öffentliche Telephon, und, last not least, in von Jahr zu Jahr steigender Anzahl wenden sie sich dem Lehrerinnenberufe zu“³⁸⁷.

Da die Besucherinnen der Bürgerschule für Mädchen weitgehend dem auf den Arbeitsmarkt drängenden mittleren Bürgertum entstammten, während die Schülerinnen des Lyzeums Töchter der bürgerlichen Oberschicht waren, für die keine unbedingte ökonomische Notwendigkeit bestand, sich dem Erwerbsleben zuzuwenden, macht das Programm der Bürgerschule in weiten Teilen einen moderneren Eindruck, weil es den Umständen einer späteren Berufstätigkeit Rechnung zu tragen suchte. Zwar geht sein Verfasser, Johannes Meyer, davon aus, daß der Haushalt die „naturgemäße Stätte des weiblichen Wirkens“ sei, doch erfordere die wirtschaftliche Situation, daß viele Töchter des Mittelstandes gezwungen seien, „entgegen ihrer Natur aus dem Hause in das öffentliche Leben“ zu drängen und sich ein „selbständiges, unabhängiges Dasein zu verschaffen. [...] Verwandt den Schwestern der höheren Gesellschaftskreise durch ihre soziale Stellung, den Schwestern aus dem Arbeiterstande durch die Notwendigkeit, auch um das tägliche Brot zu arbeiten, seufzen sie vielfach unter ihrer Erwerbsunfähigkeit bei unerbittlicher Erwerbsnotwendigkeit, ihre Sorge ist die Angst vor der Zukunft [...]“³⁸⁸. Getreu der Vorstellung, daß es die erste Bestimmung der Frau sei, einen Haushalt zu führen und Kinder zu erziehen, sollte eine Grundausbildung die Frauen auf diesen Tätigkeitsbereich vorbereiten. Insgesamt 15 1/2 Wochenstunden waren vorgesehen für

die zum größten Teil klassischen Frauen-disziplinen, die sich aufschlüsselten in³⁸⁹:

Fach	Wochenstundenzahl
Haushaltungskunde	5
Nadearbeit	3
Erziehungslehre	1
Kinderheimunterweisung	1 1/2
Gesundheitslehre	1
Bürgerkunde	2
Turnen	2

Neben dieser obligatorischen Grundausbildung wurden zusätzlich wahlweise zwei Ausbildungszweige angeboten: ein kaufmännischer und ein allgemeinbildender. Der kaufmännische, pragmatisch-orientierte Lehrgang umfaßte 15 Wochenstunden, die sich zusammensetzten aus:

Fach	Wochenstundenzahl
Französische Korrespondenz	3
Englische Korrespondenz	3
Kaufmännisches Rechnen	2
Kaufmännische Buchführung	2
Stenographie	2
Maschinenschreiben	2
Handelsgeographie	1

Die allgemeinbildenden Fächer, die die „geistig-sittliche Fortbildung“ der Schülerinnen fördern sollte, bestanden aus:

Fach	Wochenstundenzahl
Deutsch	3
Französisch	2
Englisch	2
Kunst- und Kulturgeschichte	2

Vermittelt werden sollte ein kulturelles Wissen, das auf der Rezeption von schriftstellerischen Texten und von Werken bildender Kunst beruhte. Aus dem Angebot der allgemeinbildenden Fächer konnten die Schülerinnen einzelne Kurse ihrer Wahl belegen, wohingegen die kaufmännischen Fächer nur en bloc belegt werden durften. Allgemeinbildende und kaufmännische Fächer durften nicht kombiniert werden. Das Schulgeld betrug im Jahr die recht hohe Summe von 150 M., wobei eine geringere Stundenzahl keine Ermäßigung nach sich zog. Der Unterricht in den kaufmännischen Fächern sollte von Lehrern der Kaufmannsschule abgehalten werden, die allgemeinbildenden Fächer hingegen wurden an der Bürgerschule gegeben.

Auch der Lehrplan des Lyzeums sah eine Ausweitung der zehnjährigen Grundausbildung um weitere zwei Jahre vor, wobei auch schon nach einem Jahr ein zertifizierter Abschluß möglich sein sollte. Verbindlich sollte die Belegung folgender Fächer im Umfang von 18 Wochenstunden sein³⁹⁰:

Fach	Wochenstundenzahl
Erziehungslehre	2
Hauswirtschaft (mit Buchhaltung)	5
Schneiderei	3
Kindergarten	3
Gesundheitslehre	1
Bürgerkunde und Volkswirtschaft	2
Turnen	2

Wahlweise konnten als allgemeinbildende Fächer gewählt werden:

Fach	Wochenstundenzahl
Literatur und Kulturgeschichte	2
Französisch	2
Englisch	2
Kunstgeschichte	2

Während die allgemeine Reflexion über die zukünftige Stellung der auszubildenden jungen Frau innerhalb der Gesellschaft noch das Gedankenspiel enthielt, daß sie unverheiratet oder aber verwitwet sein könne, und es von daher notwendig sei, sie auf Anforderungen vorzubereiten, die die Vermögensverwaltung, erb-, vormundschafts- und mietrechtliche Fragen, geschäftliche Probleme und staatsbürgerliche Angelegenheiten betreffen, zwängt der Stundenplan diesen ganzen Themenbereich in den nur über zwei Wochenstunden gehenden Kurs Bürgerkunde und Volkswirtschaft. So fixiert der Stundenplan die Frau wie eh und je auf die klassische Rolle als Hausfrau und Mutter, die ihrem Mann dank ihrer Kenntnisse in den schöngeistigen Fächern eine angenehme Partnerin sein soll. Nur eine einzige berufliche Alternative führte das Programm an: Die Frau sei aufgrund ihrer Kenntnisse in der Haushaltsführung auch befähigt, eine führende Positionen in größeren Haushalten, wie beziehungsweise in Krankenhäusern oder vergleichbaren Einrichtungen, einzunehmen. Das inhaltliche Programm des Lyzeums fällt aber weit hinter die Reflexion der veränderten gesellschaftlichen Lage der Frau zurück, dies aber vor allem deshalb, weil die soziale Stellung der Töchter der Oberschicht diese zu keiner Erwerbsarbeit nötigte, sondern sie allerhöchstens auf eine Aufgabenübernahme auf dem Gebiet der „Barmherzigkeit und Nächstenliebe“ vorbereiten sollte³⁹¹.

Von den ursprünglichen Reformideen, die auf eine Gleichstellung des Abiturs von Mädchen mit dem von Jungen und damit auf eine Befähigung zum Studium durch Unterricht in den Naturwissenschaften, der Mathematik und in Latein zielten, war nicht viel übriggeblieben. Zwar äußerte sich der Direktor des Lyzeums im März 1909 noch zuversichtlich, daß eine neue Oberlehrerstelle für die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer geschaffen werde, doch fehlten diese im Ostern 1910 publizierten Jahresbericht nach wie vor³⁹².

Der Zusammenschluß der Frauenvereine im Ersten Weltkrieg

Mit Kriegsausbruch ordnete sich die Arbeit der Frauenvereine ganz den Erfordernissen der Kriegsführung unter. Jegliche eigenständige Zielsetzung wurde aufgegeben, statt dessen ging es nur noch darum, wie die Frau komplementär zum Waffendienst des Mannes ihrer Pflicht nachkommen könne. Entsprechend hießen die Veranstaltungen, die der Rheinisch-Westfälische Frauenverband beziehungsweise der Stadtverband Krefelder Frauenvereine abhielten: „Die Hausfrau in der Kriegszeit“, „Frauen helft den Krieg zu gewinnen“ und „Die Dienstpflicht der Frau“³⁹³. Der Krieg wurde, wie in der offiziellen Propaganda, so auch von den Frauenvereinen, als von außen aufgezwungen, wahrgenommen, die eigene Kriegsführung als Reaktion auf eine tödliche Umzingelung Deutschlands durch andere Großmächte. Während der Mann im Feld das Land verteidigte, schlug die Hausfrau die Schlacht am heimischen Herd. „An die Front zum wirtschaftlichen Kampf! [...] Jeder Hausstand muß von jetzt ab in verstärkter Kriegszustand versetzt werden!“ hieß die Devise³⁹⁴. Die Frauen sollten sparsam haushalten, sich einschränken, die knapper werdenden Lebensmittelressourcen rationell verwenden – Kartoffeln mit Schale zubereiten, Knochen auskochen –, und somit zur siegreichen Meisterung der Situation beitragen.

Gedacht war auch an die Einführung eines Dienstjahres in sozialen Fürsorgeeinrichtungen für Frauen zwischen dem 17. und dem 20. Lebensjahr analog dem Wehrdienst der Männer. In einer diesem Dienstjahr vorangehenden Ausbildungszeit sollten neben der

körperlichen Ertüchtigung die Vermittlung hauswirtschaftlicher Kenntnisse und der Bürgerkunde-Unterricht im Vordergrund stehen, damit die Frau lerne, nicht nur den eigenen Haushalt zu versorgen, sondern sie „zum sozialen, volkswirtschaftlichen Denken erzogen“ werde und „sich als Glied des Volksganzen“ fühle³⁹⁵.

Auch brachte die Kriegslage mit sich, daß Frauen zunehmend die von den Männern, die als Soldaten eingezogen waren, verlassenen Arbeitsplätze einnahmen, damit also eine der Forderungen der Frauenbewegung, die Steigerung des Frauenanteils am Erwerbsleben, mehr und mehr in die Realität umgesetzt worden war. Frauen standen mittlerweile „ihren Mann“ auch in „typischen Männerberufen“ wie Maschinenbau und Metallverarbeitung. Dies warf aber Probleme auf: Was würde sein, wenn mit Kriegsende die Männer auf ihre Arbeitsplätze zurückkehrten und die Frauen von ihnen verdrängt werden würden, und was würde geschehen mit den Frauen, deren Männer nicht zurückkehrten, weil sie gefallen waren, und die aus zwingender Notwendigkeit erwerbstätig bleiben mußten? Dieses Problem, welchen Berufen Zukunftschancen für Frauen eingeräumt werden konnten, floß sowohl in die Berufsberatung als auch in die Stellenvermittlung des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes mit ein³⁹⁶.

Der Vaterländische Frauenverein war den Vereinssatzungen gemäß für den Kriegsfall gerüstet. Mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges fusionierte er mit dem Roten Kreuz, so daß er sich von da an „Vaterländischer Frauenverein vom Roten Kreuz, Krefeld-Stadt“ nannte.

Bereits in Friedenszeiten war für die Ausstattung eines Lazarets in Form von 100 Betten samt Wäsche und anderem mehr gesorgt worden. Als im Ersten Weltkrieg die ersten Verwundetentransporte in Krefeld eintrafen, war ein ehemaliges Altersversorgungsheim an der Bilfingerstraße komplett als Lazarett eingerichtet und während des Krieges mehr oder minder belegt³⁹⁷. Der Bekleidungs-ausschuß des Roten Kreuzes sorgte unter Leitung von Luise Eikan für die Anfertigung von Bettwäsche und Lazarettanzügen und beschäftigte zeitweise bis zu 400 Arbeiterinnen.

Doch erschöpfte sich die Tätigkeit der Mitglieder des Vaterländischen Frauenvereins nicht nur in der Pflege der Kriegsverwundeten, sondern umfaßte eine Reihe von Maßnahmen zur aktiven materiellen und psychologischen Unterstützung des deutschen Heeres. Als zum Überfall auf und Einmarsch in Belgien die Truppentransportzüge im zehnmündigen Abstand durch Krefeld rollten, waren 40 Frauen und 40 Männer des Vaterländischen Frauenvereins unter organisatorischer Leitung von Alexander Keussen 30

Tage lang schichtweise Tag und Nacht im Einsatz und versorgten die Soldaten mit Erfrischungen. 184 000 Zigarren, 310 000 Zigaretten, Tausende von Litern Kaffee wurden an die zur Front beförderten Soldaten ausgeteilt. In Gefangenschaft geratene Krefelder wurden in einer Kartei erfaßt und erhielten eine monatliche Unterstützung zugeschickt.

Angesichts der Rohstoff- und Lebensmittelknappheit in Kriegszeiten wurden verschiedene Sammelaktionen veranstaltet, die von der Metall-, der Papier- und Gummisammlung bis zur Obstkern- und Kastaniensammlung reichten. Für die in Krefeld stationierten Soldaten wurde in den letzten Kriegsjahren ein Soldatenheim auf der Kronprinzenstraße eröffnet, in dem diese zu vergünstigten Preisen Getränke und Speisen erhalten konnten. Die Räumlichkeiten waren mit Billard und Kegelbahn ausgestattet. Für weitere Unterhaltung sorgten ausliegende Zeitschriften und Bücher. Betreut wurden die Kranken von insgesamt 36 Frauen des Vaterländischen Frauenvereins.

An der Durchführung der Spendenaktion für den „Eisernen Georg“, eine von der Künstlerin Helene von Beckerath geschaffene Holzskulptur, die den Ritter Georg im Kampf gegen einen sechsköpfigen Drachen zeigt und den Kampf Deutschlands gegen England, Frankreich, Belgien, Rußland, Serbien und Italien allegorisieren sollte, beteiligten sich 100 Mitglieder des Vaterländischen Frauenvereins. Die Bevölkerung war aufgerufen, gegen die Entrichtung einer Spende Nägel zu erwerben, die mit einem Hammerschlag in die an der Ecke Ostwall/Rheinstraße platzierte Skulptur hineingetrieben wurden. Diese Aktion erbrachte insgesamt 206 706 M, die den Witwen und Waisen der Kriegsfallenen zur Verfügung gestellt wurden³⁹⁸.

Am 1. Juli 1915 schlossen sich der „Vaterländische Frauenverein“, der „Frauenverein zu Krefeld für bedürftige Wöchnerinnen“, der „Verein für Säuglingsfürsorge“, der „Rheinisch-Westfälische Frauenverband“, der „Verein zur politischen Schulung der Frau“, der „Krefelder kaufmännische Verein weiblicher Angestellter (Sitz Kassel)“, der „Kaufmännische Verein für weibliche Angestellte (Sitz Berlin)“ und die „Vereinigten Lehrerinnenvereine“ zum Stadtverband Krefelder Frauenvereine zusammen³⁹⁹. Ziel der Vereinigung war die Bündelung der im Wohlfahrtsbereich tätigen Kräfte und Aktivitäten. Zu berücksichtigen ist hierbei, daß bereits vor dem Krieg die vielfältigsten Kooperationen zwischen den einzelnen Frauenvereinen existierten und daß ein hoher Prozentsatz der Frauen vermutlich Mitglied in mehreren Vereinen war, weil deren Zielsetzungen in keinem kontradiktorischen Verhältnis zueinander standen.

Nur eine Minderheit unter den Frauenrechtlerinnen teilte nicht die kollektive Kriegsbe-

Der für Montag, den 13. Dezember, geplante

Vortrag

von
Fräulein Oberlehrerin de Vogel

über:

Die Dienstpflicht der Frau

findet, um ein Zusammenwirken mit dem Vaterländischen
Abend zu vermeiden, erst am

Mittwoch, den 15. Dezember,
abends 8^{1/2} Uhr,
in der Aula des Lyzeums statt.

Zum Besuche ladet ein

Der Stadtverband Krefelder Frauenvereine:

- Verein zur polit. Schulung der Frau.
- Vaterländischer Frauenverein.
- Verein für Säuglingsfürsorge.
- Frauenverein zu Krefeld für bedürftige Wöchnerinnen.
- Vereinigtes Lehrerinnenvereine.
- Rhein.-Westfäl. Frauenverein.
- Krefelder Kaufm. Verein weibl. Angestellter (Sitz Kassel).

Eintritt frei, doch werden Gaben für die Kriegswidrigenspende der Kronprinzessin gern entgegengenommen.

geisterung und setzte sich aktiv für Frieden und Völkerverständigung ein, darunter die Sozialdemokratinnen Clara Zetkin und Louise Zietz sowie die Bürgerlichen Lida Heymann und Helene Stöcker²⁰⁰. Bereits zu Kriegsbeginn hatte Gertrud Bäumer, die den Standpunkt der Mehrheit vertrat, den „Nationalen Frauendienst“ gegründet, dem zahlreiche Frauenvereine beitraten. Die Einreihung der bürgerlichen Frauenbewegung in die nationale Front, die Aufgabe der Verfolgung frauenspezifischer Zielsetzungen während des Krieges führte letztlich zur politischen Mündigkeit der Frauen: Sie erhielten nach dem Krieg das Stimmrecht, für das sie vor dem Krieg so energisch gekämpft hatten²⁰¹.

Anmerkungen

²⁷¹) Vgl. „Krefelder Frauen-Verein für Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge e.V. – Beiträge zur Geschichte des Krefelder Frauen-Vereins aus Anlaß seiner Hundertjahrfeier 1927“, verfaßt von Karl Rembert; Marianne Gatzke: Ein nicht alltäglicher Frauenverein – Von der Initiative rheinischer Bürgerinnen, in: die Heimat 44/1973, S. 95 – 99; Marianne Gatzke: 150 Jahre Krefelder Frauenverein 1827 – 1977, in: die Heimat 48/1977, S. 73 – 78. An sich wollte diese Arbeit, deren erste beiden Teile in „die Heimat“ 68/1997 und 69/1998 publiziert wurden, die Geschichte der Krefelder Frauenvereine in der Zeit zwischen 1900 und 1914 vorstellen. Angesichts des Materials erwies es sich jedoch als notwendig, den Untersuchungszeitraum auf das 19. Jahrhundert auszudehnen, weil etliche Vereinigungen schon früher entstanden waren (so die katholischen Arbeiterinnen-Vereine, die sozialdemokratische Frauenbewegung, der Vaterländische Frauenverein und auch der Krefelder Frauenverein). Um den Beitrag wiederum nicht zu lang geraten zu lassen und weil es bereits die oben angeführten Schriften über den Krefelder Frauenverein gibt, wird hier seine Geschichte im 19. Jahrhundert nicht in der ihm gebührenden Ausführlichkeit, sondern nur kurz behandelt und der Schwerpunkt der Darstellung auf die Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge zwischen 1900 und 1918 gelegt.

²⁷²) Alle Angaben nach „Krefelder Frauen-Verein für Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge e.V.“, S. 34.

²⁷³) Ebd., S. 26 – 27.

²⁷⁴) Ebd., S. 28 – 29.

²⁷⁵) Ebd., S. 16 – 20.

²⁷⁶) Ebd., S. 20.

²⁷⁷) Ebd., S. 20 – 24, und „Bericht über die Verwaltung und den Stand der Gemeindeangelegenheiten der Stadt Crefeld für das Rechnungsjahr 1913“, S. 69 f.

²⁷⁸) Vgl. Ursula Ferdinand: Das Malthusische Erbe – Entwicklungsstränge der Bevölkerungstheorie im 19. Jahrhundert und deren Einfluß auf die radikale Frauenbewegung in Deutschland, Münster 1999, insbesondere S. 204 ff.; Adelheid Gräfin zu Castell Rüdtenhausen: „Die gewonnenen Jahre“, Lebensverlängerung und soziale Hygiene, in: August Nitschke/Gerhard A. Ritter/Defev J. K. Peukert/Rüdiger vom Bruch: Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne 1880 – 1930, 2 Bde., Reinbek bei Hamburg 1990, Bd. 1, S. 147 – 175.

²⁷⁹) Zahlenangaben nach Gerd Hohorst/Jürgen Kocka/Gerhard A. Ritter (Hrsg.): Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch Bd. 2, 2. Aufl., München 1978, S. 36. Vgl. auch Kreisarzt Dr. Berger (Krefeld): Studien über Säuglingsernährung, in: Vierteljahrszeitschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen, 3. Folge, XXXVII, 2, enthalten in: StAKr 4/1628, Bl. 73.

²⁸⁰) StAKr 4/1628, Bl. 260.

²⁸¹) Alle Angaben nach „Krefelder Frauen-Verein für Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge e.V.“, S. 22 – 23.

²⁸²) Vgl. ebd., S. 30 – 31.

²⁸³) „Krefelder Zeitung“, Nr. 120/1908, und Nr. 148/1908.

²⁸⁴) „Krefelder Zeitung“, Nr. 148/1908.

²⁸⁵) „Krefelder Zeitung“, Nr. 120/1908.

Der Begriff der „Rassenhygiene“ ist durch die gleichnamige Disziplin innerhalb der nationalsozialistischen Selektions- und Vernichtungspolitik stark negativ belastet. Demgegenüber ist festzuhalten, daß in der Kaiserzeit Wissenschaftler, Politiker und Feministinnen in einem Spektrum von rechts-nationalistisch und prä-nationalsozialistisch bis links-internationalistisch rassenhygienische Positionen vertraten. Rassenhygiene galt damals als avancierte biologische Wissenschaft, die die Bevölkerung als nationalökonomisches Potential auffaßte und versprach, diesen Bereich der Natur, die Generierung menschlichen Lebens, der sich der menschlichen Planung bislang entzogen hatte, nun auch nach rationalen Prinzipien zu organisieren. Darin steckte ein Maß an bedenkenloser Wissenschafts- und Fortschrittsgläubigkeit, dessen fragwürdige Züge damals nicht bemerkt wurden. Die Problematik ist vergleichbar den heutigen Debatten über die Gentechnologie. Auch damals ging es schon um die Vermeidung von Erbkrankheiten und Behinderungen, um eine präventive Politik zugunsten der Volksgesundheit, die die Individualrechte außer Kraft zu setzen drohte. Es gab Rassenhygieniker, die von der Überlegenheit der „weißen“ oder der „nordischen“ Rasse ausgingen, es gab andere, die diese als durch die Zivilisation degeneriert ansahen und eine Höherwertigkeit anderer Rassen postulierten, es gab Befürworter und Verdämmer von „Rassenmischung“, es gab solche, die für eine Tötung von behinderten Säuglingen eintraten, solche, die Heiratsbeschränkungen für solche Individuen forderten, die als erbkrank galten und wo das Risiko der Geburt eines behinderten oder chronisch kranken Kindes auftreten konnte (dies war die Mehrheitsposition innerhalb der Rassenhygieniker), und solche, die Bedenken anmeldeten, daß derartige Bereiche des menschlichen Lebens einer staatlichen Regulierung unterzogen werden sollten und es bei einer Aufklärung und Warnung der Betroffenen belassen wollten.

Vgl. dazu Rolf Peter Sieferle: Die Krise der menschlichen Natur – Zur Geschichte eines Konzepts, Frankfurt a. M. 1989; Peter Weingart/Jürgen Kroll/Kurt Bayertz: Rasse, Blut und Gene – Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland, Frankfurt a. M. 1992; Peter Weingart: Politik und Vererbung: Von der Eugenik zur modernen Humangenetik, in: Eckard Voland (Hrsg.): Fortpflanzung: Natur und Kultur im Wechselspiel – Versuch eines Dialogs zwischen Biologen und Sozialwissenschaftlern, Frankfurt a.M. 1992, S. 28 – 50; Jochen-Christoph Kaiser/Kurt Nowak/Michael Schwartz: Eugenik, Sterilisation, Euthanasie – Politische Biologie in Deutschland 1895 – 1945, Berlin 1992; Michael Schwartz: Sozialistische Eugenik – Eugenische Sozialtechnologien in Debatten und Politik der deutschen Sozialdemokratie 1890 – 1933, Bonn 1985; Ursula Ferdinand: Das Malthusische Erbe – Entwicklungsstränge der Bevölkerungstheorie im 19. Jahrhundert und deren Einfluß auf die radikale Frauenbewegung in Deutschland, Münster 1999.

²⁸⁶) „Bericht über die Verwaltung und den Stand der Gemeindeangelegenheiten der Stadt Crefeld für das Rechnungsjahr 1911“, S. 138.

²⁸⁷) Vgl. „Krefelder Frauen-Verein für Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge e.V.“, Kapitel II: Verein für Säuglingsfürsorge 1908 – 1918.

²⁸⁸) „Krefelder Zeitung“, Nr. 232/1909.

²⁸⁹) Vgl. „Krefelder Zeitung“, Nr. 696/1908, und „Krefelder Frauen-Verein für Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge e.V.“, S. 35 f.

²⁹⁰) „Krefelder Zeitung“, Nr. 232/1909.

²⁹¹) StAKr 4/1628, Bl. 265.

²⁹²) „Krefelder Zeitung“, Nr. 232/1909.

²⁹³) Bericht über die Verwaltung und den Stand der Gemeindeangelegenheiten der Stadt Crefeld für das Rechnungsjahr 1911, S. 138 f.

²⁹⁴) Vgl. „Krefelder Zeitung“, Nr. 112/1915.

²⁹⁵) „Krefelder Zeitung“, Nr. 162/1914, und „Krefelder Frauen-Verein für Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge e.V.“, S. 38 – 39.

²⁹⁶) Vgl. Margrit Tweltmann: Die deutsche Frauenbewegung – Ihre Anfänge und erste Entwicklung 1843 – 1889, Frankfurt a. M. 1993, S. 47 – 49.

²⁹⁷) Ludwig Friedrich Seyffardt: Erinnerungen, Leipzig 1900, S. 259.

²⁹⁸) Angabe nach Ute Frevert: Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, Frankfurt a. M. 1986, S. 134. Zum Vergleich: der Kaufmännische Verband für weibliche Angestellte als größter Verband der dem „Bund Deutscher Frauenvereine“ angeschlossenen Frauenorganisationen hatte 1913 34 000 Mitglieder; vgl. Ute Frevert, ebd., S. 110 f. Zahlenangabe für Krefeld nach „General-Anzeiger“, Nr. 63/1911.

²⁹⁹) StAKr 40/15/263: Statut des Vaterländischen Frauenvereins, Zweig-Verein Crefeld.

³⁰⁰) Vgl. 40/15/263, Artikel „Vaterländischer Frauenverein in Crefeld 1882“.

³⁰¹) StAKr 40/15/263: Statut des Vaterländischen Frauenvereins, Zweig-Verein Crefeld.

³⁰²) Vgl. „Festschrift des Vaterländischen Frauenvereins vom Roten Kreuz, Krefeld-Stadt, zur Feier seines 50jährigen Bestehens 1878 – 1928“, S. 17.

³⁰³) Ludwig Friedrich Seyffardt: Erinnerungen, Leipzig 1900, S. 261 – 262 und S. 444.

³⁰⁴) Vgl. „Festschrift des Vaterländischen Frauenvereins vom Roten Kreuz, Krefeld-Stadt, zur Feier seines 50jährigen Bestehens 1878 – 1928“, S. 17 – 19.

³⁰⁵) Zu Mathilde Hunzinger siehe StAKr 70/1296.

³⁰⁶) Margrit Tweltmann: Die deutsche Frauenbewegung – Ihre Anfänge und erste Entwicklung 1843 – 1889, Frankfurt a. M. 1993, S. 48.

³⁰⁷) Vgl. „Krefelder Zeitung“, Nr. 47/1906, 137/1908, 154/1913, StAKr 40/15/263: Die Briefe des Vaterländischen Frauenvereins an Ludwig Seyffardt bestehen überwiegend aus formellen Einladungsschreiben zu Vereinssitzungen und sagen wenig über die Einflußnahme der Frauen auf die inhaltliche Arbeit des Vereins aus; Ludwig Friedrich Seyffardt: Erinnerungen, Leipzig 1900, S. 260 f.

³⁰⁸) StAKr 40/15/263, darin enthalten die Jahresberichte mit Mitgliederlisten und -beiträgen von 1885 bis 1890.

³⁰⁹) StAKr 40/15/391 enthält ein gedrucktes Wählerverzeichnis von 1881, in dem die Stimmabgabe der einzelnen Wähler handschriftlich eingetragen und mit den Buchstaben l für liberal und k für katholisch oder klerikal gekennzeichnet ist.

³¹⁰) Vgl. „Hundert Jahre unter der Flagge des Roten Kreuzes in Uerdingen am Rhein 1894 – 1994“, verfaßt von Hans Vogt, Krefeld-Uerdingen 1994, S. 16.

³¹¹) StAKr Bildstelle.

³¹²) „Festbuch zum Wohltätigkeits-Fest des Vaterländischen Frauenvereins zu Crefeld in sämtlichen Räumen der Stadthalle am 28., 29. und 30. November 1908“, Redaktion Ernst Brües, Krefeld [1908].

³¹³) StAKr 70/1102.

³¹⁴) Vgl. „Krefelder Zeitung“, 803 und 804/1908.

- 315) „Krefelder Zeitung“, Nr. 551/1928, Artikel: „Fünfzig Jahre Vaterländischer Frauen-Verein“.
- 316) „Krefelder Zeitung“, Nr. 551/1928.
- 317) „Krefelder Zeitung“, Nr. 100/1911.
- 318) „Krefelder Zeitung“, Nr. 551/1928.
- 319) „Krefelder Zeitung“, Nr. 914/1912.
- 320) „Krefelder Zeitung“, Nr. 859/1913.
- 321) Vgl. „Krefelder Zeitung“, Nr. 807/1909 und Nr. 914/1912. Zur Mitgliedschaft der Baronin von Botzelaer im Vorstand des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes vgl. „Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine“ vom 1. Juni 1911 und „Mitteilungen des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes“ (Beilage des Centralblattes) vom 1. Oktober 1912.
- 322) „Krefelder Zeitung“, Nr. 807/1909. „Krefelder Zeitung“, Nr. 914/1912. „Bericht über die Verwaltung und den Stand der Gemeindeangelegenheiten der Stadt Krefeld für das Rechnungsjahr 1914“, S. 71.
- 323) „Krefelder Zeitung“, Nr. 686/1906.
- 324) „Krefelder Zeitung“, Nr. 613/1905.
- 325) „Krefelder Zeitung“, Nr. 686/1906.
- 326) „Krefelder Zeitung“, Nr. 734/1907.
- 327) Vgl. „Krefelder Zeitung“, Nr. 820/1910.
- 328) Vgl. „Krefelder Zeitung“, Nr. 846/1913 und Nr. 685/1915.
- 329) Vgl. „Krefelder Zeitung“, Nr. 734/1907, Nr. 820/1910 und Nr. 846/1913.
- 330) Vgl. „Krefelder Zeitung“, Nr. 820/1910 und Nr. 846/1913.
- 331) „Krefelder Zeitung“, Nr. 734/1907.
- 332) „Krefelder Zeitung“, Nr. 914/1912.
- 333) „Krefelder Zeitung“, Nr. 685/1915.
- 334) „Krefelder Zeitung“, Nr. 734/1907.
- 335) „Krefelder Zeitung“, Nr. 686/1906.
- 336) „Krefelder Zeitung“, Nr. 914/1912.
- 337) Zur Biographie vgl. Elke Frederiksen [Hrsg.]: Die Frauenfrage in Deutschland 1865 – 1915, Stuttgart 1981, S. 491 – 493.
- 338) Zur Gründung des Verbandes für Frauenstimmrecht vgl. Lida Gustava Heymann: Erlebtes Erschauen – Deutsche Frauen kämpfen für Freiheit, Recht und Frieden 1850 – 1940, hrsg. von Margit Twellmann, Frankfurt a. M. 1992, S. 111.
- 339) Vgl. „Krefelder Zeitung“, Nr. 105/1905.
- 340) Ebd.
- 341) „Krefelder Zeitung“, Nr. 78/1907. Zur Bedeutung Frieda Duensing vgl. Agnes Zahn-Harnack: Die Frauenbewegung – Geschichte, Probleme, Ziele, Berlin 1928, S. 49 – 50.
- 342) „Krefelder Zeitung“, Nr. 78/1907.
- 343) Ebd.
- 344) Ebd.
- 345) Ebd.
- 346) „Bericht über die Verwaltung und den Stand der Gemeindeangelegenheiten der Stadt Krefeld für das Rechnungsjahr 1909“, S. 74.
- 347) Zur Biographie vgl. Christl Wickert: Helene Stöcker 1869 – 1943: Frauenrechtlerin, Sexualreformerin und Pazifistin, Bonn 1991.
- 348) „Krefelder Zeitung“, Nr. 136/1907.
- 349) Ebd.
- 350) Ebd.
- 351) Ebd.
- 352) Helene Stöcker: Ehe und Sexualreform, in: Elke Frederiksen [Hrsg.]: Die Frauenfrage in Deutschland 1865 – 1915, Stuttgart 1981, S. 148 – 153, hier S. 149.
- 353) Helene Stöcker: Das Werden der sexuellen Reform seit hundert Jahren, in: Hedwig Dohm/Helene Stöcker/Käthe Schimmacher [u.a.]: Ehe? Zur Reform der sexuellen Moral, Berlin 1911, S. 36 – 58, hier S. 38.
- 354) Zur Biographie vgl. den Nachruf in „Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine“ vom 1. Februar 1912 (S. 162 – 164).
- 355) „Krefelder Zeitung“, Nr. 104/1908.
- 356) Ebd.
- 357) Ebd.
- 358) Zur Biographie vgl. Ute Gerhard: Unerhört – Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Reinbek bei Hamburg 1996, S. 218 f., und Elke Frederiksen [Hrsg.]: Die Frauenfrage in Deutschland 1865 – 1915, Stuttgart 1981, S. 463 – 465.
- 359) „Krefelder Zeitung“, Nr. 809/1910.
- 360) Ebd.
- 361) Vgl. Ute Gerhard: Unerhört – Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Reinbek bei Hamburg 1996, S. 283 – 284.
- 362) „Niederheinische Volkszeitung“, Nr. 1016/1910.
- 363) Zur Biographie vgl. Ute Gerhard: Unerhört – Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Reinbek bei Hamburg 1996, S. 294 f.
- 364) „Krefelder Zeitung“, Nr. 766/1912.
- 365) Vgl. auch Barbara Greven-Aschoff: Die bürgerliche Frauenbewegung in Deutschland 1894 – 1933, Göttingen 1981, S. 77.
- 366) „Krefelder Zeitung“, Nr. 766/1912.
- 367) „Krefelder Zeitung“, Nr. 766/1912.
- 368) Zur Biographie vgl. verschiedene Stellen in Christl Wickert: Helene Stöcker 1869 – 1943: Frauenrechtlerin, Sexualreformerin und Pazifistin, Bonn 1991, S. 64 ff. und S. 192, sowie Heinz Niggemann: Emanzipation zwischen Sozialismus und Feminismus – Die sozialdemokratische Frauenbewegung im Kaiserreich, Wuppertal 1981, S. 334.
- 369) „Krefelder Zeitung“, Nr. 47/1910.
- 370) Ebd.
- 371) Ebd.
- 372) „Krefelder Zeitung“, Nr. 807/1909.
- 373) „Krefelder Zeitung“, Nr. 914/1912.
- 374) „Krefelder Zeitung“, Nr. 846/1913.
- 375) „Krefelder Zeitung“, Nr. 150/1914 und Nr. 258/1914. Der Vorname von Frau Tamm konnte nicht ermittelt werden.
- 376) Es gab mehrere Frauenstimmrechtsvereine, die unterschiedlich ausgerichtet waren. Der „Deutsche Verein für Frauenstimmrecht“ war eine Assoziation des Rheinisch-Westfälischen, des schlesischen und des norddeutschen Landesverbandes für Frauenstimmrecht. Der Rheinisch-Westfälische Stimmrechtsverband war 1909 von Li Fischer-Eckart und Elisabeth Krukenberg gegründet worden, die beide im Rheinisch-Westfälischen Frauenverband aktiv waren und beide Vorträge in Krefeld gehalten hatten. Vgl. dazu Barbara Greven-Aschoff: Die bürgerliche Frauenbewegung in Deutschland 1894 – 1933, Göttingen 1981, S. 136 – 140.
- 377) „Krefelder Zeitung“, Nr. 150/1914.
- 378) Ebd.
- 379) „Krefelder Zeitung“, Nr. 244/1914.
- 380) Zur schulischen Ausbildung und zur Schulreform vgl. Agnes von Zahn-Harnack: Die Frauenbewegung – Geschichte, Probleme, Ziele, Berlin 1928, S. 173 – 228.
- 381) Marianne Schüren: 1898: Die ersten Abiturientinnen in Deutschland, in: „die Heimat“ 67/1996, S. 66 – 79.
- 382) „Krefelder Zeitung“, Nr. 793/1908.
- 383) Ebd.
- 384) Vgl. „Krefelder Zeitung“, Nr. 868/1908.
- 385) Vgl. „Krefelder Zeitung“, Nr. 735/1904. „Bericht über die Verwaltung und den Stand der Gemeindeangelegenheiten der Stadt Krefeld für das Rechnungsjahr 1905“, S. 79.
- 386) „Krefelder Zeitung“, Nr. 133/1909.
- 387) „Krefelder Zeitung“, Nr. 113/1909.
- 388) Ebd.
- 389) Ebd.
- 390) „Krefelder Zeitung“ Nr. 133/1909.
- 391) Ebd.
- 392) StAKr B 50/148, Bl. 137 und Bl. 222.
- 393) „Krefelder Zeitung“, Nr. 2/1905 (Anzeige), Nr. 111/1905 und Nr. 687/1905.
- 394) „Krefelder Zeitung“, Nr. 111/1905.
- 395) „Krefelder Zeitung“, Nr. 687/1915.
- 396) „Krefelder Zeitung“, Nr. 685/1915.
- 397) „Krefelder Zeitung“, Nr. 551/1928.
- 398) Vgl. Paul Wietzorek, Sevinc Bastürk, Antje Hoerma, Andreas Keller, Birgit Kuchta, Christine Lambert, Jens Peters, Roberta Roesner und Oliver Schumacher: Gefallenverehrung in der Weimarer Republik am Beispiel ausgewählter Kriegerdenkmäler in Krefeld, in: die Heimat 60/1989, S. 52 – 57, hier S. 53 f.
- 399) Zu den beteiligten Vereinen vgl. „Krefelder Zeitung“, 684/1915 (Anzeige), zur Gründung des Stadtverbandes vgl. „Krefelder Zeitung“, Nr. 685/1915.
- 400) Vgl. Renate Wurms: Kein einzig Volk von Schwestern. Von 1890 – 1918, in: Florence Hervé [Hrsg.]: Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Köln 1995, S. 35 – 84, hier S. 77 – 84; Lida Gustava Heymann: Erlebtes Erschauen – Deutsche Frauen kämpfen für Freiheit, Recht und Frieden 1850 – 1940, hrsg. von Margit Twellmann, Frankfurt a. M. 1992, S. 137 – 168; Christl Wickert: Helene Stöcker 1869 – 1943: Frauenrechtlerin, Sexualreformerin und Pazifistin, Bonn 1991, S. 95 – 104.
- 401) Vgl. Ute Frevert: Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, Frankfurt a. M. 1986, S. 146 ff.

Die Niagarafälle erleben und an Krefeld denken

Die Geschichte einer erstaunlichen Verbindung

von Ursula Broicher

Die Welt ist doch klein. Diese Redensart ging mir durch den Kopf, als ich die Niagarafälle besuchte und in dem dortigen Museum die Attrappe eines Seiltänzers entdeckte, der beim Überqueren der Niagarafälle dargestellt war. Blondin hieß dieser Artist, der 1859 dieses Kunststück gewagt hatte und dem man in dem dortigen Museum ebenso wie in den heutigen Touristenbroschüren zu den Niagarafällen einen besonderen Platz einräumt.

Blondin – dieser Name war mir wohlbekannt, hieß doch so die Kunsttruppe, die zwischen 1827 und 1842 mehrfach Gastspiele in Krefeld durchführte und bei den Krefeldern so beliebt war, daß sie scharenweise ins Rumpsche Vergnügungslokal strömten, während die Theatergastspiele, die zu der Zeit in denselben Räumlichkeiten gegeben wurden, viel weniger besucht waren. Ein indignierter Krefelder Theaterfreund erboste sich, Blondin habe den Musentempel „auf so schreckliche Weise (...) entweiht“¹⁾.

Dabei hatte der Theaterfreund bestimmt keine Ahnung, welch eine bedeutende Zirkustruppe nach Krefeld gekommen war. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereitete sie mit außerordentlichen Vorstellungen Mitteleuropa von Berlin bis Turin, und der 1824 geborene Jean François Blondin, der sein Glück ab 1850 auch in der Neuen Welt versuchte, begeisterte mit seinen wagemutigen Darbietungen beide Kontinente derart, daß der „Larousse“ von 1867²⁾ dem französischen Artisten und seinen genialen Fähigkeiten einen ausführlichen Lexikonbeitrag widmete. Höhepunkt seiner artistischen Darbietungen war die Überquerung der Niagarafälle auf einem Seil, die er am 30. Juni 1859 erstmals unternahm³⁾ und in den kommenden Jahren vor einem faszinierten Publikum mehrfach wiederholte. Und damit nicht genug: Er trug bei der Überquerung der Fälle seinen kleinen Sohn oder auch schon mal seinen Manager auf dem Rücken, er soll sich in der Mitte des Seils sogar auf einen Stuhl gesetzt und ein Omelette gebraten haben. Besucher strömten nicht nur aus Nord- und Südamerika herbei, auch aus Europa kam man zu den Niagarafällen, um den französischen Artisten dort zu sehen.

Dennoch ist dieser Blondin als kleiner Junge wohl nicht in Krefeld gewesen, als die



Abb. 1. Attrappe Blondins beim Überqueren der Niagarafälle

Truppe Blondin erstmals 1827 in die Seidenstadt kam. Er begann zwar bereits, wie er in seinen „Memoiren“ schrieb, im Alter von vier Jahren mit dem Seiltanzen, aber er war kein echter „Blondin“. Sein wirklicher Name lautete Jean François Gravelet. Unter diesem Namen wurde er am 28. Februar 1824 in Frankreich geboren. Mehrfach wird sein Geburtsort mit St. Omer angegeben⁴⁾, aber dort war nur der Standort der Zirkustruppe. Blondin gehörte wahrscheinlich zu Artisten der Ravel-Truppe, die gelegentlich mit den Blondins gemeinsam auf Tournee gingen. Der Name Gravelet birgt den Künstlernamen Ravel in sich. Erst später nahm Jean François den Namen seines Lehrmeisters Blondin an und schien nicht abgeneigt gewesen zu sein, mit den echten Söhnen Blondins, dem älteren Émile und dem 1830 geborenen Sohn Eugen in Verbindung gebracht, ja mit Émile sogar identifiziert zu werden. Seine genaue Herkunft hat er auch in seinen Memoiren nicht genau geklärt.

Die Blondinschen Artisten begannen zunächst als Seiltänzer unter dem möglichen Begründer der Truppe, Frans Blondin, Schüler eines berühmten Pariser Artisten aus den Anfängen des Zirkus mit Namen Franconi. Frans Blondin dürfte um 1780/1785 geboren worden sein. 1810 hatte er eine siebenjährige Tochter, mit Sicherheit noch andere Kinder, von denen einer Frans Erasmus Blondin war, der sich auf die Kunststreiterei spezialisierte, die vor allem in den Niederlanden, dem Eldorado der Kunststreiter, besonders gefragt war. Er wurde Direktor der größten königlich-niederländischen Kunststreitergesellschaft und unternahm von den Niederlanden aus seine Gastreisen nach Preußen. Die Kunststreitertruppe, zu der auch immer noch Artisten von Frans Blondins Seiltänzern gehörten – denn sie tragen denselben Familiennamen wie Mitglieder der Truppe von 1810 – hatte im zweiten, dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts so viel Erfolg auf ihren Tournéeen, daß sie sich – unter

(Frans) Erasmus Blondin – von Gastspiel zu Gastspiel für ihre Darbietungen immer mehr Tiere leisten konnte. Nicht nur Pferde, auch ein dressierter Hirsch wurden vorgeführt – mit genau denselben aufregenden Kunststücken, die Frans Blondins Lehrmeister⁵⁾, der berühmte Pariser Artist Franconi, mit einem Hirsch präsentiert hatte. Aber die Pferde und die Reiterartistik wurden doch die Hauptattraktion, und der Zirkus war so erfolgreich, daß selbst Heinrich Heine 1822 in seinen „Briefen aus Berlin“ auf die „hübschen und vielbesuchten“⁶⁾ Blondinschen Reiterdarbietungen hinwies: „Blondin ist hier, und wird reiten und springen“⁷⁾.

Der später weltberühmte Seiltänzer über die Niagarafälle, Gravelet-Blondin, dürfte bei der Blondintruppe geblieben sein, die vor allem in Süddeutschland, Frankreich und Italien Vorstellungen gab. 1820 trat die Seiltänzertruppe Blondin in Frankfurt auf⁸⁾, um 1825 in Brixen⁹⁾, 1832 folgte ein Gastspiel in Turin, wo der damals achtjährige Gravelet-Blondin eine Sondervorstellung vor dem König gab¹⁰⁾. Als herausragender Artist trat er in zahlreichen großen europäischen Städten auf, in Brüssel, in Paris, ehe er 1850 nach Nordamerika ging. Mehrere Jahre trat er mit großem Erfolg in New York auf, bis er mit seiner Überquerung der Niagarafälle den Amerikanern und angereisten Europäern atemberaubende Sensationen bot.

So sensationell ging es in Krefeld nicht zu. Aber dennoch dürften die Krefelder neugierig gewesen sein, als Blondin im „Intelligenzblatt“ vom 25. Juni 1827 dem „verehrwürdigen Publikum“ bekannt gab, daß er „auf vieles Verlangen der Honoratioren“ bei seiner Durchreise auch in Krefeld „große Vorstellungen der höheren Reitkunst“ zu geben beabsichtige. „Auf Verlangen der Honoratioren“ war die Umschreibung für die empfehlende Tatsache, daß die Behörde ihm die Konzession für seine Aufführungen erteilt hatte.

Der Zeitpunkt des ersten Krefelder Gastspiels kam nicht von ungefähr. 1825 hatte der Wirt Michael Rump auf dem neuen Uerdinger Weg ein Kaffeehaus mit angrenzender Mehrzweckhalle, wie man heute sagen würde, errichtet und war natürlich daran interessiert, diese optimal auszulasten. Tanz- und Gesellschaftsabende, Theater- und Zirkusveranstaltungen wechselten einander ab. Neben dem Aufführungsareal stellte Rump seinen Veranstaltern auch drei bis vier Zimmer zum Ankleiden, ein Zimmer für die Chöre zum Einstudieren und ein Büro zur Verfügung¹¹⁾. Außerdem bestand bei Rump auch die Möglichkeit, Pferde unterzubringen¹²⁾. Möglicherweise basierte die Mehrzweckhalle auf einer Reiterei, die dann von Rump mit einem Zelt überdeckt worden war, Platz war auf jeden Fall genug vorhanden. Blondin und einige Mitglieder der Truppe wohnten 1836 sogar bei

Rump¹³⁾, der Komfort in der Mehrzweckhalle stellte sich mit der Zeit ein. Im April 1836 konnte Blondin in seinen Anzeigen mitteilen, dass der Zirkus nunmehr planiert und das geehrte Publikum keinem Luftzug mehr ausgesetzt sei¹⁴⁾.

So waren seit 1825 günstige Bedingungen gegeben, um reisende Theater- und Zirkustruppen in die aufblühende Manufakturstadt zu holen. Frans Erasmus Blondin kam erstmals 1827 ins linksrheinische Krefeld, im rechtsrheinischen Gebiet – Düsseldorf¹⁵⁾, Köln – hatte der Zirkus Frans Blondin bereits 1814 Vorstellungen gegeben. In den kommenden Jahrzehnten wurden die Manufakturstädte abseits der bisherigen Hauptroute, Krefeld, Elberfeld, und deren unterhaltungsfreudiges Publikum als günstige Gastspielorte entdeckt. Durch die Industrialisierung wuchsen die Städte und damit auch das Publikum. Der Zirkus als „Theater des kleinen Mannes“, wie ihn Rudolf Geller, der Leiter des einzigen deutschen Zirkus-, Variété- und Artistenarchivs in Marburg, nennt, „zog alle an, die Abwechslung im eintönigen Arbeitsleben suchten“¹⁶⁾. Und die Besucherzahlen wuchsen dank des stetigen Bevölkerungswachstums der Seidenstadt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer mehr an. 1827, 1833, 1836, 1841 und 1842 kam der Zirkus nach Krefeld, 1827 gastierte er dort eine Woche, 1836 vierzehn Tage und 1842 einen Monat lang.

Morgen, Donnerstag, den 28. Juny, um 6 Uhr gerade, in der Heubahn des Herrn Wiantin, im Local des Herrn Rump auf dem neuen Uerdinger Wege zu Erfeld

Große außerordentliche Vorstellung
in zwei Abtheilungen
zum Benefice
des Herrn Casimir,
ersten Künstlers der Gesellschaft.

1ste Abtheilung.
Herr Casimir wird zum erstenmal die ausgezeichneten Exercitien ausführen, hauptsächlich:
Den Polichinel
des berühmten Mafurier vom großen Theater St. Martin in Paris.

2te Abtheilung.
Herr Salanne, Vater, wird die Ehre haben seinen berühmten
Hirsch, Saphir,
anzugeigen, welcher in zwei Sprüngen über 4 Pferde springen wird.

Nach den außerordentlichsten Übungen, wird der Hirsch von seinem Reiter, in der Mitte eines brillanten Feuerwerks, gleich dem Ausbruch des Vesuv, springen.

Herr Casimir wird alles aufhören dieser Abtheilung alles möglichen Demos zu geben, um die Wohlgeheut des geehrten Publikums zu verdienen, und Nitte daher höchlich, ihn mit einem zahlreichem Besuch zu beehren.

Herr Blondin hat zugleich die Ehre anzugeigen, daß er am Sonntag die letzte Vorstellung geben wird.

Abb. 2. Anzeige im „Intelligenzblatt für Krefeld und die umliegende Gegend“, Nr. 26, vom 27. Juni 1827

Frans Erasmus Blondin bot ab 1827 ein vielfältiges Programm und dazu eines mit französischem Esprit, das für manche Bewohner Krefelds, die vor 15 Jahren noch französische Staatsbürger gewesen waren, nicht ohne Attraktion war. 1827 präsentierte er Akrobatik nach Pariser Vorbild und eine Dressur aus der Pariser Zirkustradition, wie sie von Franconi vorgeführt wurde: Ein Hirsch setzte in zwei Sprüngen über vier Pferde, wurde dann in der Mitte eines brillanten Feuerwerks von einem Reiter bestiegen und unter dem rauschenden Beifall der Zuschauer aus der Arena geritten. Das Krefelder Publikum strömte in die wenigen Vorstellungen – aber wohl nur jenes Publikum, das Interesse an öffentlichen Unterhaltungsdarbietungen mit seinem sozialen Status vereinbaren konnte. Die Krefelder Oberschicht rümpfte über Blondin die Nase, und zwar in des Wortes tatsächlicher und übertragener Bedeutung: Nach dem Ende des ersten Blondinschen Gastspiels 1827 besuchten Theaterfreunde den Rumpschen Saal. Der eine freute sich festzustellen, daß der üble Geruch beseitigt, der andere, daß der durch die Blondinschen Pferde entweihte Musentempel wieder in den vorigen Stand gesetzt worden wäre. Nun war der Rumpsche Saal wieder frei für Kultur, denn die Breuersche Theatertruppe gab zwei Wochen später bei Rump ihre Vorstellungen. Aber – so musste der engagierte Krefelder Kunstfreund konstatieren: Das Theater blieb fast leer. Noch 1836 blieb bei einer Terminkollision des Düsseldorfer Theaters und des Zirkus Blondin das Theater nur durch Druck der Behörde Sieger.

Dennoch basierte die Krefelder Einschätzung des Zirkus als mindere Unterhaltungskunst noch auf Vorurteilen, die aus der Zeit stammten, als Artisten und Gauklern der Geruch des Jahrmärkts anhaftete. Der Siegeszug des Zirkus als Vervollkommnung einer Körperkunst bahnte sich mit der Wiederentdeckung der Antike und des klassischen Ideals des schönen Körpers an. Bereits Goethe feierte die flüchtigen Erscheinungen der „Seiltänzer, Luftspringer(,) und Kunstreiter“ als „das anmuthig vorübergehende Lebendige“¹⁷⁾. Es waren die schönen Körper von Mensch und Tier, vor allem der Pferde, deren vollendete Muskelbeherrschung und Exerzitien man bewunderte. Um die zu sehen, kamen in den großen Städten Tausende in die Manegen der neu eingerichteten Amphitheater. Den ersten Zirkus im modernen Sinn gründete Philip Astley, ein ehemaliger Offizier der englischen Kavallerie, zunächst 1768 in England, einen weiteren 1772 in Paris. Im 19. Jahrhundert begann die Ära der feststehenden eigenen Zirkusbauten, 1803 in London, 1807 in Paris unter dem Namen „Cirque Olympique“ der Söhne Franconis, deren Vater den von Astley in Paris gegründeten Zirkus übernommen hatte.

Auch Blondin führte für seinen Zirkus bei seinen Krefelder Gastspielen ab 1836 den Na-

men „Olympischer Zirkus“ und spielte damit auf die Tradition an, die die Kunstreiterei in der Antike hatte. Bei olympischen und phrygischen Spielen fanden Pferdevorführungen statt, bei denen ein Mann mehrere Pferde, gewöhnlich vier, nebeneinander gekoppelt, auf ihnen stehend oder sitzend herumführte und während des Rittes von einem zum anderen Pferd wechselte. Zumindest bezog sich der Blondinsche Zirkus auf diese Tradition, wenn er seinen Zuschauern den

„Ritt des römischen Kaisers“ durch Herrn Lagoutte auf drei ungesattelten Pferden bot oder das „Wettrennen der vier Römer“.

Auch heroische Szenen aus anderen Epochen wurden gezeigt: 1836 der „russische Lanier“¹⁸⁾ und 1842, als der Blondinsche Zirkus sich aufwendige Darbietungen leisten konnte, der „Herzog von Normandie“¹⁹⁾, ein großes geschichtliches Mimodram aus dem 12. Jahrhundert mit Turnieren „zu Fuß und zu



Abb. 3. Franconis dressierter Hirsch Coco



Abb. 4. Jean François Gravelet alias Émile Blondin

Pferd, nebst großem Zweikampf combat à outrance nach Weise der alten Ritter, mit besonders dazu abgerichteten Pferden und eigens dazu verfertigten Costümen“. Diese Vorführungen wurden als zirkensisch-equestrische Darbietung, als equestrisch-pantomimische Vorstellung und – dies war der eigentliche Fachausdruck dafür – als Equestre bezeichnet, und befriedigten – so lobte es ein Zeitungsartikel von 1842 – dank der dramatischen Mimik der Artisten, die oft die des mittelmäßigen Schauspielers beschämte, im Verein mit einer nicht selten hohen plastischen Körperschönheit selbst den ausgebildetsten Kunstsin.

Aber die Zirkusvorstellungen beließen es nicht dabei, plastische Körperschönheit und Körperberrschung zu demonstrieren, sondern sie eroberten sich ein weiteres Gebiet: Der Blondinsche Zirkus gab mit den Mitteln der Pferdedressur Geschichtsunterricht. Bereits Heinrich Heine berichtete in seinen „Briefen aus Berlin“ 1822 davon, daß Blondin dort Kolumbus' Landung auf Otahelti gezeigt habe²⁰⁾. 1827 lassen sich solche historischen Vorlagen für die Darbietungen Blondins in Krefeld noch nicht belegen, wohl aber für 1836. In der Vorstellung vom 6. April 1836 wurde der „poinische Sensenträger“ geboten, eine „große geschichtliche Vorstellung“, und am 8. April 1836 zum ersten Mal „Der Graf Balowsky oder die Verbannung Mazeppas und dessen Ankunft über die ukrainischen Gebirge“. Bei der Darbietung dieser glänzenden geschichtlichen Pantomime, wie es im Programm heißt, wurde an

Schaumitteln nicht gespart; prächtige Kostüme und bengalische Feuer unterstrichen die packende Handlung. Und noch mehr Register wurden bei der Equestre „Die Flucht Fra Diavolos oder die Räuber in den Abruzzen“ gezogen: originalgetreue Kostüme, Märsche und Gefechte zwischen Militärs und den Räubern.

Aber dieser Darbietungspomp allein war es nicht, der die Equestren so aufrührend machte, sondern auch ihr Inhalt. Und der war ausgesprochen politischer Natur.

Wer war Fra Diavolo? Unter diesem Namen war der neapolitanische Brigant Michèle Pezza berühmt-berüchtigt geworden, der von 1780 bis 1806 an der Spitze einer organisierten (Räuber-)Bande gegen die Feinde in Italien, die Franzosen und Engländer, kämpfte. 1806 wurde er von den Franzosen gehängt. Daniel François Auber hatte das Schicksal Pezzas in einer furiosen Oper auf die Bühne gebracht, die 1830 in Paris uraufgeführt wurde und auch außerhalb Frankreichs begeisterte Aufnahme fand. Noch politischer war Aubers Oper „Die Stumme von Portici“. Deren Uraufführung 1828 war schon in Paris ein sensationeller Erfolg gewesen. Als das Stück am 25. August 1830 in Brüssel aufgeführt wurde, verließ das Publikum nach dem Freiheitsduett im 2. Akt das Theater, stürmte Polizeidirektion und Justizpalast und verwüstete die Druckerei des Regierungsblattes. Dies war der Ausgangspunkt für die belgische „Septemberrevolution“, die schließlich zur Unabhängigkeit des Landes vom Vereinigten Königreich der Niederlande führte. Blondin bot diese Opernvorlage den Krefeldern unter dem Titel „Masaniello“ – so hieß der Bruder der stummen und gedemütigten Fenella – im Januar 1842 an. In den Verwaltungsakten der Stadt Krefeld Zeit fand ich keinen Hinweis, daß während dieses Zeitgeschichtsunterrichts mit Pferdehufen der Zensor in jeder einzelnen Vorstellung im Zirkus saß, wie es für Theateraufführungen in der Zeit der Restauration in Preußen verordnet worden war. Ein Theaterdirektor hatte von jedem Stück, das er auführen wollte, vor der Aufführung einen Komödienzettel auf dem Rathaus abzugeben, der kontrolliert und dann mit einem Stempel versehen wurde, der besagte, daß er „mit obrigkeitlicher Erlaubnis gedruckt“²¹⁾ und damit die Erlaubnis zur Aufführung gegeben worden sei. Außerdem hatte ein Mitglied der Polizei der abendlichen Vorstellung beizuwohnen, um zu kontrollieren, ob nicht gegen die Zensurbestimmungen extemporiert wurde. Darüber hinaus gab es eine Menge behördeninterner Informationen, die nicht zur öffentlichen Kunde gelangen durften, die den Zensoren Hinweise zu grundsätzlichen Verboten gaben: so zum Beispiel 1835 das Verbot öffentlicher Schaulustellungen, in denen Napoleon in Person erschien oder die an die Zeit der Vereinigung hiesiger, nunmehr preußischer Provinzen mit Frankreich erinnerten²²⁾.

C I R C U S

v o n

F. E. B L O N D I N,

Director der Königlichen Holländischen

Kunstreiter - Gesellschaft.

Morgen Mittwoch, den 12. Januar 1842:

Neue große

V o r s t e l l u n g

Der höhern Reit- und Voltigirkunst,

in dem gut eingerichteten und geheizten Schauspielhause
des Herrn R u m p;

Zum Erstenmale:

M a n d o s a,

o d e r:

D i e g e r e t t e t e W a i s e.

Die Zettel besagen das Uebrige.

Abb. 5. Anzeige im „Krefelder Kreis- und Intelligenzblatt“, Nr. 11, vom 11. Januar 1842

Der Zirkus hingegen scheint von dieser dauernden polizeilichen Kontrolle frei gewesen zu sein, und zwar wohl deshalb, weil der Behörde die Gefährlichkeit des Zirkus einfach entgangen war, denn weder die Behörden damals noch die Zirkusforscher heute haben solche Programme wie die des Zirkus Blondin von 1836 und 1842 als Zirkusprogramme vermutet. Equestren wurden in der Arena vorgeführt, bei denen den Zuschauern zwar keine bestimmte Ideologie vermittelt wurde, aber was sie sahen, war Aufruhr, Insubordination unter donnerndem Pferdetrappel, unter bengalischem Feuer – die Wirkung auf das Publikum muß außerordentlich gewesen sein und, wie ich annehme, auch gefährlich. Es war nämlich nicht die sogenannte soziale Oberschicht, die sich ins Rumpfsche Theater drängte, sondern es waren die Kleinbürger²³⁾, die sich dort auf

Kämpfe zwischen Militär und Räubern, zwischen Militär und Wilden, zwischen Militär und Banditen einstimmen ließen. Elberfeld war eine weitere Manufakturstadt im Rheinland, in der Blondin mit seinem Zirkus Station machte und auf starkes Publikumsinteresse stieß.

Weitere Räuberstücke hatte Blondin zu bieten: „Rinaldo Rinaldini oder der Räuber im Schwarzwald“, das 1842 mehrfach aufgeführt wurde, und „Die Befreiung Achmeds“. Diese letztgenannte, 1836 gezeigte Equestre handelte von einem kirgisischen Prinzen, dem Führer des Reitervolks, der gefangen genommen worden war und nun befreit wurde. Und bei „Die Verbannung des Mazedepa“, 1836 und 1842 mit wechselnden Titeln im Programm, ging es um ein ähnliches Schicksal in der Ukraine. Blondins Reiterzirkus

kus scheint sich in besonderem Maße der Verstoßenen, Verbannten und Vertriebenen angenommen zu haben – und ihrer abenteuerlichen Errettung, Befreiung. Damit traf er genau den Nerv des Publikums.

Und ebenso bei einer weiteren Serie von Vorstellungen, die er in seinem Zirkus ab 1842 anbot: Pantomimen, die in Amerika spielten. Schon Goethe hatte 1827 die neue Welt mit einem Komparativ verbunden, wenn er von „Amerika, du hast es besser“ sprach, und Hoffmann von Fallersleben rühmte 1845 Amerika als „eine neue Welt“, wo „jedes Herz für Recht und Freiheit und für Wahrheit froh entzündet“. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde Amerika für zahlreiche Europäer erneut zum begehrten Auswanderer-land, in dem das Glück zu machen war und auch abenteuerliche Reisen dorthin ein happy end hatten.

Mit Amerika-Abenteuern ließen sich die Kleinbürger der Manufakturstädte in den Zirkus locken. „Die amerikanische Heldin“, so annoncierte Blondin am 23. Januar 1842 im Krefelder „Intelligenzblatt“, wurde in Eibelfeld auf allgemeines Verlangen 14mal hintereinander mit größtem Beifall gegeben, was Blondin bewog, in Krefeld die Vorführung gleich an zwei Abenden hintereinander anzubieten: eine große Pantomime aus der Geschichte des Schiffsbruchs des Capitaine Eduard, in dem ein wohlthätiger Affe eine wichtige Rolle spielte, und der von Herrn Werdler so brillant gegeben wurde, daß man

fast glauben sollte, einen natürlichen Affen zu sehen²⁴). So versicherte es die Ankündigung Blondins. Ebenso gab man schon 1836 eine Szene „Der indianische Jongleur“²⁵) zum besten und zeigte am 7. Februar 1842 die große historische Pantomime „Der Captain Cook auf den amerikanischen Inseln“, in der neben dem Kapitän Steuerwänner, Sklaven, Wilde und das Oberhaupt der Wilden auftraten.

Als weitere und ewige Publikumsmagnete präsentierte der Zirkus Liebesgeschichten, mal komisch mit clownischen Elementen, mal ergreifend und pompös und mit jener Prise Insubordination, die sie noch anziehender machte: „Der Deserteur (!) aus Liebe“, der am 8. Februar 1842 gezeigt wurde, endete mit heftigem Fahnengefecht durch den Wachtmeister Schill und Ali Pascha in großem bengalischem Feuer.

Zur Zeit dieser Darbietungen hatte sich die Leitung des Zirkus insofern gewandelt, als Frans Erasmus Blondin seinen Zirkus nicht mehr allein führte, sondern einen langjährigen Artisten, Foursaux, zu seinem Kompagnon machte. In Krefeld scheint sich 1842 der Zusammenschluß Blondins mit Foursaux (die Schreibweise des Namens wechselt) vollzogen zu haben. Während die ersten drei Vorstellungen noch unter dem Namen „Circus von F. E. Blondin“ angekündigt wurden, annoncierte man ab dem 14. Januar 1842 als „Circus von Blondin und Foursaux“. Blondin hatte damit einen Mitarbeiter zum

Kompagnon gewählt, der seit mindestens 1836 bei der Truppe war und der dafür sorgte, daß das artistische Element wieder stärker in den Zirkus eingebracht wurde. Die 1836 dominierenden Reiterdarbietungen treten ab 1842 zurück. Statt dessen wurden vermehrt Artisten mit ihren Darbietungen genannt: Herr Eduard, der Grotesken vorführte, Herr Etienne, der sich mit großen athletischen Vorstellungen zeigte. Die Namen der Artisten beginnen mit „E“, wie die Vornamen der Familienmitglieder Blondins, aber ein Emile Blondin, wie sich der weltberühmte Seiltänzer Blondin alias Jean François Gravelet nannte, kommt in den Krefelder Programmen von F. E. Blondins Zirkus nicht vor.

So läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, ob der Ausnahmeartist, der die Niagarafälle auf dem Seil überquerte, auch über dem Krefelder Boden schwebte. Nur dies kann ich mit Sicherheit sagen: daß seine sensationellen Darbietungen an den Niagarafällen für mich der Anlaß gewesen sind, an diesem von Krefeld weitabgelegenen Punkt der Erde an die Seidenstadt zu denken und, wieder zurückgekehrt, mich genauer mit dem Zirkus Blondin in Krefeld zu befassen.

Daß der Zirkus dabei als ein Medium entdeckt wurde, das im Zeitalter der restaurativen Erstarrung mit Equestren die Sehnsucht nach Bewegung, Lebendigkeit und Freiheit artikuliert, empfinde ich auch als sensationell.

Anmerkungen

¹) Intelligenzblatt für Krefeld und die umliegende Gegend, Nr. 29, vom 18. Juli 1827.

²) Larousse. Le grand dictionnaire universel du XIXe siècle, Paris 1867, S. 835.

³) Blondin erzählt in seinen Memoiren, daß er sich dabei etwa 150 Fuß oberhalb des Falles befand und einen Weg von 1 200 Fuß zurückzulegen hatte. Die „Memoiren“ sind zitiert in: Signor Saltarino, Pauvres Saltim Banques, Düsseldorf 1892, S. 39.

⁴) Blondin ist weder in den Geburtsregistern von F-62500 St. Omer noch von F-60860 St. Omer en Chaussée geführt; freundliche Auskunft beider Behörden vom 21. Juni 2000 beziehungsweise 2. Oktober 2000.

⁵) Als Blondins Lehrmeister wird Franconi – vom Alter her müßte es Franconi père gewesen sein – auf einem Augsburger Theaterzettel von 1810 bezeichnet. Der Theaterzettel ist abgebildet in: Signor Saltarino, S. 41.

⁶) Heinrich Heine. Sämtliche Schriften in 12 Bdn. hrsg. von Klaus Briegleb, München, Wien 1976, Bd. 3, S. 59.

⁷) Ebd., S. 40.

⁸) Information der „Kulturhistorischen Gesellschaft für Circus- und Variétékunst e.V.“, Marburg.

⁹) Unterhaltungsblatt „Tiroler Zither“, zitiert bei Hosp, Inga, Tschuggmall oder Das Leben durch Maschinen, Innsbruck 1995, S. 161.

¹⁰) Memoiren Blondins, zitiert in: Saltarino, S. 38.

¹¹) Stadtarchiv Krefeld 3/322 (1825 – 1844).

¹²) In mehreren Zeitungsanzeigen der kommenden Jahre bot Rump bei Pferdemarkten in Krefeld die Beschäftigung der Tiere bei sich an.

¹³) Fremdenverzeichnis in Nr. 80 und 82/1836 des „Intelligenzblatt(es) für Krefeld und die umliegende Gegend“.

¹⁴) Intelligenzblatt, Nr. 85, vom 9. April 1836.

¹⁵) Düsseldorf – Geschichte von den Ursprüngen bis ins 20. Jahrhundert. 4 Bde., Bd. 2, Düsseldorf 1988, S. 348.

¹⁶) Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 195, vom 12. August 1999.

¹⁷) Goethe, Johann Wolfgang, WA I 48, I 176.

¹⁸) Intelligenzblatt, Nr. 89, 1836.

¹⁹) Ebd., Nr. 83, 1836.

²⁰) Heinrich Heine, a.a.O., S. 59.

²¹) Stadtarchiv Krefeld 3/322 Bl. 179.

²²) Stadtarchiv Krefeld 3/322 Bl. 121.

²³) Stadtarchiv Krefeld 3/309. In einem Bericht des Krefelder Polizeikommissariats vom 25. November 1832 über den Wirt Michael Rump wurde besonders betont, daß Rump in seinem Lokal außer den Bällen für die reiche und mehr gebildete Klasse auch solche für geringere und sogar für Fabrikarbeiter halten lasse.

²⁴) Intelligenzblatt, Nr. 23, vom 23. Januar 1842.

²⁵) Ebd., Nr. 86, vom 10. April 1836.

Buffalo Bill's Wild West in Crefeld 1891

von Wolfgang Bossmann

Am 20. Mai 1891 kündigte die „Crefelder Zeitung“¹⁾ eine sonderbare Reisegesellschaft an, die seit Jahren durch Europa zog und überall dort, wo sie gastierte, Scharen von Menschen anlockte. „Über die großartigen Leistungen der Truppe liegen uns aus den Nachbarstädten so günstige Berichte vor, daß wir einen Besuch der Vorstellung einem jeden empfehlen können“, hieß es im Blatt und: „Buffalo Bill wird mit seiner Truppe heute Nachmittag um 1/2 3 Uhr im Tiergarten seine Vorstellungen eröffnen“.

Nur mit Mitteln, „welche amerikanische Reklame ersinnen kann“, hatte W. F. Cody, wie in vielen Städten so auch 1891 in Crefeld, sein Kommen spektakulär angekündigt: „An allen Anschlagsäulen, in jedem Cigarrenladen und jeder Wirtschaft prangte seit Wochen in Oel- und Wasserfarben, photo- und lithographiert das interessante Bild „Büffel Wilhelms“, des großen Pfadfinders und Büffeljägers“²⁾.

Schon damals war in der Zeitung zu lesen: „Wir nüchternen Deutschen mißtrauen leicht dem allzu großen Tamtam, hinter welchem so oft amerikanischer Humbug steht. In diesem Falle hat die Reklame nicht aufgeschnitten. Es mag bei den Vorführungen ja manches Theatralische mitunterlaufen, im großen und ganzen sind die Leistungen sehr interessant, zum Teil sogar bewundernswürdig“³⁾.

Wer war dieser Cody, der von seinen Leuten „Colonel Cody“ genannt wurde und unter dem Spitznamen „Buffalo Bill“ zur Legende wurde, in einer Zeit, in der der Begriff „Wilder Westen“ und alle damit verbundenen Assoziationen noch fremd waren?

Im Jahre 1883 realisierte William Frederick Cody in Amerika mit seinem Partner Nate Salisbury, einem bekannten Schauspieler, die Idee einer Aufführung mit echten Indianern, Cowboys und Scharfschützen. Es sollte keine Show sein, sondern eine möglichst realistische Darstellung des harten Lebens im nordamerikanischen Grenzland, dem sogenannten „Wilden Westen“⁴⁾, dessen Ära zu jener Zeit gerade zu Ende ging.

Gleich mehrere bekannte Westernlegenden



Abb. 1. William Frederick „Buffalo Bill“ Cody zur Zeit seiner Europa-Tournee 1887 bis 1892

beschäftigten sich Anfang der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts mit ähnlichen Gedanken und kreierten zahlreiche Wild-West-Shows. Keine war so begehrt wie das Spektakel, das unter dem Titel „Buffalo Bill's Wild West“, später auch „Buffalo Bill's Wild West and the Congress of Rough Riders“ berühmt wurde. In über 30 Jahren präsentierte sich William F. Codys „Wilder Westen“ über 500 Millionen Zuschauern in Nordamerika, Kanada und Europa⁵⁾.

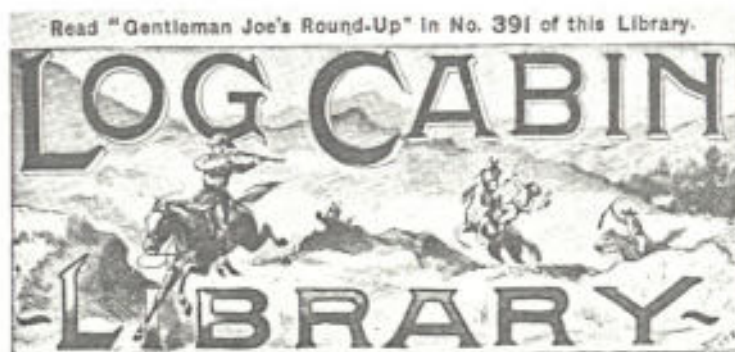
Schon zu Beginn der Karriere im Jahr 1886 war der berühmte Schriftsteller Mark Twain („Tom Sayer“ und „Huckleberry Finn“), von der „Wild West“-Darbietung so begeistert, daß er einen Brief an Cody schrieb. Er empfahl ihm, das Ereignis unbedingt „auf der anderen Seite des Wassers“ aufzuführen, „wo gesagt wird, daß keine Ausstellung, die wir nach England senden, wirklich pur und charakteristisch amerikanisch ist“⁶⁾.

Der „New York Dispatch“ zitierte aus diesem Brief: „Bis ins kleinste Detail ist die Show ge-

nial – Cowboys, Vaqueros, Indianer, Postkutschen, Kostüme; alles ist gänzlich frei von Täuschung und Unaufrichtigkeit, und die Effekte, die auf mich wirkten, mit ihrem Spektakel, sind identisch mit dem, was ich vor langer Zeit im Grenzgebiet erlebt habe“⁷⁾.

Cody stammte aus dem rauen und wilden Grenzland jener Zeit, als es noch wenig Reglementierungen gab und viele Menschen ihr Glück in abenteuerlichen Berufen suchten. Mit 12 Jahren arbeitete „Will“ bereits als Pony-Express-Reiter für ein Fuhrunternehmen. Er wurde Soldat im amerikanischen Bürgerkrieg (1861 – 1865), Pferdedieb, Goldsucher, Scout, Büffeljäger (daher der Name „Buffalo Bill“) und Schauspieler, letzteres weil er, im Stroh liegend, von dem damals bekannten Schriftsteller Ned Buntline für ein Bühnenstück angeheuert und kurz darauf durch dessen Groschenromane⁸⁾ zur Legende wurde – in denen Cody unter dem Namen „Buffalo Bill“ die Figur des Titelhelden abgab.

In der Welt der Adligen, Städter und Industriellen war Buffalo Bill wegen seines kernigen Äußeren, seiner ausufernden Geschichten und seines ausgeprägten Humors die Verkörperung des Wilden Westens. Er war beliebt und wurde gerne herumgereicht. 1883, im Alter von 37 Jahren, war Cody in jedem Winkel Nordamerikas bekannt. Obwohl damals in den Vereinigten Staaten innerhalb weniger Jahre rund fünfzig Zirkusse und Wild West Shows tourten, war „Buffalo Bill's Wild West“ die beständigste und erfolgreichste Truppe in der nordamerikanischen Geschichte. Das Bild des Wilden Westens wurde von William F. Cody alias Buffalo Bill so nachhaltig geprägt, daß die Klischees und Stereotypen später von Filmgesellschaften in Hollywood für die zahllosen Wild-West-Produktionen übernommen wurden. Mark Twains Brief muß auch bei dem Westmann Cody augenblicklich große Aktivität ausgelöst haben, denn knapp ein Jahr später, am 31. März 1887, verließ seine mehrere hundert Mann starke Truppe New York und segelte nach England. Am 9. Mai fand in Earl's Court bei London die erste öffentliche Vorstellung statt. Die Tournee durch das Königreich kam einem Siegeszug gleich. Für den Hochadel und für die Mitglieder des Kö-



NEW YORK



nigshauses mußten noch vor der Premiere Sondervorstellungen gegeben werden.

Ermutigt von so viel Erfolg weitete William Cody sein Engagement in England aus. Nach einer sechsmonatigen Winterpause in Brüssel im folgenden Jahr reiste er mit seinem Troß wieder zurück auf die Insel, um eine weitere Saison in England zu verbringen. 1889 gastierte er in Frankreich, Spanien und Italien. Im Anschluß an das Winterquartier in Benfeld in Elsaß-Lothringen kam der Mann, „der uns von Europens übertünchter Höflichkeit angekränkelten Bleichgesichtern das abenteuerliche Leben der Pfadfinder, Cowboys und Indianer in den westlichen Prärien Amerikas vorzuführen versprach“⁹⁾, im Frühjahr 1890 über Rom, Florenz, Mailand und Venedig nach München, wo die triumphale Deutschland-Tournee startete. Die

Zuschauer kamen in so großer Zahl, daß die Aufenthalte immer wieder ausgedehnt wurden. Nach einem überaus erfolgreichen Jahr beschloß Cody, eine weitere Saison in Deutschland zu verbringen. Nach Auftritten in Köln, Dortmund und Duisburg kam die legendäre Show am 20. Mai 1891 für vier Tage nach Krefeld.

Dank Karl Mays Winnetou-Büchern fanden in Deutschland speziell die Indianer besondere Beachtung. Die „Crefelder Zeitung“ hatte von den Unruhen im Winter 1890/91 im nordamerikanischen Indianerreservat Pine Ridge gehört und schrieb am 13. Mai 1891 in einem Vorbericht: „Den Mittelpunkt der mehrere hundert Personen zählenden Truppe bilden Indianer, die in stattlicher Zahl erst vor wenigen Wochen über das große Wasser gekommen sind und in dem jüngsten blutigen

Abb. 2. „Buffalo Bill – The Borderking“ von 1896. Bevor Cody seine Karriere als Wild-West-Showmann begann, war er schon durch Hunderte von Groschenromanen eine Legende in Nordamerika, England, Deutschland, Italien, Spanien und Frankreich. In Deutschland wurden nach dem Zweiten Weltkrieg neue Serien aufgelegt, die von Autoren mit amerikanisch klingenden Pseudonymen, wie Tex Richards, Johnny Briggs und Ted Clark, geschrieben wurden. Auch heute noch ist Buffalo Bill die Heldenfigur zahlreicher Comic-Titel in Deutschland.

Indianerkriege Büchse, Bogen und Lanze gehandhabt haben sollen“.

Buffalo Bill hatte 19 inhaftierte Indianer vor dem Zuchthaus bewahrt, indem er sie mit Genehmigung der nordamerikanischen Regierung im Frühjahr 1891 auf die Deutschland-Tournee mitnahm. Darunter waren spirituelle Führer der Geistertanz-Bewegung, wie Short Bull, Kicking Bear, Plenty Wolves und andere – allesamt berühmte Krieger und Häuptlinge, die zum Teil schon 1876 in der legendären Schlacht am Little Bighorn in Montana gegen den Volkshelden General Armstrong Custer – dessen Vorfahren aus der Nähe von Krefeld stammen! – gekämpft hatten und kurz vor ihrem Auftritt in Krefeld auch die Tragödie des Massakers am Fluß „Wounded Knee“ miterleben mußten, als die US-Armee Hunderte friedlicher Anhänger der sogenannten „Geistertanz-Bewegung“ abschlachtete. Im Zuge dieser Ereignisse kam auch der berühmteste aller Indianer namens „Sitting Bull“ ums Leben.

Auf dem Gelände im Tiergarten „jagten die mit ihren Pferden verwachsenen Indianer tollkühn dem Ziel, sei es die alte Postkutsche oder ein Auswandererzug, entgegen und ahmten naturgetreu einen Kampf auf Leben und Tod nach. Aus den Gefahren der Grenzwildnis lernen wir noch kennen das Jagen der wilden Büffel und das Fangen der Pferde mit dem sausenenden Lasso. Keine im Zirkus üblichen „Scenen“ spielen sich ab, sondern wirkliches, oft märchenhaftes Leben und Treiben aus den weiten Ebenen des nordamerikanischen Indianergebietes zieht an uns vorüber“, heißt es in der Rubrik „Crefelder Angelegenheiten“ vom 13. Mai 1891.

Einer, der die Wild-West-Truppe den ganzen Sommer 1891 über begleitete und der auch in Krefeld zugegen war, war der Münchner Maler Carl Henckel. Er hatte es sich zur Aufgabe gestellt, „die malerischen Bilder, die sich im Lager und bei der Vorstellung der „Wild West“ entrollen, mit dem Stifte und Pinsel festzuhalten“. Die Besucher konnten die „nach der Natur gezeichneten Abbildungen“, „in einem eleganten Umschlage vereinigt“, erwerben. Die „naturwahr dargestellten Episoden sind dazu geeignet, den Besuchern von Buffalo Bill als angenehme Erinnerung zu dienen“¹⁰⁾.

Henckel fühlte sich den Indianern sehr verbunden. Er saß in den schönen Sommernächten oft im Gespräch mit seinen indianischen Freunden, wie dem Cheyenne-Häuptling Black Heart, dem indianischen Dolmetscher William Pinaud und dem 70 Jahre alten Trapper John Nelson, zusammen¹¹⁾.

Der Erfolg von Buffalo Bills Wild West lockte augenscheinlich auch Gesindel an, das vom Erfolg der Schaustellung profitieren wollte. In der „Crefelder Zeitung“ vom 22. Mai heißt es dazu: „Mit der Buffalo Bill-Truppe müssen



Abb. 3. „Buffalo Bill“ inmitten einer Gruppe von nordamerikanischen Indianerführern, die in seiner Wild West Show auftraten und zum Teil auch in Krefeld dabei waren. Von links nach rechts: Brave Chief, Eagle Chief, Knife Chief, Young Chief (Indianer vom Stamm der Pawnee), Cody, American Horse, Rocky Bear, Flies Above und Long Wolf (Sioux-Indianer)

sich nicht nur Verkäufer von falschen Beschreibungen, sondern auch internationale Taschendiebe eingefunden haben, welche sehr flott bei der Arbeit sind, wovon verschiedene bei der Kriminalpolizei bereits eingegangene Anzeigen Kenntnis geben“.

Die Geschäftsleitung von Buffalo Bill's Wild West machte in der Presse darauf aufmerksam, daß nur die im Tiergarten selbst verkauften Programme richtig seien. Die Programmverkäufer in der Stadt und an der Lokalbahn stünden nicht in Diensten Buffalo Bills¹²⁾.

Die Vorstellungen waren so gut besucht, daß „Buffalo Bill in Krefeld ein gutes Geschäft“ machte und die Krefelder Lokalbahn einen „Sonnenschein in ihrem freudeleeren Dasein“ erlebte, weil sie durch das Wild-West-Spektakel „wieder einmal ein paar gute Tage“ hatte¹³⁾.

Die Begeisterung über das Wild-West-Spektakel schlug sich in einem umfangreichen Artikel in der Tageszeitung nieder, der hier wegen der Atmosphäre im Originalton wiedergegeben wird¹⁴⁾:

„Die gestrige Nachmittagsvorstellung hatte über 2.000 Personen, unter denen die Umgegend ein sehr großes Kontingent stellte, angelockt. In die um die Arena aufgeschlagenen Zelte der Indianer und die Stallungen konnten wir noch keinen Einblick thun, wir

begaben uns aber sofort zu unserem Sitze. Neben der Tribüne des ersten Platzes saß eine Kapelle von 15 Mann, kräftige Gestalten in zwangloser Tracht, alle aber mit hohen Ledergamaschen und hellgrauen Hüten mit breiten, flachen Rändern. Das lange Zusam-

Crefeld im Tiergarten.

Mittwoch, 20. Mai, Donnerstag, 21. Mai,
Freitag, 22. Mai, Samstag, 23. Mai:
Vorstellungen



von Buffalo Bill's Wild West,

unter Leitung des Obersten
W. F. CODY (Buffalo Bill),
früher Vizeführer des Vereinigten
Stammes-Southern.
200 Indianer, Kutschner, Vieh-
hüter, Scherföhner u. Reiter,
175 Pferde, Westtierre, wilde
Viehe und Büffel.
Täglich zwei Vorstellungen
bei jeder Witterung.
Requisiten 2^{1/2} Uhr, abends 7^{1/2} Uhr.
Reisenerhöhung nur 25 Cents höher.

Bei dieser Vorstellung: **Wirkliche Belohnung.**
Hoch 20-jähriger Gefährlicher, Varietäten, wilde Pferde
und Ueberführung von Zircus auf dem weltlichen Grenzleben.
Kunststückweise Eingänge 1 Stk. — Unter dem besten Zirkus
2, 3, 4 Stk.

Vorverkauf bei Karl Kierulff, Krefelder, 10, Markt 2 Stunden
vor Beginn der Vorstellungen.
100 Jahre Jubiläum, welche am letzten Wehrjahr beteiligt waren und
Kriegs-Gefangenen machen, letzteren Buffalo Bill mit seinem
Erscheinen bei Wiedereintritt der Vereinigten Staaten.
Sonntag, den 23. Mai, findet eine Nachmittags-Vorstellung statt.

Abb. 4. Eine der zahlreichen Zeitungsanzeigen in der „Crefelder Zeitung“ vom 15. Mai 1891

menspiel hat die Kapelle außerordentlich geschult und der Vortrag der zum Teil wildbewegten Musikstücke befriedigt auch ein verwöhntes Ohr. Das akademische Viertel war nahezu verstrichen, als die Vorstellungen begannen.

Eine Fanfare, und herein raste auf feurigen Pferden eine Gruppe von Arraphoes-Indianern, wie alle nachfolgenden Gruppen in vollem Kriegsschmucke, den Gewohnheiten ihres Stammes entsprechend den nackten Körper mit grellen Farben, die Beine meist mit gestreiften Mustern bemalt. Wenige Indianer trugen Wollkleidung, bunte Hose und anderfarbiges Hemde, die Mehrzahl hatte nur einen Lendenschurz, Pantoffeln, Federkopfputz und eine Anzahl von Bändern, Federbüscheln und Schellen, die bei jeder Bewegung anklingen. Plenty Wolves (viel Wölfe) mit grimmigen, unbeweglichen Zügen, der Häuptling der Arraphoes, sprengte in festlichem Aufputz daher, dann kam eine Anzahl Cowboys, amerikanische Kuhhirten in ihrem einfachen aber malerischen Kostüme, buntfarbigen Blousen, hohen Ledergamaschen und breitrandigen weichen Hüten dahergeritten, gefolgt von ihrem Häuptling Jim Mitchell. Immer neue Bilder entrollte Wild West. Brulé-Indianer mit ihrem Häuptling, der den poetischen Namen Short Bull (der kurze Ochs) mit Würde trägt, flogen auf ihren leichten Pferden in die Bahn, ihnen nach eine Gruppe des Indianer-Stammes Cutt Off mit dem Häuptling Kicking Bear (Ausschlag-Bär).

Einen hübschen Anblick gewährten die mexikanischen Vaqueros, sehnige Gestalten in malerischer Kleidung; Herr Antonio Esquivel ist ihr Führer. Vorbei auch dieses Bild; Cheyenne-Indianer mit Lone Bull (der einsame Ochs), ihrem Häuptling, kommen uns zu Gesicht, alle natürlich beritten, und man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die wilden Reiter oder die schlanken Pferde, deren Huf den Boden kaum zu berühren scheint. Vier junge Damen aus dem Westen der Vereinigten Staaten jagen in die Bahn, ein prächtiger Anblick. In der Reitkunst geben sie den geschicktesten Reitern nichts nach und sie sitzen so graziös zu Pferde, daß es eine Freude ist, den dahinstürmenden Gestalten nachzuschauen.

Noch kommen auf ihren kleinen feurigen Rossen drei kleine Sioux-Häuptlinge und dann nacheinander zwei Reiter mit der deutschen Fahne und dem Sternenbanner. Eine Gruppe Ogallala-Sioux-Indianer mit ihren Häuptlingen Black Heart (das schwarze Herz) und Low Neck (der niedrige Hals), ferner John Nelson, der älteste Pfadfinder von Amerika und der 80 Jahre alte Indianer-Häuptling Lone Necklace, hierauf Long Wolf (der lange Wolf), ein kriegerisch aufgeputzter Medizin-Mann der Sioux, füllen weiterhin die Arena, und dann springt Buffalo Bill, Oberst W. F. Cody, heran, in gelbem Lederwams mit

prächtiger Perlenstickerei und hohen Reiterstiefeln elegant auf seinem Tiere sitzend, den weichen Filzhut zum Grusse schwingend. Ein lebhafter Zuruf empfängt Buffalo Bill, ein Zuruf, der sich von Tribüne zu Tribüne fortpflanzt. Dann beginnen die Aufführungen, bei denen Buffalo Bill immer zugegen ist, stets mitwirkend oder leitend.

Zuerst gab es ein Pferde-Rennen zwischen einem Cowboy, einem Mexikaner und einem Indianer auf spanisch-mexikanischen Pferden, dann produzierte sich Fräulein Oakley als eine Meisterin im Schießen, wie man sie nie besser oder auch nur ähnlich sehen wird. Die junge Dame, in ihrem marineblauen, kurzen Kleide, die Beine mit gleichfarbigen Gamaschen bedeckt, auf dem aufgelösten

BUFFALO BILL'S WILD WEST

(GORGES, ROUGH RIDERS OF THE WORLD.)



Abb. 5. Der ungeheure Erfolg der Wild-West-Show über mehr als 30 Jahre ist in großem Maße auch der sagenhaften Kunstschützin Annie Oakley (1860 – 1926) zu verdanken, die 17 Jahre lang die Wild-West-Show begleitete, ohne jemals einen Arbeitsvertrag erhalten zu haben. Dem deutschen Kaiser Wilhelm II. knipste Annie auf dessen Wunsch hin bei einer Vorführung mit einem Schuß die Zigarrenspitze weg. Während des Ersten Weltkrieges bedauerte Annie, daß sie die Zigarre nicht verfehlt und statt dessen den Kaiser getroffen hatte. Nach Codys Tod im Januar 1917 schrieb sie: „Er war der liebenswürdigste, einfachste und loyalste Mann, den ich je kannte. Er war der zuverlässigste Freund. Er war die Personifikation von so robusten und liebenswürdigen Qualitäten, die den Westen wirklich ausgemacht haben, und dies sind schließlich die Kriterien aller Männer, im Osten und Westen“.



Abb. 6. Das Zelt des Schatzmeisters. Von links nach rechts: Albert Scheibel, Sekretär von Buffalo Bill's Wild West; Nate Salisbury, Mitbegründer, Eigentümer und Manager; Schatzmeister Jule Keen und der hochtalentierete Presseagent John Burke; rechts der große Tresor, dahinter der Holzrahmen mit zwanzig Fächern für die Post; ganz rechts am Bildrand ein Porträt der stets von Verehrern umschwärmten Annie Oakley

schwarzen Haar ein leichter Filzhut, schoß mit allen Schikanen, und immer traf ihr sicheres Geschöß die geworfenen Glaskugeln, gleichviel ob sie das Gewehr richtig oder umgekehrt hielt, ob sie direkt, oder über die Schulter rückwärts schießend, mit einem Spiegel visierte. Doubletten waren ihr Kleinigkeit, sie schoß 4 und 6 gleich hintereinander aufliegende Kugeln in Splitter.

Es folgte eine Nachahmung des berühmten Einzelkampfes mit Yellow-Hand, dem Häuptling der Sioux, wobei indianische und amerikanische Truppen Staffage bildeten und ein lustiges Gewehrgeknatter in Scene setzten. Ein ehemaliger Ponypost Reiter fesselte dann die Aufmerksamkeit. In wilder Jagd dahinstürmend, sprang er an vorher bezeichneten Stellen samt dem losen Sattel von seinem Pferde auf ein anderes und jagte ohne Aufenthalt weiter, dasselbe Experiment mit überraschender Schnelligkeit wiederholend. Eine Hauptnummer war der Überfall eines Emigrantenzuges durch Indianer und die Verteidigung desselben durch die Grenzbewohner, eine wirksame Kampfszene von eigenartig wilder Schönheit. Wie sich die kühnen Reiter, an einer Seite des Sattels herabhängend, durch die Leiber ihrer Pferde deckten und dann plötzlich zum Angriff emporschneitten, wie die klugen Pferde sich, als



Abb. 7. „Buffalo Bill“, der kühne Westmann in Pose

wenn sie verwundet worden, mit ihren Reitern am Boden wälzten, wie die Rothäute schließlich gleich der Windsbraut von dannen jagten, das alles gab ein anziehendes romantisches Bild. Nach dem errungenen Siege führten dann die Grenzbewohner, vier Paare, zu Pferde den Tanz Virginia-Reel, eine Art Quadrille, auf, an welcher sich auch Buffalo Bill beteiligte.

Johann Backer bewies, daß er an Schießfertigkeit dem Fräulein Oakley nicht nachsteht, er schoß auf dem Rücken liegend und auf dem Kopf stehend, sogar unter schwierigen Umständen, da ihm ein scharfkantiger Ziegelstein, auf dem er zufälligerweise sein Haupt niedergelassen hatte, die Kopfstellung noch ungemütlicher machte. Gleiches leistete Herr W. F. Cody mit Pistolen und Revolvern. Cowboys hoben, in vollem Galopp reitend, hingeworfene Taschentücher von der Erde auf, warfen den Lasso mit großer Geschicklichkeit nach freilaufenden Pferden und schwangen sich auf die wilden unzümbaren Bucking-Pferde, die sich kerzengrade aufbäumten, mit allen Vieren ausschlugen, bockten, sich überschlugen und sich auf dem Boden wälzten. Es war ein schweres Stück Arbeit, ein solches Pferd zu besteigen; saß der Cowboy aber einmal darauf, dann brachte ihn auch nichts mehr herunter.

Die größten Leistungen im Schießen bot Buffalo Bill. Im stärksten Galopp durch die

Arena reitend schoss er gestern die von einem ihm vorreitenden Cowboy in die Luft geworfene Pechkugel mit einer ans Wunderbare grenzenden Geschicklichkeit herunter. Das Publikum brachte dem Schützen eine begeisterte Ovation. Den Schluß der Vorstellung bildete ein naturgetreu inszenierter Angriff auf ein Grenzdorf von feindseligen Indianern und dessen Verteidigung durch unter dem Befehl des „Buffalo Bill“ stehende Cowboys, worauf nach einem heftigen Gefecht, in welchem Revolver und Karabiner lustig knallten, Cowboys und Indianer in buntem Wirrwarr und Geschrei die Arena in sausendem Galopp durchmaßten und hierauf dieselbe verließen“.

Das Gastspiel in Krefeld war ein großer Erfolg; der Tiergarten an der Uerdinger Straße konnte seinem Ruf als beliebte Stätte für publikumswirksame Aufführungen und attraktive Unterhaltungsprogramme erneut alle Ehre machen.

Buffalo Bill's Wild West begeisterte die deutsche Jugend nachhaltig. Künstler wie „Billy Jenkins“ (Erich Süßmilch) oder „Patty Frank“ (Ernst Tobis) hatten in jungen Jahren die Show erlebt und behielten nicht nur zeitlebens ihre Begeisterung für die nordamerikanische Kultur, sondern wurden selbst bekannte Wild West Akteure.

Anmerkungen

- 1) „Crefelder Zeitung“ vom 20. Mai 1891.
- 2) „Crefelder Zeitung“ vom 21. Mai 1891.
- 3) „Crefelder Zeitung“ vom 21. Mai 1891.
- 4) „Wild West Shows“ von L. G. Moses, University of New Mexico Press, Albuquerque, S. 23.
- 5) „The Lives and Legends of Buffalo Bill“ von Don Russell, University of Oklahoma Press 1960.
- 6) „Buffalo Bill – The Noblest Whiteskin“ von John Burke, S. 164, New York 1973.
- 7) „New York Dispatch“ vom 18. Juli 1886.
- 8) Der erste Band erschien 1869 unter dem Titel „Buffalo Bill, the King of Border Men“. Der Autor, Ned Buntline, schrieb die ersten 14 Titel. Insgesamt erschienen in Nordamerika 1 700 Ausgaben, darunter zahlreiche Reprints, die häufig auch unter einem anderen Titel erschienen. Insgesamt erschienen 557 unterschiedliche Titel. Quelle: Kapitel „The Dime-Novel Hero“ aus „The Lives and Legends of Buffalo Bill“, S. 387, von Don Russell, University of Oklahoma Press 1960.
- 9) „Crefelder Nachrichten“ vom 21. Mai 1891.
- 10) „Crefelder Zeitung“ vom 21. Mai 1891.
- 11) „Patty Frank“ von Wolfgang Seifert, Karl-May-Verlag, S. 31 ff.
- 12) „Crefelder Zeitung“ unter Crefelder Angelegenheiten vom 22. Mai 1891.
- 13) „Crefelder Zeitung“ vom 22. Mai 1891.
- 14) „Crefelder Zeitung“ vom 21. Mai 1891.

Als „Pimpf“ im Jungvolklager auf dem Wolfsberg

von Helmut Vinzentz

Im Jahre 1937, ich war damals 11 Jahre alt, wurden wir vom Jungvolk, der jüngsten Gliederung der Hitlerjugend, in den Schulferien zum Wolfsberg gebracht, um dort beim Aufbau eines Zeltlagers zu helfen. Unsere Arbeit bestand hauptsächlich darin, mit Spaten, Schaufeln und Schubkarren aus dem näheren Umfeld große Grasstücke herbeizuschaffen, die dann innerhalb des Lagers verlegt wurden. Bei diesen Arbeiten wurde ich am Oberschenkel von einer Bremse gestochen. Die Folge war eine Blutvergiftung mit einer Anschwellung des gesamten Beines. Meine Eltern brachten mich sofort zum Arzt,

der den Stich behandelte. Über eine Woche mußte ich zu Hause mit hochgelegtem Bein das Bett hüten.

Im Sommer 1938 ging das Jungvolk-Fähnlein 1, dem ich angehörte, geschlossen in das Zeltlager auf dem Wolfsberg, das in der Zwischenzeit fertig gestellt worden war. Der Eingang war ein großes, aus rohen Brettern gezimmertes Holztor. In der oberen Mitte des Tores war das Krefeld-Uerdinger Wappen angebracht. Das Tor wurde Tag und Nacht von größeren Jungen bewacht. Die Zelte waren große Rundzelte mit Holzböden. In der



Abb. 1. Lagerstempel Wolfsberg

Mitte des Lagers war ein halbkreisförmiger Platz mit Sitzgelegenheiten an einer kleinen Böschung. Am äußeren Rand der Böschung standen die Fahnen der einzelnen Fähnlein (schwarzes Tuch mit weißem Blitz). Auf diesem Platz fanden Singwettstreite oder Heimatabende statt. In der Mitte des Platzes brannte abends ein großes Feuer.

Etwas abseits war die Waschgelegenheit. In einem Graben war ein großes, längliches Betonwaschbecken angelegt. Darüber befand sich eine Wasserleitung mit links und rechts angeordneten Brauseköpfen. Das Wasser war natürlich kalt, denn wir sollten uns ja auch abhärten, wie es sich für einen Pimpf gehört. In der gleichen Grabenanlage hatte die Verwaltung des Lagers in einer Baracke Unterkunft gefunden. Eine Latrine war in einer separaten, etwas abseits liegenden Baracke untergebracht. Dies war natürlich äußerst primitiv. Einmal mußte ich als Strafe – was ich ausgefressen hatte, weiß ich nicht mehr – die Latrine reinigen, was kein Vergnügen war. Nachdem ich einige Eimer Wasser über den Boden geschüttet hatte, dachte ich, es wäre alles gut. Der beaufsichtigende Jungzugführer war aber anderer Meinung. Also alles nochmal von vorne, aber dann richtig.

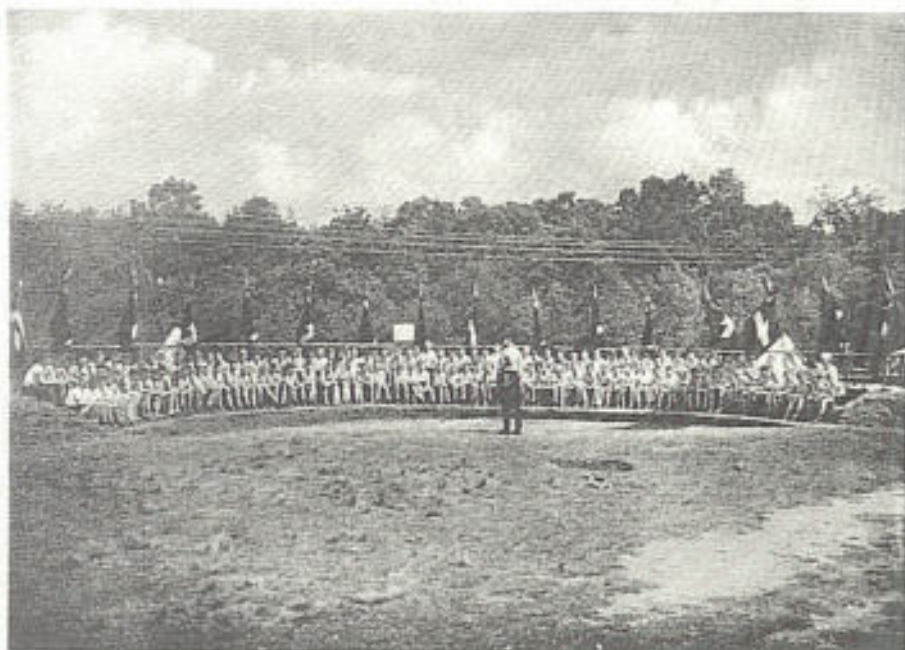
Viele Tage haben wir mit Geländespielen verbracht – Fähnlein gegen Fähnlein. Eine Partei bekam rote Baumwollfäden am Arm angebracht, die Gegenpartei blaue. Dann ging es hinaus in die Natur mit Spähen und Anschleichen, um den „Feind“ ausfindig zu machen. Jede Partei suchte sich die beste Position, um den „Feind“ zu überrumpeln. Dann ging es mit Gebrüll aufeinander los. Jeder versuchte, so viel wie möglich von den gegnerischen Baumwollbändern zu ergattern. Natürlich gab es im Übereifer auch manche blutige Nase. Wer die meisten Bän-

der der gegnerischen Partei erobert hatte, wurde zum Sieger erklärt.

An manchen Tagen mußten wir uns ausschließlich mit Mutter Natur beschäftigen. Bäume, Sträucher und Pflanzen sollten anhand von Blättern oder Früchten erkannt und beschrieben werden. Politische Themen wurden damals nur sehr spärlich behandelt. Einmal während der Lagerzeit, durften unsere Eltern das Lager besuchen. Mit Stolz

führten wir sie dann durch das ganze Zeltlager. Meine Mutter war von der Latrinenanlage nicht gerade begeistert. Wir Jungen sahen das ganze Leben und Treiben mit den vielen Erlebnissen nur als Spiel an.

Wer heute auf dem Wolfsberg spazieren geht, kann immer noch Spuren des Lagers entdecken; der Ausgang befand sich etwa 130 m nördlich des Lamershofes.



Jungvolklager Jungbann Krefeld-Uerdingen

Abb. 2, 3 und 4. Jungvolklager auf dem Wolfsberg



Jungvolklager Jungbann Krefeld-Uerdingen



Krefelder Jugendwehr

von Heribert Dröge

Eine interessante Erscheinung aus der Zeit des Ersten Weltkrieges spiegelt sich in den hier wiedergegebenen Fotos, die ich vor einiger Zeit erwerben konnte und kurz kommentieren möchte. Sie berichten von der „Jugendwehr“, die in Krefeld wie anderenorts eine gewisse Bedeutung erlangte. Der Gymnasiallehrer Professor Dr. Karl Rembert¹⁾, der 1918 Mitbegründer des Vereins für Heimatkunde – und später dessen langjähriger Vorsitzender sowie Schriftleiter der „Heimat“ – wurde, war ein eifriger Vorkämpfer dieser vormilitärischen Formation. Er hatte selbst zu Beginn des Krieges im Westen mitgekämpft, war mit dem EK II ausgezeichnet und zum Hauptmann befördert worden.

Nach Krefeld zurückbeordert, übernahm er die Führung der Jugendwehr und rief die 14- bis 17-jährigen Jugendlichen auf, sich freiwillig auf einen Kriegseinsatz vorzubereiten. In der Begeisterung der ersten Kriegsjahre fand er ein großes Echo.

Heinrich Linßen²⁾, der am 1. August 1900 in Krefeld geborene kunst- und musikverständige Priester, der 1941 als Kriegspfarrer an der Ostfront eingesetzt wurde und seit dem 30. Dezember 1942 als vermißt gilt – er verfaßte mehrere, heute noch lesenswerte Beiträge für „Die Heimat“ –, schreibt 1937 über seine Zugehörigkeit zur VI. Kompanie der Jugendwehr und ihren Ernteeinsatz in der Oberlausitz („Die Heimat“, 16. Jg., S. 165). Der Arbeitsdienst der Krefelder Jugendlichen fand damals seine Anerkennung in der Stiftung einer Standarte durch den dortigen Gutsbesitzer, einen Baron von Schlotheim. Das kostbare weißseidene Stück wurde von der Krefelder Firma Arnold hergestellt und am Kaisergeburtstag 1917 durch den damaligen Kommandierenden der Jugendwehr, Hauptmann Blumenthal, im großen Saal der Stadthalle feierlich enthüllt und der Kompanie übergeben. 20 Jahre später erhielt das Heimatmuseum Burg Linn die Standarte.

Die Jugendlichen, die stolz darauf waren, dazu zu gehören, wurden im Schützengrabenkrieg ausgebildet, bauten auf dem Theaterplatz Unterstände, legten Stacheldrahtverhaue und übten sich im Handgrana-



Abb. 1. Standarte der Krefelder Jugendwehr

tenwerfen. Die Ausbilder, Unteroffiziere, Offiziere und Kompanieführer, waren Soldaten, die aufgrund ihres Gesundheitszustandes vorübergehend vom Fronteinsatz befreit waren oder die Altersgrenze für den aktiven Dienst überschritten hatten. Die Feldübungen fanden statt auf dem Egelsberg, am Rhein, im Inrather Bruch, im Stadtwald und im Forstwald, am Wolfsberg und am Hülser Berg. Bei den Veranstaltungen konnte man zuschauen; mit dem dabei erhobenen Eintrittsgeld unterstützten die Kompanien Sammlungen. Auch Jugendkompanien benachbarter Städte waren gelegentlich beteiligt. Ernteeinsätze wurden auch in Ostpreußen durchgeführt.

In Krefeld hatte die Jugendwehr neun Kom-

panien mit unterschiedlicher Mannschafstärke. Jede Kompanie hatte ihren festen Standort beziehungsweise Sammelplatz. Als solche sind anzunehmen:

- | | |
|-------------|--------------------------|
| 1. Kompanie | Egelsberg |
| 2. Kompanie | Hülser Berg |
| 3. Kompanie | Forstwald |
| 4. Kompanie | Blumental |
| 5. Kompanie | wahrscheinlich Inrath |
| 6. Kompanie | Wolfsberg |
| 7. Kompanie | wahrscheinlich Rheinufer |
| 8. Kompanie | wahrscheinlich Stadtwald |
| 9. Kompanie | unbekannt. |

Alle Fotos sind mit einer weißen Zahl gekennzeichnet, deren Bedeutung leider nicht bekannt ist.



3 Zug-4 Jugend-Komp - Blumental-1915



5. Kameradschaft, 6. Jugendwehriomp., Hülserberg, 31. 1. 1915.



Zur Erinnerung an d. Felddienstübung, Hülserberg, 31. 1. 1915.



Kompanieführer u. Matrosen der 8. Jugendkomp Krefeld 1916



8. Jugendkomp Krefeld - Krefeld 1916

Abb. 2 – 6. Formationen der Krefelder Jugendwehr 1915/1916

Anmerkungen

1) Vgl. August Oxé in: „Die Heimat“, Jg. 16, Krefeld 1937, S. 189.

2) Vgl. Rudolf Besouw in: „Die Heimat“, Jg. 59, Krefeld 1988, S. 49.

Abb. 7. Angehörige der 8. Kompanie beim Schützengrabenbau auf dem Theaterplatz

WZ 1960

Theaterplatz vor 45 Jahren

Wie soll der Theaterplatz nach der City-Neuordnung aussehen? Darüber wird jetzt viel diskutiert. Wie er vor 45 Jahren, nämlich 1915, aussah, zeigt das Bild, das uns WZ-Leser Joseph Cappallo jetzt schickte. Die Jugendwehr (hier Angehörige der damaligen 8. Kompanie) hatte Schützengräben ausgehoben, die „gegen Entree“ für eine Sammlung besichtigt werden durften.

Foto: Privats

Wer wacht am Rhein?

Von Deichen und Deichschauen in Krefeld und am Niederrhein

von Christel und Ulrich Houben

Am 23. Dezember 1993 wurde der Niederrhein vom Hochwasser heimgesucht. Das Denkmal von Kaiser Wilhelm am Deutschen Eck in Koblenz war eine Insel. 4 000 Häuser standen dort unter Wasser. Tausende Bewohner entlang der Uferstraße bei Andernach flohen vor den Fluten. Die Kölner Altstadt war überflutet und wurde von einem „Katastrophen-tourismus“ heimgesucht. Der Pegel stand auf 10,40 m, im Vergleich zu 1784 – 13,55 m und 1926 – 12,28 m. In Krefeld-Uerdingen wurde das Rheintor geschlossen und die Schifffahrt eingestellt. Die Rheinwasserhöhe erreichte eine Marke von 11,50 m, das heißt, 1,70 m Höhe am Rheintor.

Auch die Maas flutete wie seit 200 Jahren nicht mehr. In Belgien mußten in Maasmehelen 1 000 Menschen ihre Häuser verlassen, weil die Deiche zu brechen drohten. In den Niederlanden brachen in Roermond und Venlo die Notdeiche, was zur Evakuierung von 13 000 Menschen führte. Der Pegel stand in Venlo 7,00 m über Normal. In Genep, wo die Niers in die Maas mündet, brachen ebenfalls die Deiche. Dort mußten 3 000 Bürger ihre Wohngebiete verlassen. Viele Bauernhöfe standen bis zum Dach unter Wasser. Es entstanden Schäden in Höhe von 180 Millionen DM¹⁾.

Kaum waren die Schäden behoben, da trat Ende Januar 1995 ein erneutes Jahrhunderthochwasser ein. Diesmal traf es nicht nur den Niederrhein, sondern auch die Poldergebiete um Nijmegen in den Niederlanden. In Koblenz und Köln bot sich das gleiche Bild wie 1993. In Krefeld stieg die Flut auf 11,70 m, stellte jedoch keine Gefahr dar, da die Deichkrone eine Höhe von 13,06 m hat. Stündlich flossen 40 Millionen Liter Wasser am Uerdinger Deich vorbei. In den Poldergebieten von Nijmegen wurden Deichbrüche befürchtet, da die Flußdämme durch das Hochwasser aufgeweicht wurden und unter immensem Druck standen. Käme es dort zu einem Bruch, würde das Gebiet in Kürze 4 m unter Wasser stehen. Deshalb wurden über 225 000 Menschen und 100 000 Tiere evakuiert. Zwischen Nijmegen und Utrecht bildeten sich riesige Staus mit vollbeladenen Autos. Die verlassenen Gebiete wurden scharf bewacht und Plünder-

ern eine sechsmonatige Haftstrafe angedroht. Wie richtig diese Evakuierungsmaßnahme war, wurde deutlich, als ein Deich auf 190 m Länge 2 cm dicke Risse aufwies. Taucher versuchten diese abzudichten. Mit Hilfe von 100 000 Sandsäcken konnte der Deich gerettet werden.

An der Maas wurde am 31. Januar 1995 die Rekordmarke von 1993 eingestellt. Die Städte Venlo, Arcen und Genep standen 1 m unter Wasser. Diesmal war es so schlimm, daß Königin Beatrix am 2. Februar 1995 Arcen besuchte und der Bevölkerung Mut zusprach. Aus dem Kreis Viersen unterstützen 100 Feuerwehrleute fünf Tage und Nächte lang ihre niederländischen Nachbarn²⁾.

Es gilt, die Hochfluten der Wasserläufe zu bannen, Verwüstungen der Landschaften durch Hochwasser zu verhindern sowie Menschen und Vieh zu schützen. Wem obliegt diese schwierige Aufgabe und wer ist für den Bau und den Unterhalt der wasser-technischen Bauwerke zuständig?

Einen Hinweis darauf gibt eine Steinsäule auf dem Bislicher Deich. Auf ihr ist vertieft „Grenze der Bislicher Schau“ eingemeißelt (s. Abb. 1). Im Stadtarchiv Krefeld liegen Akten der „Uerdinger Deichschau“. Wie es zu diesem Interessenverband kam und wer heute die Geschäfte und Aufgaben wahrnimmt, soll im folgenden dargelegt werden.

Zu Zeiten der Germanen war ein Deichwesen unbekannt. Erst der römische Feldherr Drusus ließ im Jahre 13 vor Christus unterhalb von Kleve einen ersten festen Damm bauen. Die römischen Heerstraßen waren sämtlich als hohe Erdwälle ausgebildet. Sie wurden immer wieder erhöht und galten als die ersten Deiche. Als Beispiel sei die Landstraße von Uerdingen nach Neuss beziehungsweise Nijmegen angeführt. Die heutige Bundesstraße 222 weist in der aktuellen Topographischen Karte 1 : 25 000 noch etliche Böschungen nach, die den Dammcharakter wiedergeben. Nachweislich wurde diese Straße in den Jahren 1848, 1860 und 1876 immer wieder erhöht, um das Hinterland vor den Rheinfluten zu schützen³⁾. Während der Frankenzzeit verfielen die an-



Abb. 1. Grenzstein der Bislicher Schau

gelegten „Straßendeiche“. Erst seit dem 13. Jahrhundert begann man, den Rhein zu zügeln und ihm ein regelmäßiges Bett mit Eindeichungen zu geben⁴⁾.

Seinen Ursprung hat das gesamte Deichwesen im niederländischen Rheinmündungsgebiet. Bereits im Jahre 1277 gab es ein „Dijkscollege“, bestehend aus Deichgraf und Heimräten, im Land „tussen de Watere van de lecke ende Den Donck“⁵⁾. Es bestand aus fünf Deichschaugebieten, deren Grenzen durch „Dijkpaale“ kenntlich gemacht wurden (s. Abb. 2). Auch weiter rheinaufwärts haben solche Deichverbände bestanden, wie die Steine von 1755 in der Nähe von Zaltbommel/Niederlande (s. Abb. 3) und Düffel/Rindern von 1792 (s. Abb. 4) beweisen. Bereits



Abb. 2. Grenzstein (Dijkpaal) an der Lecke (Niederlande)



Abb. 3. Dijkpaale an der Waal in der Nähe von Zaltbommel (Niederlande) von 1755



Abb. 4. Grenzstein zwischen den Deichschau Rindern und Düffel von 1792



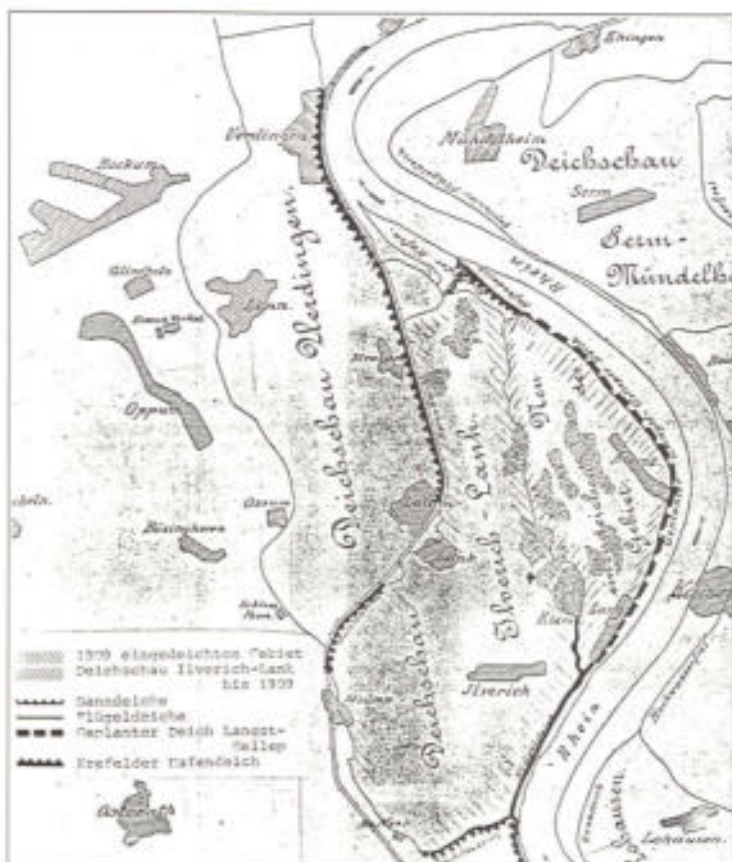
1364 wurden die richterlichen Befugnisse und Aufgaben einer Deichbehörde im „Dufelse Dijkbrief“ festgeschrieben⁶⁾. Er enthält die Hauptzüge des altgedrischen Deichrechts. Besonders die Herzöge von Kleve, die als erste wasserbautechnische Maßnahmen zum Schutz gegen die Rheinfluten ergriffen, schufen rechtsverbindliche Deich-

ordnungen. Die bedeutendste erließ am 7. Juli 1575 Herzog Wilhelm von Kleve. Auf diese stützte sich Friedrich der Große, als er am 24. Februar 1767 ein neues Deichreglement verordnete.

In Kurköln beließ man es dagegen bei einzelnen Genehmigungen zur Errichtung von

Dämmen. In der Rheinordnung von 1611 wurden zwar die Erhöhung und die Reparatur der Deiche geregelt, doch man erkannte schließlich, daß gegen die zerstörenden Fluten ein Einzelschutz durch den Landesherrn nicht ausreichte. Nur ein planmäßiger Zusammenschluß in einem Deichverband konnte die Sicherung und Unterhaltung der Schutzwerke garantieren. Unter französischer Herrschaft wurde die Unterhaltung der Deiche durch die Regierung gegen Zahlung einer Deichsteuer übernommen. Da dies keinen effizienten Schutz bot, wurden mit dem Règlement vom 28. Dezember 1811 die alten Rechte für sämtliche linksrheinischen Schauen, die zum Teil noch zu bilden waren, wieder eingeführt⁷⁾. Unter der preußischen Monarchie wurden durch Verordnung vom 7. Mai 1838 die Deichschau auf dem linken Rheinufer abwärts von Neuss neu organisiert⁸⁾. Laut § 2 Abs. 2 entstand die Deichschau Uerdingen, die für viele Jahre die Aufsicht an ihrer Uferstrecke mit einer vor Hochwasser zu schützenden Fläche von 1 479 ha hatte⁹⁾ (s. Abb. 5). Aufgrund des Gesetzes über das Deichwesen vom 28. Januar 1848, das den Bau und die Unterhaltung der Deiche sowie die Bildung und Organisation der Deichverbände regelt, und der Bestimmungen vom 14. November 1853 bestand die Deichschau Uerdingen bis zu ihrer Auflösung am 1. Februar 1958. Welche Aufgaben hatte die Deichschau Uerdingen, die 120 Jahre eine selbständige Behörde war, und wie war sie organisiert?

In der Dienstvorschrift vom 28. November 1860 regelte die königliche Regierung durch die Abteilung des Innern in Düsseldorf auf-



◀ Abb. 5. Gebietsübersicht der Deichschau Uerdingen

Deichschau Uerdingen.

Der diesjährige

Erbentag

der Deichschau Uerdingen findet statt

Freitag, den 3. August 1917, nachmittags 4 Uhr
im Hotel Kellner, Uerdingen.

Tagesordnung.

1. Berichterstattung des Deichgräfen.
2. Rechnungsablage für 1916/1917 und Entlastung.
3. Festsetzung des Haushaltsplanes für 1917/1918.

Die Beerbten der Schau werden hierdurch zur Beiwohnung dieses Erbtages mit dem Bemerken eingeladen, daß nur dem Berechtigten selbst oder dessen notariell Bevollmächtigten der Eintritt in das Versammlungslokal gestattet ist. Eine besondere Einladung geht den Beerbten nicht zu.

Uerdingen, den 27. Juli 1917.

Der Deichgräf:
Gustav Gremer.

Abb. 6. Beispiel einer öffentlichen Einladung zum Erbtage

grund des § 8 der Verordnung vom 7. Mai 1838 die Geschäfte. Danach bestand die Deichdirektion aus einem Deichgräfen, zwei Deputierten und drei bis sieben Heimräten, dem Deichschreiber und dem Deichboten. Die Besitzer von Grundstücken, die der Überschwemmung ausgesetzt waren, wurden stimmberechtigte Mitglieder der Schau. Diese sogenannten Beerbten wurden in einem Verzeichnis des Parzellarkatasters, der sogenannten Mutterrolle, erfaßt. Dieses mußte jährlich auf den neuesten Stand gebracht werden, da hiervon der zu entrichtende Beitrag abhing. Im Jahre 1870 waren 878 Eigentümer mit 940 Gebäuden und einer Gesamtfläche von 1 544 ha registriert¹⁰⁾. Der Deichgräf und die Heimräte bildeten die ausführende und die Deputierten die kontrollierende Behörde. Diesen oblag insbesondere die allgemeine Aufsicht über die Bändeldeiche, die Wasserleitungen, die Zuggräben und Schleusen sowie deren Unterhaltung. Ein zu ernennender Rendant sollte die Vermögens- und Kassengeschäfte regeln. Im Frühjahr, nach abgelaufenem Hochwasser, mußte die Deichdirektion in Gegenwart des königlichen Baubeamten aus Düsseldorf eine Deichbesichtigung vornehmen, die Schau. Es wurden alle Schäden erfaßt sowie die Herstellungs- und Vervollständigungsarbeiten an den Deichen für das kommende Jahr beschrieben. Danach hatte der Deichgräf den allgemeinen Erbtage einzuberufen, und zwar durch öffentliche Bekanntmachung (s. Abb. 6). Diese Versammlung aller Mitglie-

Bekanntmachung.

Auf Grund des Gesetzes vom 16. December 1811 Art. 26 und folgende werden die Grundbesitzer des Deichschau-Bezirkes Uerdingen hiermit aufgefordert, die sämtlichen Abflußgräben und Wasserleitungen, auch die sogen. Volzeigräben, zufolge Regierungs-Verfügung vom 18. Juli 1879 vor dem 27. Juli cr. gehörig reinigen, sowie auch das auf den Rändern stehende Schlag- und Gestrüppholz wegräumen zu lassen.

Die Revision wird am 27. Juli cr. erfolgen und haben die Säumigen die im Gesetze angedrohten Nachteile und Strafen zu gewärtigen.

Uerdingen, den 27. Juni 1889.

Der Deichgräf.
Herberg.

Bekanntmachung.

Auf Grund des Gesetzes vom 16. December 1811 Art. 26 und folgende und mit Bezug auf die Verfügung der Königl. Regierung zu Düsseldorf vom 18. Juli 1879 werden die Grundbesitzer des Deichschau-Bezirkes Uerdingen hiermit aufgefordert die sämtlichen Abflußgräben und Wasserleitungen, auch die sogenannten Volzeigräben vor dem 4. November cr.

gehörig reinigen, sowie auch das auf den Rändern stehende Schlag- und Gestrüppholz wegräumen zu lassen. Sodann wird noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die schaubaren Gräben, welche durch Grundstücke führen, die bewohnt und infolge dessen, durch das beständige Eintreten des Viehes verengt werden, auf die ursprüngliche Breite wieder herzustellen sind.

Die Revision wird am 4. Novbr. erfolgen und haben die Säumigen die im Gesetze angedrohten Nachteile und Strafen zu gewärtigen.

Uerdingen, den 1. October 1889.

Der Deichgräf.
Herberg.

Abb. 7. Beispiele für die öffentliche Bekanntmachung zur Reinigung der Gräben

der des Deichverbandes wurde vom Landrat geleitet. Kassenlegung, Aufbringung und Verteilung der Erbgelder sowie die Wahl des Deichgräben und der Heimräte waren Hauptaufgaben des Erbtages. Für den Herbst war wiederum eine Begehung der Deiche vorgeschrieben, wobei Punkt für Punkt nachgewiesen werden mußte, daß die im Frühjahr protokollierten Arbeiten ausgeführt worden waren. Gleichzeitig sollte Vorsorge für die eventuelle Verteidigung der Deiche getroffen werden. Im Frühjahr und Herbst mußten die Grundbesitzer des Deichschau-Gebietes öffentlich aufgefordert werden, die Abflußgräben und Wasserleitungen nach der Regierungsverordnung vom 18. Juli 1879 zu reinigen (s. Abb. 7). Bei Hochwasser und Eisgang hatten sich der Deichgräb und die Heimräte auf dem Deich einzufinden, Tag und Nacht zu wachen und sich nicht länger als eine halbe Stunde zu entfernen. Die Hochwasserstände mußten ständig beobachtet und notiert werden, um Vorsorge- und Sicherungsmaßnahmen treffen zu können (s. Abb. 8). Hierzu dienten auch die telegraphischen Angaben aus Düsseldorf, mit deren Hilfe die steigenden oder fallenden Tendenzen des Rheinwassers ab Koblenz beziehungsweise Köln mitgeteilt wurden (s. Abb. 9). Bei Gefährdung des Deiches durch starken Wellenschlag, Aushöhlungen, unterirdische Quellen, bei Eisstopfung oder Überschwemmung war genau vorgeschrieben, wie der entsprechenden Gefahr zu begegnen war. Kam es zu Notsituationen, mußten die Beerbten durch Glockenschlag zu den Deichsicherungs-Maßnahmen herbeigerufen werden. In diesem Fall hatte der Deichgräb die absolute Verfügungsgewalt über Mensch und Material. In normalen Zeiten mußte die Deichdirektion über die Erhaltung und Herstellung der Böschungen wachen. Hierbei galt es, die Deichkrone von 3,0 m einzuhalten und die Deichoberfläche mit einer dichten Grasnarbe zu versehen. Sämtliche Bäume, Hecken oder Sträucher mußten schnellstens entfernt werden. Besonders streng verboten war es, Vieh auf die Deiche zu treiben, da es die Grasnarbe beschädigte. Zuwiderhandlungen wurden von der Deichdirektion in Zusammenarbeit mit der Ortspolizei geahndet und die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen, wie das Beispiel des Viehtrabers Hermann Brehser im Oktober 1889 zeigt (s. Abb. 10). Daß sich die Direktion der Deichschau Uerdingen seit ihrer Gründung an die Vorschriften gehalten hatte, dokumentieren die folgenden Auszüge aus den „Korrespondenzakten“.

Bereits in frühen Jahren wurden vielfältige Aufgaben bewältigt. So findet sich ein Hinweis auf die Errichtung eines Notdammes in Uerdingen vom 1. auf den 2. April 1851, bei dem 30 Arbeiter eingesetzt waren. Das Uerdinger Rheintor, das die tiefste und gefährlichste Stelle im Deichschau-Gebiet darstellte, wurde mit 8 074 gebrannten Ziegelsteinen, die aus Königswinter kamen, er-

Messungen am Pegel - Rheintor

Uhrzeit	Jahr	PE		
5/1.20	6-	8.52		
	10.00	8.54	+ 2	steif
7/1.20	12-	8.57	+ 3	"
	1-	8.58	+ 1	"
	2-	8.60	+ 2	"
	5-	8.61	- 0	steif
	4-	8.63	+ 2	steif
	5 1/2	8.63	- 0	steif
u. m.	6 3/4	8.64	+ 1	steif
"	7 1/2	8.64	+ 0	steif
11.11	1 1/2	8.69	- 3	
"	9	8.63	+ 2	
16/11	10	8.63		
	4.00	8.66		
4/11	11.00	8.70		
	8.30	8.73		
	9.30	8.74		
10.30	11.30	8.74		
11.30	12.00	8.74		
12/11	9.00	8.68	- 6	
13/11	10.00	8.69	- 14	
14/11	12.00	8.64		
15/11	1.00	8.58		

Abb. 8. Messungen am Pegel Rheintor in Uerdingen für die Zeit vom 5. bis 17. Januar 1920

Abb. 9. Telegramm über die Tendenzen des Rhein-Hochwassers vom 5. Mai 1924

Telegraphische Nachrichten

Telegraphie des Deutschen Reichs

Vom Uerdingen (Nörh.)

Telegramm an Düsseldorf

W. den 5.5.24 um 11.12 Uhr

Cöln 685 Rheintor Düsseldorf 628 Bergk

1. Nr. 1 der Strafliste des Jahres 1889.

2. Die Übertretung wird bewiesen durch:

die anliegende
 amtliche Kopie des Lieferuntermer Riedrich
 vom 15. October 1879
 amtliche Verhandlung vom

3. Der Verpflichtete Leopold Hermann Reiser zu Vorderwiesle
 hat am 15. October 1879 nächst Reiser Reiser Reiser
deser Provinzialhauptstadt zu Straßburg mit
Laternen einige Stück gehandelt

Es wird deshalb hiermit gegen Leopold Hermann
 auf Grund des Reiserechts Reiser Reiser Reiser
7. August 1878 mit 15. October 1879
15. April 1879
 eine bei der Reiser Reiser Reiser Reiser
 von zwanzig Mark an dem Stelle, wenn sie nicht
 bestritten ist, eine Geld von zwanzig Mark tritt, festgelegt.
Reiser Reiser Reiser Reiser
Reiser Reiser Reiser Reiser

Sind Leopold Hermann sich durch diese Strafverfügung
 beschwert, so kann innerhalb einer Woche von Zustellung dieser Verfügung an bei der unter-
 zeichneten Behörde schriftlich oder zu Protokoll, oder bei dem zuständigen Amtsgerichte schriftlich
 oder zum Protokoll des Gerichtsschreibers, auf gerichtliche Entscheidung angetragen werden.
 Erfolgt binnen dieser Zeit ein solcher Antrag nicht, so wird die festgesetzte Strafe vollstreckt.
 Gegen die Verfügung der Antragsfrist kann Wiedereinsetzung in den vorigen Stand
 beantragt werden, wenn der Beschuldigte durch Naturereignisse oder durch andere unabwehrbare
 Zufälle an der Einhaltung der Frist verhindert ist. Der Antrag muß binnen einer Woche
 nach Behebung des Hindernisses unter Angabe und Glaubhaftmachung der Verhinderungs-
 gründe bei der Vollstreckungsbehörde oder bei dem Amtsgerichte angetragen werden.

Verdingen 19. October 1889
der Reiser Reiser Reiser Reiser

Abb. 10. Protokoll über eine Geldstrafe von 20,- Mark wegen Viehtreibens auf den Deichen

1878	Stimmor firt an <u>Mh Thomas zu</u> <u>Stratum zu</u> <u>zwei</u> <u>Größen</u>	10
1879	Stimmor firt an <u>Mh Thomas zu</u> <u>Latun zu</u> <u>zwanzig</u> <u>Größen</u> <u>++ Mh Thomas</u> <u>Reiser</u> <u>Reiser</u>	20
1879	Stimmor firt an <u>Aug. Obbig zu</u> <u>Latun zu</u> <u>zwei</u> <u>Größen</u> <u>Reiser</u> <u>Reiser</u> <u>Reiser</u> <u>Reiser</u>	2
1878	Stimmor firt an <u>Joseph Kemmer</u> <u>zu</u> <u>Stratum zu</u> <u>zwei</u> <u>Größen</u> <u>Reiser</u> <u>Reiser</u> <u>Reiser</u> <u>Reiser</u>	3 10
1878	Stimmor firt an <u>Carl Katter zu</u> <u>Latun zu</u> <u>zwei</u> <u>Größen</u> <u>Reiser</u> <u>Reiser</u> <u>Reiser</u> <u>Reiser</u>	4 10
1878	Stimmor firt an <u>Jacob Korf in</u> <u>Latun zu</u> <u>zwei</u> <u>Größen</u> <u>Reiser</u> <u>Reiser</u> <u>Reiser</u> <u>Reiser</u>	5
1878	Stimmor firt an <u>Anton Fränken</u> <u>zu</u> <u>Latun zu</u> <u>zwei</u> <u>Größen</u>	5

Abb. 11. Liste der Pächter der ersteigerten Grundstücksflächen für die Grasnutzung

neuert. Daß das Rheintor bis heute ein Problemfall geblieben ist und immer besondere Aufmerksamkeit erfordert, ist noch im Dezember 2000 offensichtlich. Rechtzeitig vor den möglichen Winterhochwassern wurde

es durch das Tiefbauamt der Stadt Krefeld auf Mängel untersucht¹¹⁾. Auch ist belegt, daß das Deichkataster ordnungsgemäß fortgeschrieben wurde. Jedes Jahr wurden Verträge über die Grasnutzung der Deiche mit

den Meistbietenden abgeschlossen. In einer Hebeliste wurden die Pächter erfaßt, die entsprechenden Flächen und der dafür zu entrichtende Betrag ausgewiesen (s. Abb. 11). Nach dem 1. Oktober eines jeden Jahres durfte kein Gras mehr geschnitten werden. 1858 wurde in Latum ein Flügeldeich errichtet. Der Geometer Hundt aus Düsseldorf beaufsichtigte die ordnungsgemäße Trassierung, führte Massen- und Flächenberechnungen durch und leitete die Entschädigungsverhandlungen (s. Abb. 12). Hierfür erhielt er ein Entgelt von 2 Talern pro Tag. Der Bauunternehmer Nicolas Deihls aus Hardt-Busch führte die Erd-, Befestigungs- und Schutzanlagen für 8 491,19 Taler aus. In der Zeit von 1857 bis 1875 war Balthasar Herberz Deichgräf, ihm folgte 1875 Wilhelm Peters, der wiederum 1878 von Fritz Herberz in diesem Amte abgelöst wurde (s. Abb. 6 in: Die Heimat, Jg. 5, Crefeld 1926, S. 53). In der Amtszeit von Fritz Herberz wurden die Dämme neu vermessen und mit Steinen abgemarkt. Insgesamt betrug die Länge der Deiche 4 700 m. Auch wurden Teile des Dammas an der Köln-Nijmegener Straße auf einer Länge von 2 753 m für 46 000 Mark erhöht. Um Schutzbauten errichten zu können, wurden Ackerflächen aufgekauft, deren Preis bei 12 Mark pro Quadratrute (= 14,2 qm) lag. Als im Jahre 1882 der Rhein Hochwasser führte, wurden im Gebiet von Linn 23 Mann und an der Fegetesch 26 Mann Tag und Nacht zu Sicherungsmaßnahmen herbeigerufen. Hierfür erhielten sie pro Tag 1,50 Mark. Auf dem Erbtag 1893 erhielt Friedrich Mauritz das Mandat des Deichgräfen. Ihm folgte 1895 Carl von Beers und 1897 Peter Krahe. Als auf dem Erbtag 1899 Gustav Cremer gewählt wurde, ahnte er wohl nicht, daß er bis zum 2. Januar 1930 „regieren“ sollte. Die vielen Ereignisse während dieser Amtszeit hier aufzuzählen, würde den Rahmen sprengen. Daher seien nur die wichtigsten zu bewältigenden Aufgaben dargelegt.

Schon kurz nach der Wahl am 8. Mai 1899 mußte Gustav Cremer Stellung nehmen zu den eventuellen Auswirkungen des geplanten Crefelder Hafens auf die Interessen der Stadt Uerdingen. Im Jahre 1902 ging es um die Linienführung des neuen Banndeiches von Lank bis zum zukünftigen Crefelder Hafen. Die Baumaßnahme wurde zwischen 1902 und 1909 durchgeführt und verschlang über 362 000 Mark. Sie ist heute noch der Garant für den Schutz gegen das Hochwasser. 1908 wird die erste „Umweltsünde“ durch die Firma Boley bekannt. Sie leitete schmutziges Fabrikwasser in den Linner Mühlenbach. Vor dem Erbtag am 3. Juli 1914 berichtete der Wertmeister Wiedeking, daß die Schleusen am Rheintor, an der Fegetesch und am Mühlenbach in Ordnung seien. Aus jener Zeit stammt das Porträt des Deichgräfs Dr. Gustav Cremer (s. Abb. 13). Am 17. Januar 1920 erlebte der Niederrhein das höchste Rheinhochwasser seit 1886. Düsseldorf und Linn standen 30 cm unter

*Figuraliv: Zeichnung
über Berechnung des Traktats Inhalts von
den zum Hochwasser-Deich benutzte Grund
besitzschaft Linn Schacht*

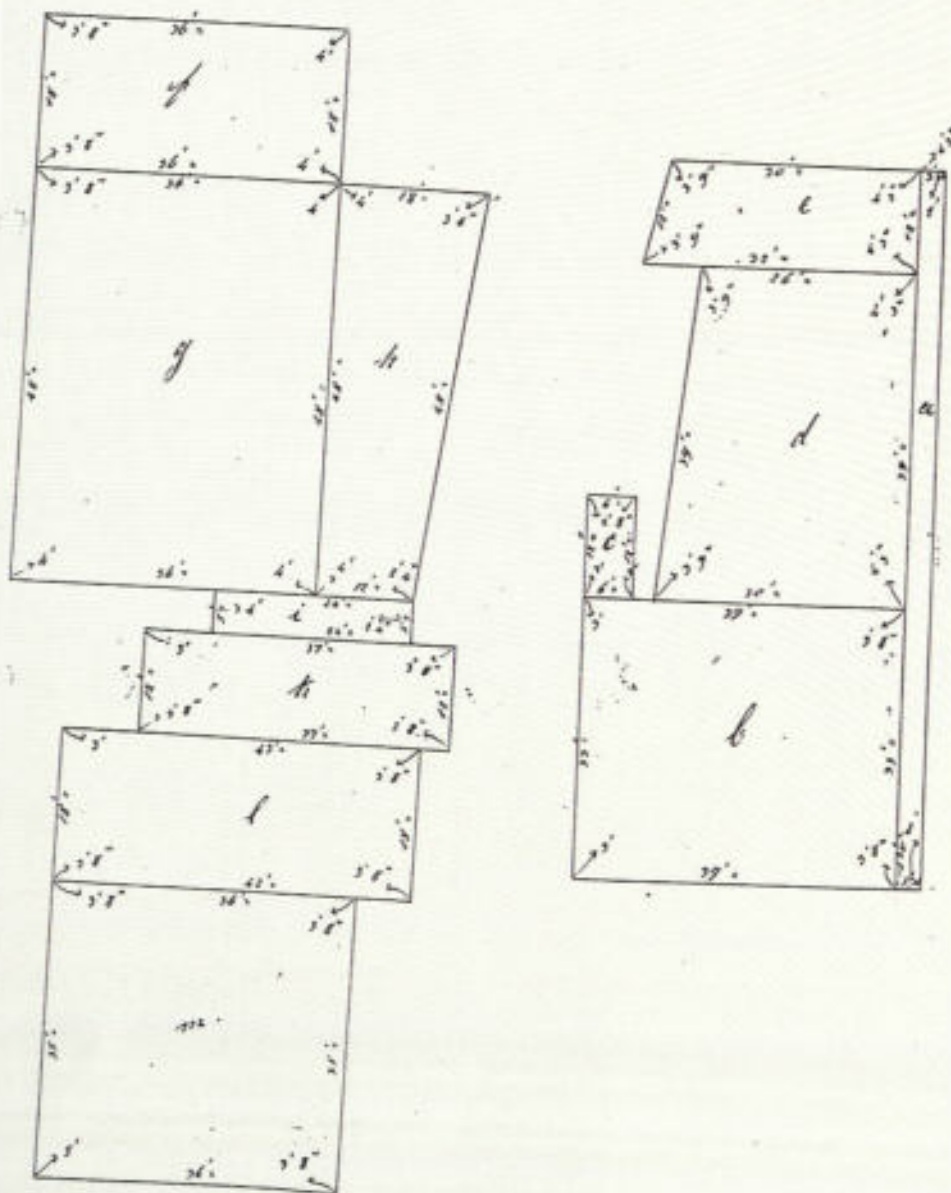


Abb. 12. Beispiel der Flächen- und Massenberechnungen durch den Geometer Hundt



Abb. 13. Der langjährige Deichgräf Dr. Gustav Cremer, 1914

Wasser. Der Lank-Ilvericher Deich wurde durchstoßen, da sich die Wassermassen im Landesinnern 1,5 m höher aufstauten als das Rheinwasser. Um Uerdingen vor der Überflutung zu retten, erfolgte in der Nacht vom 16. auf den 17. Januar ein zweiter Durchstich mittels Dynamitsprengung durch Mitarbeiter der Zeche Rheinpreußen. Später wurde diese Stelle mit 966 Sandsäcken, die von der Firma Emil Boley ausgeliehen wurden, provisorisch geschlossen. Die freiwillige Feuerwehr leistete 615 Stunden Hilfe. Insgesamt kostete die Deichverteidigung 65 000 Mark (s. Abb. 14). Die Deichschau hatte gerade 40 000 Mark zu 5 % Zinsen bei der Stadtparkasse aufgenommen, um die Kosten der Deichverteidigung bestreiten zu können, als ab 1921 die rasche Geldentwertung einsetzte. Als 1923 eine Treppe am Rheintor erneuert werden mußte, kostete diese Maßnahme 2 932 312 000 000 Mark, in Worten: zwei Billionen, neunhundertzwei- unddreißig Milliarden, dreihundertzölf Millionen Mark! Um die einsetzende große Arbeitslosigkeit der Menschen zu verringern, schlug der Deichgräf Cremer dem Regierungspräsidenten vor, Arbeitslose an den Deicharbeiten zu beteiligen. Der Stundenlohn eines Arbeiters betrug zu jener Zeit durchschnittlich 26 Millionen Mark. Zu Beginn des Jahres 1926 zwangen starke Schneefälle und Hochwasser die Deichdirektion dazu, das Rheintor vorsichtshalber mit Beton zu verstärken. Kähne für eventuelle Evakuierungen wurden bereitgehalten und Sandsäcke an den kritischen Stellen gelagert. Ein Flugblatt über die drohende Ge-

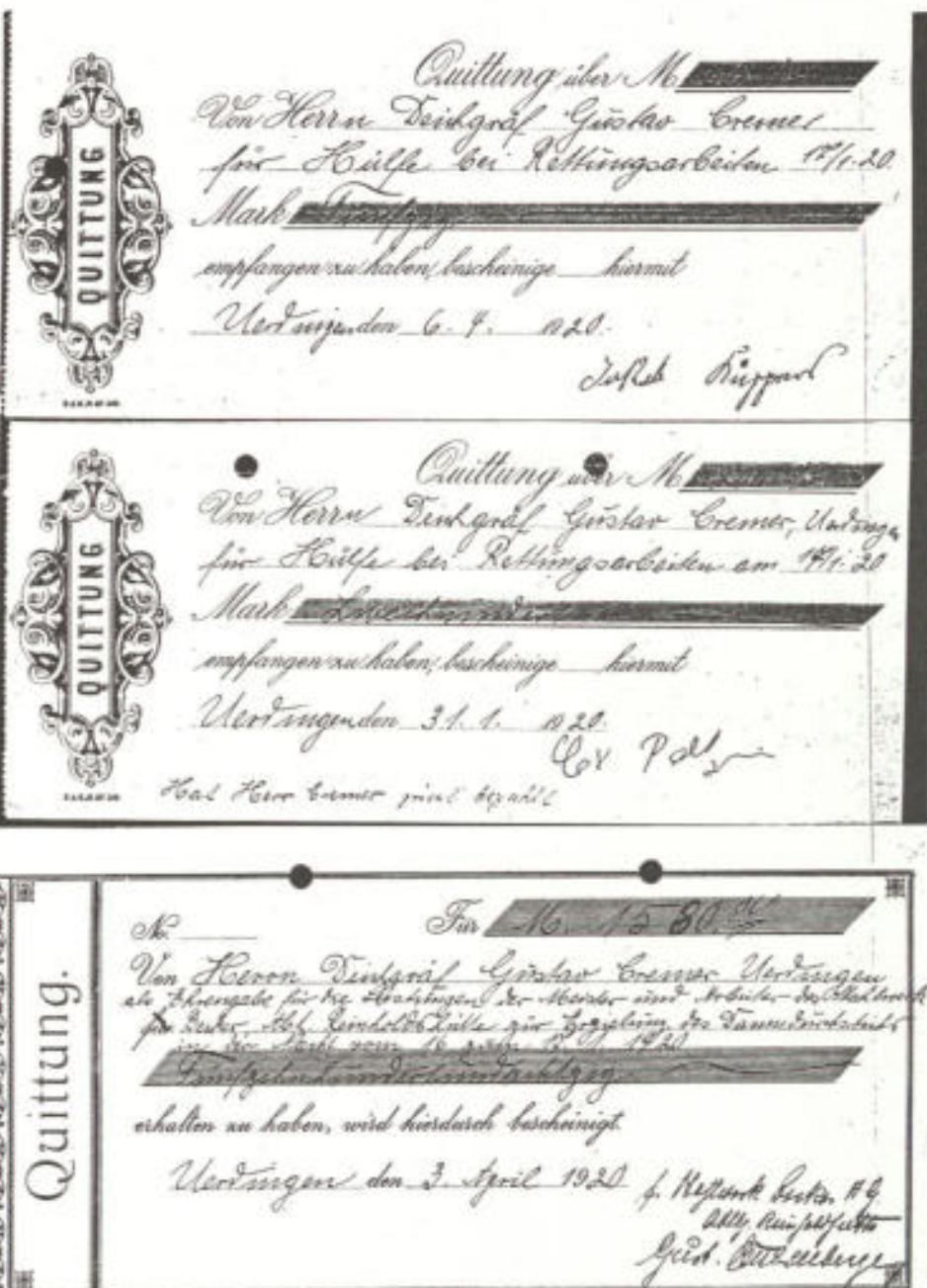


Abb. 14. Quittungen für empfangene Gelder für die Hilfe bei den Deich-Rettungsarbeiten 1920

fahr wurde an die Bevölkerung verteilt (s. Abb. 15). „Mit Ruhe und Umsicht hatte Gustav Cremer die Verteidigungsarbeiten geleitet und im Falle der Not die gesamte Bevölkerung eingespannt und Uerdingen vor drohenden Überflutungen bewahrt“, heißt es in der Laudatio von Oberdeichinspektor Starke auf dem Erbentag am 2. Januar 1930¹²⁾. Nach 30 Jahren übergab Gustav Cremer das Amt des Deichgräfs an Edmund Holtz, der es bis 1939 innehatte. In dessen Amtszeit fällt die Entscheidung vom 2. Februar 1934 über den Bau der heutigen

Rheinbrücke. Ihm folgte als stellvertretender Deichgräf Gustav Müncker von 1940 bis 1950. Am 31. Mai 1950 wurde er zum Deichgräfen gewählt. Von 1946 bis 1949 fanden keine Erbentage statt. Durch die Währungsreform 1949 geriet der größte Teil des Deichschauvermögens in Verlust, was zur Erhöhung der Erbengelder führte.

Auf dem Erbentag am 22. Mai 1951 wurde beschlossen, die Stadt Krefeld zur Übernahme der Deichschau zu bewegen. Auf dem Erbentag im Mai 1954 wurde über die

Erhöhte Hochwassergefahr

Uerdingen, 2. Januar 1926, 7²⁰ vormittags

Heute morgen gegen 5 Uhr zeigte sich ein Riß im Mauerwerke des Rheintores. Es wurden sofort Sicherheitsvorkehrungen getroffen. Wir hoffen das Tor halten zu können. Die Lage bleibt indessen sowohl dieserhalb, wie auch wegen des Druckes der hohen Wassersäule auf die Deiche ernst.

Bei 9⁰⁶ Regel trat im Nachen des Wassers heute nacht 1 Uhr Stillstand ein.

Deichschau Uerdingen

Gustav Cremer

Deichgraf

Edmund Helk

Deichdeputierter

Bürgermeister Dr. Warich

Sejmrat

Abb. 15. Flugblatt zur drohenden Hochwassergefahr; 1926

Verhandlungen berichtet und der neugewählte Deichgraf Theodor Müncker aufgefordert, die Gespräche voranzutreiben. Am 19. Juli 1956 stimmte der Haupt- und Finanzausschuß der Übernahme zu. Mit der Bekanntmachung im Krefelder Amtsblatt vom 1. Februar 1958 wurde die Deichschau Uerdingen aufgelöst¹³⁾. Ab dieser Zeit ist das Tiefbauamt der Stadt Krefeld für den Hochwasserschutz zuständig. Nach der letzten kommunalen Neugliederung bedeutet dies eine Überwachung des Rheins auf linksrheinischer Seite von Stromkilometer 757,48 bis

767,48¹⁴⁾. Eine Fläche von 2 750 ha mit circa 25 000 Einwohnern muß vor den Hochwassergefahren geschützt werden.

„Letzte Meldungen“ in der Tagespresse besagen, daß am Niederrhein verstärkt am Deichschutz gearbeitet wird. So wurde 1999 in Dormagen eine 200 m lange und 42 mm dicke Panzerglaswand errichtet, die ein Bestandteil der 4 km langen Deichsanierung zwischen Zons und Düsseldorf ist. Die Kosten betragen rund 18 Millionen DM¹⁵⁾. Ein 7 km langes Teilstück des Deiches bei Wesel

wurde umfassend saniert. Dieser Hochwasserschutz wurde mit 250 Millionen DM vom Land Nordrhein-Westfalen gefördert und soll etwa 1,4 Millionen Menschen und Sachwerte in einer Größenordnung von 250 Milliarden DM wirkungsvoll schützen^{15) 16)}. Am gesamten Niederrhein bleiben die Überwachung und die Erhaltung der Deiche sowie der wasserrechtlichen Bauwerke eine dringende Notwendigkeit, die auch in Zukunft von den Gemeinden oder den Deichverbänden wahrgenommen werden. „Die Deichverbände bleiben am Niederrhein für die Organisation des Hochwasserschutzes verantwortlich. Es wird keine Staatsaufgabe werden“, so der amtierende Regierungspräsident Jürgen Büsow im Dezember 2000¹⁷⁾.

Anmerkungen

1) Westdeutsche Zeitung vom 23. bis 29. Dezember 1993.

2) Westdeutsche Zeitung vom 31. Januar bis 3. Februar 1995.

3) Stadtarchiv Krefeld, Akten 33-1-102/141/152.

4) Rudolf Harnisch, Die Deichgesetzgebung am Niederrhein, Düsseldorf 1886.
Gustav Cremer, Von Hochfluten und Deichen, in: Die Heimat, Jg. 5, Krefeld 1926, S. 49 ff.

5) Informatie over Waterkeringen van het Hoogheemraadschap van de Alblasserwaard an de Vijfheerenlanden, Gorinchem/Niederlande 1998.

6) De Duffelse dijkbrief van 1364, in: Zeitschrift „NUMAGA“, Jg. XXII, Nr. 3, Nijmegen 1975.

7) Décret impérial contentant règlement de police des Polders dans le département de l'Escaut, des Bouches de l'Escaut de la Lys, des Deux-Nèthes, des Bouches du Rhin, de de la Roer, du 16. Déchr. 1811.

8) E. Graf, Die Deichschau am Niederrhein, Berlin 1899.

9) Gebhard Aders, Der Deichbau im Amt Lank 1815 - 1909, in: Heimatbuch 1966 des Kreises Kempen-Krefeld, Kempen 1967, S. 28 ff.

10) Stadtarchiv Krefeld, Akte 33-1-112.

11) Westdeutsche Zeitung vom 2. Dezember 2000, S. 16.

12) Niederrheinische Volkszeitung, Nr. 4, vom 5. Januar 1930.

13) Aus den Übernahmeakten des Tiefbauamtes der Stadt Krefeld.

14) Ulrich Houben, Von Myriametersteinen, Mark- und Hektometersteinen am Rheinufer zwischen Stromkilometer 757,48 und 767,48, in: die Heimat, Jg. 69, Krefeld 1998, S. 25 ff.

15) Westdeutsche Zeitung vom 16. März 2000, S. 12.

16) Niederrheinische Blätter vom 1. März 2000, Düsseldorf, S. 5.

17) Westdeutsche Zeitung vom 5. Dezember 2000, S. 13.

Die Amphibien im Wasserwerk 5 „In der Elt“ in Krefeld-Linn

von Ernst Schraetz

1. Einleitung

Im Frühjahr 2000 erhielt der Verfasser den Auftrag von der Stadt Krefeld, Fachbereich Grünflächen, Untere Landschaftsbehörde (ULB), die vier ehemaligen Anreicherungsbecken im Wasserwerk 5 „In der Elt“ auf Amphibien-Vorkommen zu untersuchen (s. Abb. 1).

Von April bis August einschließlich wurde das Gebiet in 2- bis 3stündigen Exkursionen mehrfach begangen, oftmals in Begleitung von Frau Justine Krüger, Krefeld, botanisch, und von Herrn Karl-Heinz Hitschfel, Meerbusch, ornithologisch interessiert, wofür ich danke, auch für die Reinschrift des Manuskripts durch Herrn Hitschfel. Dank gebührt auch der Eigentümerin des Geländes, den Städtischen Werken Krefeld (SWK) für das Überlassen verschiedener Schriften zur Geschichte des Wasserwerkes, Herrn Dr. Gerhard Milbert, Krefeld, für das Überlassen von Analysegeräten sowie der Biologischen Station Krefeld für mancherlei Unterstützung. Mit Hilfe einer Molchreuse (s. Abb. 2) wurde das Vorkommen von Amphibien und anderen ans Wasser gebundenen Arten erfaßt. Kleinfische konnten nicht nachgewiesen werden. Die eingesetzten zwei Reusen wurden jeweils in Ufernähe – etwa 3 m entfernt – eingebracht und ein bis zwei Mal täglich in der Zeit vom 28. April bis 9. Mai 2000 kontrolliert und geleert, wobei Art und Geschlecht der Molche festgestellt wurden. Unterstützung fand der Verfasser dankenswerter Weise bei Karl-Heinz Hitschfel.

Als Todesfälle erwiesen sich alte Rohrschächte am alten Wasserwerk. Ihre Lage ergibt sich aus Abb. 3. Dort konnten bei mehreren Kontrollen insgesamt 175 Molche und 4 Erdkröten gerettet und in Becken 4 ausgesetzt werden. Die 175 geretteten Molche verteilen sich auf folgende Arten: 52 Bergmolche (29,7%), 3 Fadenmolche (1,7%), 89 Kammmolche (50,9%) und 31 Teichmolche (17,7%). Die prozentuale Verteilung entspricht in etwa der Verteilung beim Reusenfang. Sie bestätigen die Populationsverteilung der vier nachgewiesenen Molcharten, vielleicht ist der Kammmolch nur migrationsfreundlicher. Zwischenzeitlich wurden die Öffnungen an den Schächten verschlossen.



Abb. 1. Übersichtsplan des Wasserwerkes 5 „In der Elt“

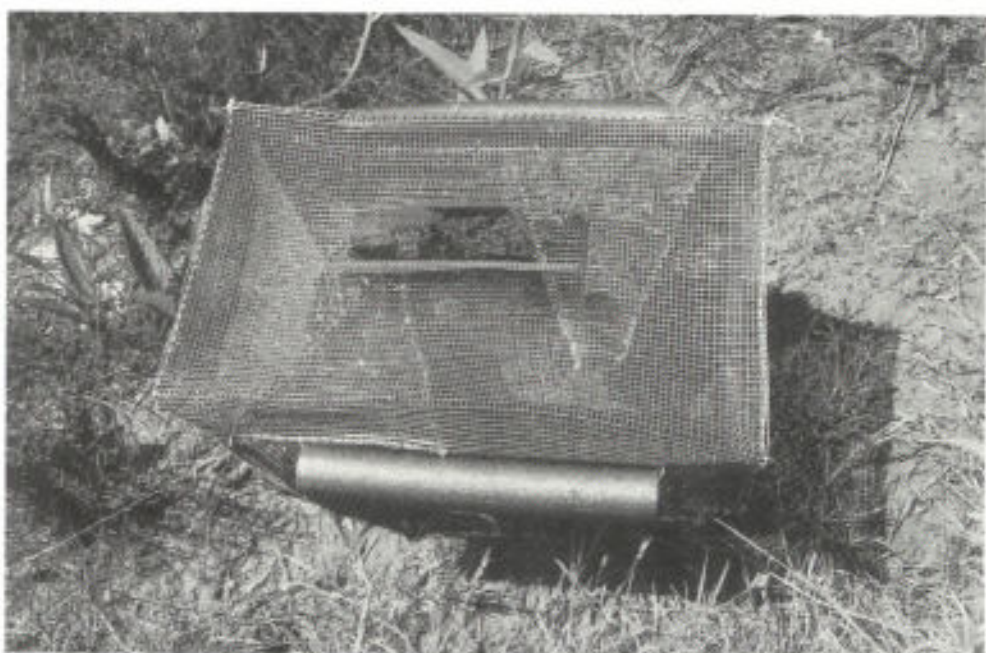


Abb. 2. Molchreuse

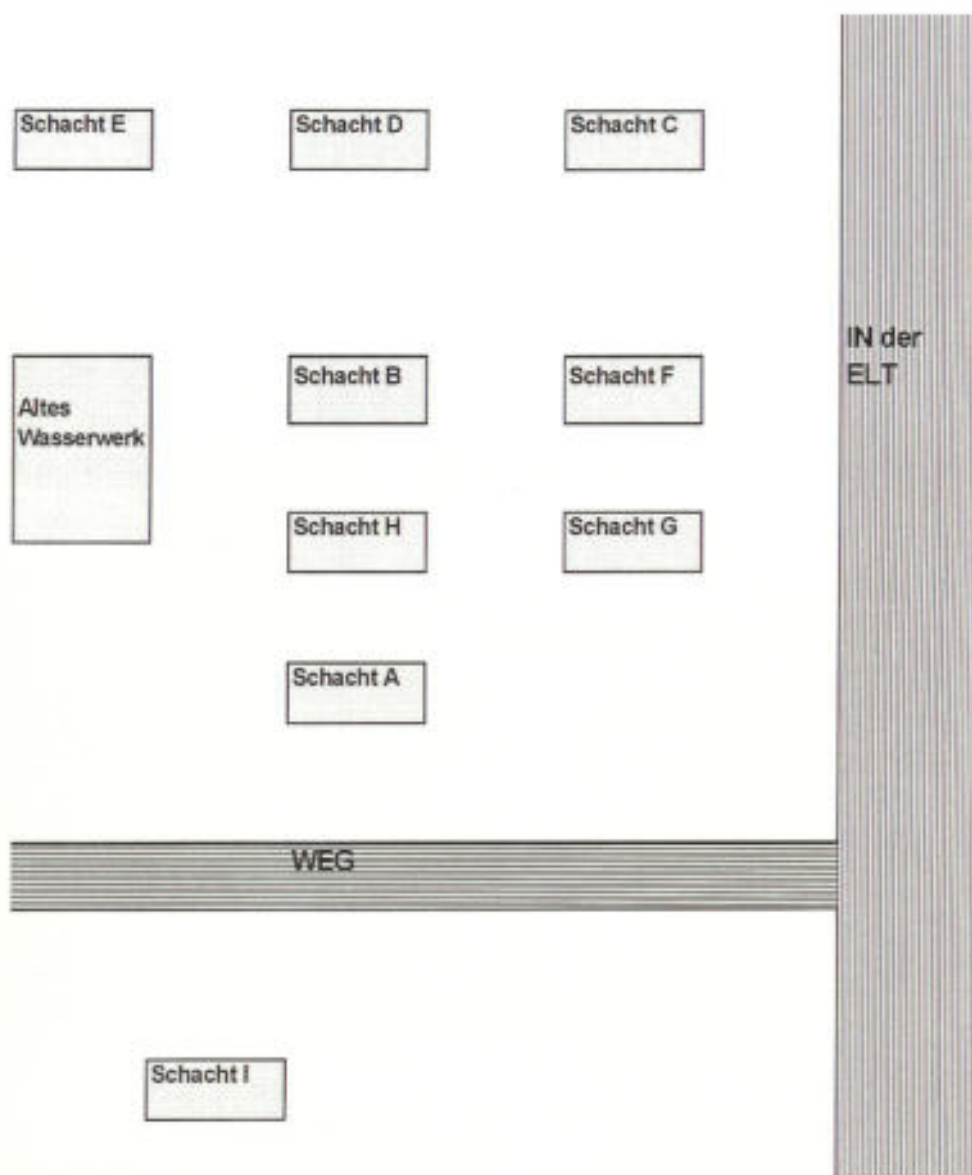


Abb. 3. Lage der Rohrschächte im alten Wasserwerk

Während der Begehungen wurden auch die Brutvögel qualitativ erfaßt, die ans Wasser gebundenen Arten quantitativ. Diese sind bei den einzelnen Begehungen aufgeführt. Ein kurzer Rückblick: Um die Wasserversorgung für Industrie und Bevölkerung sicherzustellen, errichtete die Stadt Krefeld am Rhein neben der Rheinbrücke in den Jahren 1952 bis 1954 ein Flußwasserentnahme- und Aufbereitungswerk (CZERWENKA 1965, HERRMANN 1957). Im Jahre 1955 begann man mit der Errichtung eines neuen Wasserwerkes 5 „In der Elt“ rund 2 km vom Flußwasserwerk entfernt. Es wurden dort neben 12 Entnahmebrunnen auch 12 Anreicherungsbrunnen niedergebracht, durch die teilaufbereitetes Rheinwasser in den Grundwasserstrom eingeleitet wurde. Die Inbetriebnahme des neuen Wasserwerkes 5 erfolgte am 2. Januar 1957 (STADTWERKE KREFELD 1969).

Wegen der zu großen Unterschiede zwischen dem anstehenden Grundwasser und dem Rhein-Flußwasser mußte die Gewinnung von Trinkwasser mit Hilfe der Anreicherung eingestellt werden. Man beschritt neue Wege. Im Jahre 1959 wurde mittels einer Dammschüttung eine rund 1,5 ha große Wasserfläche vom benachbarten „Römersee“ (ehemaliger Baggersee und Freibad, heute Angelgewässer) im Wasserwerk 5 „In der Elt“ abgetrennt. So entstand ein Anreicherungsbecken. Weil die Ergebnisse zufriedenstellend waren, wurde 1961 durch die Errichtung eines weiteren Erddammes ein zweites, etwa gleich großes Anreicherungsbecken hinzugefügt (s. Abb. 1).

Unter der Anleitung des damaligen Leiters der Limnologischen Station Niederrhein, Dr. Schmidt-Ries, wurde das Becken leer ge-

pumpt und hergerichtet, die Böschungen abgeflacht (Böschungswinkel 35 bis 40 Grad) und eine gleichmäßige Sohlenhöhe planiert.

Um das vom Flußwasserwerk über Rohre herangeführte und über dem Anreicherungsbecken zwecks Sauerstoffzufuhr versprühte Wasser weiter zu verbessern, wurde die hydrobotanische Reinigungsmethode von Frau Dr. Käthe Seidel, „Binsen-Käthe“ genannt, angewendet (SEIDEL 1965). In einer Breite von 5 bis 6 m wurden in einem Abstand von 50 x 50 cm am Ufer 18 000 Flechtbinsen eingepflanzt. Die Wasserhöhe über der Sohle hielt man durch das schon erwähnte Versprühen auf 1,8 bis 2,5 m. Das Fassungsvermögen betrug je nach Wasserstand 60 000 bis 80 000 m³.

Die Pflanzen wuchsen gut und bildeten nach fünf Jahren ein dichtes Wurzelwerk (SEIDEL 1965). Das Becken sollte vom übrigen aufkommenden Pflanzenbewuchs freigehalten werden. Auf die Ergebnisse wird hier nicht näher eingegangen.

Becken 2 wurde gleichartig gestaltet. Aufkommenden Pflanzenbewuchs überließ man der natürlichen Entwicklung.

Im Jahre 1965 wurde mit dem Bau der je rund 0,5 ha großen Anreicherungsbecken 3 und 4 begonnen (1966 fertiggestellt). Diese liegen etwa 500 m westlich (s. Abb. 1). Ob auch diese mit Flechtbinsen (heutiger gültiger Name *Schoenoplectus lacustris*, Gewöhnliche Teichsimse, Seebinsse) bepflanzt wurden, ist nicht bekannt, wahrscheinlich nicht.

Im Jahre 1983 wurde der Betrieb des Flußwasserwerkes und des Anreicherungswerkes eingestellt.

2. Kurzbeschreibung der ehemaligen vier Anreicherungsbecken

Becken 1 (s. Abb. 4):

Wasserfläche etwa 1,5 ha
Wassertiefe rund 1,5 m

Im Untersuchungszeitraum von April bis August 2000 einschließlich sank der Wasserspiegel um rund 0,7 m (in allen vier Becken). Keine Schwimmblattgesellschaft vorhanden.

Soweit vom Ufer einsehbar, ist der Boden mit der submersen Form des Sichelmooses (*Drepanocladus aduncus*, bestimmt von U. W. Abts, Krefeld), bedeckt.

Die etwa 10 m breiten und rund 40 Grad steilen Böschungen sind in der Baumschicht überwiegend mit Berg-Ahorn und Robinien bestanden, von denen einige im nahen Ufer-



Abb. 4. Ehemaliges Anreicherungsbecken 1 im Mai 2000, Blickrichtung nach Osten

bereich wegen des ehemals höheren Wasserstandes abgestorben sind. Vereinzelt sind noch Weiden vorhanden. In der Strauchschicht kommen vereinzelt Schwarzer Holunder, Rosen, Feld-Ahorn, Weißdorn und Brombeeren vor. Die Krautschicht bildet überwiegend die Große Brennnessel, zu der sich kleinflächig noch folgende Arten gesellen: Acker- und Gewöhnliche Kratzdistel, Stachel-Distel, Gefleckte Taubnessel, Wasserdarm, Ufer-Wolfstrapp, Echter Baldrian, Kanadische Goldrute, Gelbe Schwertlinie und andere mehr.

Etwa mittig am südwestlichen Ufer außerhalb der Wasserfläche breitet sich auf rund 30 m² Fläche ein Ufer-Seggenried (*Carex riparia*) aus. Am südöstlichen Ufer hat sich auf rund 300 m² ein Schilf-Röhricht (*Phragmites australis*) gebildet, zum Teil im Wasser sich ausbreitend. Auf dem Damm entlang des Oeluebaches stocken einige Pyramiden-Pappeln, zwei prächtige Platanen und Blut-roter Hartriegel.

Bei einer Kontrolle am 28. August 2000 konnten drei sehr seltene Wasserpflanzen festgestellt werden (LÖBF 1999):

Myriophyllum spicatum, Ähren-Tausenblatt, im niederrheinischen Tiefland ungefährdet, in Gesamt-NRW gefährdet, selten in Krefeld. *Myriophyllum verticillatum*, Quirl-Tausenblatt, im niederrheinischen Tiefland und in Gesamt-NRW stark gefährdet. Wiederfund nach 1944 für das Blattgebiet 4605 Krefeld, Erstfund im Quadranten 4 dieses Blattgebietes (SCHUMACHER 1995).

Ranunculus aquatilis agg., Wasser-Hahnen-

fuß (Sammelart). Wiederfund nach 1979 für den 4. Quadranten des Blattgebietes 4605 Krefeld (SCHUMACHER 1995). Alle bestimmt von Dr. Klaus van de Weyer, Nettetal. Über die Bestandsgrößen können keine Angaben gemacht werden. Von den vor rund 40 Jahren gepflanzten 18 000 „Flechtbinden“ hat kein einziges Exemplar überlebt.



Abb. 5. Ehemaliges Anreicherungsbecken 2 im Juli 2000, Blickrichtung nach Nordosten

Becken 2 (s. Abb. 5):

Wasserfläche etwa 1,5 ha
Wassertiefe rund 1,5 m

Im Norden etwa mittig in der Nähe des Ufers eine rund 1 000 m² große Insel. Wasserbe-
spannung wie im Becken 1, ebenfalls das
Profil der Böschungen. Diese sind überwie-
gend mit Eschen und Weiden bestockt. Von
letzteren haben sich mehrere ins Wasser ge-
neigt und bieten mit ihrem Laub ideale Ver-
steckmöglichkeiten für Bläß- und Teichral-
len, Zwergtaucher, Stock- und Reiherenten.
Vereinzelt kommen Berg- und Feld-Ahorn,
Birken, Vogelkirsche, Weißdorn, Roter vor.
Die Insel ist rings mit Weiden, Eschen und
Schwarzem Holunder bestanden, mittig fin-
det sich ein Brennnessel-Dickicht. Wie im
Becken 1 fehlt eine Schwimmblattgesell-
schaft. Ob auch eine submerse Gesellschaft,
außer dem Sichelmoos, das stellenweise
von Algenwatten verdrängt wird, vorhanden
ist, bedarf weiterer Untersuchungen. Die
Flora der Böschungen ist vor allem im nörd-
lichen Bereich reichhaltiger als im Becken 1:
Einen schönen Blütenaspekt bilden Bestände
von Johanniskraut, Bunter Kron-
wicke, Beinwell, Greiskräutern, Habichts-
kraut, Pfennigkraut und Margeriten. Auch
konnten einige Bulten der seltenen Hain-
Segge (*Carex otrubae*) und der seltenen
Korkfrüchtigen Segge (*Carex spicata*) gefun-
den werden sowie ein Exemplar der Breit-
blättrigen Stendelwurz (*Epipactis helebo-
rine*), einer Orchidee. Einige Tagfalter-Arten,
wie Kleiner Fuchs, Tagpfauenauge, Admiral,
Distelfalter und andere mehr sowie Klein-

und Großlibellen, profitieren von dem reichlichen Blüten- und Insektenangebot.

Die beiden Becken 1 und 2 sind durch einen Erddamm getrennt, an dessen südwestlichem Fuße der vollständig mit Betonformsteinen ausgebaute Oelvecbach verläuft.

Becken 3 (s. Abb. 6):

Wasserfläche etwa 1 500 m²
Wassertiefe rund 1 m

Die Böschungskanten sind überwiegend mit Weißdorn bestanden, ganz vereinzelt kommen Berg-Ahorn, Eschen, Blutroter Hartriegel, Rosen und Brombeeren vor. Auf den steilen Böschungen wächst neben verschiedenen Gräsern und vereinzelt Rosensträuchern eine reichhaltige Krautflur: Sumpfkresse, Große Brennessel, Wiesen-Kerbel, Ufer-Wolfstrapp, Gefleckte Taubnessel, Johanniskraut, Greiskräuter, Weidenröschen, Färberwau, Margeriten und an der nordöstlichen Böschung mehrere Exemplare der seltenen Heide-Nelke sowie im noch feuchten Bereich der Wasserdamm und der Rote Wasser-Ehrenpreis und anderes mehr. Am nordöstlichen Böschungsfuß konnte ein größeres Vorkommen von *Cerastium glutinosum*, Bleiches Zwerg-Hornkraut, festgestellt werden. Erstfund für den Quadranten 4 des Blattgebietes 4605 Krefeld (SCHUMACHER 1995).

Der Gewässerboden ist flächendeckend bewachsen mit der Gemeinen Armleuchteralge (*Chara vulgaris*), in die auch die Feine Armleuchteralge (*Chara delicatula*) eingestreut ist (bestimmt von Dr. Klaus van de Weyer, Nettetal). Stellenweise entlang der Ufer Algenwatten, durch die einige Halme des Rohrglanzgrases sich durchkämpfen. Sehr vereinzelt ist der Teich-Wasserstern (*Callitriche stagnalis*, bestimmt von U. W. Abts, Krefeld) zwischen den Armleuchteralgen vorhanden; Erstfund für den Quadranten 4 des Blattgebietes 4605 Krefeld (SCHUMACHER 1995).

Becken 4 (s. Abb. 7):

Größe, Wassertiefe und Böschungsprofile wie Becken 3. Auch die Böschungskanten sind gleichartig bepflanzt, jedoch kommen neben dem häufigen Weißdorn auch Blutroter Hartriegel und Wilder Schneeball vor. Die Artenzusammensetzung der Kräuter ähnelt der von Becken 3. Auch hier einige Exemplare der Heide-Nelke und an den oberen südöstlichen und südwestlichen Böschungskanten schöne Bestände des Tausendgüldenkrauts. Einige Rosensträucher und Birken sowie eine Pyramiden-Pappel stocken im südlichen Böschungsabschnitt. Am südöstlichen Ufer hat sich ein rund 200 m² großes Schilf-Röhricht angesiedelt und anschließend nach Norden wenige Exemplare Breitblättriger Rohrkolben. Überwiegend bedecken Algenwatten die Wasser-



Abb. 6. Ehemaliges Anreicherungsbecken 3 im Mai 2000, Blickrichtung nach Nordwesten

fläche, nur sehr kleinflächig ist die Gemeine Armleuchteralge am Gewässerboden zu sehen. Leider wurde zur Unzeit (Juni) Erdaushub an der südlichen, gepflasterten Einfahrt ausgebracht.

3. Begehungen und Ergebnisse

Am 28. August 2000 wurden in der Zeit von 15.30 bis 17.00 Uhr in einer Stichprobe drei Parameter der chemischen Gewässeruntersuchung ermittelt:



Abb. 7. Ehemaliges Anreicherungsbecken 4 im Mai 2000, Blickrichtung nach Nordosten; im Vordergrund gepflasterte Einfahrt

Anreicherungsbecken 1
pH-Wert Temperatur °C Leitfähigkeit µS
8,00 22,2 542

Anreicherungsbecken 2
pH-Wert Temperatur °C Leitfähigkeit µS
8,06 23,1 426

Anreicherungsbecken 3
pH-Wert Temperatur °C Leitfähigkeit µS
8,13 21,4 410

Anreicherungsbecken 4
pH-Wert Temperatur °C Leitfähigkeit µS
8,18 21,0 434

Alle Werte liegen im ortsüblichen Rahmen dieses Gewässertyps.

26. April 2000 – Erstbegehung

Becken 1: Keine Begehung
Becken 2: 3 Kanadagänse, Reiherente (Erpel), Stockenten mit 7 und 10 Jungvögeln
Becken 3: etwa 40 Wasserfrösche, Aurorafalter, kleiner Fuchs, Wasserstern, Armleuchteralgen, Kohlweißling, Sandlaufkäfer, rund 60 Weinbergschnecken
Becken 4: etwa 80 Wasserfrösche, 1 Bergmolch juv. unter einem Brett, Bläßralle mit 4 Jungvögeln, Stockente mit 3 Jungvögeln, Armleuchteralgen, rund 20 Weinbergschnecken, Sandlaufkäfer
Oelvebach: Goldfische, Stockente mit 7 Jungvögeln
Römersee: 1 Brutpaar Haubentaucher mit 2 Jungvögeln

29. April 2000 – Becken 2 Reuse Westseite
0,1,0 Bergmolch (männlich, weiblich, juvenil)
0,1,0 Kammolch
Großlibellenlarven, Stabwanze, Rückenschwimmer

30. April 2000 – Becken 2 Reuse Ostseite
0,1,0 Kammolch
Großlibellenlarven, Stabwanze, Rückenschwimmer

1. Mai 2000 – Becken 2 Reuse Nordseite
2,1,0 Kammolch
Großlibellenlarven, Stabwanzen, Rückenschwimmer
unter einem Brett am Nordufer
0,3,0 Bergmolch
2,0,0 Kammolch

2. Mai 2000 – Becken 1 Reuse Südseite
1,1,0 Bergmolch
Großlibellenlarven, Stabwanze, Rückenschwimmer, 3 Kanadagänse auf dem Becken

3. Mai 2000 – Becken 1 Reuse Nordseite
2 Wasserfrösche
Großlibellenlarven, Stabwanze, Rückenschwimmer, Gelbrandkäfer auf dem Becken

Teichralle gehört, 1 Brutpaar Stockenten mit 5 Jungvögeln, 2 Brutpaare Bläßralen, Zwergtaucher beim Balztrillern beobachtet unter einem Brett am Nordufer
0,3,0 Bergmolch
0,0,2 Kammolch

4. Mai 2000 – Becken 1 Reuse Südseite
0,1,0 Bergmolch
0,3,0 Teichmolch
Gelbrandkäfer
unter einem Brett am Südufer
0,0,2 Kammolch
etwa 50 Wasserfrösche, Nordost-Ufer wenige Erdkrötenquappen
Oelvebach
Stockente mit 9 Jungvögeln

5. Mai 2000 – Becken 1 Reuse Südostseite am Schilf
5,2,0 Bergmolch
1,2,0 Fadenmolch
11,4,3 Kammolch
1,1,0 Teichmolch
etwa 10 000 Erdkrötenquappen in Schwärmen entlang der Uferzone
unter einem Brett am Schilf
1,0,0 Bergmolch
0,0,4 Kammolch
5. Mai 2000 – Becken 1 Reuse Westseite leer

6. Mai 2000 – Becken 3 Reuse Südostseite
0,1,0 Bergmolch
0,1,0 Fadenmolch
1,0,2 Kammolch
0,0,3 Teichmolch
6. Mai 2000 – Becken 3 Reuse Nordostseite
Wasserfrosch, Stabwanze, Rückenschwimmer

7. Mai 2000 – Becken 3 Reuse Nordostseite
2,0,0 Bergmolch
2,1,0 Fadenmolch
2,1,0 Kammolch
0,1,0 Teichmolch
7. Mai 2000 – Becken 3 Reuse Südwestseite
1,0,0 Bergmolch
0,2,0 Kammolch
0,1,0 Teichmolch
Stabwanze, Rückenschwimmer
Becken 3
1 Brutpaar Bläßralle, 1 Brutpaar Stockenten mit 4 Jungvögeln

8. Mai 2000 – Becken 4 Reuse Südwestseite
0,1,0 Fadenmolch
Großlibellenlarven
8. Mai 2000 – Becken 4 Reuse Nordwestseite
0,3,0 Bergmolch
0,1,0 Kammolch
0,1,0 Teichmolch
Becken 2
Wasserfrösche, 1 Brutpaar Zwergtaucher mit 3 Jungvögeln, 1 Brutpaar Bläßralen mit 6 Jungvögeln, 2 Brutpaare Stockenten mit 8 beziehungsweise 6 Jungvögeln

9. Mai 2000 – Becken 4 Reuse Südostseite
2,4,0 Bergmolch
0,1,0 Kammolch
1 Wasserfrosch, Großlibellenlarven, Stabwanze, Posthornschnecke
Becken 4
3 Zwergtaucher, Großlibellen
9. Mai 2000 – Becken 4 Reuse Nordostseite
1 Wasserfrosch, Großlibellenlarven
Leitungsschacht A vor dem alten Wasserwerk Südseite (s. Abb. 3)
2,0,0 Bergmolch



Abb. 8. 15 Moiche (gerettet) am 9. Mai 2000 aus dem alten Rohrleitungsschacht A am alten Wasserwerk

0,0,15 Kammmolch

0,3,0 Fadenmolch

Alle 20 geretteten Tiere (s. Abb. 8) wurden in Becken 4 im Südwesten an der gepflasterten Einfahrt ausgesetzt.

Schacht I mit Wasserbespannung Südseite altes Wasserwerk

Molche und Erdkröten konnten beobachtet werden; keine Möglichkeit der Rettung.

12. Mai 2000 – Begehung mit Frau Funke, ULB Krefeld, am alten Wasserwerk (s. Abb. 3)

Schacht A

0,2,0 Bergmolch

0,0,2 Kammmolch

Schacht G

0,0,11 Bergmolch

0,0,7 Kammmolch

0,0,2 Teichmolch

2 Erdkröten

Schacht B

Keine Amphibien

Schacht F

2,0,0 Bergmolch

0,0,3 Kammmolch

Schacht C

0,0,14 Bergmolch

0,1,25 Kammmolch

1,0,1 Teichmolch

1 Erdkröte

Schacht D

0,2,1 Kammmolch

Schacht E

0,0,2 Kammmolch

Schacht H

Keine Amphibien

Alle geretteten Tiere aus den Schächten wurden in Becken 4 an der gepflasterten Einfahrt ausgesetzt.

Becken 1

Wasserfrösche, 1 Brutpaar Zwergtaucher

Becken 2

Wasserfrösche, 1 Brutpaar Zwergtaucher mit 3 Jungvögeln

Becken 4

Wasserfrösche, 1 Brutpaar Zwergtaucher

Becken 1

22. Mai 2000 – Becken 1 bis 4

etwa 200 Wasserfrösche, Wasservogel wie vor

Becken 1

Wasserfrösche, etwa 30; Mehlschwalben, mehrere Zwergtaucher mit Jungvögeln,

Becken 2

Wasserfrösche, 3 Bläßrallen

Becken 4

Wasserfrösche, Bläßralle, Stockente mit 6 Jungvögeln

Becken 1

7. August 2000 – Becken 1

Wasserfrösche, etwa 30; Mehlschwalben, mehrere Zwergtaucher mit Jungvögeln,

Becken 2

Wasserfrösche, 1 Brutpaar Zwergtaucher mit 2 Jungvögeln, 1 Brutpaar Zwergtaucher mit 3 Jungvögeln, 3 junge Zwergtaucher, selbständig, 1 Brutpaar Reiherenten mit 4 Jungvögeln, Bläßrallen, Stockenten, etwa 15 Mehlschwalben über dem Wasser

Becken 3

Wasserfrösche, 3 Bläßrallen

Becken 4

Wasserfrösche, Bläßralle, Stockente mit 6 Jungvögeln

Becken 1

11. Juli 2000 – Begehung Römersee

Haubentaucher mit 2 Jungvögeln, Bläßrallen, Stockenten, Kormoran

Becken 2

Wasserfrösche, 1 Brutpaar Zwergtaucher mit 2 Jungvögeln, 1 Brutpaar Zwergtaucher mit 3 Jungvögeln, 3 junge Zwergtaucher, selbständig, 1 Brutpaar Reiherenten mit 4 Jungvögeln, Bläßrallen, Stockenten, etwa 15 Mehlschwalben über dem Wasser

Becken 3

Wasserfrösche, 3 Bläßrallen

Becken 4

Wasserfrösche, Bläßralle, Stockente mit 6 Jungvögeln

Becken 1

7. August 2000 – Becken 1

Schacht G

0,0,1 Bergmolch

0,0,1 Kammmolch

0,0,2 Teichmolch

Schacht B

0,0,1 Teichmolch

Schacht H

0,0,1 Kammmolch

Schacht C

1,0,2 Bergmolch

1,0,5 Kammmolch

1,0,0 Teichmolch

Alle geretteten Tiere wurden wiederum in Becken 4 ausgesetzt.

21. Juni 2000 – Becken 1 bis 4

Wasservogel wie vor; in der Einfahrt Becken 4 war Erdaushub eingebracht.

11. Juli 2000 – Begehung Römersee

Haubentaucher mit 2 Jungvögeln, Bläßrallen, Stockenten, Kormoran

Becken 2

Wasserfrösche, 1 Brutpaar Zwergtaucher mit 2 Jungvögeln, 1 Brutpaar Zwergtaucher mit 3 Jungvögeln, 3 junge Zwergtaucher, selbständig, 1 Brutpaar Reiherenten mit 4 Jungvögeln, Bläßrallen, Stockenten, etwa 15 Mehlschwalben über dem Wasser

Becken 3

Wasserfrösche, 3 Bläßrallen

Becken 4

Wasserfrösche, Bläßralle, Stockente mit 6 Jungvögeln

7. August 2000 – Becken 1

Wasserfrösche, etwa 30; Mehlschwalben, mehrere Zwergtaucher mit Jungvögeln,

Becken 2

Wasserfrösche, 1 Brutpaar Zwergtaucher mit 2 Jungvögeln, 1 Brutpaar Zwergtaucher mit 3 Jungvögeln, 3 junge Zwergtaucher, selbständig, 1 Brutpaar Reiherenten mit 4 Jungvögeln, Bläßrallen, Stockenten, etwa 15 Mehlschwalben über dem Wasser

Becken 3

Wasserfrösche, 3 Bläßrallen

Becken 4

Wasserfrösche, Bläßralle, Stockente mit 6 Jungvögeln

Becken 1

7. August 2000 – Becken 1

Wasserfrösche, etwa 30; Mehlschwalben, mehrere Zwergtaucher mit Jungvögeln,

Becken 2

Wasserfrösche, 1 Brutpaar Zwergtaucher mit 2 Jungvögeln, 1 Brutpaar Zwergtaucher mit 3 Jungvögeln, 3 junge Zwergtaucher, selbständig, 1 Brutpaar Reiherenten mit 4 Jungvögeln, Bläßrallen, Stockenten, etwa 15 Mehlschwalben über dem Wasser

Becken 3

Wasserfrösche, 3 Bläßrallen

Becken 4

Wasserfrösche, Bläßralle, Stockente mit 6 Jungvögeln

Becken 1

7. August 2000 – Becken 1

Wasserfrösche, etwa 30; Mehlschwalben, mehrere Zwergtaucher mit Jungvögeln,

Becken 2

Wasserfrösche, 1 Brutpaar Zwergtaucher mit 2 Jungvögeln, 1 Brutpaar Zwergtaucher mit 3 Jungvögeln, 3 junge Zwergtaucher, selbständig, 1 Brutpaar Reiherenten mit 4 Jungvögeln, Bläßrallen, Stockenten, etwa 15 Mehlschwalben über dem Wasser

Becken 3

Wasserfrösche, 3 Bläßrallen

Becken 4

Wasserfrösche, Bläßralle, Stockente mit 6 Jungvögeln

nestbauende Bläßralle, Stockenten, Graureiher

7. August 2000 – Becken 2

Wasserfrösche, 1 Flußuferläufer, 2 juv. Teichrallen, Gebirgsstelze, 1 junger Grasfrosch auf dem Rasen südlich altes Wasserwerk; einzige Beobachtung dieser Art während des Untersuchungszeitraumes

10. August 2000 – Becken 1

Wasserfrösche, mehrere Zwergtaucher mit Jungvögeln, nestbauende Bläßralle, Stockenten

10. August 2000 – Becken 2

Wasserfrösche, Zwergtaucher mit Jungvögeln, 2 Teichrallen, Stockenten, Graureiher

14. August 2000 – Becken 1 bis 4

Wasserfrösche, Zwergtaucher Alt- und Jungvögel, Bläßrallen Alt- und Jungvögel, Teichrallen Alt- und Jungvögel, Stockenten Alt- und Jungvögel, Graureiher als Gastvogel

28. August 2000 – Becken 1 bis 4

Wasserfrösche, Vögel wie am 14. August 2000

4. Zusammenfassung und Schlußbemerkungen

Insgesamt konnten mit Hilfe der Reusen 76 Molche (100 %) festgestellt werden. Die ehemaligen Anreicherungsbecken haben sich zu überaus wichtigen Sekundärbiotopen vor allem für die Molchfauna entwickelt. So konnte der in der Bundesrepublik vom

Art	Anzahl	%	männl.	%	weibl.	%	juv.	%
Bergmolch	24	31,6	11	45,8	13	54,2	0	0
<i>Triturus alpestris</i>								
Fadenmolch	8	10,5	3	37,5	5	62,5	0	0
<i>Triturus helveticus</i>								
Kammmolch	33	43,4	16	48,5	12	36,4	5	15,2
<i>Triturus cristatus</i>								
Teichmolch	11	14,5	1	9,1	7	63,6	3	27,3
<i>Triturus vulgaris</i>								
Gesamt	76	100	31	40,8	37	48,7	8	10,5

Reusenfänge von Molchen in den ehemaligen vier Anreicherungsbecken

Becken	Bergmolch				Fadenmolch				Kammmolch				Teichmolch				Gesamt	
	M	W	J	Σ	M	W	J	Σ	M	W	J	Σ	M	W	J	Σ	%	
1	6	4	0	10	1	2	0	3	11	4	3	18	1	4	0	5	35	47
2	0	1	0	1	0	0	0	0	2	3	0	5	0	0	0	0	6	8
3	3	1	0	4	2	2	0	4	3	3	2	8	0	2	3	5	21	28
4	2	7	0	9	0	1	0	1	0	2	0	2	0	1	0	1	13	17
Σ	11	13	0	24	3	5	0	8	16	12	5	33	1	7	3	11	76	100

Aussterben bedrohte (BUNDESAMT FÜR NATURSCHUTZ 1996) und der in NRW gefährdete Kammmolch sowie der durch seine extreme Seltenheit gefährdete Fadenmolch (LÖBF 1999) neben den ungefährdeten Arten Berg- und Teichmolch nachgewiesen werden. Das Vorkommen des Fadenmolches ist, soweit dem Verfasser bekannt, ein Erstnachweis für Krefeld. Hervorzuheben ist die Häufigkeit des Kammmolches, der mit rund 43 % der Reusenfänge die häufigste der vier Schwanzlurcharten ist.

An den vier Becken wurde auch der Wasserfrosch (*Rana esculenta*-Komplex) in verschiedenen Populationsdichten mit etwa 200 Tieren nachgewiesen. Vom Grasfrosch (*Rana temporaria*) konnte nur ein einziges Exemplar (vorjähriges Tier) beobachtet werden.

Auch für die Vogelwelt erweist sich die Abgeschlossenheit des etwa 40 ha großen Gesamtareals als sehr positiv. So konnten bei den Begehungen 36 Brutvogelarten, 39 % von 91 in Krefeld brütenden Arten, festgestellt werden (NABU 1999). Nach Jahrzehnten brütete erstmals wieder der Zwergtaucher (*Tachybaptus ruficollis*). Rote Liste NRW stark gefährdet (LÖBF 1999) in Krefeld

(WINK 1987); 3 Brutpaare mit 8 Jungvögeln auf Becken 1 und 2 Brutpaare mit 5 Jungvögeln auf Becken 2, dort außerdem die Reiherente mit 4 Jungvögeln, die erst seit 1997 in Krefeld brütet (NABU 1999). Mehrere Rote-Liste- oder lokal seltene Vogelarten konnten festgestellt werden. Diese Erkenntnis gilt auch für die Pflanzenwelt, wie der Verfasser als Mitarbeiter der floristischen Erfassung des Rheinlandes feststellen konnte (SCHUMACHER 1995).

Botanische, avifaunistische und entomologische Erfassungen im Gesamtgebiet des Wasserwerkes 5 wären wünschenswert, des weiteren Gewässeruntersuchungen (VAN DE WEYER 1999). Darauf fußend sollte ein Entwicklungs- und Pflegeplan zur weiteren Verbesserung des ökologisch wertvollen Gebietes erstellt werden.

5. Schriftenverzeichnis

BUNDESAMT FÜR NATURSCHUTZ (1996): Rote Liste gefährdeter Pflanzen Deutschlands – 744 S.; Münster (Landwirtschaftsverlag).

CZERWENKA, W. (1965): Neue Wege einer Grundwasseranreicherung in Krefeld – Gas- und Wasserfach, 106 (30): 828 – 831; München (Oldenburg).

HERRMANN, W. (1957): Die neuen Wasserversorgungsanlagen der Stadt Krefeld – Kommunalwirtschaft, H. 6; Wuppertal (Kommunalverlag).

LÖBF (1999): Rote Liste der gefährdeten Pflanzen und Tiere in Nordrhein-Westfalen – 3. Fassung, LÖBF-Schriftenreihe 17, 644 S.; Recklinghausen.

NABU-Bezirksverband Krefeld-Viersen (1998): Ergebnisse der Brutvogelkartierung für die Jahre 1994 bis 1997 – 114 S.; Krefeld (Stadt Krefeld). – [unveröff.]

SCHUMACHER, W. (1995): Atlas der Farn- und Blütenpflanzen des Rheinlandes – 355 S.; Bonn (Abt. Geo-Botanik und Naturschutz des Inst. f. Landwirtschaftl. Botanik, Univ. Bonn).

SEIDEL, K. (1965): Neue Wege einer Grundwasseranreicherung in Krefeld – Gas- und Wasserfach, 106 (30): 831 – 833; München (Oldenburg).

STADTWERKE KREFELD - WASSERWERK-BETRIEBE (1969): Geschichtliche Daten der Wasserwerke ab Jahr 1874 – 10 S. Manuskript; Krefeld. – [unveröff.]

WEYER, K. van de (1999): Makrophyten – in: TÜMPLING, W. von & FRIEDRICH, G.: Methoden der Biologischen Wasseruntersuchung, Bd. 2. Biologische Gewässeruntersuchung, S. 198 – 219; Jena, Stuttgart, Lübeck, Ulm (Fischer).

WINK, M. (1987): Die Vögel des Rheinlandes – Bd. 3, Atlas zur Brutvogelverbreitung – hrsg. von Ges. rhein. Ornithologen. – 402 S.; Düsseldorf.

Nachtrag

Um die Versorgungssicherheit mit Trinkwasser zu gewährleisten, wurde es erforderlich, eine neue Gewinnungsanlage zu errichten. Diese liegt unmittelbar südwestlich entlang der ehemaligen Anreicherungsbecken 3 und 4 (s. Abb. 1). Dadurch gelangten diese in die neu abzugrenzende Wasserschutzzone 1, in der offene Wasserflächen verboten sind.

Trotz aller Bemühungen des Verfassers, die notwendige Verfüllung der Becken 3 und 4 unter zusätzlichen Auflagen zu verhindern, gelang dies nicht. Auch nach einer letzten Begehung mit Verantwortlichen der Städtischen Werke und der Stadtverwaltung (s. Abb. 9), blieb die Entscheidung des Staatlichen Umweltamtes zur Verfüllung bestehen. So gehen unter anderem die Lebensräume der Rote-Liste-Arten Kammmolch und Zwergtaucher verloren.

Die erforderliche Ausgleichsmaßnahme soll im Naturschutzgebiet Latumer Bruch verwirklicht werden, was vom Verfasser abgelehnt wird, weil nach seinem Verständnis in einem Naturschutzgebiet zwar Biotop-Verbesserungsmaßnahmen möglich und begrüßenswert, aber als Ausgleichsmaßnahme nicht rechtens sind. Wie so oft im Biotop-

und Artenschutz geht man den Weg des geringsten Widerstandes, weil eine korrekte

Ausgleichsmaßnahme auf nicht stadteigenen Flächen eben teurer ist.



Abb. 9. Vertreter der Städtischen Werke Krefeld und der Stadtverwaltung am ehemaligen Anreicherungsbecken 4; Aufnahmedatum 16. August 2001

Tod und Begräbnis – Begräbnisplätze und Brauchtum

Teil 1

von Dieter Nellessen

1. Das Verhältnis von Liturgie und Brauchtum im allgemeinen

Das Verhältnis von Liturgie und Volksbrauch war von Beginn an nicht ohne Konflikte gewesen. Trotzdem hatte es im großen und ganzen nur wenige Auseinandersetzungen gegeben, denn „manches, was heute als liturgisch bezeichnet wird, hat schon vor der Liturgie existiert und ist von der Liturgie lediglich übernommen und umgestaltet worden“¹⁾. Die Volksbräuche, so meint P. Berger in seiner Schrift „Religiöses Brauchtum im Umkreis der Sterbeliturgie in Deutschland“, waren zu einem beträchtlichen Teil von einer ganz bestimmten Weltanschauung getragen und nur in den wenigsten Fällen indifferenten Schöpfungen der Volksseele²⁾. Nach P. Sartori hat der Volksbrauch (Volksbrauch = Sitte, Gewohnheit, Überlieferung im Sinne der lateinischen Bezeichnungen „mos“, „consuetudo“, „ritus“³⁾) zum großen Teil seine Ursprünge in der Religion „oder ist doch früher oder später eine Verbindung mit ihr eingegangen. ... Namentlich alle Übergänge im menschlichen Leben ... pflegen von magisch religiösen Formen umkleidet zu werden“⁴⁾. R. Beitz führt im Weiteren dazu aus: „Die Antriebe und Grundsätze, auf denen die Gemeinschaftshandlung des Volksbrauches ruht, sind die des Volksglaubens im weitesten Sinne. Volksbrauch ist nichts anderes als in die Tat umgesetzter Gemeinschaftsglaube und verwirklichtes Recht. Jener bestimmt das Verhältnis zum Übernatürlichen (und zu dem, was man dafür hält), zu Göttern, Dämonen, Kräften und Mächten, dieses regelt die Beziehungen im sozialen Raum, das Verhältnis zu den Mitmenschen. Die Geschichte der Quellen und Formen des Volksbrauches kann deshalb unter dem Stichwort Volksglaube zusammengefaßt werden“⁵⁾. Der Volksbrauch, besonders der Teilbereich Volksglaube, ist nach R. Beitz Einschätzung mit der Liturgie eine besonders enge Verknüpfung eingegangen „in den für den Glauben und Brauch so wichtigen Stufen des Lebens: Geburt, Hochzeit und Tod“⁶⁾.

2. Abgrenzung des Themas

Kommen wir nun speziell zur Symbiose von Liturgie und Brauchtum unter der oben genannten Thematik zurück: das Phänomen „Tod“. Es gibt in diesem Bereich nach P. Berger „vier deutlich unterscheidbare Gruppen: das Memento-mori-Brauchtum, das Sterbebrauchtum, das Beerdigungsbrauchtum, das Totengedächtnisbrauchtum“⁷⁾.

Zwischen diesen einzelnen Bereichen existieren jedoch nicht immer klare Grenzen. Auf die Frage nach der Entstehung eines religiösen Totenbrauches kann die erste Zeile des vorreformatorischen Liedes aus Wittenberg (1524) Antwort geben: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfungen“. Sie drückt die immer wiederkehrende Situation des Menschen mehr als deutlich aus, denn das Leben war und ist jederzeit, unmittelbar und an allen Orten vom Tode bedroht. Von daher fungierte der Tod als ein alltägliches Ereignis, mit dem sich die Menschen mental, religiös, sozial und hygienisch, sprich sanitär, auseinandersetzen mußten. Ihnen blieb, angesichts dieser mehrschichtigen Tatsachen, gar nichts anderes übrig, als die Konfrontation mit der Realität zu akzeptieren und in halbwegs verträgliche, man kann sagen, für die Hinterbliebenen einigermaßen lebensbewältigende Bahnen zu lenken. (s. Abb. 1). Das tief in religiösen Denkformen wurzelnde (und auch von heidnischen Anschauungen und Praktiken geprägte) Sterbe- und Todesbrauchtum hatte seine prägnante Stellung sowohl im Alltag als auch in der emotionalen und mentalen Denkweise der Bevölkerung⁸⁾. Der Tod hatte und hat, daran wird sich auch in der fernsten Zukunft nichts ändern, nach allen Seiten hin eine Endgültigkeit, für die es in unserem gesamten menschlichen Erfahrungsbereich absolut keine Parallele gibt (Das Mysterium der Geburt hat eine ähnliche bedeutende Relevanz.). Er war darin das Unbedingte schlechthin. An ihm erfuhr der Mensch seit Beginn seiner Existenz seine persönliche Ohnmacht und vor allem seine Grenzen. Je näher der Tod nämlich heran-

rückte, desto weiter distanzierte sich alles von dem Menschen. Darin war alles folgerichtig zusammengefaßt, was der Mensch im Tode erfuhr: die absolute Ohnmacht vor einem Geschehen, das er nicht beherrschte und dem er also entsprechend hilflos und verzweifelt gegenüberstand. Der Mensch als „homo faber“ hatte in seiner elementarsten Grenzsituation seine Position verloren. Wie schon gesagt: „Ohn(e)“-Macht hatte ihn ergriffen, im wahrsten Sinne des Wortes, vor der „Über“-Macht⁹⁾. Daß sich sowohl die Kirche mit ihrer Liturgie als auch der Volksbrauch, elementar gestützt auf den Volksglauben, gerade mit diesem Thema besonders eindringlich beschäftigten, liegt auf der Hand. Es war letzten Endes auch eine Frage der Existenz der beiden Bereiche, da jeder für sich auf seine Daseinsberechtigung großen Wert legte: der kirchliche qua Amt, der weltliche qua Tradition aus vorchristlicher und christlich überprägter Zeit.

So soll also im folgenden, vor der konkreten Darstellung über die historischen Begräbnisplätze in Uerdingen, Hohenbudberg und Krefeld, erst einmal das religiöse Brauchtum rund um das Phänomen „Tod“ beschrieben werden. Denn ohne dieses Vorwissen haben die genannten Begräbnisplätze nur eine beschränkte genuin historische Relevanz.

3. Zur Definition der Begräbnisplätze Friedhof und Kirchhof

Der Friedhof beziehungsweise der Kirchhof war tief im Todesbrauchtum verankert und hatte ohne diese Wurzel kein substantielles Eigenleben. Für die öffentlichen Bestattungsräume existiert in unserer Sprache eine Fülle von Bezeichnungen. Der Grund liegt in der Betrachtungsweise, aber auch in dem Beobachtungsstandort, von dem aus beschrieben wird. Darin spiegeln sich Anschauungen und Gesellschaftsordnungen, rechtliche und religiöse Zustände wider. Alle Begräbnisplatzbezeichnungen waren also immer Ausdruck des Denkens und des Lebens einer bestimmten Kultur. Wenn man ka-

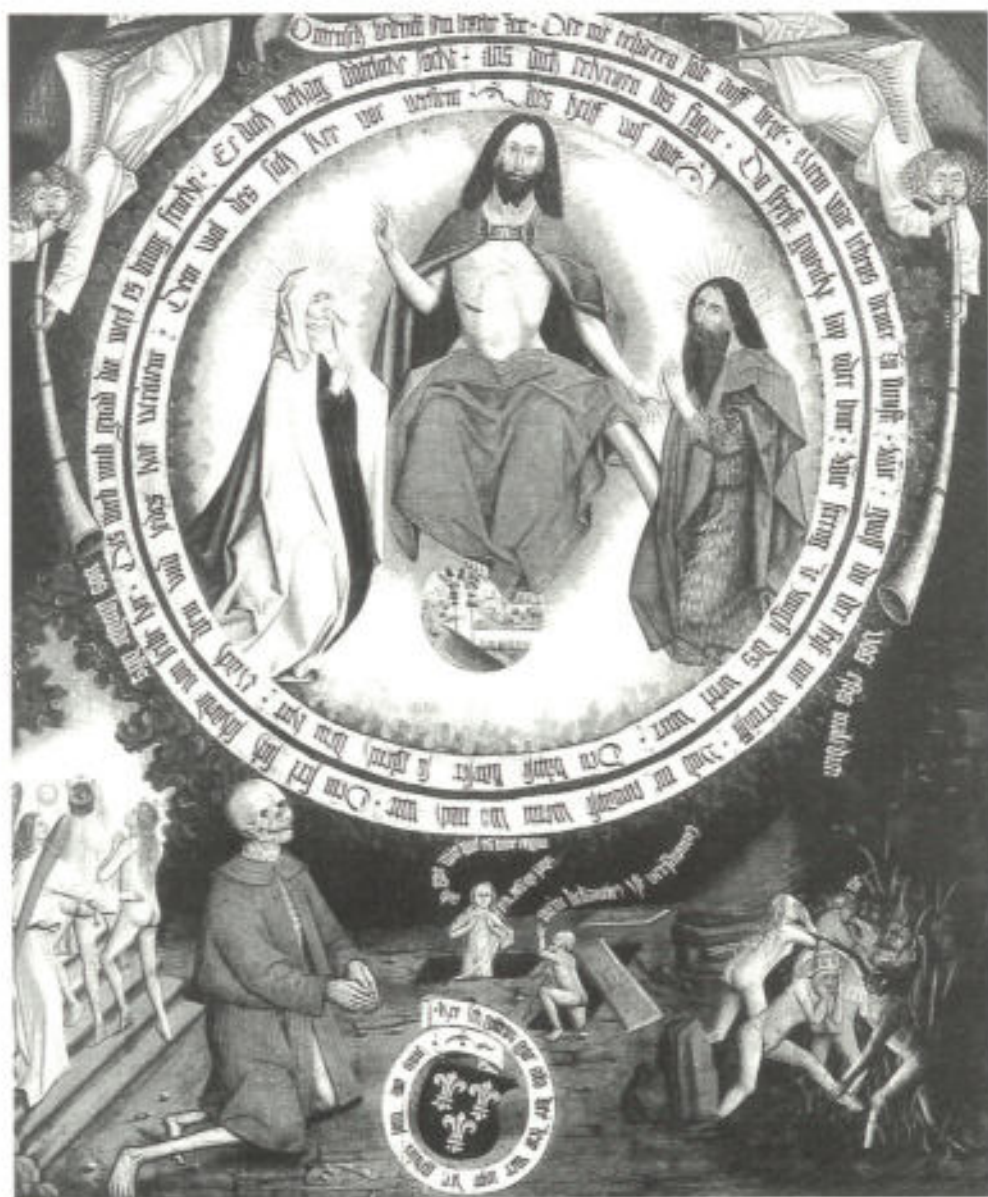


Abb. 1. Die Vermittlung der Gefahr des Todes; Epitaph des Vetter von der Lille, 1470, Nördlingen, Stadtmuseum

talogähnlich die verschiedenen Begriffe auflistet, dann haben viele Begräbnisplätze ihren Namen nach ihrer Aufgabe erhalten, weil diese nämlich erst einmal dazu dienten, die Toten, den Leichnam, aufzunehmen. Die althochdeutsche Bezeichnung *lihhof* (Leichhof) war ein Ausdruck, der auch im späteren Mittelalter (mhd. *lichhof*) noch verwendet wurde. Die schwäbisch-alemannische *Lichlegi* (Leichlege), die das Begräbnis an sich und auch den Begräbnisplatz bedeutete, hatte den gleichen Sinn wie der *lichhof*. Doch diese sachlich richtigen Bezeichnungen waren durch andere Begriffe abgelöst worden. Leichenacker, Todesacker, Totenacker, Totengarten, Totenhof, Totenplan oder Totenstätte hatten allenfalls regionale Bedeutung gehabt¹⁰. Manchmal tauchte sogar

der Name Rosengarten für den Friedhof auf, benannt nach der beliebten Grabblume, oder auch, weil Rosengarten Himmelreich bedeutete. K. Ranke bezeichnet den Terminus Rosengarten als Äußerung einer Gemeinschaftskultur, für die unter anderem auch die Totenpflege eine Wesenseinheit war¹¹. Der seit dem 15./16. Jahrhundert vor allem in den Städten und in der Pestzeit beliebte Begriff *Gottesacker* wurde für das Feldbegräbnis verwendet und stellte eigentlich eine Metapher dar. Die Toten wurden nämlich mit Saaten verglichen, die Gott am Jüngsten Tag für das Ewige Leben versammeln wird¹². Die Vorlage für diese Bezeichnung ist in 1. Kor. 15, 42 – 44 gegeben: „Es wird gesät verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesät in Unehre und

wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesät in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesät ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib“. Der Grund liegt wohl darin, daß „die Mehrzahl des Volkes etwas anderes, nämlich eine andere, sei es rechtliche, sei es religiöse Seite für wichtiger hielt als den einfachen Vorgang der Bestattung selbst. Freilich mag diese Ablehnung von Benennungen, die mit Leiche und Tod zusammengesetzt sind, auch etwas mit der natürlichen Scheu des Menschen vor dem Tod zu tun haben. Aber für das Mittelalter trifft eine solche Haltung kaum zu; eher wird man für die Neuzeit eine Verdrängung des Todesgedankens annehmen dürfen“¹³. Alle eben genannten Umschreibungen haben aber keine Eigendynamik entwickelt.

Der Begriff *Freithof* (*Friedhof*) konnte sich bis in die Neuzeit durchsetzen, obwohl er ebenfalls wie der *lihhof* aus dem Althochdeutschen stammt. Er wurde im hohen Mittelalter hoffähig und hat einen festen Platz im Sprachgebrauch einnehmen können, da er einen christlichen Begräbnisplatz definierte im Gegensatz zum Gräberfeld der vorchristlichen Zeit¹⁴. Die mit Eigendynamik ausgestattete Volksdeutung *Friedhof* – *Hof* des *Friedens* kann aus einem Mißverständnis erklärt werden, „das in diesem Namen einen sentimentalen Trost empfinden läßt. Der Gedanke des Grabfriedens vermag angenehm über die brutale Tatsache des Sterbemüssens hinwegzutäuschen, und die Vorstellung von einem Hofe des Friedens läßt vergessen, daß er in Wahrheit ein Hof der Toten ist“¹⁵. In Uerdingen gibt es in konsequenter Anwendung der Volksdeutung eine „*Friedensstraße*“, die unter diesem Namen seit 1905 am neuen Friedhof im Uerdinger Norden vorbeiführt (früherer Namen: um 1810 *Holtzgass*, so bei *Tranchot*; bis 1900 *Kuhstraße*). Ein *Friedensplatz* ist ebenfalls vorhanden¹⁶.

Der Begriff *Freithof* stammt, wie erwähnt, aus dem Althochdeutschen und bedeutet ursprünglich „umfriedeter, eingegrenzter Raum“¹⁷. Wie festzustellen, läßt der Begriff *Friedhof* in keinem Fall auf den Totenkultus und die Bestattung schließen. Auch die zweite Silbe *-hof* (lateinisch *atrium*) führt zwangsläufig in eine andere Denkrichtung. Im Mittelhochdeutschen läßt dieser Begriff auch keine Verbindung zu einem Begräbnisplatz zu. Dort wird nämlich der Terminus *-hof* als Synonym für *Tempel* – *Tempelhof* verwendet. Trotzdem muß festgehalten werden, daß schon seit dem Althochdeutschen eine inhaltliche Verbindung unter diesem Begriff zwischen umfriedetem Raum und öffentlichem Begräbnisplatz zustande gekommen ist, die wegen dieser Funktionen heilig gewesen sind. Dieser *locus sacer* (heiliger Ort) ist entweder von Mauern, Flecht-, Latten- oder anderen Holzzäunen oder (Dornen-) Hecken umgeben gewesen. Die Hegung hat den zweifachen Zweck gehabt, sowohl

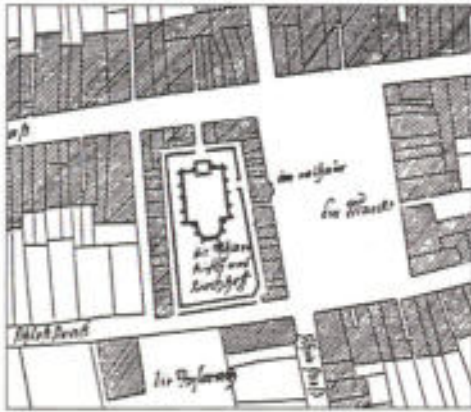


Abb. 2. Der Uerdinger Kirchhof von St. Peter und seine Umfriedung im Jahre 1724; vergrößerter Ausschnitt aus dem Plan des Geometers Adam Blum vom Jahre 1724

Störungen der Öffentlichkeit von der Grabstätte abzuhalten, als auch die außerhalb des Kirchhofbereiches Wohnenden vor den Toten zu schützen¹⁸⁾ (s. Abb. 2 und 3). Auf diesen Aberglauben wird an geeigneter Stelle noch genauer eingegangen. Wie sehr die Kirche versuchte, den ihr eigenen, umfriedeten Raum zu schützen, auch basierend auf der Grundlage des Eigentumsrechtes, kann an dieser Stelle durch eine Passage aus einer Tagebucheintragung des bekannten Uerdinger Pfarrers Johannes Wüstrath belegt werden, die von ihm um das Jahr 1650 aufgeschrieben wurde.

„Von den Frid an den Kirchhoff.
Zu wissen, das der Kirchhoff von dem Viehe und sonderlich von den Vercken verdorben,

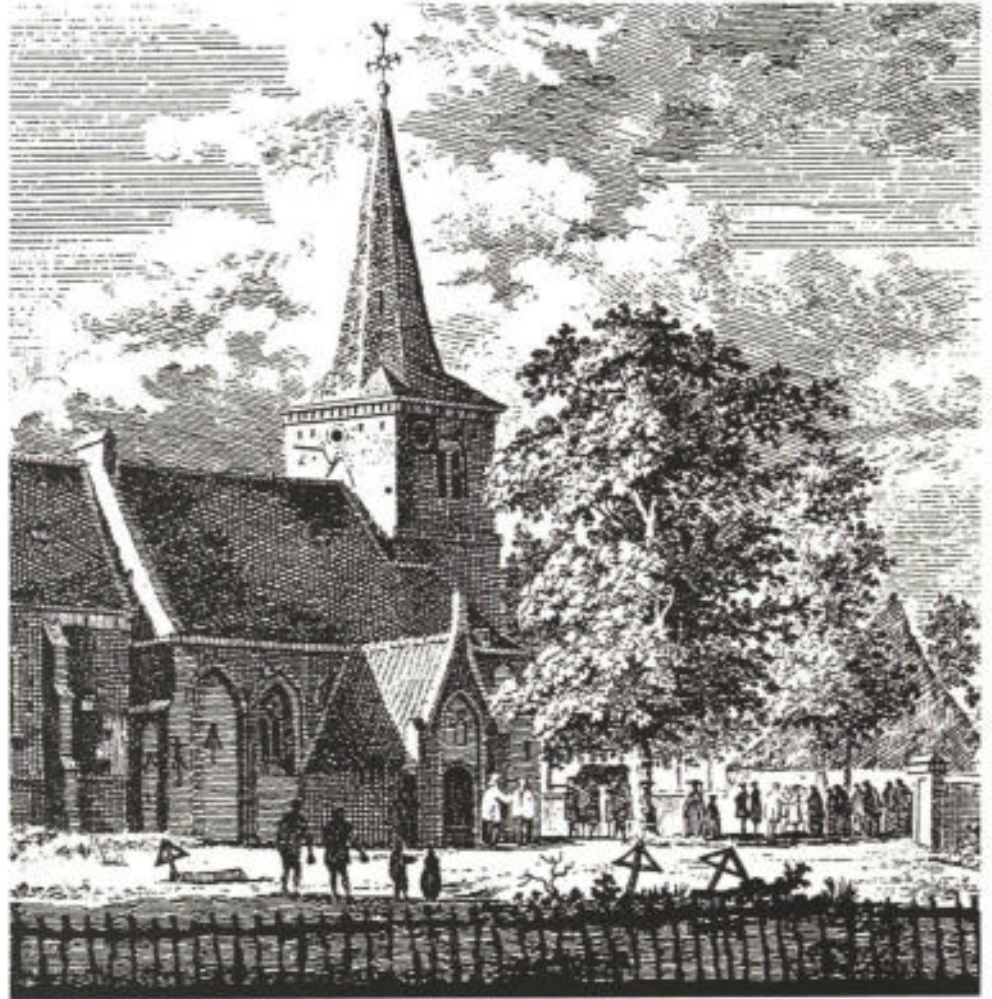


Abb. 4. Pfarrkirche von Kellen: Kirchhof mit Lattenzaun-Einfriedung im Jahre 1745; Zeichnung von Jan de Beyer

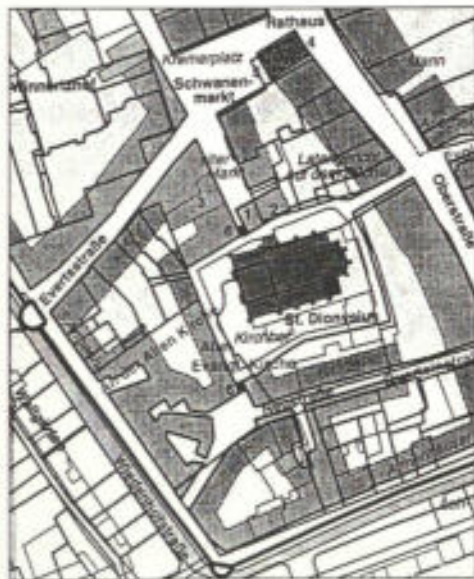


Abb. 3. Der umfriedete Krefelder Kirchhof an der Alten Kirche um 1693

und viel Klagens und Ungelegenheit, das die Gräber verwüstet wurden, entstanden, diesem vorzukommen, hab mich bearbeitet, das ich so. 648. 649 und 650 und umb den Kirchhof ein stark Eigen Frid (: wie zu sehen :) gemacht habe. Kost ein Ziemliches¹⁹⁾.

Einen hervorragenden Einblick in die Kirchhofanlagen des niederrheinischen Gebietes, vor allem was die Technik der Einfriedungen anbetrifft, liefern die Zeichnungen des niederländischen Künstlers Jan de Beyer (1703 – 1768), der sich im Jahre 1739 auch in Uerdingen aufgehalten, den historischen Markt- platz aquarelliert und die Gesamtansicht der Stadt von Südosten in einer Federzeichnung, mit schwarzer Tusche laviert, verewigt hat. Da es im Prinzip dem jeweiligen Orts- pfarrer überlassen blieb, auf welche Art und Weise er den kirchlichen Grundbesitz schützen mochte, und das hing vornehmlich vom „Kirchenetat“ ab, hatten die diversen Umfriedungen auch unterschiedliche Qualitäten. Es spielte ja auch im Grunde genommen überhaupt keine Rolle, wie das Eigentum ge-

kennzeichnet war. Wichtig war für das Rechtsverhältnis, daß visuelle Zäsuren gesetzt wurden. Als Belege für die unterschiedlichen Begrenzungen mögen hier Jan de Beyers Abbildungen aus Kellen aus dem Jahre 1745 (Lattenzaun) und aus Sonsbeck 1739 (Mauer mit Tor und „Kirchenrost“) gelten. Der oben angesprochene Flechtzaun (mit Holztor) ist im berühmten Hochaltar des Derik Jeger (1498 – 1500) in der Kalkarer Kirche St. Nicolai verewigt (s. Abb. 4, 5 u. 6).

Kommen wir nun zur rechtlichen Stellung des Freithofs – Friedhofs als Asylstätte. Der Terminus Asyl ist ein Kürzel des griechischen asylon und bedeutet eigentlich Unverletzliches. Die Existenz eines solchen Schutz- beziehungsweise Schonraumes war auch schon im alten Rom unter dem Begriff asy- lum bekannt gewesen. Er hatte sich in einer kleinen Talsenke zwischen den beiden Kuppen des Capitolhügels befunden, heute Piazza del Campidoglio. Was dieses Thema in bezug auf den Kirchhof anbetrifft, hat sich damit der bekannte Wachtendonker Pfarrer



Abb. 5. Der Kirchhof der Pfarrkirche von Sonsbeck im Jahre 1739: Kirchhofsmauer mit Kirch-
eisen, großem Beinhaus am Chor und Kalvarienberg; Zeichnung von Jan de Beyer

J. Mooren in seiner Schrift „Ueber Eigenthum und Benutzung der Kirchhöfe auf dem preußischen Gebiet des linken Rheinfers“ ausgiebig auseinandergesetzt: „In rohen Zeiten, wo das Recht der Blutrache noch galt, wo die, welche wenn auch durch Versehen einen Menschenmord begangen hatten, ihres Lebens gegen die Angehörigen des Verunglückten nicht sicher waren, wo selbst die Strafgewalt bisweilen darauf ausging, einen Unschuldigen finstrem Wahne zum Opfer zu bringen, war die Immunität und das damit verbundene Asylrecht eine wahre Wohltat für die Menschheit. Die Kirchhofsmauern waren in der Regel niedrig und konnten leicht übersprungen werden. ... Zur Zeit der Fehde und des Faustrechts dienten die Kirchhöfe den Landbewohnern als Zufluchtsstätte für ihr Vieh und andere Habe, wo sie unter dem Schutze Gottes und seiner Heiligen gegen Mord und Plünderungen gesichert waren. ... Gefallene Weibspersonen hatten an den Kirchhöfen eine sichere Zufluchtsstätte für die bedauernswerte Frucht ihres Leichtsinns“²⁰.

Das Asylrecht der Kirche leitete sich unter anderem auch aus dem Eigentumsrecht ab, das sich auf alle Flächen erstreckte, die an der Kirche als Kirchhöfe existierten. „An Kirchen und Kirchhöfen hatten die Gemeinden kein nutzbares Eigentumsrecht, sondern nur das, was die römischen Juristen mit

„Usus“, Benutzungsrecht, bezeichnen. ... So wie die Gesetzgeber überzeugt waren, daß die Kirchhöfe kirchliches Eigentum waren, so überließen sie die Einrichtung derselben ganz der geistlichen Macht“²¹. Wie sehr die Kirche auf ihr Recht pochen konnte, zeigt ein außergewöhnlicher Streitfall aus Osterath. Dort war nämlich am 14. Mai 1740 ein asylsuchender preußischer Werber auf dem Kirchhof der Osterather Pfarre von einem Gerichtsboten aus Linn verhaftet und abgeführt worden. Grund: Er hatte auf kurkölnischem Gebiet Männer für das preußische Heer König Friedrich Wilhelms I. anwerben wollen. Der Pfarrer bestand daraufhin auf der Rückführung des Verhafteten auf den Osterather Kirchhof. Nach langen Auseinandersetzungen mit der Obrigkeit, vertreten durch den Uerdinger Schultheißen Erlenwein, fand tatsächlich die Rückführung nach Osterath statt, damit das gesamte Prozedere ordnungsgemäß von vorn beginnen konnte. Man merke: Komplizierter konnte der Verlauf nicht mehr stattfinden, es sei denn, die Kirche verzichtete auf ihr Recht, das mit dem Grund und Boden verbunden war²².

Seit einigen Passagen war nun schon von der Bezeichnung Kirchhof die Rede, so daß jetzt nahtlos auf diesen Terminus eingegangen werden kann. Der Begriff Kirchhof war im Gegensatz zum Friedhof konkreter, da seine Fläche um die Kirche lag und nicht nur

im technischen Sinne des Wortes verwendet wurde. Der Kirchhof, das atrium ecclesiae, hatte die Funktion eines erweiterten Kirchenraumes übernommen, auf dem in logischer Konsequenz auch Gottesdienste stattfanden. Prozessionen um die Grenzen untermauert sichtbar den Anspruch der Kirche auf diesen Kirchenraum, den keine weltliche Macht antasten durfte. Jeder weltliche Eingriff war somit ein widerrechtlicher Übergriff, wie oben dargestellt.

Von einer Anordnung, Tote verbindlich auf Kirchhöfen und nicht, wie seit antiker Zeit gemäß dem seinerzeit in Rom öffentlich aufgestellten Zwölfartelgesetz extra muros (außerhalb der Stadtmauern) aus überwiegend hygienischen Gründen zu beerdigen, hören wir zum ersten Mal aus der Zeit Karls des Großen: (Capitulare de partionibus Saxoniae zwischen 775 und 790) „Jubemus, ut corpora christianorum Saxonorum ad cimiteria ecclesiae deferantur et non ad tumulos paganorum“ – „Wir verordnen, dass die Körper der christlichen Sachsen zum Friedhof der Kirche gebracht werden sollen und nicht zu den Grabhügeln der Heiden“²³. Wie in dieser Verordnung zu lesen, wurden die Begräbnisstätten mit dem mittellateinischen Begriff coemeteria bezeichnet (Das coemeterium war im alten Rom ursprünglich die Bezeichnung für das Schlafgemach gewesen. Im christlichen Sprachgebrauch hatte man damit explizit die Grabnische beziehungsweise die Grabkammer in den Katakomben gemeint). In der Preußischen Kirchenordnung von 1544 wurde darauf Bezug genommen, daß „die kirchhöfe von alters coemeteria ... das ist dormitoria (Anmerkung: spätlateinisch dormitorium = eigentlich Schlafsaal der Mönche) genennet sind, das aldo die corper der seligen christen ruhen und schlafen bis zu auferstehung der toden“²⁴. Neben dieser Anordnung bestand schon lange ein anderer Grund, den Kirchhof als letzte Ruhestätte zu favorisieren. Der Aspekt der Bestattung ad sanctos (bei den Heiligen und Märtyrern), war ein gewichtiges Motiv gewesen, denn die Nähe der Reliquien oder auch der Gräber der Heiligen und Märtyrer in den Kirchen hatte die Vorstellung ausgelöst, daß diese vor Gott herausragenden Christen als Fürsprecher der Toten auf dem Kirchhof fungieren könnten²⁵. Die Nützlichkeit der Fürbitten war schon von dem griechischen Kirchenlehrer und Patriarchen von Konstantinopel Johannes Chrysostomos, geboren zwischen 344 und 354, gestorben 407, mit folgenden Worten umschrieben worden: „Warum rufst du nach dem Leichenbegängnis die Armen und ladest die Priester zum Gebete ein? Damit der Tote in Frieden ruhe und einen gnädigen Richter finde“²⁶. Die in der Lage des Kirchhofs zum Ausdruck kommende Gemeinschaft mit den Heiligen bezog sich auf den neunten Glaubensartikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses: „Credo sanctorum communionem – Ich glaube an die Gemein-



Abb. 6. Holztor und Flechtzaun als Kirchhofseinfriedung um 1500. Diese Einfriedungsvariante hat der Holschnitzer Derik Jeger im Hochaltar der Pfarrkirche St. Nikolai in Kalkar verewigt.

schaft der Heiligen²⁷). Der Introitus spricht noch deutlicher von den Heiligen als Fürsprecher: „Ideo precor ... omnes sanctos orare pro me ad dominum Deum nostrum. – Darum bitte ich alle Heiligen, für mich zu beten bei Gott, unserem Herrn“.

Die karolingische Zehntenreform hatte ihrerseits ebenfalls dazu beigetragen, daß schon frühzeitig das Begräbniswesen in die Kirche beziehungsweise in die Nähe der Heiligen integriert wurde. „Ein Kapitular von 865 versprach den Bauern einer Manse [grundherr-

liche Bauernstelle oder Hufe], Abgaben zu senken, wenn sie wenigstens den Zehnten an jene Kirche bezahlten, bei der sie ihre Toten begruben. Die Synode von Tribur (Trebun bei Mainz) im Jahre 895 gilt gemeinhin als jene Kirchenversammlung, in der für die Kirche die Bestattung der Gläubigen zur Pflicht erklärt wurde, sofern jene ihren Zehnten entrichtet hatten²⁸). Die Bedeutung der Totenbestattung für die Kirche und, wegen des Grundbesitzes, für die Kirchenfinanzierung hatte aber erst ihre Steigerung gefunden in der Auswertung der „französischen Papstur-

kunden aus der Zeit vor der Einführung des französischen Zentralregisters im Jahre 1198. Von insgesamt 656 Urkunden, welche vorwiegend aus dem 12. Jahrhundert stammten, enthielten 53 ein Begräbnisprivileg“. Ungefähr jede zwölfte beurkundete Rechtshandlung hatte also die Totenbestattung zum Gegenstand²⁹).

4. Der katholische Kirchhof: Anlage, Ausstattung und Gräberordnung

Ländliche und städtische Kirchhöfe waren, wie oben dargestellt, in der Regel eingefriedet, wobei bemerkt werden muß, daß die Steinmauer wegen ihrer Stabilitätsvorteile und Lebensdauer bevorzugt wurde. Die Kirchhofeingänge waren mit Toren und/oder Kirchseisen gesichert. Andere Termini waren Beinbrecher (Curiifraga), Pfarreisen, Kirchenroster. Sie lagen als Eisengitter über den Eingangsfallgruben und ermöglichten mit ihren weit auseinanderstehenden Stangen gerade noch den Menschen den Zutritt, aber nicht dem Vieh (s. Abb. 5 und 7). Kirchseisen verwendete man vor allem bei Kirchhöfen, die nicht wie bei Kirchenburgen von Wehrmauern umgeben waren. Die Installation von Kirchseisen hatte aber auch wegen der sich kreuzenden Gitterstäbe die magische Funktion, Dämonen vom Eintritt in den Kirchhof abzuhalten und den Wiedergängern und Nachzehrern das Verlassen des Beerdigungsplatzes unmöglich zu machen³⁰).

Auf dem Kirchhofgelände existierte nur ein Weg, der um den gesamten Kirchenkomplex herumführte. Dieser wurde auch Prozessionsweg genannt. Zu den einzelnen Gräbern oder Grabfeldern führten keine Wege. Das Kirchhofareal bestand in seiner ursprünglichen Form aus einer einzigen Wiesenfläche, die die Paradieswiese und vielleicht auch die Wiesen der vorchristlichen Unterwelt symbolisieren sollte. Die Grasnutzung beziehungsweise das Recht des Abmäherens stand der Kirche, das heißt: je nach Bestimmung oder örtlichem Brauch, entweder dem Pfarrer und/oder dem Küster zu³¹). Neben der Wiesenfläche gab es auch noch eine spezielle andere Flora, die sich in der Hauptsache aus Stauden, Sträuchern und bestimmten Baumarten zusammensetzte, und zwar Eiben und Wacholder als Schutz gegen böse Mächte oder den Sadebaum (Stinkwächolder), wohl in Erinnerung an die germanische Frühzeit, in der man das Holz des Sadebaums zur Totenverbrennung benutzte, außerdem waren die spitzen Nadeln und der Gestank dämonenabwehrend, und der Holunder, unter dem man in der Vorzeit die Toten zu beerdigen pflegte, oder den Weißdorn zur Bannung der Wiedergänger und Nachzehrter oder sogar die Linde, weil sie der Sage nach oftmals Zeugin von Märtyrertö-

den war. Manchmal wurden sogar Zypressen angepflanzt, die typischen Charakterbäume der südländischen Friedhöfe, die als Baum des Todes in der römischen, christlichen und sogar in der islamischen Religion fungierten. Der Rauch verbrannter Zweige galt als Abwehrmittel gegen böse Geister und Seuchen. Letztlich muß auch der Buchsbaum erwähnt werden als Todesbaum, vor dem im Übrigen auch der Teufel flieht. Aber auch Apfel- und Birnbäume sind auf katholischen Kirchhöfen anzutreffen.

Der Apfel symbolisierte das Leben und die Weltherrschaft, seit christlicher Zeit mit einem Kreuz versehen (Beispiel: Reichsapfel). Der Apfel war im Gegensatz zur Birne männlich bestimmt. Die Birne verkörperte schließlich in ihrer weiblichen Bestimmung das Fruchtbarkeitsymbol. Auf fast allen katholischen Friedhöfen war auch ein Walnußbaum anzutreffen. Die Früchte von den Obst- und Nußbäumen gehörten ebenfalls der Kirche, je nach Statut oder Brauch dem Pfarrer und/oder dem Küster. Das Öl der Nüsse, das zu den reinsten zählt, wurde für das Ewige Licht verwendet³²⁾. Das Grab mit Blumen zu schmücken, war eigentlich schon immer der Wunsch der Hinterbliebenen gewesen. Diese Sitte entstammt wohl der antiken und frühchristlichen Tradition, dem Toten Blumen auf das Grab und den Sarg zu streuen, einer Tradition, die sich bis heute gehalten hat. Im Laufe der Jahrhunderte entwickelte sich neben den Gehölzen und Bäumen auch auf den Gräbern selbst eine eigentümliche Kirchhof-Flora. Eine ausführliche Darstellung würde an dieser Stelle zu weit führen. Sie erfolgt an geeigneter Position in Kapitel „Das Brauchtum vor Eintritt und im Angesicht des Todes“ in Teil 2 (Stichwort: Aberglaube!). Im Totenfeld zwischen Kirche und Kirchhofmauer standen verschiedene Sonderbauten. Der für den Kirchhof wichtigste Bau war das Beinhaus, das auf fast keinem Kirchhof fehlte. Vielfach wurde auch ein anderer Terminus verwendet: Karner, abgeleitet vom lateinischen *carnerium* = Fleischkammer, oder freier übersetzt: Speicher für die irdischen Reste der Toten. Ein weiterer lateinischer Begriff *ossuarium* = Aufbewahrungsort für Knochen = Beinhaus hatte sich nicht durchsetzen können. Wie die Grabstelle hatte dieses Gebäude eine Doppelfunktion: Es diente der Bestattung und dem Totenkult. Der wohl wichtigste Grund für die Existenz der Beinhäuser lag in der geringen Beerdigungsfläche der Kirchhöfe, deren sogenannte Aufnahmekapazitäten recht bald erschöpft waren, so daß man immer wieder bei Aushebung eines Grabes auf Gebeine stieß. Diese „Reste“ eines Christen, zur Auferstehung bestimmt, bedurften einer sorgfältigen Behandlung durch Aufbewahrung in einem (Ge-) Beinhaus. Das hatte durch eine nächtliche Nachbestattung zu geschehen, deren Vorläufer antiker Herkunft waren. Geschah das nämlich nicht nach diesem Ritus, dann wurde der Tote zu bestimmten Zeiten leben-



Abb. 7. Die Ausstattung des mittelalterlichen Friedhofs: Totenleuchte, Beinhaus und Kircheisen. Der Originaltitel dieses Holzschnittes lautet: „Buchtotentanz“; Hans Knobloch/ter zugeschrieben

dig und spukte³³⁾ (s. Abb. 7). Eine Sage aus dem alten Tönisberg, von J. Nießen unter dem Titel „Vom Weiher an der alten Pastorat“ abgedruckt, hat dieses Thema als Hintergrund. Sie endet mit einer dramatischen Drohung, weil eben die Nachbestattung nicht ordnungsgemäß durchgeführt worden war: „Das nächtliche Klagen der in ihrer Grabruhe Gestörten soll fortauern, bis die Welt der Vernichtung anheim fällt“³⁴⁾. Goethe nahm dieses nicht nur im deutschen Sprachraum bekannte Motiv der Wiedergänger und Nachzehrter 1803 in seine Ballade „Der Totentanz“ auf. Was das durch den Türmer entwendete Leichenhemd anbetrifft, wird darauf noch an anderem Ort Bezug genommen. Die Zweitbeerdigung im Beinhaus war aber nichts anderes als eine Stapelung von Schädeln und Knochen (s. Abb. 5 und 7). Wie bei der ersten Bestattung war auch bei diesem Akt offiziell der Totengräber tätig. Das Beinhaus hatte in seinem kultischen Bereich eine recht deutliche Memento-mori-Funktion, zeigte es doch dem Menschen durch die ständige Zurschaustellung von Schädeln und Knochen immer wieder seine Vergänglichkeit.

Auf keinem katholischen Kirchhof fehlte das Hochkreuz als das Zeichen der Erlösung und des ewigen Heils (s. Abb. 8). Es fungierte für alle Gräber als Symbol, so daß sich mancherorts die einzelnen Grabkreuze erübrig-

ten. Trotz der Anwesenheit von Hochkreuzen mochte man aber letztlich auf die privaten Grabkreuze nicht verzichten, waren Kreuze doch als wirksame Abwehr gegen Teufel und Dämonen unverzichtbar. Die Sitte, auf die Gräber Kreuze zu stellen, ist schon mindestens seit dem 9. Jahrhundert bekannt. Diverse Belege über die Existenz von Grabkreuzen sind in Kirchenverordnungen, Ordensregeln oder auch in der mittelhochdeutschen Literatur vorhanden. Zum Beispiel berichtet Wolfram von Eschenbach in seinem Epos „Parzival“, Vers 1454 – 1457, daß ein Grabkreuz für den Toten ein Trost und ein Schirm der Seele ist.

Die mittelalterlichen, wegen ihres Materials für jeden erschwinglichen Holzkreuz hatten ein Schutzdach und standen grundsätzlich am Kopfende des Grabes. Im Rheinland kam gegen Ende des Mittelalters das Steinkreuz auf, manchmal auch das schmiedeeiserne Kreuz. Heilige, Engel, Marterwerkzeuge, Totenköpfe mit gekreuzten Knochen, Lilien, der Gekreuzigte selbst und die Symbole IHS und Alpha/Omega, um nur wenige zu nennen, eroberten sich im Laufe der Zeit die Steinkreuzfläche. Außer dem Kreuz gab es auf den katholischen Kirchhöfen auch noch andere Grabmalformen, wie zum Beispiel die Grabplatten, ursprünglich als Schutz des Grabes vor scharrenden Tieren gedacht und als wirksames Mittel gegen Wiedergänger und Nachzehrter eingesetzt. Das Großflächige einer Grabplatte provozierte zur Gestaltung, die sich besonders im Barock und Rokoko zu überschwenglicher Kunstfertigkeit und verbaler Geschwätzigkeit verstieg. Das Grabmal war also eben nicht nur ein religiöses Objekt, sondern vor allem ein weltliches Denkmal. J. Schweizer sagt dazu: „Wie die weltlichen Verhältnisse, ... Stände und Klassen die geschichtliche Entwicklung des katholischen Kirchhofs und sein äußeres Bild ... mit bestimmt haben, so findet sich ihr Einfluß auch auf den Grabmalern wieder. Die ständische Gliederung der abendländischen Christenheit wirkte sich ja auch nicht nur in der Quartiereinteilung, der Lage des Grabes und der Grabmale auf dem Kirchhof aus“³⁵⁾. Die tägliche Bitte „... et lux perpetua luceat eis.“ wurde auf dem Kirchhof durch die unzähligen Lichte- und Schalensteine und die unzähligen Kerzen zu Allerseelen gewährleistet und in die Tat umgesetzt. Sie alle symbolisierten aber nicht nur Christus als den sol invictus, den unbesiegbaren Sonnengott, sondern waren auch eine Reminiszenz an das Lebenslicht, so wie es die Brüder Grimm in ihrem Märchen vom „Gevatter Tod“ aufgeschrieben hatten. Eine Weiterentwicklung der Lichte- und Schalensteine waren dann die kleineren Lichthäuschen und letztlich die großen Totenleuchten, Armeseelenlichter genannt. Es waren meist steinerne Säulen mit einem laternenartigen Aufsatz, in denen ständig ein Licht brennen mußte (s. Abb. 7 und 8). Zahlreiche Gräber waren individuell auch mit Laternen und Weihwasserbecken



Abb. 8. Hochkreuz und Totenleuchte auf dem Kirchhof der Pfarrkirche zu Berghem

versehen. Vielfach lagen Armenspenden in Form von Brot auf den Gräbern.

Seit jeher waren die katholischen Kirchhöfe mit Plastiken verziert worden, die immer allegorischen oder symbolischen Gehalt hatten. Unter den Plastikgruppen ragten vor allem die Ölberge und Kalvarienberge (s. Abb. 5) hervor. Sie standen grundsätzlich an hervorragender Stelle, sofern der Platz diesen räumlichen Aufwand zuließ. Ansonsten waren sie an den Außenwänden der Kirchen deponiert oder bei größeren Anlagen an der Außenwand der Friedhofskapelle. Fresken waren oftmals an den Innenseiten der Kirchhofsmauern oder auf den Wänden der Beinhäuser vorhanden. Das bevorzugte Thema war der Totentanz. Zu den wohl berühmtesten Darstellungen zählen die Totentänze von Lachaise-Dieu (Haute-Loire) (s. Abb. 9), Saints Innocents (Paris) oder von Bern und Basel. Der Baseler Totentanz hat eine solche Berühmtheit erlangt, daß er in einem Volkslied verewigt wurde:

„... Da ging ich auf den Kirchhof hin
und bat den lieben Tod.
Ach, lieber Tod von Basel, Bi-Ba-Basel,
hol mir meine Alte fort...“

Im Spätmittelalter veränderte sich der Inhalt der Totentanzbilder. Nicht die Toten waren jetzt der Mittelpunkt des Geschehens, son-

dern der personifizierte Tod selbst, der ohne Rücksicht auf Alter und Stand zum „letzten“ Tanz einlud. Auch nach Einführung der Reformation hielt man am Motiv des Totentanzes fest. Festes Zubehör des agierenden Todes waren Waage, Sichel, Sense, Messer, Hippe, Bogen, Stundenglas oder ein fahles Pferd. Diese Symbole waren keineswegs aus der Luft gegriffen, sondern hatten ihren festen religionshistorischen Platz. In der Offenbarung des hl. Johannes waren schon Waage, Bogen, das fahle Pferd, auf dem der Tod reitet (Off. 6, 1–17) und Sichel, Messer, Winzermesser (Off. 14, 16–19) erwähnt. Zur



Abb. 9. Der Totentanz von Lachaise-Dieu (Haute-Loire). Diese Darstellung befindet sich als Freskomalerei (um 1450 – 1470) auf der Nordseite des Kreuzganges der Abteikirche. Die Umzeichnung stammt von Gonse.

Sichel gehört die größere Schwester, die Sense; von daher muß über dieses Todesattribut nicht besonders gesprochen werden. Die Hippe, ein sichelförmiges Messer an einem langen Stock, wurde seit Luther im Schriftdeutschen der Gebildeten und Gelehrten verwendet. Manche Winzermesser sind ähnlich geformt. Das Stundenglas als Zeichen der unaufhaltsam rinnenden Zeit war schon früh im Volksglauben mit dem Knochenmann in Verbindung gebracht worden. In die Literatur eingegangen sind Stundenglas und Hippe 1773, als Gottfried August Bürger seine dramatische Ballade „Lenore“ geschrieben hatte. Kunstlieder und Volkslieder bedienten sich ebenfalls einzelner Todesattribute. Im Paderborner Gesangbuch wurde der Tod als Bogenschütze beschrieben, der die Menschen zu sich holt (Entstehungsjahr 1617): „Der grimmig Tod mit seinem Pfeil tut nach dem Leben zielen...“. Ein Gedicht aus dem 17. Jahrhundert, vertont von Johannes Brahms, mit dem Titel „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod...“ greift das Motiv des „Sensenmannes mit seinem Messer“ auf. Der Mensch ist wie das Gras der Wiese oder das Getreide auf den Feldern. Wenn seine Zeit gekommen ist, dann wird gemäht beziehungsweise geerntet. Die absolute Profanisierung des Todes fand in dem Volkslied statt: „Hoch auf dem gelben Wagen“. Dort rückt nämlich irgendwann auf einer imaginären Reise eines Menschen der Tod, das Gerippe, auf den Kutschbock und schwingt statt der Peitsche die Hippe und hat in seiner Hand das Stundenglas statt des Horns. Der Refrain, als Abschied konzipiert, erhält angesichts des aktiven Eingreifens des Todes einen besonderen Nachklang.

Die Bestattungen blieben wie der Kirchenbau selbst geostet, das heißt, der Tote hatte Blickrichtung gegen Sonnenaufgang. Die Ostung hing mit der Einbeziehung in ein Netz symbolisch auslegbarer Richtungspunkte und Ortungslinien zusammen, die über die Erde hinweg in das Himmelreich führten. Die alte Sonnenreligion hatte ihre Hände im Spiel, doch im Christentum wurde die Begründung für die Ortung nach Osten umfassender, denn Christus ist die Sonne, wie schon erwähnt, nach Osten ist er in den

Himmel aufgeföhren, und aus dem Osten wird er zum Gericht erscheinen, im Osten liegt die heilige Stadt Jerusalem, und letztlich lag einst im Osten das Paradies³⁶). Die Priester- und die Klerikergräber waren von den Laien abgesondert. Selbst in den Beinhäusern fand eine Trennung statt. Die Schädel und Gebeine von Priestern und Klerikern wurden nicht auf dem allgemeinen Schädelberg, sondern vor ihm aufgebahrt. Die Leichname der Kinder hatten ebenfalls besondere Grabstellen, die sich im allgemeinen auf der Nordseite des Kirchhofes befanden, den man Engelsottesacker nannte. Wiederum andere Plätze wurden den ungetauften und ungeborenen Kindern zugewiesen. Sie fanden im Mittelalter ihre letzte Ruhe entweder unter der Dachtraufe (ad iarnis) oder an der Kirchhofmauer. Ähnlich wurde mit den Leichen von Wöchnerinnen verfahren. Fremde fanden ihre letzte Ruhestätte in einem extra ausgewiesenen Areal, der sogenannten Elendseite (Elend vom mittelhochdeutschen ellende = in fremdem Land befindlich; Elend = die Fremde³⁷). Allgemein bekannt ist dieser Terminus aus dem Kunstlied von Heinrich Isaac, zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts, mit dem Titel „Innsbruck, ich muß dich lassen...“. Die bedrückenden Zeilen lauten: „...Mein Freud ist mir genommen, die ich nicht weiß bekommen, wo ich im Elend bin“.

Die schon erwähnte Beerdigung unter der Traufe (ad iarnis) erfuhr im Mittelalter mehrfach einen Bedeutungswandel. „Anfangs scheint sie mehr eine Verbundenheit mit der Kirche oder den im Altar geborgenen Reliquien, später hingegen eine besondere Bußfertigkeit oder Bußnotwendigkeit auszudrücken, denn man pflegte dem von der Traufe abfließenden Wasser eine reinigende Wirkung zuzuschreiben³⁸). Diese Gunstlage läßt sich heute noch auf dem Hohenbudberger Kirchhof anhand der unzähligen Steingrabkreuze nachweisen. Dazu Näheres an anderem Ort. Der für die Patrizierfamilien wohl prädestinierteste Platz auf dem Kirchhof war die Südseite, das der vollen Mittags-sonne zugewandte Areal, sofern keine Grab-lege innerhalb des Kirchenraumes vorhanden war.

5. Das Grab in der Kirche

Eine Sonderform des Begräbnisplatzes darf nicht unerwähnt bleiben: das Grab in der Kirche. Wie schon dargestellt, bestand im Katholizismus ein enger Konnex zwischen Grab und Heiligen, denn ihre Reliquien waren unter anderem im Opferaltar aufbewahrt (Anordnung des Konzils von Karthago vom Jahre 401: Keine Kirche darf errichtet werden, ohne daß dort Reliquien beigesetzt sind!). Zunächst war ausnahmsweise nur den Päpsten, Bischöfen und anderen hohen kirchlichen Würdenträgern, dann aber auch fürstlichen oder sonst hoch geehrten Per-

sönlichkeiten und den Stiftern der Kirche eine Beerdigung in der Kirche gestattet worden. Das alte römische Gebot, ausschließlich extra muros zu beerdigen, war also mit Erfolg für gewisse Kreise unterlaufen worden. „Hier schon zeigt sich, daß selbst in Zeiten übermächtiger Geltung des religiösen Denkens und der Kirche auch profane Mächte ihre Beachtung erzwingen. Die Mächtigen durchbrechen jede Schranken. Darum bestimmte seit jeher neben der kirchlichen Ordnung auch die weltliche Gesellschaftsordnung die Bestattungsart³⁹). Nach H. Grün, „Der deutsche Friedhof im 16. Jahrhundert“, waren aber nicht nur Ehrgeiz und unlautere Denkweise der Laienwelt das Motiv gewesen, in der Kirche begraben zu werden, denn „in weiten Kreisen war tiefe Herzensfrömmigkeit der Beweggrund. Je mehr Vigilien, Messen und Fürbitten für den Toten gehalten wurden, desto schneller wurde die Zeit der Reinigung im Fegfeuer abgekürzt. Wenn der Verstorbene innerhalb der Kirche sein Grab besaß, konnte er gleichsam persönlich, lokal an dem Opfer und an dem Gebet teilnehmen“⁴⁰). Das Tor zu dieser Geistes- und Gemüthshaltung, das, wie oben erwähnt, der griechische Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos im vierten nachchristlichen Jahrhundert mit seinem Bekenntnis aufgestoßen hatte, stand also immer noch offen. Der Glaube an die wirksame Hilfe der Heiligen war weiterhin ungebrochen und besteht bis heute (Messe für Verstorbene: „2. November: In Commemorazione Omnium Fidelium Defunctorum (Allerseelen) – Erste Messe – Communion: Lux aeterna luceat eis, Domine. Cum sanctis tuis in aeternum: quia plus es. Requiem aeternam dona eis, Domine: et lux perpetua luceat eis. – Cum sanctis in aeternum: quia plus es. – Das ewige Licht leuchte ihnen, o Herr. Bei Deinen Heiligen in Ewigkeit: denn Du bist mild. Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen. – Bei Deinen Heiligen in Ewigkeit: denn Du bist mild“. Nach dem Brauchrecht hat den orts- beziehungsweise pfarransässigen Adeligen und sonstigen Höhergestellten ein Begräbnisplatz, genannt Erbbegräbnis, im Innern der Kirche zugestanden, und zwar weitgehendst kostenlos im Gegensatz zu allen anderen Pfarrangehörigen, die sich einen Kirchenplatz kaufen mußten. Die Entscheidung über diesen Vergabebrauch unterlag einzig und allein dem Pfarrer. Zur Entscheidungsfindung trugen mehrere Faktoren bei, wie Honorigkeit und/oder Spendenfreudigkeit zu Lebzeiten oder per Testament.

Die häufigen Bestattungen im Kircheninnern hatten wahrscheinlich schon immer, wenn auch nur hinter vorgehaltener Hand, bei den sogenannten Nichtprivilegierten zu einem gewissen Unmut geführt, da zum Beispiel bei der Aushebung der Gruft Teile des Kirchenraums nicht genutzt werden konnten oder nach der Gruftschließung die Kirchen-saalplatten selten ordnungsgemäß im Ver-

bund oder in der Höhe saßen. Überflüssige Stolperprobleme waren damit vorprogrammiert. Aber noch ein anderer Punkt muß erwähnt werden, der die Lebensqualität, sprich Meditationsqualität des Kirchenraumes beeinflusst hatte. Im Gegensatz zu heute gab es nämlich keine festen Ruhefristen, ehe ein Grab neu belegt werden durfte. Eine Vorschrift über eine Mindestgrabtiefe hatte aus Unwissen ebenfalls nicht existiert. Dazu mag ein Beispiel eines Visitationsberichtes des Jahres 1628 aus Wasserbillig/Luxemburg dienen. Er beschreibt die Folgen der Unkenntnis, so daß bei einem erneuten Grabauswurf nach kurzer, nicht definierter Zeit halbverweste Leichen angetroffen wurden: „... aliquando in paradisi fossis reperiuntur cadavera semi tantum corrupta.“⁴¹). Hygienische Erwägungen wurden aber erst seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts ins Spiel gebracht. Bis dahin hatten die besser gestellten sozialen Schichten dominiert und von ihrem Recht Gebrauch gemacht. Die Kirche selbst tat jahrhundertlang nichts, um dem offensichtlichen Übelstand entgegenzuwirken, waren doch der Verkauf der Grabplätze und die Spendenfreudigkeit der Erbbegräbnisberechtigten verlässliche Einnahmen. Man könnte diese Einstellung als Schachern um das Seelenheil bezeichnen und damit abqualifizieren, wenn nicht der Volksglaube selbst das Gegenargument geliefert hätte: Die Menschen klammerten sich nämlich an die Hoffnung, daß sie durch die Nähe ihrer Gräber ad sanctos Vorteile für die Ewigkeit erlangen könnten. Fazit: Die Kirche hatte als Institution und wie ein weitblickendes Wirtschaftsunternehmen über Jahrhunderte hinweg dem Volksglauben in diesem Punkt nicht widersprochen und ihn dementsprechend akzeptiert, um es kritisch, aber nicht negativ zu umschreiben. Bei Beerdigungen bekam aber nicht nur die Kirche ihren Anteil, sondern auch die Priester partizipierten⁴²). Eine Gebührenordnung vom Jahre 1674 aus Diekirch/Luxemburg gibt darüber offen Auskunft: „Um ein vorhandenes Grab in der Kirche zu öffnen, dem pastor einen Goldgulden, für ein neues nach seinem gutdünken“⁴³).

Der schon zitierte Wachtendonker Pfarrer J. Mooren hatte zur Einnahmequelle der Kirchen bei Beerdigungen im allgemeinen versucht, eine rechtlich-plausible Erklärung vorzustellen, weil nämlich bereits im Alten Testament ein Hinweis auf den Konnex Beerdigung und Bezahlung eines Grabes vorhanden war. Abraham hatte sich nämlich seinerzeit sein Grabmal mit Geld erkauf⁴⁴) („1. Mose 25, 9–10: Und es begruben ihn seine Söhne Isaak und Ismael in der Höhle von Machpela auf dem Acker Ephrons, des Sohnes Zohars, des Hethiters, die da liegt östlich von Manire auf dem Felde, das Abraham von den Hethitern gekauft hatte.“). Folglich war nach J. Mooren eine Berechtigung, sprich Rechtfertigung der Kirche vorhanden, Beerdigungskosten – zumal auf ei-

genem Grund und Boden – in Rechnung zu stellen. Die Kommune hat sich heute konsequenterweise dieses Recht ebenfalls zu eigen gemacht. Gleiches gilt auch für die Friedhofsmauer, die eine Nachfahrin der alten Kirchhofsumfriedung ist.

Dass es innerhalb des Kirchenraumes auch Gunstlagen, bedingt durch die Hierarchie, gegeben hatte, beweist eine Passage aus dem „liber ordinarius“ der Essener Stiftskirche: „Die Äbtissinnen wurden in der Münsterkirche begraben. Die Kanonissen hatten ihren Begräbnisplatz an der Ostseite der Münsterkirche, hinter dem Chor der Stiftsdamen, die Kanoniken und die anderen Kleriker sowie die Scholaren in dem Atrium, dem von beiden Säulengängen zwischen der Münster- und Johanniskirche eingeschlossenen Platz, die Ministerialen in den beiden in die Stiftskirche führenden Säulengängen, dem Paradies und unter dem Armarium“⁴⁵). Neben diesem speziellen Beispiel aus der Essener Stiftskirche kann man in ähnlicher Weise für alle Kirchgrabstätten folgende Bestattungskriterien aufstellen: Sie weisen eine deutliche Gliederung in horizontaler und unter Umständen auch in vertikaler Achse auf, die sich aus den einzelnen Gebäudeteilen und dem Standort der Altäre ergibt. Den Anfang machen die Gräber in der Vorbeziehungswiese Eingangshalle, dem Paradies. Dort sind die ältesten Gräber anzutreffen. Die Anordnung der Grabstätten im Kircheninnern richtet sich nach den Chören, Schiffen und nach dem Querhaus⁴⁶). „In romanischen Domen mit Doppelchor war der Westchor die Grabstätte ganz hochgestellter Laien. Das Langhaus mit Mittel- und Seitenschiffen diente und dient der Bestattung der hohen Kleriker. Das Drängen zum Altar läßt auch die Seitenkapellen mit ihren Altären zu den bevorzugten Grabstätten werden. Der Raum in der Nähe des Hochaltars bleibt freilich der gesuchteste Platz. So entstanden für regierende Häuser im Innern der Kirche in Chören und angegliederten Seitenkapellen gesonderte Grablagen“⁴⁷). Nach F. Stollwerck konnte auch die Uerdinger Pfarrkirche St. Peter, so klein die Stadt auch gewesen ist, monumentale Gräber und Grabplatten der adeligen und sonstigen angesehenen Patrizierfamilien vorweisen. Von Brempf, von Ravensberg, von der Brüggen, Kleingedank von Mommslag, von Lülisdorf und weitere Familien hatten dort ihre Repräsentanten gehabt, gefolgt von nichtadligen, aber sehr einflußreichen Patrizierfamilien wie Gerlatzen, Hackdorn, Gudenu, Erlenwein oder Fabritius⁴⁸). Leider sind keine Grabplatten mehr vorhanden, da mit einer Anschüttung des Kirchenflures um zwei Meter nach dem Einsturz der Kirche, im Jahre 1799 durch Hochwassereinwirkung erfolgt, die Gräber und Gräfte bedeckt worden sind (Nach F. Stollwerck waren die Gräber auch ein Grund gewesen, dem Kirchenflur eine gewisse Instabilität zu verleihen, so daß das Rheinhochwasser ein leichtes gehabt hatte, die

Kirchenfundamente zu unterspülen und die Mauern zum Einsturz zu bringen⁴⁹). Die Aufschüttungsmaßnahme beim Wiederaufbau war zur Behebung der bisherigen Instabilität und zur Abwehr des Rheinhochwassers dringend erforderlich gewesen.). In der Alten Kirche von Krefeld, ehemals St. Dionysius, hatten nach dem bekannten hierarchischen Schema ebenfalls die Adeligen, in diesem Falle die Drosten auf Burg Krakau als Vertreter des Moerser Landesherrn, die Offiziere/Befehlshaber der die Stadt Krefeld schützenden Burg Krakau, Bürgermeister und Schöffen der Stadt mit ihren Angehörigen ihre letzte Ruhe gefunden und dokumentieren mit ihren heute noch vorhandenen Grabplatten ihren einstigen Rang. Ein besonderes Dekor weisen die Grabplatten des Drosten Bertram von der Lipp, gen. Hoen, des Freiherrn von Quadt-Wickrath sowie der Offiziere Caspar von Aich und Gerhardus von Morren, des Befehlshabers von Burg Krakau, auf⁵⁰). Diese Beispiele aus Uerdingen und Krefeld mögen an dieser Stelle genügen. Im 3. und 4. Teil dieses Beitrags wird darüber eingehender berichtet. Kehren wir nach diesem Exkurs nun zur vertikalen Gliederung der Kirchgrabplätze zurück. Sie trat dann ein, wenn im Ostteil der Kirche eine Krypta vorhanden war (griechisch kryptos = Gewölbe. In der deutschen Sprache wird Krypta mit dem Begriff Gruft gleichgesetzt.). Die Gläubigen konnten durch Gänge und Stollen zu den Gräbern in der Kammer, confessio genannt, gelangen⁵¹). In den Krypten sind nur die Ranghöchsten beerdigt worden. Zu den eindrucksvollsten zählen wohl das Grabgewölbe im Speyerer Dom mit den Grablagen der salischen, staufischen und habsburgischen Kaiser und die sogenannte Kapuzinergruft in Wien, in der die österreichischen Habsburger mit ihren Verwandten in Sarkophagen bestattet sind. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang der Hinweis auf die Existenz einer Krypta in der neuen Krefelder Kirche St. Dionysius, der heutigen Hauptpfarrkirche, für die jedoch ein anderes Belegungsschema gegolten hat. Dazu Näheres an anderem Ort.

6. Der protestantische Kirchhof der frühen Neuzeit – eine historische Zwischenform

Das Begräbnis an sich erfuhr durch die Reformation (ab 1517) einen tiefgreifenden Wandel. Meßopfer, Totenfeiern und die Lehre vom Fegefeuer wurden abgelehnt. Fürbitten wurden zwar akzeptiert, aber nur mit großer Zurückhaltung im Gottesdienst zugelassen. Martin Luther empfahl sogar eindringlich, für die Seelen der Eltern zu Hause zu beten, einmal oder vielleicht zweimal, danach müßte es gut sein. Wogegen sich die Reformation jedoch vehement stemmte, war „der Greuel der Seelenmessen als eines dinglich-sakra-

mentalens Werkes für die Toten, durch das man die Toten schneller aus dem Fegefeuer erlösen wollte“⁵²). In der Reformation bekam also, wie erwähnt, das Begräbnis ein neues Verständnis. Das Bekenntnis zur Auferstehung trat nun in den Vordergrund. Ebenso revolutionär wie das antikatholische Denken war auch die Lösung der Frage nach der bisherigen Praxis der Beerdigung und deren Riten. Luther berief sich dabei auf Lukas 7,12: „Als er (Jesus) aber nahe an das Stadttor kam, da trug man einen Toten heraus, der der einzige Sohn seiner Mutter war, ... und viel Volkes aus der Stadt ging mit ihr“. Luther führte in diesem Zusammenhang weiter aus: „Darum mein Rath wäre, ... das Begräbnis hinaus vor die Stadt zu machen. ... Denn ein Begräbnis sollte ja billig ein feiner stiller Ort sein, der abgesondert wäre von allen Orten darauf man mit Andacht stehen und gehen konnte, den Tod, das jüngste Gericht und die Auferstehung zu betrachten“⁵³). Der eigentliche Grund dieses reformatorischen Begehens lag zunächst in der Abschaffung des Heiligenkultes. Damit hatte auch die Beerdigung auf den Kirchhöfen ad sanctos ihre Wurzeln verloren. Mit der Verlegung der Begräbnisplätze hätte sich auch der althergebrachte Totenkult aufgelöst. Trotz aller Zähigkeit, mit der die reformatorische Richtung ihre Vorstellungen propagierte, ist der protestantische Begräbnisplatz nur eine Zwischenlösung geblieben, der zwischen katholischem Kirchhof und säkularisiertem Gemeinschaftsfriedhof anzusiedeln ist. Der protestantische Begräbnisplatz war zunächst nichts anderes als ein „weiterbenützter, alter katholischer Kirchhof, wie seine Kirche eine weiterbenützte ehemalige katholische Kirche ist“⁵⁴). Trotzdem hat es gravierende Überprägungen gegeben zum Beispiel durch Zerstörung der alten Grabmäler, durch Beseitigung der Ölberge, Kalvarienberge und Totenleuchten.

In den neuen protestantischen Gebieten wurde das frühere öffentliche Kirchenleben beschnitten, und die alte soziale Ordnung, die auch die Gräber mitbestimmte, hatte jetzt einer anderen Vorstellung weichen müssen. Der protestantische Kirchhof fungierte nun „nur noch“ als eine Stätte des Friedens, als ein Platz für andächtige Betrachtungen. Auch beim Begräbnis an sich wurde alles lediglich auf das Innenleben der Überlebenden abgestellt. Das äußere Bild des protestantischen Kirchhofs unterschied sich in der Folgezeit vom katholischen im wesentlichen durch das Fehlen der Sonderbauten und Bildwerke, der den Heiligen gewidmeten Totenkapellen, der Totenleuchten, der Öl- und Kalvarienberge, der Hochkreuze, Kapellen und Fresken. Die Beinhäuser hat man jedoch noch weit bis in das 17. Jahrhundert benutzt. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Hinweis, dass das Krefelder Beinhaus auf dem protestantischen Friedhof der Alten Kirche erst 1767 niedergelegt worden ist. Im 4. Teil dieses Beitrags wird darauf noch ge-

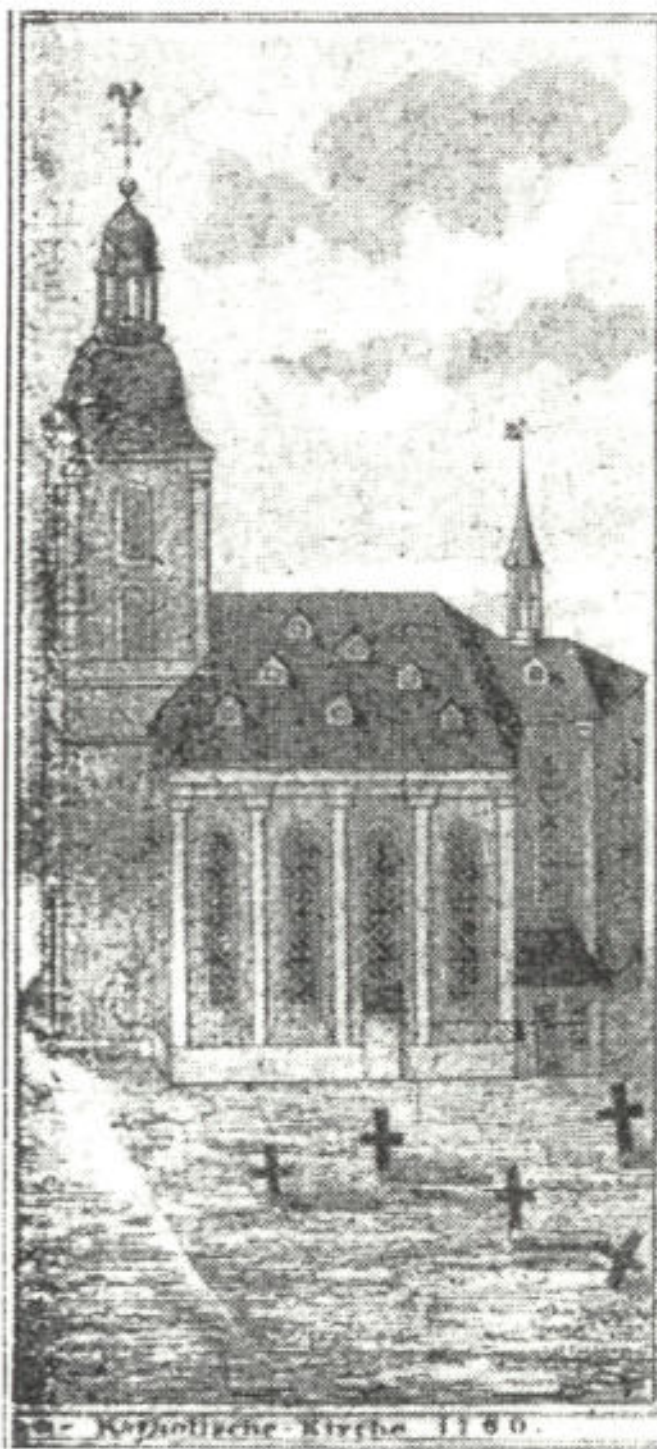


Abb. 10. Grabkreuze auf dem katholischen Kirchhof der neuen Kirche St. Dionysius; Ausschnitt aus einer Lithographie von Th. Gippers; etwa 1850

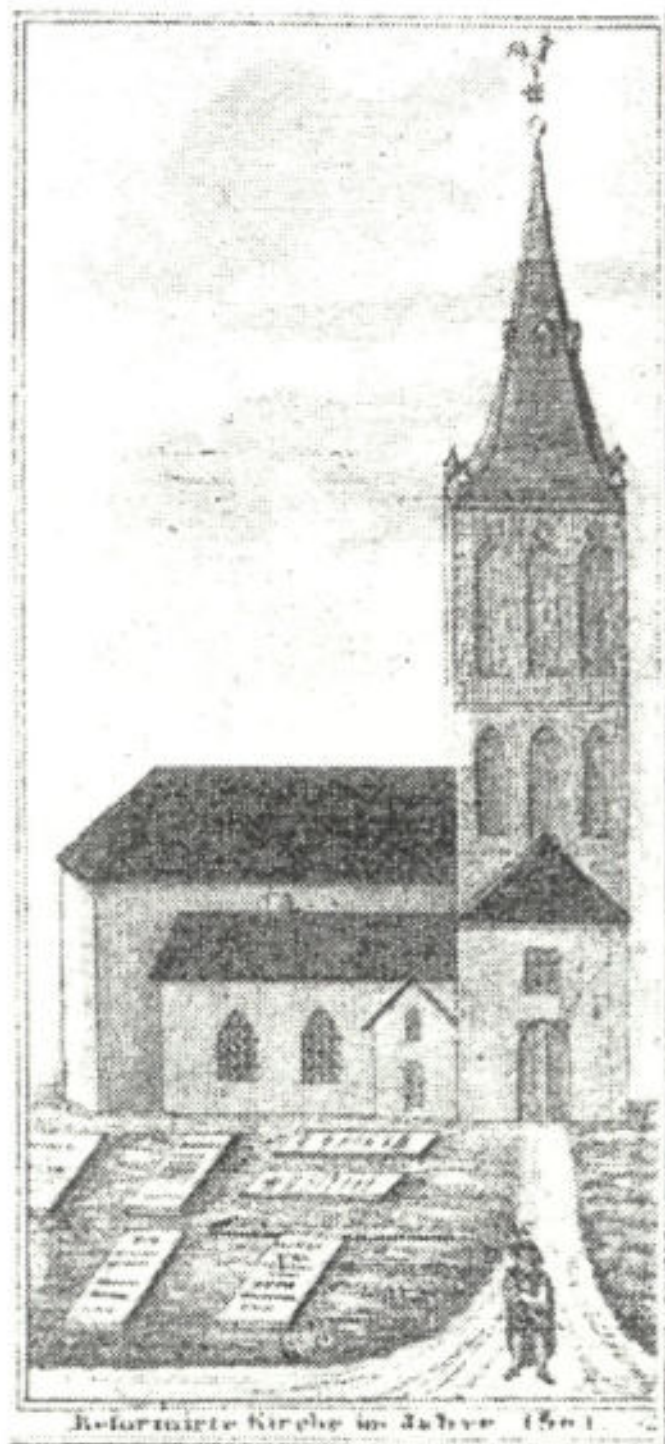


Abb. 11. Grabplatten auf dem protestantischen Kirchhof der Alten Kirche; Ausschnitt aus einer Lithographie von Th. Gippers; etwa 1850

nauer eingegangen. Der äußere Kirchhof war nach Übernahme durch den Protestantismus kein katholischer Kultplatz mehr. Von daher unterlagen die Wegführung und die Zugänge zu den Kirchen nur funktionalen Zwecken. Der sogenannte Wegring für Pro-

zessionen um den Kirchhof entfiel, da dieser Kult ebenfalls abgeschafft worden war. Bedeutsam für das Wesen eines protestantischen Kirchhofs war die Grabinschrift, weil es keine protestantischen Symbole gab. Das Gewicht lag also auf dem Wort, das immer

wieder von der Hoffnung der siegreichen Auferstehung spricht. Die Pflege der Grabmalkunst hatte einen hohen Rang. Grabplatten, manchmal sogar tumbenartig, und steinerne oder hölzerne Grabstelen herrschten vor und verdrängten die ehemals auf den

Katholizismus hindeutenden Grabkreuze (s. Abb. 10 und 11).

War der protestantische Kirchhof auch lediglich eine historische Zwischenform gewesen, so hat aber die reformatorische Vorstellung eines neuen Friedhofsbildes einen nicht unwesentlichen Anstoß zu unseren modernen Feldbegräbnissen, sprich Kommunalfriedhöfen, gegeben⁵⁵.

7. Das Ende der Grablegungen in Kirchen und Kirchhöfen

In den Hunderten von Jahren Beerdigungspraxis in den Kirchen und auf den Kirchhöfen wurden die Bestattungsräume bis an die Grenze ihres Fassungsvermögens und oftmals darüber hinaus ausgenutzt. Aus Paris liegt ein, man möchte fast sagen, makabres Beispiel vor: Dort wurden auf dem Kirchhof Saints Innocents bei einer Gesamtfläche von nur 9000 qm jährlich bis zu 2000 Tote – und in schlechten Jahren noch mehr – bestattet⁵⁶. Zwar hat es wegen der dringlichen Enge schon im Mittelalter in einigen Orten Überlegungen gegeben, die Kirchhöfe vor die Siedlung auf das freie Feld zu verlegen. Administrative und gesundheitspolitische Notstände waren die Auslöser gewesen, aber diese Maßnahme hätte zur damaligen Zeit zu sehr das religiöse Empfinden, die Bedürfnisse und die Gewohnheiten breiter Bevölkerungskreise getroffen. Bei großen Sachzwängen, wie zum Beispiel durch die Pestepidemien bewirkt, hatte man per Administration die Beerdigung außerhalb der Siedlungen durchführen können⁵⁷, wobei an dieser Stelle bemerkt werden muß, daß die Leprosorien (Siechenhäuser) schon immer einen eigenen Beerdigungsplatz an der Peripherie oder außerhalb besaßen. Bereits Martin Luther hatte im Jahre 1527 in seiner Schrift „Ob man vor dem sterben fliehen möge“ zu der Verlegung von Friedhöfen Stellung bezogen, „das begrebnis hinaus fur die stad (zu) machen“. Weiterhin führte Luther aus: „Das were mein rat. Wers thun will, der thu es. Wers besser weis, der fare ymer fort. Ich bin niemands Herr“⁵⁸. Nach genauer Analyse dieser Aussagen kommt man nur zu dem einen Schluß, daß der Reformator um das Beharren auf dem Herkömmlichen gewußt und von daher nur eine unverbindliche Aussage gemacht hat. Wie gesagt, eine Auslagerung, ohne erkennbare Not, wäre als unpopuläre Maßnahme eingestuft worden, vor allem von den Adeligen und Honoratioren, die auf ihr Erbbegräbnisrecht beharrt haben. Die Kirchen selbst aber zeigten in dieser Angelegenheit über die Jahrhunderte hinweg auch nicht Flage, da, wie bereits erwähnt, mit dem Ende der Begräbnisse in Kirche und Kirchhof durch die Verlegung auch eine wichtige Einnahmequelle versiegen würde.

Erst im 18. Jahrhundert der alles in Frage stellenden Rationalisierung des Denkens, bedingt durch die revolutionäre Aufklärung, wurde, eine wirklich tiefgreifende Reform durchgesetzt. „Nun auf einmal empörte man sich (offen!) über die Miasmen, die den Pfarrkirchen und Kirchhöfen entstiegen, und nahm Anstoß am unverhüllten, chaotischen Anblick der Vergänglichkeit, dem sich dort keiner entziehen konnte“⁵⁹.

Im Jahre 1786 hatte sich der preußische Gelehrte J. G. Kruenitz, ganz unter dem Eindruck der Aufklärung, in seiner „Oekonomisch-technologischen Encyclopaedie“ mit dieser Problematik auseinandergesetzt und auf neunzig Seiten Auflistung nachgewiesen, daß schon bereits seit 1685 über 40 Publikationen existierten, die sich mit den Negativseiten der Kirchhofbestattung kritisch beschäftigt hatten und den gleichen Tenor aufwiesen: Die Kirchenbestattungen müssen aufgegeben, die Kirchhöfe geschlossen und vor die Städte verlegt werden⁶⁰. Die Gesundheitsschäden der Bevölkerung, bedingt durch die Verwesungsdünste, waren damals durch die zeitgenössische Chemie festgestellt worden, denn bei allen Verbrennungen oder Verwesungen wird die Luft mit dem Brennstoff Phlogiston angereichert und damit, vereinfacht ausgedrückt, zu Stickluft⁶¹. Der Wissenschaftler G. E. Stahl hatte mit seiner von ihm entwickelten und in seiner Schrift „Zymotechnia fundamentalis seu fermentationis theoria generalis“ veröffentlichten Phlogistontheorie im Jahre 1697 auf die genannten Vorgänge hingewiesen, die später als Oxidation und Reduktion bezeichnet wurden. Stahls Erkenntnis war bei der von der Aufklärung beeinflussten Bevölkerung nicht ohne Resonanz geblieben. Die den Gräbern und Grüften entweichende Luft hielt man (folgerichtig) in besonderem Maße für „phlogistoniert oder mephitisch und damit für toxisch im hohen Grade“⁶². Im Zeitalter der Aufklärung hatte also endgültig ein Umdenken stattgefunden, und somit wurden die bisherigen Zustände in Kirchen und auf Kirchhöfen als Skandal empfunden. Doch der Prozeß der Umsetzung von der Theorie in die Praxis sollte zum Beispiel in Kurköln noch circa 100 Jahre dauern. Dann erst fand die Obrigkeit endlich Anlaß zum Handeln. Am Exempel der kurfürstlichen Residenz Bonn kann dieses verzögerte und auch durch Traditionen behinderte Umdenken verdeutlicht werden. Im Jahre 1787 hatte der letzte Kurfürst und 82. Erzbischof von Köln, Maximilian Franz von Österreich, jüngster Sohn der Kaiserin Maria Theresia, ein typischer Vertreter des aufgeklärten Absolutismus, die Schließung aller innerstädtischen Friedhöfe bestimmt und dem geplanten Friedhof vor dem Sternentor die Anerkennung als allgemeine Begräbnisstätte verschafft⁶³. Damit hatte er einen energischen Schlußstrich unter einen jahrzehntelangen Streit gezogen, der durch eine Verfügung des Kurfürsten und 79. Erzbischofs Josef

Clemens von Bayern im Jahre 1715, ebenfalls ganz im Sinne des aufgeklärten Absolutismus, entstanden war, angesichts der Übelstände auf den städtischen Friedhöfen eine neue Friedhofsanlage vor den Mauern Bonns anzulegen⁶⁴. Dieser letzte und entscheidende Vorstoß hatte in den folgenden Jahren und Jahrzehnten Signalwirkung im kurkölnischen Bereich gehabt, zu dem auch Uerdingen und Hohenbudberg gehörten. In Krefeld wurde auf administrativem Weg im Jahre 1814 endgültig ein neues Friedhofsgelände, der heutige Stadtgarten, vor der Stadt auf freiem Feld ausgewiesen, das aber erst ab 1825 in Benutzung genommen wurde. Der Uerdinger Kirchhof an St. Peter wurde 1828 aufgegeben und an die Moerser Straße, heute Duisburger Straße, verlegt. Neben der schon dargestellten Angst vor den Leichendünsten und der neuen Sensibilität hatte noch ein dritter Faktor zur allgemeinen Verlegung der Kirchhöfe beigetragen. Es war die neue, ebenfalls durch die Aufklärung bewirkte Einstellung der Menschen zu ihrer Sterblichkeit. Durch die Philosophen Lamettrie, Holbach und Hume, um nur einige Vertreter der neuen Richtung zu nennen, kam es zu einer Erschütterung des Glaubens an die Unsterblichkeit, die in der krassen Leugnung gipfelte. Die Gottesidee und die Verbindlichkeit der auf sie gegründeten Daseinsdeutung wurde durch die neue Lehre entscheidend geschwächt. Im Sog dieser Fakten verlor auch der Tod seinen Schrecken, seinen Einfluß, ja sogar seine Begründung! Es machte also keinen Sinn mehr, irgendwelches althergebrachtes Empfinden zu berücksichtigen, die Hygiene außer acht zu lassen und die wertvollsten innerstädtischen, zumeist zentralen Areale der Stadt, die Kirchhöfe, durch Beerdigungen zu blockieren, anstatt sie nutzvoll für die Bevölkerung zu verwenden⁶⁵. Der Einfluß des Staates auf das Beerdigungswesen war damit eingeleitet. P. Kondylis sagt dazu: „Der Anfang vom Ende Gottes zeichnet sich im Sieg des Staates über die Kirche ab, und das 18. Jahrhundert stellt gerade eine Zeit dar, in der der Staat entscheidende Schlachten im jahrhundertlangen Kampf gegen die Kirche gewinnt“⁶⁶. Der Kirchhof war eine der wichtigsten Schauplätze dieser Schlachten. „Denn mit der sanitären und ästhetischen Reform der Friedhöfe im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert ging auch ihre Kommunalisierung einher. Sie war eingebunden in den schon seit der Reformation im Gange befindlichen Prozeß der auch juristischen Verdrängung der Kirche aus dem Bestattungswesen durch den Staat“⁶⁷. Summa summarum: Man wollte nicht nur Friedhöfe an einem anderen und entlegeneren Ort. Man „verlangte Friedhöfe, auf denen man nicht mehr beständig mit der Unausweichlichkeit und der schockierenden Häßlichkeit des Todes konfrontiert würde. So schuf sich das Zeitalter parallel zu dem neuen funktionalen Friedhofstypus auch ein völlig neues Todesbild“⁶⁸.

Anmerkungen

- 1) Berger, P.: „Religiöses Brauchtum“, Heft 41, S. 9.
 2) Nach Berger, P.: ebenda, S. 9.
 3) Beitt, R.: „Wörterbuch“, S. 863.
 4) Sartori, P.: „Handwörterbuch“, HDA I, S. 1511 f.
 5) Beitt, R., S. 863 – 864.
 6) Beitt, R., S. 874.
 7) Berger, P., S. 11.
 8) Nach Haas, A. M.: „Todesbilder“, S. 50.
 9) Nach Walter, E.: „Quellen“, S. 179.
 10) Schweizer, J.: „Kirchhof und Friedhof“, S. 15.
 11) Nach Beitt, R., S. 680.
 12) Nach Schweizer, J., S. 18.
 13) Schweizer, J., S. 16.
 14) Nach Reichmann, C.: „Der alte Kirchhof“, S. 10.
 15) Schweizer, J., S. 16.
 16) Nach Vogt, H.: „Römerstraße“, Nr. 130/137.
 17) Nach Kluge: „Etymologisches Wörterbuch“, S. 232.
 18) Nach Schweizer, J., S. 17.
 19) Wüstrath, J.: „Historialis descriptio“, Manuskript im Uerdinger Heimatbund, S. 20/21.
 20) Mooren, J.: „Eigentum/Benutzung der Kirchhöfe“, S. 11 ff.
 21) Mooren, J.: S. 11 ff.
 22) Nach Opladen, A.: „Immunitätsfall aus Osterath“, S. 146 ff.
 23) Ill, M.: „Wohin die Toten gingen“, S. 16.
 24) Sehling, E.: „Evangelische Kirchenordnungen“, Bd. 5, S. 71.
 25) Nach Reichmann, C., S. 11.
 26) Kraus, F. X.: „Real-Encyclopädie“, Band II, S. 749.
 27) Nach Schweizer, J., S. 29.
 28) Ill, M., S. 16.
 29) Ill, M., S. 17.
 30) Nach Ill, M., S. 47.
 31) Nach Mooren, J., S. 93.
 32) Nach Mooren, J., S. 93.
 33) Nach Schweizer, J., S. 70/71.
 34) Nach Nießen, J.: „Sagen und Legenden“, Band 2, S. 59.
 35) Schweizer, J., S. 91/92.
 36) Nach Schweizer, J., S. 61.
 37) Nach Schweizer, J., S. 45 ff. und 71 ff.
 38) Reichmann, C.: S. 22.
 39) Schweizer, J., S. 24.
 40) Grün, H.: „Der deutsche Friedhof“, S. 5.

- 41) Nach Kaiser, J. B.: „Archidiakonats Longuyon“, Bd. 2, S. 244.
 42) Nach Kyll, N.: „Tod, Grab, Begräbnisplatz, Totenfeier“, S. 105.
 43) Majerus, N.: „Die Luxemburger Gemeinden“, Bd. 2, S. 582.
 44) Nach Mooren, J., S. 9.
 45) Arens, F.: „Iber ordinarius“, S. 74.
 46) Nach Schweizer, J., S. 77.
 47) Schweizer, J., S. 78.
 48) Nach Stollwerck, F.: „Kirchen- und Profangeschichte“, S. 57.
 49) Nach Stollwerck, F., S. 25.
 50) Nach Niepoth, W.: „Begräbnisse und Grabsteine“, S. 40 ff.
 51) Nach Schweizer, J., S. 78.
 52) Althaus, P.: „Begräbnis und Gedächtnis“, S. 37.
 53) Grün, H., S. 73.
 54) Schweizer, J., S. 98.
 55) Nach Schweizer, J., S. 97 ff.
 56) Nach Du Camp, M.: „Les cimetières de Paris“, Paris 1874, S. 622.
 57) Nach Bauer, F. J.: „Tod und Bestattung“, Heft 1, S. 10.
 58) Luther, M.: „Ob man vor dem sterben fliehen möge“ (1527), Weimarer Ausgabe 1901, S. 375/377.
 59) Bauer, F. J., S. 12.
 60) Nach Kruentz, J. G.: „Oekonomisch-technologische Encyclopaedie“, 38. Theil, S. 398 – 401.
 61) Nach Bauer, F. J., S. 12.; nach Steckner, C.: „Über die Luftangst“, S. 147 – 150; nach Corbin, A.: „Pesthauch und Blütenduft“, S. 70 und 81 – 87.
 62) Bauer, F. J., S. 12.
 63) Nach Bauer, F. J., S. 14.
 64) Nach Bauer, F. J., S. 14.
 65) Nach Bauer, F. J., S. 25 f.
 66) Kondylis, P.: „Aufklärung“, S. 361 ff., Anm. 7.
 67) Bauer, F. J., S. 27, Anmerkung.
 68) Bauer, F. J., S. 15.

Schriften

- Althaus, P.: „Das Begräbnis und das Gedächtnis der Vollendeten“, in: Der Friedhof unserer Väter – Ein Gang durch die Sterbe- und Ewigkeitslieder der evangelischen Kirche, Gütersloh 1923
 Arens, F.: „Der Iber ordinarius der Essener Stiftskirche“, Essen 1901
 Bauer, F. J.: „Von Tod und Bestattung in alter und neuer Zeit“, in: Historische Zeitschrift, Band 254, 1992, Heft 1
 Beitt, R. / „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“, Kröners Taschenausgabe
 Berger, P.: „Religiöses Brauchtum im Umkreis der Sterbeliturgie in Deutschland“, in: Forschungen zur Volkskunde [Hrsg.: Kötting, B./Schröder, A.] Heft 41, Münster 1966

- Corbin, A.: „Pesthauch und Blütenduft“ – Eine Geschichte des Geruches, Berlin 1894
 Du Camp, M.: „Les cimetières de Paris“, in: Revue des Deux Mondes, XLIV Année, 3^{ème} Période, Tome 2^{ème}, Paris 1874
 Grün, H.: „Der deutsche Friedhof im 16. Jahrhundert“, in: Hessische Blätter für Volkskunde, Nr. 24, 1925
 Haas, A. M.: „Todesbilder im Mittelalter“ – Fakten und Hinweise in der deutschen Literatur, Darmstadt 1989
 Ill, M.: „Wohin die Toten gingen“ – Begräbnis und Kirchhof in der vorindustriellen Zeit, Zürich 1992
 Kaiser, J.B.: „Das Archidiakonats Longuyon am Anfange des 17. Jahrhunderts“, 2 Bände, Heidelberg 1928 – 1929
 Kluge: „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache“, Berlin 1924
 Kondylis, P.: „Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus“, Stuttgart 1981
 Kraus, F.X.: „Real-Encyclopädie der christlichen Altertümer“, 2 Bände, 1884 – 1886
 Kruentz, J. G.: „Oekonomisch-technologische Encyclopaedie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirtschaft, und der Kunst-Geschichte“, 38. Theil, Berlin 1786, Artikel: Kirch-Hof
 Kyll, N.: „Tod, Grab, Begräbnisplatz, Totenfeier“ – Zur Geschichte ihres Brauchtums im Tiroler Lande und in Luxemburg unter besonderer Berücksichtigung des Visitationsberichtes des Regino von Prüm († 915), Bonn 1972
 Luther, M.: „Ob man vor dem sterben fliehen möge“ (1527), in: Luthers Werke, Weimarer Ausgabe, Band 23, 1901
 Majerus, N.: „Die Luxemburger Gemeinden nach den Weistümern, Lehenserklärungen und Prozessen“, 7 Bände, Luxemburg 1955 – 1963
 Mooren, J.: „Ueber Eigenthum und Benutzung der Kirchhöfe auf dem Preussischen Gebiet des linken Rheinufers“, Köln/Neuß 1857
 Niepoth, W.: „Von den Begräbnissen und den Grabsteinen in der Alten Kirche zu Krefeld“, in: Die Alte Kirche zu Krefeld [Hrsg.: Presbyterium der Evangelischen Kirchengemeinde Krefeld], Krefeld 1952
 Nießen, J.: „Sagen und Legenden vom Niederrhein“, Band 2, Kempen 1911
 Opladen, A.: „Ein Immunitätsfall aus Osterath aus dem Jahre 1740“, in: Die Heimat, 1934, S. 134 ff.
 Reichmann, Chr.: „Der alte Kirchhof am Niederrhein in Literatur, Bild und archäologischem Befund“ – Begleitheft zur Ausstellung vom 26.10.1997 – 31.1.1998 [Hrsg.: Stadt Krefeld – Museum Burg Linn], Krefeld 1997
 Sartori, P.: „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“, 10 Bände, Berlin-Leipzig 1927, HDA I
 Schweizer, J.: „Kirchhof und Friedhof“ – Eine Darstellung der beiden Haupttypen europäischer Begräbnisstätten, Linz/Donau 1956
 Sehling, E.: „Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts“, 5 Bände, Leipzig 1902 – 1913; 5. Band, 1913
 Steckner, C.: „Über Luftangst“ – Chemische Anmerkungen zum Tod“ – Wie die Alten den Tod gebildet, Wandlungen der Sepulkralkultur (Kasseler Studien zur Sepulkralkultur, Band 1), Mainz 1979
 Vogt, H.: „Beiderseits der Römerstraße“ [Hrsg.: Uerdinger Heimatbund], Krefeld-Uerdingen 1983
 Walter, E.: „Quellen lebendigen Wassers“, Freiburg 1953
 Wüstrath, J.: „Historialis descriptio Ecclesiae Parochialis in Urdingen quantum quidem mihi innotescere potuit et ex aliis intelligere atque cognoscere valuerim“ (1620/1649); Manuskript aus dem Lateinischen übersetzt, Uerdinger Heimatbund, Archiv Nr.: 27 A 4/23

Der Verfasser dankt Herrn Karl Engels vom „Uerdinger Heimatbund“ für seine Unterstützung und wertvollen Hinweise.

„Wohlklangs-m“ und „Wohlklangs-n“ in der Krefelder Mundart

von Kurt Hausmann

Däm Bletz es bee enne jitzjem Buor en dän Hooef enjeschlare. Kört drop brennt och noch dän Tuorel van de Kirk. Wä es et schold? - Osen Herrjott.

Der Leser, für den Mundart Muttersprache ist, wird beim Lesen des Textes keine Schwierigkeiten haben. Anders ist das vielleicht mit dem Mundartfreund, der die Sätze ins Hochdeutsche übertragen muß, um sie zu verstehen.

„en dän Hooef“ – natürlich – Akkusativ!
„bee enne jitzjem Buor“ – selbstverständlich – ein Dativ!
„van de Kirk“ – ganz klar – ein Genitiv!
Aber jetzt! „däm Bletz“, „dän Tuorel“, „osen Herrjott“ – lauter Nominative?

Halt, halt, mein lieber Mundartfreund! Du bist auf dem Holzweg!

In der Mundart wird von den vier Fällen lediglich der Genitiv durch das Vorsetzen von „van“ gekennzeichnet, der Artikel bleibt immer gleich, wie an dem folgenden Beispiel zu sehen ist:

Nominativ: der Männ = dä Mann, Genitiv: des Mannes = van dä Mann
Dativ: dem Mann = dä Mann, Akkusativ: den Mann = dä Mann

Wie ist dann der obige Satz zu erklären?

Schon 1875 schrieb Heinrich Röttches in seiner Arbeit über „Die Krefelder Mundart und ihre Verwandtschaft mit dem Altsächsischen, Altenglischen und Althochdeutschen“ auf S. 17 unter Bemerkung 69:

„Folgt auf ein mit e (ä) [1] schließendes Wort ein solches, das mit einem Vokal, h, d oder t beginnt, so erhält das erstere zur Vermeidung von Kakophonie [2] ein n vor b jedoch m: ...“

[1] Röttches verwendet für e (ä) das Lautschriftzeichen e

[2] Kakophonie = Mißklang

„Wohlklangs-laute“ beim Artikel

Für uns bedeutet die Bemerkung 69, daß der Artikel im Singular vor einem männlichen Substantiv stehen muß, damit sie wirksam wird. Es heißt also:

„Wohlklangs-n“

der Esel = dän Eäsel, ein Affe = ennen Aap, der Ofen = dän Ooewe, der Hut = dän Hoot, ein Hase = ennen Haas, der Hof = dän Hooef, der Dünne = dän Dönne, ein Teig = ennen Dieeg, der Tag = dän Dag, der Zahn = dän Tank, ein Ton = ennen Tuon, der Tünnis = dän Tünnis

„Wohlklangs-m“

der Besen = däm Bessen, eine Beule = ennem Blötsch, der Baum = däm Buorn, ein Kuß = ennem Butz, der Körper = däm Balg.

Nicht unerwähnt bleiben sollte, daß für Röttches die „Wohlklangsregel“ auch für unbestimmte Artikel im Neutrum Singular galt. Das ist heute nur zu verstehen, wenn man weiß, daß um 1875 der unbestimmte Artikel vor einem Neutrum „e“ hieß.

Man sagte:

ein Gesicht = e Jesieech, ein Schwein = e Ferke, ein Kreuz = e Krütz, ein Kind = e Kenk, ein Vögelchen = e Vüeljelke

Aus „ein“ = „e“ wurde dann vor einem „Vokal“, „h“, „d“ oder „t“ zu „ein“ = „en“, vor „b“ zu „ein“ = „em“.

Beispiele:

ein Essen = en Eäte, ein Haus = en Huus, ein Tuch = en Dock, ein Bürgersteig = en Trotte-war und aus ein Buch = em Bock, ein Bein = em Bieen, ein Blümchen = em Blömke.

Durch den immer stärker werdenden Einfluß des Hochdeutschen auf die Mundart ist schon lange aus dem „ein“ = „e“ bei Röttches ein = „en“ vor allen Substantiven im Neutrum geworden. Damit entfällt für uns die Anwendung der „Wohlklangsregel“ im Neutrum ganz.

„Wohlklangsregel“ bei zusammengesetzten Substantiven

Op däm Buorenhooef woer ennen Duorieen. Dä Schüerendrescher reep die Feuerwehr. Dä Jieetombock sprong över dä Jaardentuun. Pitterke fehl uut dä Pruumembuorn op sinnem Boxemboorn. Däm Buor on sin Frau wuoße net, wo denne dä Kopp stong, bös dat die Feuerwehr uut dat Spüetenhuus aangesaust kooem.

Der Text zeigt, daß die „Wohlklangsregel“ auch bei zusammengesetzten Substantiven gilt. Dabei gibt es keine Einschränkung, wie die folgende Übersicht zeigt. Es kommt nur darauf an, daß das Bestimmungswort auf „e“ endet und das Grundwort mit einem „Vokal“, „h“, „d“, „t“ oder „b“ beginnt.

Übersicht	Maskulinum
	Dä Piefendeckel dä Zuppenteller
	dän Elleamboog dä Kooehlenooewe
	Femininum
	„Wohlklangs-n“ die Pruumentaat die Kirkendüer
	„Wohlklangs-m“ die Moppembud die Sieepemblooes
	Neutrum
	dat Entenei dat Reäkenheft
	dat Tieekemblatt dat Reäkembock

„Wohlklangs-laute“ beim Adjektiv

Die Feuerwehrlü klömden op dä Söller. Doee looeg enne juuten Huop Kiamotte: ennem bunktem Ball van? Pitterke, enne klieenen Aap uut Plüsch, däm bruunen Aanzog van dän alden Uohme, ennem bonktem Hoot van Opa on en die Eck stung ennen dreedüerije Kle'ërkaas on enne kapodden Düesch.

Dem aufmerksamen Leser ist sicher nicht entgangen, daß sowohl die Artikel vor beige-fügten Adjektiven als auch die Adjektive selbst einen „Wohlklangs-laut“ erhalten, wenn die nachfolgenden Wörter die entsprechenden Anfangsbuchstaben haben.

Weitere Beispiele:

der junge Bursche = dä jongem Boersch,
eine große Not = enne ruoten Uosel, der
dicke Hauswirt = dän dicken Hospes, ein
besseres Benehmen = ennem beäterem Ben-
nim, ein alter Besen = ennen aldern Bessem

„Wohlklangslaute“ bei Adverbien

*Op däm boeverschedem Balk van't Huus
sooet dän Hahn. Wie dä nou dat FÜR sooeh,
floog hä op dän Hoof van die Nobbere on
satt sech op dän hengeren Duuvestall. Wat
jooev dat für en Oprejung onger die Dieres
neävenaant!*

Wie dem Text zu entnehmen, stehen „Wohl-
klangslaute“ sowohl bei beigefügten als
auch bei zusammengesetzten Adverbien,
wenn die entsprechenden Laute folgen.

Weitere Beispiele:

der untere Haken = dän ongeren Hoock, der
andere Tag = dän angeren Dag, der bessere
Bau = däm beäterem Boo, untendurch = on-
genduor, untendrauf = ongendrop, nebenan
= neävenaant, zwischendurch = töschenduor,
nebenbei = neävembe, obendrauf = booe-
vendrop

„Wohlklangslaute“ bei Verben

*Die Feuerwehrlü klömden die Ledder erop.
Möt dä lange Schlauch jitschden die dat
FÜR uut. Et düerden en Stund off twee on
die fließeje Männer hadden dat FÜR onger
Kontrol. Dooe ömden däm Buor ens deep
duor, wie hä sooeh, dat Huus on Ställ jerettet
woocere.*

In der Regel haben Verben in der Mundart im
Gegensatz zum Hochdeutschen kein „En-
dungs-n“.

Beispiel:

schreiben = schrieve (schriev, schriev, je-
schriev), ech schriev, dou schrivvs, hä
schrivvt, w'r schrieve, ihr schrivvt, se
schrieve.

Im angeführten Text haben die Verben
manchmal sogar im Singular ein „n“ an-
gehängt. Schaut man genau hin, so erkennt
man, daß das jedesmal vor einem „Vokal“,
„d“, „t“ oder „h“ der Fall ist. Es handelt sich
also um ein „Wohlklangsn“.

Dieses „Wohlklangsn“ entfällt aber, wenn
die Verben vor Konjunktionen (Bindewörtern)
stehen, die einen Nebensatz einleiten.

Er kann nicht lesen, aber lügen wie gedruckt.
Hä kann net leäse, äver lüje wie jedruckt.

Ferner sollte das „Wohlklangsn“ entfallen,
wenn ein Bindewort zwischen Aufzählungen
von Tätigkeiten steht. Der Titel des schönen
Mundart-Liederbuches „Für te senge on te

danze“ zeigt das. Das gilt natürlich auch für
andere Beispiele:

Er kann weder lesen noch schreiben.
Hä kann net leäse off schrieve.

Ein „Wohlklangsn“ vor „b“ am Ende von
Verben konnte bei Krefelder Mundartautoren
nicht gefunden werden. Anders im Hülser
Platt.

Margret Boixen schreibt in ihrem Buch „Ens
sue jeseit“, Hüls 1995, S. 102, im Gedicht
„Hetz“: „Donn löitem Bletze“ (Dann leuchten
Blitze) und auf S. 111 zum Thema „Bläer“:
„Sänk fielem Bläer“ (Sanft fielen Blätter). Auf
S. 112 steht unter der Überschrift „Die all
Fackel vörtelt“: Me bruckdem bluos ens neu
mech te kleäwe“ (Man brauchte mich (die
Fackel) nur neu zu kleben).

„Wohlklangslaute“ bei anderen Wortarten

a) Pronomen (Fürwörter)

Bei Pronomen, die auf „e“ oder „ä“ enden,
wird die „Wohlklangregel“ nur hin und wie-
der angewendet.

Beispiele:

Ich gebe ihnen das neue Buch.
Ech jeäv dennen (dännen) dat nöie Bock.
Ich habe solchen Hunger.
Ech häb sonnen Honger.
Ich finde keinen Besen.
Ech feng kinnem Bessem.
Welchen Baum meinst du?
Watvannem Buom mins dou?
Welchen Apfel möchtest du?
Watvannen Appel möits dou?
Das ist mein Esel (unser Hund, euer Baum).
Dat es minnen Eäsel (osen Hunk, ührem
Buom).

b) Numeralien (Zahlwörter)

Bei den zusammengesetzten Zahlwörtern
wird das „Wohlklangsn“ auch vor „zig“ ein-
gesetzt.

17 = sieeventehn, 90 = nieejenzig, 700 = sie-
evenhongert, 9000 = nieejendusend, 1 Affe
= ieenen Aap, der 1. Hund = dän irschden
Honk, eine halbe Kartoffel = ennen halven
Eärpel, ein halber Bücking = ennen halvem
Böckem (lauter männliche Substantive)

aber: eine halbe Tasse = en halve Tass, ein
halbes Tier = en halv Tier

c) Präpositionen (Verhältniswörter)

gegen = jeäje – gegen die Mauer = jeäjden die
Mauer, neben = neäve – neben dem Haus =
neävden dat Huus, zwischen = tösche – zwi-
schen den Leuten = töschden die Lü.

Beispiele aus der Krefelder Mundartliteratur

Die bekanntesten Krefelder Mundart-Auto-
ren der vorigen Generation sind in dem
Büchlein „Kriewel jister, vandag on morje“,
das 1969 anlässlich der Sechshundertjahr-
feier der Stadt Krefeld erschienen ist, zu
Wort gekommen. Bei jedem der elf Autoren
sind Beispiele zu finden, in denen die „Wohl-
klangslaute“ dargestellt werden.

„Wohlklangsn“

„Be't jonge Volk jieht de Wett, wä sinnem
Bärm et jrötts hät am brennel“ (Hanns Stein-
bach, S. 41)

„Onger de Kaschtaiemboom“ (Heinrich Oel-
hausen, S. 53)

„Et mu'eß ald enne jenzem Bärm Ärbet
jedo'en s'ien, bevür et noh de Scholl jing.“
(Johanna Overdick, S. 63)

„Nou st'ieht däm Bäu ald vür de Düer.“ (Jo-
sef Brocker, S. 71)

„Wohlklangsn“

„...., wie töschden os on Amerika dat jru'ete
Water leggt.“ (Gerd Driesch, S. 23)

„Sonndags, dann lüen die ömmer su'e
schüen.“ (Willi Hermes, S. 27)

„Do'e mu'eß dän Düwel de Hank en't
Spiel hääbe.“ (Theo Mülders, S. 55)

„Ech well, dat ech vür osen Herrjott on vür
de Mensche bestooehn kann.“ (Peter Esser,
S. 67)

„Do'e leggt de janzen Hieemel dren.“ (Wil-
helm Schlüter, S. 73)

„On wie de Steppesonn so klar dä jriesen
Duod aanschi'en.“ (Josef Lenders, S. 91)

„Dofür well ech kenen Dank.“ (Jupp Schäfer,
S. 92)

Im Wörterbuch „Kriewelsch van A bes Z“
weist Willi Hermes auf S. 11 unter der Über-
schrift „Sprachgebrauch“ ausführlich auf die
Regel vom „Wohlklangsn“ hin. Im Wörter-
buch selbst stehen zahlreiche Beispiele, in
denen beide „Wohlklangslaute“ dargestellt
werden. Dennoch wenden einige heute le-
bende Mundart-Autoren die „Wohlklang-
slaute“ selten oder gar nicht an. Denken sie
wie Wilhelm Grobben aus Kempen? Er hat
1937 am Ende seines Büchleins „Ut Boosch
on Bengt on Bongert“ begründet, warum er
das „Wohlklangsn“ nicht immer angewandt
hat. Er schreibt: „Ein Selbstlaut vor anlauten-
dem B (b) wird durch „m“ im Laute angegli-
chen. Diese Angleichung ist aus Gründen
des leichteren Verständnisses nicht immer
schriftlich dargestellt“.

Was auch immer der Grund für die Vernach-
lässigung der „Wohlklangslaute“ sein mag:
Dieser Beitrag wird hoffentlich helfen, daß
charakteristische Regeln unserer Krefelder
Mundart nicht in Vergessenheit geraten.

Möt hölsche Tüen duer Joehr on Doach

von Margret Boixen

Vorbemerkungen der Redaktion:

Margret Boixen ist in Hüls aufgewachsen, also jenseits der sogenannten Uerdinger Linie, die das niederfränkische Sprachgebiet am Niederrhein unterteilt. Deshalb klingt ihre Mundart für Krefelder ungewohnt. Nicht nur „ek“ und „ech“ bilden den Unterschied, wie beim Lesen ihrer Verse sich leicht feststellen läßt. Aber mit etwas Einfühlungsvermögen wird sich auch der „NichtHülser“ in die oft nachdenklich machenden Texte von Margret Boixen einlesen und seine stille Freude daran haben.

K. H.



Früjoerhsjedonke

Öt wäes,
öt blütt,
öt lööt. -
Ek leäw!

En dä Wald

Dat junge Jrönt, dat mäck sech breet.
Dä Wald zeich os de schönste Klüer.
Hä hellt dat oll füler os jereet,
als wenn et selvsvörständlech wüer,
dat Früüs on les hä üewerstonge.

Dat alde Loov, dat hät jewämb,
wat en dä Jrunk sech höeschkes dieen.
Dat Wounger von dä Wönkterschloep,
dat ös nou wier füler os tu siehn
on zeich os heel die schönsde Färve.

Die Sounn schinnt duer dat leete Loov
on mäck os oll dat Hatt sue wiet.
Möt Donk jont weei nou duer dä Wald.
Die Wönktersorje wööd me quiet.
Weei dörwe möt die Vüejel senge.

Suemerjedonke

Öt klengk,
öt sengk. -
Ek luster,
ek kiek. -
Ek seng möt.

Suemer

Wounger, Wounger, woe me kick,
Wounger ronkseröm.
Olles drivv on blütt on sprutt
buute röm on töm.

Wounger, Wounger, woe me hüet,
Wounger ronkseröm.
Olles sengk on summb on flött
buute röm on töm.

Wounger, Wounger ömmer miehr,
et nömbb jaar jenn Eng.
Neähm se op on donk doefüer!
Falt die Häng on beän!

Hersjedonke

Leäwe - sterwe -
leäwe - sterwe -
Wie döck noch?
Bön ek jereet?

Hersweär

Öt reäjend,
öt sipp,
öt klatsch vür de Rute.
Dän Hers drivv en jarschtech
Spellike doe buute.

Hä jach os,
hä drivv os,
hä hellt os op Schött.
Dä Wönk ös ant bloese,
dat Waater, dat spött.

Hä klatscht
möt din Poet
on jripp sech din Bänkske,
spelt Fuutboal on Fonge
möt Emmer on Plänkske.

Hä schmitt
von die Bäum os
die Äes on die Tocke.
Bliev nett en din Stüvvke
ant Örke maa hockel!

Wönkterjedonke

Waade on hoepe,
Keäze wärme,
maaken dän Düster hell.
Ek hoep!

Leeit bringe

En dän Dounkele
en Keáz aanmaake.
Enne Stroehl jeeht op. -
Op dese Stroehl
eruutjoehn en de Welt
on ongere dä Weäch wiese. -
Stroehle rieke wiet.

Dän Doach fängk aan

Die Sounn jeht op,
dän Doach fängk aan.
Ek hüer dä Meäleng senge.
Jrad uut dä Schloep,
ek luster stöll
on kann jen Rauh miehr fänge.

Ek stell mech vür,
die Sounn, die jeht
nou üewer Berg on Wälder,
on jriese Schwa,
dä lääg sech stöll
noch üewer Wies on Felder.

Dat Lonk, dat hellt
dän Oem noch aan.
En Kirkenuhr deet schlare,
on en Jedounke
fühl ek mech
von Flüjele jedrare.

Maa kött woer blueß
dä stöllen Droom.
Dän Doach hät aanjefonge.
Maa hät dä Meäleng
laater donn
nie miehr sue schuen jesonge.

Dou böß sue wiet

Die Neit woer longk,
min Hatt woer schwoer.
Es blueß dat Leed
noch füler mech doe?

Wän hüet mech aan
en oll min Nuet?
Dä os versproek
dur sinnen Dued

os Hölp tu sienen
en Ängs on Nuet?
Hölp dä mech niet?
Hä schint mech sue
onendlech wiet.

Der Verein für Heimatkunde 2000/01

von Reinhard Feinendegen

Die Hauptversammlung des Vereins fand am 10. März 2001 statt und wies eine Rekordbeteiligung auf. Ca. 120 Teilnehmer waren in die Volkshochschule gekommen, um die informativen und zugleich amüsanten Ausführungen von Dr. Georg Cornelissen vom Amt für rheinische Landeskunde in Bonn zu hören, der über das Thema „Krefelder und Uerdinger Platt – zwei Schwestermundarten“ referierte. Die anschließenden Regularien standen im Zeichen des Wechsels in der Kassenführung des Vereins. Frau Maria Wenders, die sich 15 Jahre lang mit großem Engagement als Kassenwartin für den Verein eingesetzt hat, legte ihr Amt in jüngere Hände und wurde zum Dank für ihre vorzügliche Arbeit zum Ehrenmitglied des Vereins und in den Vereinsrat gewählt. Als neuen Kassenwart des Vereins wählte die Versammlung Herrn Peter Vermeulen, den Vorstandsvorsitzenden der Culturplan AG in Krefeld (Tannenstr. 42 – 44, Tel. 02151/36330). Wiederwahlen als Vereinsratsmitglieder gab es für Dr. Christoph Reichmann und Michael Rothhoff.

Der Vereinsbeitrag wurde durch einstimmigen Beschluß der Hauptversammlung auf 35,20 DM erhöht und ist damit immer noch konkurrenzlos niedrig, wenn ähnliche Vereine zum Vergleich herangezogen werden. Er beträgt ab dem 1. Januar 2001 € 18,-. Bei Abbuchern wird die Umstellung automatisch vorgenommen; wer per Dauerauftrag bezahlt, muß selbst bei seiner Bank die Änderung veranlassen.

Für „die Heimat“ gilt ebenfalls ab dem vorliegenden Jahrgang ein neuer Preis: im Buchhandel kostet sie jetzt 40,70 DM (ab 1. 1. 2002 € 20,80). Mitglieder können zusätzliche Exemplare weiterhin für 35,20 DM (18,- €) erwerben (beim Vorsitzenden oder beim Schriftführer). Ältere Jahrgänge – soweit vorhanden – und andere Publikationen des Vereins sind wie bisher im Stadtarchiv erhältlich.

Die Mitgliederzahl ist – zum ersten Mal seit langer Zeit – etwas zurückgegangen. Sie beträgt zur Zeit (5. 11. 01) 924 (unter Einrechnung der Ab- und Zugänge zum Jahresende: 905). Dem Verein sind zwar im vergangenen Jahr viele neue Mitglieder beigetreten, aber auch die Tatsache, daß das Durchschnittsalter relativ hoch liegt, machte sich bemerkbar – wie in allen Vereinen dieser Art. Immer wieder auf den Verein und auf „die Heimat“ interessierte Mitbürgerinnen und Mitbürger aufmerksam zu machen, sollte jedem Mit-

glied Herzenssache sein. Probehefte unseres Krefelder Jahrbuches „die Heimat“ können gerne zur Verfügung gestellt werden (vom Schriftführer).

Der 71. Jahrgang der „Heimat“ wurde allenthalben erneut sehr positiv aufgenommen. Er wies außergewöhnlich viele Farbbildungen auf, was sich im Herstellungspreis niederschlug. Die Auflage wird im laufenden Jahr von 1850 Exemplaren auf 1700 zurückgenommen, damit Kosten gespart werden. Die Zuschüsse, die bisher vom Landschaftsverband Rheinland und vom Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz gezahlt wurden, sind leider gekürzt worden. Eine weitere Verschärfung der finanziellen Situation ist zu erwarten. Allen, die weiterhin den Verein und „die Heimat“ mit Spenden, zweckgebundenen Beihilfen oder Inseraten unterstützen, sei herzlich gedankt, insbesondere der Stadt Krefeld, die unter anderem die Zahl der ihr kostenlos gelieferten „Heimat“-Bände deutlich reduzierte und damit die Verringerung der Auflage ermöglichte. Was die redaktionelle Seite der „Heimat“ angeht, so ist einerseits die erfreuliche Feststellung zu treffen, daß an geeigneten Manuskripten und Autoren kein Mangel ist – erneut mußten mehrere Beiträge bis zum nächsten Jahr zurückgestellt werden –, andererseits die Redaktion aber dringend Ausschau hält nach jüngeren Mitgliedern, die an der reizvollen Arbeit des Jahrbuch-Machens Interesse haben und sich vielleicht als Juniorpartner der Redakteure (in Vorbereitung einer Nachfolgeregelung) zur Verfügung stellen möchten. Eine kurze Fühlungnahme mit dem Vorsitzenden könnte die Sache in Gang bringen.

Die wichtige, vom Verein herausgegebene Publikationsreihe „Krefelder Archiv. Neue Folge“ wird in Kürze um den Band 5 erweitert werden. Dieter Hangebruch hat das Tagebuch der Brüder Claes und Abraham ter Meer (1732 – 1756) bearbeitet und damit eine bedeutende Quelle für die Geschichte Krefelds im 18. Jahrhundert erschlossen.

Die wissenschaftliche Neubearbeitung der Stadtgeschichte schreitet fort. Nachdem im Dezember 2000 Band 2 erschienen konnte, wird jetzt intensiv an Band 4 gearbeitet, der die Kirchen-, Kultur- und Stadtbaugeschichte der Zeit zwischen 1600 und 1900 umfassen wird. An dem Unternehmen sind Mitglieder des Vereins für Heimatkunde maßgeblich beteiligt.

Weitere Publikationen, die direkt oder indirekt mit der Vereinsarbeit zu tun haben, sind aus dem Mundartbereich zu vermeiden: Nach dem großen Erfolg des Kalenders „Suokalle de Lüh“ im Jahre 2001 hat der Arbeitskreis Mundart im Verein für Heimatkunde auch für 2002 einen Postkartenkalender mit vielsagenden Sprüchen und aussagekräftigen Zeichnungen (von Ulf Tabbert) herausgegeben, der ein guter Begleiter durch das Jahr ist. Der „Baas“ des Arbeitskreises, Heinz Webers, ist Herausgeber eines hübschen kleinen Büchleins „Schönen Duorien“ mit „Stöckkes op oser Platt“, das zahlreiche Beiträge von Arbeitskreismitgliedern vereinigt. Das im vergangenen Jahr erschienene Wörterbuch „Kriewelsch – Deutsch, Deutsch – Kriewelsch“ kommt in Kürze schon in zweiter, verbesserter und ergänzter Auflage heraus. Der Arbeitskreis hat auch seiner Veranstaltung „Enne Morje in Kriewel“ im Oktober 2000 eine sehr erfolgreiche Fortsetzung in diesem Jahr folgen lassen.

Die Sommer-Studienfahrt des Vereins nach Kalkar-Hanselaer-Wissel-Grieth fand ein ungewöhnlich lebhaftes Echo; leider mußten viele Absagen erteilt werden. Die Glücklichen, die einen Platz bekommen hatten, waren begeistert. Im Herbst stand ein Studien-Nachmittag in Moers auf dem Programm, der einen Besuch im Grafschafter Museum (Schloß) mit einem kulturhistorischen Stadtrundgang verband.

Die als Ergänzung zum Museum Burg Linn seit vielen Jahren geforderte Schiffshalle ist endlich begonnen worden, nachdem die Finanzierung des städtischen Anteils durch den Verein für Heimatkunde und den Verein der Linner Museumsfreunde (je 45000 DM) sichergestellt worden ist.

Im übrigen sind Vorstandsmitglieder weiter in verschiedenen Gremien (Denkmal Ausschuß, Landschaftsbeirat, Jury für den Krefelder Denkmalpreis) und bei zahlreichen Projekten beteiligt, die mit Stadtgeschichte, Stadtgestaltung, Landschaftsschutz zu tun haben. Leider konnte der Abriß der markanten Lagerhäuser der Spedition Müncker am Uerdinger Rheinufer (s. das Titelbild des vorliegenden Jahrgangs!) nicht verhindert werden. Erfreulich ist dagegen, daß die Vereinsarbeit auch vielfach Anerkennung findet und die Beratung durch den Verein von amtlichen Stellen wie von privater Seite gern in Anspruch genommen wird.

Bücher

Geschichte und Kultur des Herzogtums Geldern

Band 100 der Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Geldern und Umgegend. Teil 1: Aufsätze, Teil 2: Katalog zur Ausstellung „Das goldene Zeitalter des Herzogtums Geldern“. Geldern 2001

Die beiden großformatigen umfangreichen (527 und 252 Seiten) Bände, die auch in anderen Reihen erscheinen (auch in niederländischer Sprache) holen zum 150jährigen Bestehen des Historischen Vereins für Geldern und Umgegend das nach, was 1984 bereits für die Herzogtümer Jülich, Kleve und Berg (mit „Land im Mittelpunkt der Mächte“) und 1985 für Kurköln (mit „Land unter dem Krummstab“) geleistet wurde. Es liegen nun Ausstellungskataloge und Aufsatzsammlungen für alle großen Territorien des Niederrheins vor, und Geldern übertrifft die anderen, nicht nur im Umfang, sondern vor allem in der weitreichenden Ausdehnung in die heutigen Niederlande hinein. Der Katalogband begleitet die Ausstellung, in deren Mittelpunkt Geschichte, Kunst und Kultur im Gelderland des 15. und 16. Jahrhunderts stehen, einem wahrlich „goldenen“ Zeitalter, wie die Fülle der Zeugnisse zeigt, die für die an vier Orten (drei in den Niederlanden) gezeigte Ausstellung zusammengetragen wurde. Nicht nur die kirchliche Kunst kann begeistern (die hervorragenden Skulpturen des „geldrischen Heiligenshimmels“ und die Tafelbilder der Altäre), auch die Handschriften weisen Exemplare von erlesener Schönheit auf. Des weiteren ist die Kultur der Burgen und Städte aufs beste dokumentiert und erläutert. Eine – eingebundene – „Beilage“ ist dem Leben auf dem Lande gewidmet. Die Abbildungen – durchweg farbig –, die Texte zu den Exponaten, die Literaturverweise, alles zeugt von der Sorgfalt und Sachkenntnis der Bearbeiter. Die Endredaktion der deutschen Ausgabe lag in den Händen von Robert Plötz, in dessen „Niederrheinischem Museum“ in Kevelaer die Ausstellung zuerst zu sehen war. Interessenten haben vom 1. Dezember 2001 bis 10. Februar 2002 die Gelegenheit, den Ausstellungsbesuch in Zutphen nachzuholen, vom 2. März bis 28. April 2002 in Roermond. Die Aufsatzsammlung im ersten Band wurde von Johannes Stinner und Karl-Heinz Tekath betreut. Sie gliedert sich in sechs Teile, von denen die ersten drei die geschichtliche Entwicklung nachzeichnen (17 Beiträge); es folgen große Kapitel über Verfassung, Verwaltung, Wirtschaft und soziale Verhältnisse (16 Beiträge) sowie über Kunst und Kultur (10 Beiträge). Den Schluß bilden 5 Beiträge über Gelderland-Bewußtsein und -Identität sowie ein chronikalischer Anhang. Viele ausgewiesene Fachleute aus Deutschland und den Nieder-

landen vermitteln ein nahezu erschöpfendes Bild all dessen, was sich für den Historiker mit dem Stichwort „Geldern“ verbindet. Ein Orts- und ein Personen-Index fehlen leider, hätten den Wert des Bandes aber beträchtlich erhöht. Trotzdem: ein imponierendes Werk ist entstanden.

Fd.

Dieter Geuenich (Hrsg.): Köln und die Niederrheinlande in ihren historischen Raumbeziehungen (15. – 20. Jahrhundert)

Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein insbesondere das alte Erzbistum Köln (zugleich Jahressgabe der Niederrhein-Akademie und des Vereins zur Erhaltung des Xantener Domes e.V. zum Jahre 2000). Pulheim 2000

Das erste wissenschaftliche Kolloquium der 1998 in Xanten gegründeten Niederrhein-Akademie, die bisher schon mit einer Schriftenreihe, darin der „Atlas zur Geschichte des Niederrheins“, an die Öffentlichkeit getreten ist, widmet sich dem im Titel genannten ehrwürdigen, aber gewiß nicht ausgeschöpften Thema. Im Vordergrund der durchgehend sehr ertragreichen (mehr als zwanzig) Beiträge stehen Fragestellungen aus Sprach-, Wirtschafts-, Kunst-, Kirchengeschichte. Die Abhandlungen im einzelnen zu referieren oder auch nur zu nennen verbietet sich. Erwähnt sei allerdings der „Debattenbeitrag“ des Duisburger Wirtschafts- und Sozialhistorikers Hansjoachim Henning „Der niederrheinische Wirtschaftsraum 1830 bis 1914“. Wenn man über 400 Seiten hin Geschichts- als Fußnotenwissenschaft mit Fleiß und gewiß auch mit Vergnügen studiert hat, fühlt man sich angesichts der Änderung des Genres auch einmal erleichtert: Der Ausblick ins 19. Jahrhundert ist, auch mit Blick auf die Entwicklung unserer Stadt, lohnend. Mit diesem Beitrag hätte man die Publikation getrost beschließen können. Die Ankündigung einer Folgeveranstaltung zum 19. und 20. Jahrhundert, die entgegen der zeitlichen Eingrenzung im Titel kaum erreicht werden, darf man wohl mitdenken. Der wie nachgeschoben wirkende Aufsatz von Horst Matzerath „Das Tor zum Westen: Die Rolle Kölns in der Expansionspolitik des Dritten Reiches“ hätte da seinen Platz gefunden. So repräsentiert er allein das 20. Jahrhundert, das wahrlich mehr zu bieten hat als jene unseligen zwölf Jahre. Der Sammelband steht mit der Fülle seiner Fragestellungen und seinem zahlreiche historische Disziplinen berührenden Ansatz in der langen Tradition der historischen Landeskunde der Rheinlande. Man vermißt, daß die seit langem vorliegenden Erkenntnisse, die politischen und territorial-geschichtlichen Entwicklungen eingeschlossen, und die hier neu gewonnenen Einsichten mit Hilfe des vergleichenden Ansatzes

der geschichtlichen Landeskunde zusammengeführt werden. Eine Anmerkung sei zu dem Begriff der Niederrheinlande gestattet. Die Wiederbelebung dieser anscheinend eher singulären Bildung zur Benennung für „die Niederlande und die Niederrhein-Region“ (S. 6; Warum nicht schlicht „Niederrhein“?) scheint einigermaßen überflüssig, zumal sich die Beiträge zu diesem Band kaum an die Sprachregelung halten. Man lasse es trotz allen Bauchgrimmens bei Duisburger Professoren dabei: Es gibt heutzutage die Niederlande und die Niederländer (vulgo Holländer) und den Niederrhein und die Niederrheiner. Engelbrecht weist (S. 239) zurecht darauf hin, daß Düsseldorf und Köln keine niederrheinischen Städte (mehr) sind: Mit den großen Städten hat der Niederrheiner nichts im Sinn. Also auch nicht mit Duisburg, dessen neuestes Interesse für den Niederrhein (S. 27) eher als bedrohlich empfunden werden muß. Da sind Mönchengladbach oder Krefeld das äußerste, was sich der Niederrheiner gefallen lassen will.

Hn

Dieter Breuer (Hrsg.): Die Moderne im Rheinland. Ihre Förderung in Literatur, Theater, Musik, Architektur, angewandter und bildender Kunst 1900 – 1933

Vorträge des interdisziplinären Arbeitskreises zur Erforschung der Moderne im Rheinland. Köln 1994

Mit dem hier in Erinnerung zu bringenden wichtigen Sammelband trat der 1989 von Hochschullehrern aus Aachen, Bonn, Köln gegründete Arbeitskreis im Jahre 1994 an die Öffentlichkeit. Die Publikation geht zurück auf zwei Kolloquien in den Jahren 1990 und 1992, inzwischen sind zwei weitere erschienen; auf sie wird bei Gelegenheit zurückzukommen sein. Sowohl die zeitliche wie die „räumliche Eingrenzung (nördliche Rheinprovinz)“ stellen zunächst einen forschungspraktischen „Orientierungsrahmen“ (S. 10) dar. Das gemeinsame Thema garantiert, daß der innere Zusammenhang der annähernd zwanzig Beiträge gewahrt wird. Wie bei Sammelbänden dieser Art üblich, können die einzelnen Beiträge nicht vorgestellt werden. Anzumerken ist, daß die Musik (mit nur einem Beitrag) etwas stiefmütterlich behandelt wird. Krefelder Künstler finden durchgehend im größeren Zusammenhang Berücksichtigung, der Blick über die Stadtgrenzen lohnt sich. „Die Krefelder Teppichfabrik AG, vorm. Joh. Kneusels & Co und die Reformbestrebungen des Krefelder Museumsdirektors Friedrich Deneken (1897 – 1914)“: Dieser Aufsatz von Christiane Lange beschäftigt sich unmittelbar mit einem Krefelder Thema (S. 343ff.), ein in vieler Hinsicht interessanter und lesenswerter Beitrag. Namen wie Behrens, Van de Velde, Thorn-Prik-

ker tauchen auf, das Zusammenwirken von Wirtschaftsunternehmen, Museumsleitung, Künstlern war von beachtlicher Ausstrahlung, ein Kleinod der Stadtgeschichte. Hn

Helena Siemes und Gerd Philips: Durch das Jahr. Feste und Bräuche am Niederrhein

Hrsg. von der Rheinischen Arbeitsgemeinschaft Musik e.V. Duisburg 2000

Mit dem anzudeutenden Band eröffnen die Autoren ein auf drei Bände angelegtes Sammelwerk über „Bräuche und Brauchtumsfeste“ am Niederrhein. Der zweite Band wird sich der „Kinderkultur“ widmen, der abschließende das weite Feld der Nachbarschafts-, Geburts- und Hochzeitsbräuche und vieles mehr enthalten; vielleicht auch manchen Nachtrag: Der Verzicht auf Fronleichnamfest und Kevelaer-Wallfahrt beim Gang durch das Jahr ist kaum einleuchtend begründet (S. 16).

Der vorliegende Band hält sich an den Lauf des (Kirchen)Jahres. „Feste und Bräuche“ sind durch und durch kirchlich geprägt, so daß die Orientierung an den hohen Festen wie an den Gedenktagen der bekanntesten und beliebtesten Heiligen naheliegt. Wie weit die alte Feststellung gilt, die Volkskunde halte die Bräuche und Gewohnheiten fest, wenn sie schon beinahe abhanden gekommen sind, muß sich zeigen. Was die Alltagskultur mit der Verdunstung christlicher Glaubensüberzeugungen zu verlieren hat, wird jedenfalls überdeutlich. Die Autoren geben einleitend Rechenschaft über ihr Vorgehen und informieren knapp und zutreffend über „Sinn und Bedeutung von Festen und Bräuchen“. Allein die holzschnittartige Entgegensetzung von christozentrischer (amtskirchlicher) und anthropozentrischer (volkskirchlicher) Heiligenverehrung dürfte allenfalls soziologisch hilfreich sein, sie wird auch nicht durchgehalten (S. 19). Mit dem Kapitel „31. Dezember/1. Januar – Sylvester und Neu-

jahr“ beginnt der Gang durch das Jahr. Die Darstellung der einzelnen Feiertage informiert umfassend über Herkunft und Geschichte, Bräuche und Gewohnheiten in ihren vielfältigen mündlich oder schriftlich überlieferten Variationen, bringt Lieder und Bauernregeln, ausführliche Literaturangaben etc. etc. Kaum ein Ort am Niederrhein dürfte sich nicht wiederfinden. Der Berichterstatter hat lange kein Buch in der Hand gehabt, das er mit so viel Vergnügen gelesen hat, stichprobenweise – wie es sich für ein Lexikon gehört. Man müßte es sich neben den Kalender legen und das Fest-Jahr verfolgen, vielleicht das eine oder andere aus der eigenen Erinnerung oder Erfahrung ergänzen. Zahlreiche Abbildungen schmücken den sorgfältig gedruckten Band, ausführliche Register erschließen den hier angehäuften Reichtum. Auf die Nachfolgebände darf man sich freuen. Übrigens: der im selben Verlag 1983 erschienene – nicht herangezogene – Band „Das niederrheinische Jahr“ (zusammengestellt und bearbeitet von Fritz Meyers) bleibt lesenswert. Hn

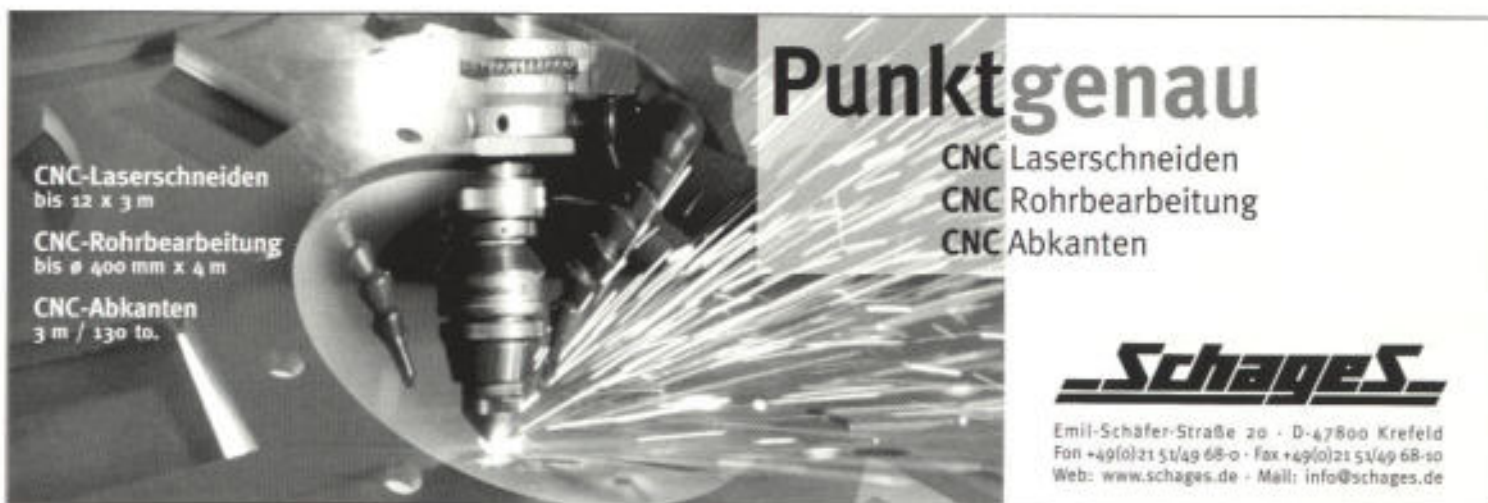
Arndt-Gymnasium Krefeld (Hrsg.): Festschrift zum 150-jährigen Bestehen der Schule

Fichte-Gymnasium Krefeld (Hrsg.): 150 Jahre Fichte-Schule Krefeld

Krefeld 2001

Die beiden (zweitgeborenen) Zwillinge unter den Krefelder höheren Schulen feierten nicht lange nach Beginn des Schuljahres ihr 150-jähriges Bestehen. Beide machen mit einer Festschrift auf das Jubiläum aufmerksam, das Fichte-Gymnasium mit einer großformatigen Publikation, in guter philosophischer Tradition wohlgegliedert: „Wer wir sind. – Was wir tun – Was nur wir haben – Wie wir

wurden“, das Arndt-Gymnasium gibt sich etwas leichtfüßiger, was eine gute Ordnung nicht ausschließt. Die kritische Anmerkung vorweg: Die in großer Zahl beigegebenen Photos, so z. B. auf den Doppelseiten zu Beginn und am Ende der Arndt-Festschrift, sind hübsch anzusehen und gehören selbstverständlich dazu. Da durchweg ohne Erläuterungen abgedruckt, verlieren die Bildchen wohl mit dem Erscheinen schon ihren dokumentarischen Wert. (Wo waren die Historiker unter den Herausgebern ... ?) Es verwundert nicht, daß beide Schulen die außerunterrichtlichen Aktivitäten in den Vordergrund rücken: Klassenfahrten, Schulandaufenthalte – für die Burgbesitzerin Fichte-Schule von eigenem Reiz –, Sportereignisse, Theater- und Konzertaufführungen, Auslandsprogramme etc. Man kann sich nicht genug darüber wundern, was Lehrer entgegen landläufiger Meinung(smache) auf sich nehmen, was Schüler zu leisten bereit sind. Nebenbei findet wohl auch ein Unterricht statt, der nach Ausweis der langen Abiturientenlisten nicht ganz selten erfolgreich ist! Darüber hinaus sind es wie stets die Kleinigkeiten, die ins Auge fallen. Der „Sprachladen“ der Fichte-Schule, dem es um die Integration ausländischer Schüler zu tun ist, oder „Arndt nach 1“, ein „außerschulisches Nachmittagsangebot für die Unterstufe“. Mit den kleinen Beiträgen „Schulgottesdienst 2001“ und „Mathematische Betrachtungen ...“ Wie kann ich die Fichte-Schule auf den Mond schießen“ wird insgeheim an die Geburt der einst ganz ungleichen Zwillinge erinnert, an die katholische Rektoratsschule, an die Provinzialgewerbeschule. Die Entwicklung, vor allem die der 50 Jahre nach dem Hundertjährigen, wird nachgezeichnet, dankenswerterweise auch der beiden Namenspatrone gedacht, die – im Zuge nationalsozialistischer Vorgaben gewählt – gewiß nicht die schlechteste Wahl waren und sind, läßt man allen braunen (und auch den wilhelminischen) Dunst beiseite; die Nazis hatten wohl nicht so genau gelesen. Insgesamt: Man liest die beiden Festschriften mit Vergnügen – und Hochachtung. Hn



Punktgenau

- CNC Laserschneiden
- CNC Rohrbearbeitung
- CNC Abkanten

Schages

Emil-Schäfer-Straße 20 · D-47800 Krefeld
Fon +49(0)21 5149 68-0 · Fax +49(0)21 5149 68-10
Web: www.schages.de · Mail: info@schages.de

Stadt Krefeld. Der Oberbürgermeister (Hrsg.): Zeitzeugen einer unseligen Zeit

Eine zeitgeschichtliche Dokumentation, zusammengestellt und bearbeitet von Hans Fuchs. Krefeld 2000

Die kritischen Anmerkungen vorweg: Man hätte sich dem wichtigen und berührenden Buch nicht nur ein sorgfältigeres Lektorat gewünscht, welches die Vorworte von Oberbürgermeister und Stadtarchivdirektor nicht ausgelassen hätte, sondern auch die Begleitung durch einen methodisch versierten Historiker. Nicht klar wird, wo und was der Herausgeber bearbeitet hat, wie im Untertitel angedeutet; die Ankündigung „Literatur-Auswahl zum Thema Zeitzeugen“ scheint mißverständlich; die auf den Innendeckeln (zweimal) abgedruckten Todesanzeigen haben mit den in Rede stehenden Jahrgängen (1926 – 28) so gut wie nichts zu tun; Abbildungen, ob Photos, Dokumente, Zeitungsausschnitte, Kartenskizzen u.a., werden nicht nachgewiesen, so wenig wie die Tatsache, daß es sich bei einigen Beiträgen wohl um Wiederabdrucke handelt; vor allem aber: Wenn man auch nicht erwarten kann, daß räumlich weit entfernte Ereignisse kommentiert oder gar verifiziert werden, in einer kurzen Einleitung hätte die militärische Situation

in und um Krefeld während der letzten Kriegsmonate doch dargestellt werden sollen. Nur so kann der Leser, der an der Geschichte der Stadt interessiert ist, die Erinnerungen einordnen. Die – insgesamt 34, alphabetisch nach den Namen der Verfasser angeordneten – Beiträge rufen dem im Jahre 1944 zehn Jahre alten Berichtersteller vieles in Erinnerung. Flakschießerei und Scheinwerferspiele, Tieffliegerangriffe und auch die Großangriffe auf die Stadt, das ständige Geheul der Sirenen wie der Einmarsch der Amerikaner stehen immer noch deutlich vor Augen und Ohren. Daß unsere großen Mitschüler da beschäftigt waren, war den Kleinen nicht bewußt, zumal ja kein Unterricht mehr gehalten wurde. Auch diejenigen, die jene Monate nicht erlebt haben, dürften sich wundern, wie verkrampft die Anstrengungen der politischen und militärischen Führung damals waren. Was man anstellen mußte, um zu überleben, zeigen vor allem auch die Erzählungen der damals meist sehr jungen Beiträgerinnen. Von einigem Interesse ist ein auf Anfang Januar 1946 datierter Bericht (S. 139ff.). Voller Empörung, wie sie ein noch nicht Zwanzigjähriger aufbringen kann, wird über die Befreier und die Mitgefangenen geurteilt. Es bleibt dem Bearbeiter für die Zusammenstellung der lesenswerten Erinnerungen zu danken. Bedauerlich, daß den Nachgeborenen Anleitungen und Hilfen vor-enthalten werden. Hn

Elisabeth Kremers: Uerdingen, wie es früher war

Wartberg Verlag. Gudensberg-Gleichen 2001

Ihren vier Krefeld-Bilddbänden läßt Elisabeth Kremers jetzt einen Uerdingen-Band folgen, der ausschließlich historische, zum größten Teil aus dem Stadtarchiv stammende Fotos enthält; bei einigen von ihnen ist der Fotograf bekannt: Carl Ingenhag, ein Uerdinger Meister seines Faches. Die Auswahl ist sehr gut getroffen worden, allerdings sind viele Abbildungen schon in früheren, inzwischen durchweg vergriffenen Büchern veröffentlicht worden. Die Autorin hat das 1927 nach Uerdingen eingemeindete Hohenbudberg und den Krefelder Rheinhafen einbezogen. Wertvoll sind die ausführlichen Bildlegenden, die reichhaltige Informationen zu den Bildern und zu deren Umfeld vermitteln, hin und wieder aber einer Korrektur bedürfen (z.B. Eröffnung des Stadtbades 1907, Haus Marktplatz 23 nicht Am Zollhof, Erklärung des Namens Schmitz-Neppes). Die Straßenbilder aus der Uerdinger Innenstadt verdeutlichen aufs Schönste, warum dieser Teil von Uerdingen als Denkmalbereich geschützt wurde; sie lassen aber auch erkennen, wie viel gute alte Bausubstanz seit 1945 verloren gegangen ist. Es sind aber nicht nur Straßen und Gebäude abgebildet, auch die Bevölkerung

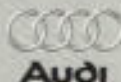
TÖLKE & FISCHER

&

Die Kompetenz-Zentren



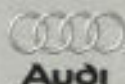
**Volkswagen Zentrum
Krefeld**



**Audi Zentrum
Krefeld**



**VW Nutzfahrzeug-
zentrum Krefeld**



**Audi Gebrauchtwagen
Zentrum Krefeld**



**VW Gebrauchtwagen
Zentrum Krefeld**



**Porsche Zentrum
Willich**

kommt gut ins Bild, so etwa die Feuerwehr, die Turner und Wassersportler, Straßenarbeiter, Stadtverordneten. Szenen auf dem Markt, bei der Kirmes, beim Spaziergang und bei privaten Festlichkeiten, lassen das Leben der Menschen aufscheinen, auch ein so seltenes Ereignis wie die Wanderung über den zugefrorenen Rhein. Der spielt zurecht in diesem Bildband überhaupt eine große Rolle: als Schiffahrtsweg und als gefährlich über die Ufer tretender Strom, auch als mit der „Ponte“ oder auf der neuen Rheinbrücke zu querendes Hindernis, nicht zuletzt aber als vom Rheindamm oder den Ausflugs-gaststätten aus zu bewunderndes Panorama. Wer Interesse am alten Uerdingen hat, ist mit diesem Schwarz-weiß-Bildband sehr gut bedient. Fd.

Norbert Rutten: St. Bonifatius Krefeld-Stahldorf

Verlag Schnell & Steiner, Regensburg 2000

Ein sorgfältig gestaltetes 20seitiges Heft erschließt jetzt dem interessierten Zeitgenossen die 1958/59 von dem bekannten Kirchen-Architekten Emil Steffann entworfene Bonifatiuskirche in Stahldorf, für die Karl Otto Lufkens der örtliche Bauleiter war. Ihr derzeitiger Pfarrer Norbert Rutten hat alles zusammengetragen, was seine Kirche auszeichnet und einen Besuch so lohnend macht: die geschichtlichen Daten, die mit der Gründung des Krefelder Stahlwerks (1900) und dem Bau der Notkirche (1915/16) einsetzen, die Überlegungen, die den Architekten leiteten (Scheunencharakter, Wandgliederung, Planung des Innenhofes, Verzicht auf einen Turm), die beachtlichen Werke zeitgenössischer kirchlicher Kunst, etwa von Elmar Hillebrand (Taufsteindeckel, Osterleuchter, Hängekreuz) und Theo Heiermann (Ambo, Tabernakelsäule, Brunnen im Innenhof). Erst 1990 konnte Hubert Spierling den 1973 von ihm geschaffenen Fenstern in der Nordwand das große Südwindfenster (Himmliches Jerusalem) hinzufügen. Der Autor bietet aber nicht nur eine liebevolle, ausführliche Beschreibung der Kirche, er legt zusätzlich großen Wert darauf, dem Leser und Betrachter begreiflich zu machen, welche Bedeutung den Gegenständen und ihrer individuellen Gestaltung im Zusammenhang mit dem Kirchenraum und der Liturgie, die darin gefeiert wird, inne wohnt. Ein infor-

mativer Plan der ganzen Anlage und etliche gut ausgewählte Fotos vervollständigen das Bild. Das Heft kann uneingeschränkt empfohlen werden. Fd.

Reinhard Feinendegen: St. Matthias in Krefeld-Hohenbudberg

Rheinische Kunststätten Heft 460. Hrsg.: Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz. Neuss 2000

Hohenbudberg, genauer St. Matthias in Krefeld-Bayerwerk, kann sich glücklich schätzen, daß ihm dieses Heft der Rheinischen Kunststätten gewidmet wurde. „Der Ort und seine Geschichte“ werden vorgestellt, die Kirche und deren Ausstattung detailliert beschrieben, ein kurzer Ausblick in die nähere Umgebung getan. Der Leser, mehr noch der Besucher, findet einen kundigen Führer, welcher ihn anleitet, die zahlreich sich einstellenden Einzelbeobachtungen zu einem lebendigen Bild zusammenzufügen. Besonders hervorheben möchte man die kenntnisreichen Erläuterungen zur christlichen Ikonographie: Der innere Zusammenhang der in St. Matthias anzutreffenden Kunstwerke, aus welcher Epoche sie auch stammen mögen, ob kunstgeschichtlich bedeutend oder nicht, erwächst aus der ihnen gemeinsamen Repräsentation der Liturgie des himmlischen Jerusalem, wie sie hier angedeutet wird. Das Heftchen ist reich illustriert, der Bezug der Abbildungen zum Text stets greifbar. Nicht unerwähnt bleiben soll, daß der Verfasser seinen Ausführungen eine mustergültige sprachliche Form gegeben hat. Hn

Heinz Webers (Hrsg.): Schönen Duorieen. Stöckskes op oser Platt

Seidenweberbücherei Krefeld, Verlag tax & more, Würzburg 2001

In der gleichen hübschen Aufmachung wie sein Wörterbuch bringt Heinz Webers, kräftig unterstützt von Kurt Hausmann, jetzt eine reichhaltige Sammlung von Mundart-Texten (Prosa, Gedichte, Lieder) heraus, die mit Ausnahme der Kinderlieder von Josef Brocker alle von Mitgliedern des Arbeitskreises Mundart, Brauchtum, Volkskunde im

Verein für Heimatkunde Krefeld verfaßt wurden. Verhaltene, besinnliche Töne vernimmt der Leser, wenn er sich den Gedichten von Margret Boixen und Theo Versteegen, dem der Humor aber keineswegs fremd ist, zuwendet. Viel zu lachen gibt es bei den meisten Stöckskes von Werner Chargé, Kurt Hausmann, Josef Heister, Heinz Josef Hütténes, Hermann Kleinlosen, Wolfgang Müller, Heinz Webers und Hans Wilbers, jahreszeitliche Betrachtungen finden sich vor allem bei Marga Borggreffe, Margot Charnitzky und Gerd Roelofsen. Erfreulich ist, daß das heutige, größere Krefeld zu Wort kommt, weil auch Autoren aus Hüls, Fischeln, Traar, Bockum, Uerdingen vertreten sind. Auf den Seiten 220 bis 224 werden alle kurz vorgestellt. Das 232 Seiten starke Büchlein kann warm empfohlen werden. Es ist ein ideales Mitbringsel für alle Freunde der Mundart. Sie sollten sich als erstes die 16 Zeilen von Kurt Hausmann zu Gemüte führen, die den Reigen eröffnen und beschreiben, wie mit Mundart umzugehen ist. Dem Arbeitskreis ist viel Glück bei der Fortsetzung seiner Aktivitäten zu wünschen. Fd.

Heinz Webers (Hrsg.): Wörterbuch Kriewelsch – Deutsch, Deutsch-Kriewelsch

Seidenweberbücherei im Verlag tax & more, 2. Auflage. Würzburg 2001

Nach nur einem Jahr erscheint das von Heinz Webers zusammengetragene handliche Wörterbuch bereits in 2. Auflage, ein Beweis dafür, wie viele Freunde der Krefelder Mundart auf so etwas gewartet haben. Format (10,5 x 15), flexibler Einband und Gestaltung im übersichtlichen Spaltensatz unterscheiden es von Willy Hermes' „Kriewelsch van A bes Z“, das 1978 erschien. Die Neuerscheinung ist ein reines Wörterbuch, bringt kaum weitergehende Erklärungen oder Beispiele, stattdessen durchweg glatte Entsprechungen, bei denen naturgemäß Wünsche offen bleiben müssen, weil allzu oft ein Mundartbegriff mit seinen vielen Nuancen nur schwer mit einem hochdeutschen Begriff (mit „deutsch“ ist im Kontext des Büchleins immer „hochdeutsch“ gemeint) gleichzusetzen ist. Daß – anders als bei Hermes – auch ein Hochdeutsch-Kriewelsch-Teil vorhanden ist, dürfte für die nicht geringe Zahl derer, die plattdeutsche Texte verfassen



GEGRÜNDET 1903 MONTAGE AM GANZEN NIEDERRHEIN - REFERENZEN ERSTER FIRMEN

47807 KREFELD-FISCHELN,
HANNINXWEG 54
RUF 30 16 33

Führendes Leiter- und
Stahlrohrgerüstbau-Geschäft für:

- Fassaden-
- Kirchen-
- Saal-
- Rüstungen

wollen, eine willkommene Hilfe sein. In die 2. Auflage sind Ergänzungen und Verbesserungen eingearbeitet worden. Ihr sind viele Käufer und Benutzer zu wünschen. Fd.

Peter Dohms: Meerbusch – Stadtgeschichte und Zentrumsplanung

Junge Städte in ihrer Region. Schriftenreihe zur Stadtgeschichte, Bd. 10, Garbsen 2001, S. 57 – 84

Wer sich kurz über das 1970 entstandene Gebilde „Stadt Meerbusch“, informieren möchte, ist mit dieser Darstellung gut bedient. Sowohl die Entstehung der Stadt aus acht selbständigen Gemeinden im Zuge der nordrhein-westfälischen Gebietsreform der 60er und 70er Jahre als auch der Kampf um eine Aufteilung zwischen Düsseldorf und Krefeld (1974 – 76) ist in angemessener Weise berücksichtigt worden. Die bei allen Diskussionen eine große Rolle spielende Frage, ob Meerbusch ein Stadtzentrum bekommen könne und – gegebenenfalls – wo und wie, bildet den zweiten Teil dieser Arbeit. Die verschiedenen Vorschläge werden, illustriert durch Karten und Bilder, vorgestellt und gewürdigt. Eine Entscheidung ist noch

nicht gefallen, dürfte auf die Dauer aber nicht zu umgehen sein, wenn so etwas, wie ein „Meerbusch-Bewußtsein“ entstehen soll. Der Verfasser macht keinen Hehl daraus, daß eine Aufwertung des für die Krefelder Geschichte so bedeutsamen Komplexes „Haus Meer“ von ihm in diesem Zusammenhang warm befürwortet wird. Fd.

Meerbuscher Geschichtshefte

Heft 17, 2000

Diese jährlich vom Geschichtsverein Meerbusch herausgegebene Publikation, für die Regina Heckmann, Paul Hoffmann und Robert Rameil verantwortlich zeichnen, bietet auch im 17. Jahr wieder viel Lesenswertes. Aus Krefelder Sicht dürfte der Beitrag von Barbara Schildt-Specker über die letzte Prämonstratenserinnengemeinschaft von Kloster Meer – ihre wirtschaftliche Situation – von besonderem Interesse sein. Weiter in die Geschichte zurück geht die Untersuchung von Paul Hoffmann über die Herren von Büderich, die sich u.a. auf einen Aufsatz im 26. Jahrgang der „Heimat“ stützt. Von Wilhelm Toups, dem Robert Rameil einen Nachruf widmet, wird eine Arbeit über den Dahmenhof in Ossum abgedruckt, Klaus Hellmich berichtet ausführlich über das

Kriegsende 1945 in Büderich. Naturschützer – auch in Krefeld – sollten sich die Arbeit von Johann Paul genauer ansehen, der über „Eingriffe in Feuchtgebieten im Meerbuscher Raum seit dem 19. Jahrhundert“ schreibt. Von Nadine Bayerl erfährt man, daß die denkmalgeschützte Kapelle am Schloß Pesch, die auch auf dem Titelbild zu sehen ist, jetzt ein Badehaus werden soll. Siegfried Scharbert setzt seine Darstellung über die Ausschmückung der Lanker Stephanuskirche fort. Schließlich werden wieder zahlreiche Persönlichkeiten gewürdigt. Insgesamt: dem Herausgeber ist erneut ein gehaltvolles Heft gelungen. Fd.

Heimatbuch des Kreises Viersen

52. und 53. Folge, 2001/2002

Zum Beginn eines neuen Fünfjahres-Zyklus von Umschlagbildern begrüßt den Leser ein neugotisches Kirchenfenster aus der Tönisberger Kirche. Der Entwerfer war Friedrich Stummel, über dessen Fenster in der Lobbericher Pfarrkirche St. Sebastian Theo Optendrenk Näheres mitteilt. Insgesamt ist das 347 Seiten starke Heimatbuch nach dem bewährten Muster gestaltet. Für Krefeld ist die gründliche Arbeit von Joachim Lilla über den aus Hüls stammenden Feldpropst Dr. theol.

Hochbau

Denkmalschutz

Industriebau

Technisches Büro

Schlüsselfertigbau

Schreinerel

Sportstättenbau

Metalbau

Krankenhausbau

Containerdienst



Parkstrasse 55 · 47829 Krefeld (Uerdingen)
Telefon: 0 21 51 / 4 98 - 0 · Telefax: 0 21 51 / 4 98 - 144
e-mail: info@rostek-pesch.de · Internet: www.rostek-pesch.de

R & P
ROSTEK & PESCH
HOCH- UND INDUSTRIEBAU
SCHLÜSSELFERTIGBAU

Heinrich Joeppen (1853 – 1927) von besonderem Interesse. Aber auch die Wirkung des Kempener Kunstsammlers, Restaurators und Holzschnitzers Conrad Kramer – über ihn schreibt Doris Morawietz – auf Krefeld (Kirchen, Kaiser-Wilhelm-Museum) war erheblich. Dieter Pesch, der Verantwortliche für die Kommerner Ausstellung „Rheinländer erobern Amerika“, steuert einige Seiten zu diesem Thema bei, auch zu der Auswanderung von 1683. In die Kempener Reformationsgeschichte führt der Beitrag von Stephan Laux, das Thema „Fremd- und Zwangsarbeiter im Gebiet des heutigen Kreises Viersen (1939 – 1945)“ behandelt Gerhard Rehm. Daneben stehen Arbeiten zur Wirtschaftsgeschichte und zur Denkmalpflege sowie zum Naturschutz und zur Vogelkunde. Einen besonderen Hinweis verdient die umfangreiche Erörterung all dessen, was sich mit dem Begriff „Heimat“ verbindet, durch den Viersener Stadtarchivar Arie Nabrings. Auf 34 Seiten wird das Thema breit entfaltet; eine Beschäftigung und Auseinandersetzung damit sei empfohlen wie auch die Lektüre der zahlreichen weiteren Beiträge des Heimatbuches.

Die soeben erschienene 53. Folge des Heimatbuches schließt sich auf ihren 355 Seiten nahtlos dem Vorgängerband an und bietet einen bunten Strauß heimatkundlicher Beiträge, die von einem Grabmal in Hermannstadt bis zum Lokalradio im Kreis Viersen reichen. Spezielle Bezüge zu Krefeld sind kaum zu erkennen, aber die Auflistung der Denkmäler des Kempener Umlandes durch Christoph Dautermann und die Arbeit über die Geschichte des Anrather Gefängnisses im Dritten Reich (mit Aurel Billstein als Insassen) von Ulrich Bons verdienen doch eine besondere Erwähnung. Auch die detaillierte Erfassung der jüdischen Friedhöfe im Kreisgebiet (Dieter Peters) dürfte für Interessenten von Nutzen sein. Aus einer Würdigung der Künstler Anton und Dorothea van Eyk durch Sigrid Blumen-Rademacher erfährt man, daß die beiden nach ihrer Hochzeit 1939 für kurze Zeit im Sommerhaus des aus Krefeld stammenden bekannten Dirigenten Rudolf Mengelberg in Hüls gewohnt haben. Die Redaktion hat wieder gute Arbeit geleistet. Fd.

Jahrbuch 2000/2001;
Jahrbuch 2001/2002

17. und 18. Jahrgang; Hrsg.: Freundeskreis
Lebendige Grafschaft e.V.

Daß der Raum zwischen Kaldenhausen und Friemersheim im Süden, Homberg und Baerl im Norden nicht einfach Stadt Duisburg ist, sondern individuelle alte Traditionen, eine Jahrhunderte zurückreichende Geschichte und heute noch ein eigenständiges Leben aufweist, dieses Jahrbuch belegt es in überzeugender Weise. Ihm ist zu wünschen, daß

es viel gekauft und gelesen wird, damit die Verwurzelung der Menschen in ihrem Heimatraum nicht verloren geht. In beiden Jahrgängen ist viel über die Schulen des Raums zu lesen (von Elke Kehl, Monika Nickel, Georg Kreisler, Heinz Seemann u.a.), der verdiente Herausgeber Helmut Mootz macht mit den Lesern heimatkundliche Spaziergänge und trägt auch sonst viel Lesenswertes bei, der Jahresrückblick nimmt gehörigen Platz ein, Bücher werden vorgestellt, mundartliche Beiträge abgedruckt, die deutlich machen, daß hier eine enge Verwandtschaft zum Niederrhein gegeben ist, weniger

zum sogenannten „Ruhrdeutschen“. Auch der stadtgeografische Vergleich zwischen Duisburg und Rheinhausen (Bruno Wendt) ist als Fortsetzungsserie vertreten, desgleichen die Darstellung von Auswandererschicksalen. Aus dem 17. Jahrgang sei noch besonders auf die Behandlung der Rheinlaufveränderungen (Günter Krause) und die Vorstellung des restaurierten Lehrerhauses in Friemersheim hingewiesen sowie auf die Würdigung des langjährigen Jahrbuch-Autors Gerd Gailing (beides von Helmut Mootz), aus dem 18. Jahrgang auf die Aufsätze „Evangelische Kirche Rumeln“ (Heinz



niederrhein**PLUS**

So günstig kann Ihr Strom sein!

Unser Sparangebot für Privatkunden ab einem Verbrauch von 3.000 kWh pro Jahr

Info-Telefon: 0 800-0 79 50 00 gebührenfrei

Günstig, nah und immer für Sie da!



www.swk.de

Venten) und „40 Jahre Selbstverwaltung in Rumeln-Kaldenhausen“ (Peter Wey), die beiden mit Homburg befaßten Arbeiten von Kurt Zentzis und Franz Gerd Gehnen sowie die Erklärungen zum Begriff „Wasserhaus“ (Heinz Seemann). Dankenswert ist die Übersicht über alle Beiträge der Jahrbücher von 1984 bis 2000/2001, nach Verfasseramen geordnet, köstlich der Nachspann „Alte Grafschafter Jungfernregeln“. Fd.

Tönisberger Heimatblätter

Hefte 2 und 3, 2000/2001

Die Tönisberger Heimatblätter haben sich – unter der kundigen Redaktion von Professor Dr. Erhard Louven – etabliert. Pünktlich zu Pfingsten kamen im Abstand eines Jahres die Hefte 2 und 3 heraus im Umfang von 53 bzw. 62 Seiten. Die meisten Beiträge stammen von den bereits bekanntesten Autoren: Erhard Louven schreibt über die Tönisberger Windmühle sowie über Tönisbergs politische und kirchliche Zugehörigkeit – eine spannende Sache, wenn es um die Grenzziehung im 20. Jahrhundert geht –; über das denkmalgeschützte „Haus Baaken“ berichten Hans Krudewig und Christoph Dautermann, Heribert Dröge beschäftigt sich mit der Villa Marien-Höhe und dem Lamershof, Josef Reuter mit der Entwicklung der Tönisberger Straßen, um nur einige der Beiträge zu nennen. Alte Fotos, alte Volksverse und weise Ratschläge runden das Bild ab. Tönisberg kann sich mit seinen Heimatblättern sehen lassen. Fd.

Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein

Heft 203, Pulheim 2000

Darin u.a. Beiträge zum rheinischen Burgunderreich, über die Xantener Wohltäterin Imeza (11. Jh.), die Statuten der Kalkarer Schuhmacher (1489), Zwangsarbeiter in kirchlichen Einrichtungen des Erzbistums Köln



MALEREI · ANSTRICH · RAUMGESTALTUNG · INDUSTRIEANSTRICH · VERGLASUNG

Herbert Hahn Bogenstraße 7 Tel. (0 21 51) 2 27 68 ☉
Malermeister e.K. 47799 Krefeld Fax (0 21 51) 80 28 38

Rheinische Vierteljahresblätter

Jahrgang 65, Bonn 2001

Darin u.a. Beiträge über Herzog Wilhelm V. von Jülich, Rheinische Personennamen, Sprachwissen und Sprachbewußtsein rheinländischer Sprecher/innen

Rheinische Heimatpflege

Hefte 4/2000 – 3/2001

Darin u.a. Beiträge über städtisches Kleingartenwesen (Beispiel Köln), die Säkularisation im Rheinland, die Orgel als Kulturgut, die Abtei Brauweiler und die Kölner Klöster und Stifte im 18. Jahrhundert, die Klosterkirchen Heisterbach und Marienstatt

Rheinische Kunststätten

Heft 443: Die Bunkerkirche in Düsseldorf-Heerd
Heft 14: Schloß und Park Benrath in Düsseldorf (Neubearbeitung)
Heft 185: St. Remigius in Düsseldorf-Wittlaer (Neubearbeitung)
Heft 449: Das Moltkeviertel in Essen
Heft 450: Wickrathberg an der Niers

Der Niederrhein

Hefte 1 – 4, 2001

Darin u.a. Beiträge über die Geschichte Dinslakens, das Thema „Heimat“, Käfer, Orientalische Händler in Gelduba, Eisgang in Uerdingen am Rhein, die Euroga 2002 plus, die Stadt Rheinberg, die Frage nach dem Begriff „Heimat Niederrhein“, die frühere Rhein-Dampfschiffahrt, Abwasserprobleme am Niederrhein, die Fossa Eugenia, das Landstädtchen Wachtendonk, das Mühlenwesen im Rheinland, die Kulturgeschichte des Apfels sowie der Nachdruck von Texten zur Kontinentalsperre und zum Aufbau einer Forstgenbank

Hülser Heimatblätter

Heft 48, 2001

Darin u.a. Beiträge über die Sanierung der Hülser Burg, die Hülser Deskription von 1661, die Hülser Fortbildungsschule, die Theaterabteilung in Gesellenverein und Kollpingsfamilie, Tierleben in Zaunpfählen und den Vogelschutz im Hülser Bruch

Der Forstwald

Ausgabe 30/2001

Darin u.a. Beiträge über Menschen aus dem Forstwald (Verstappen, Hartmer, Hack, Grabert, Dolezalek, Ruhland), die Siedlung Neuland, Luftwaffenhelfer im Forstwald (1944), Kehn an der Dorflöt

St. Töniser Heimatbrief

Nrn. 144/2000 und 145/2001

Darin u.a. Beiträge über die Familien Poppen und Ortmanns, die Schule zwischen 1802 und 1825, St. Töniser Bäckereien, alte St. Töniser Straßenbilder

Wohnstätte Krefeld

WOHNUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Mit 9.500 Wohnungen in allen Bezirken größter Wohnungsanbieter

Mietangebote unter Telefon 0 21 51 - 63 27-0

Wohnstätte Krefeld

Königstraße 192 · 47798 Krefeld

<http://www.wohnstaette-krefeld.de>

E-Mail: mail@wohnstaette-krefeld.de

„Alt werden ja, alt aussehen nein. Lieber sorg' ich jetzt richtig vor.“

VR-VorsorgeAktiv



Einmal kommt für jeden die Zeit des verdienten Ruhestandes. Wenn Sie dann noch mal richtig was erleben wollen, sollten Sie jetzt über eine private Zusatzvorsorge nachdenken. Wir bieten Ihnen mit VR-VorsorgeAktiv die für Sie geeignete Lösung. Damit Sie sich auch im Ruhestand Ihre Wünsche erfüllen können. Über Ihr individuelles Ansparprogramm erfahren Sie mehr bei uns. Sie werden sehen: Die Zukunft lohnt sich.

Wir machen
den Weg frei

Volksbank Krefeld eG



Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, 7. Lieferung (5 Karten, 4 Beihefte), Rheinland Verlag, Köln 2000

Roland Recht: Der Rhein. Kunstlandschaft Europas. Hirmer Verlag, München 2001

Dethard von Winterfeld: Romanik am Rhein, Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2001

Der Riß im Himmel. Clemens August und seine Epoche. Katalogband zur Ausstellung, hg. von Frank Günter Zehnder und Werner Schäfke. Buchreihe: 9 Bände zu verschiedenen Aspekten der Epoche und zur Person des Erzbischofs und Kurfürsten. DuMont Verlag, Köln 2000

Thomas Theuringer: Liberalismus im Rheinland. Voraussetzungen und Ursprünge im Zeitalter der Aufklärung. Peter Lang Verlag, Frankfurt 1998

Politische Strömungen und Gruppierungen am Rhein 1848/49. Publikation der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde. Droste-Verlag, Düsseldorf 1999

Lothar Weiss: Rheinische Großstädte während der Weltwirtschaftskrise (1929 – 1933). Veröffentlichung des Amtes für Rheinische Landeskunde. Böhlau-Verlag, Köln/Weimar/Wien 1999

Loreley und Schinderhannes. Lieder und Geschichten vom Rhein. Hg. von Ursula Schulze und Ulrich Matteijet, Artemis & Winkler / Patmos Verlag, 2001. Dazu eine CD mit Konrad Beikircher

Bücherschätze der rheinischen Kulturgeschichte, hg. von Heinz Finger, Droste Verlag, Düsseldorf 2001

Silke Klaes: Die Post im Rheinland. Veröffentlichung des Rheinischen Vereins für Rechtsgeschichte, Böhlau Verlag 2001

Hildegard Brog: D'r Zoch kütt! Die Geschichte des rheinischen Karnevals. Campus Verlag, 2001

Karl Peter Wiemer: Ein Verein im Wandel der Zeit. Der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz von 1906 bis 1970. Verlag des Rheinischen Vereins, Köln 2000

Jürgen Macha, Elmar Neuß, Robert Peters: Rheinisch-Westfälische Sprachgeschichte; Böhlau Verlag Köln – Weimar – Wien, 2001

Harm Klüeting: Geschichte Westfalens, Bonifatius Verlag, Paderborn 1999

Joachim Kuroepka (Hrsg.): Clemens August Graf von Galen, Münster 1998

Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts; Hrsg.: Helmut Moll im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz; Verlag Schöningh, Paderborn 2000 (darin 7 mit Krefeld in Verbindung stehende Namen)

Günther van Norden/Heiner Faulenbach: Die Entstehung der Evangelischen Kirche im Rheinland in der Nachkriegszeit; Köln/Bonn 1998

Reinhard Witschke (Hg.): Diakonie bewegt. 150 Jahre Innere Mission und Diakonie im Rheinland; Köln/Bonn 1999

Cilli Kasper-Holtkotte: Jüdischer Kultus in napoleonischer Zeit. Aufbau und Organisation der Konsistorialbezirke Krefeld, Koblenz/Bonn, Mainz und Trier. Beiheft 2 der Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden. Böhlau-Verlag, Köln/Weimar/Wien 1997

Hiltrud Kier: Kleine Kunstgeschichte Köln; C. H. Beck Verlag, München 2001

Wolfgang Cilleßen (Hg.): „Heimatreue und Vaterlandsliebe“. Niederrheinische Museen vom Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus, Wesel 2000

Otto Friedrichs: Das niedere Schulwesen im linksrheinischen Teil des Herzogtums Kleve 1614 – 1816. Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 1999

Wera Gross: Protestantische Kirchenbauten des 16. bis 18.

Jahrhunderts am Niederrhein und im Bergischen Land. Schriften des Archivs der Evgl. Kirche im Rheinland. Düsseldorf 1999

Jens Wroblewski, André Wemmers: Theiss Burgenführer Niederrhein. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2001

Ann Radcliffe: Tagebuch einer kritischen Dame. Eine Engländerin am Niederrhein. Edition Mercator. Mercator-Verlag Duisburg

Clemens Reinders: Der Mann, der Manhattan kaufte und andere Geschichten vom Niederrhein; Mercator-Verlag, Duisburg 2000

Peter Bönninghaus: Jan Voss (histor. Niederrhein-Roman, Erstveröffentlichung 1913), Buchverlag SeitenWind, Grevenbroich 2001

Hans Glader: Wintergäste. Zugvögel am Niederrhein. Mercator-Verlag Duisburg

Stephan Mann (Hrsg.): Renaissance der Gotik. Ferdinand Langenberg und die neugotische Kunst am Niederrhein. Goch 1999

Georg Geisbauer, Erich Willicks: Kloster Kamp – Geschichte und Gegenwart, Bildband, Kamp-Lintfort 2000



Auch die besten Cafés schließen irgendwann...

In Ihrem Traumhaus oder Ihrer Traumwohnung können Sie das Leben den ganzen Tag genießen.

Wir würden Ihnen gerne dabei helfen:

z. B. mit einer architektonischen Beratung, einer Entwurfs- und Bauantragsplanung oder einem schlüsselfertigen Festpreisangebot, der Koordination aller Gewerke, etc. Selbstverständlich geben wir Ihnen auf unsere Arbeiten 5 Jahre Gewährleistung.

Oder träumen Sie schon länger von

einer Baderneuerung, einem Wintergarten, der Ihrem Haus angepasst wird, einem Dachgeschossausbau, Anbauten und Aufstockungen, einer völligen Neugestaltung Ihrer Wohnräume oder senioren- und behindertengerechte Umbauten?

Ihre Träume in unseren Händen. Genießen Sie Ihr Leben.

InfoTelefon: Firma Hambloch 02151 30 93 -0, www.Hambloch.de

Stefan Frankewitz: Die Denkmäler der Stadt Geldern; Hrsg.: Verein Mespilus, Geldern 2001

Harald Vieten (Red.): Kreis Neuss 1975 – 2000, 2., völlig neue Ausgabe. Verlag Kommunikation und Wirtschaft, Oldenburg 2000

Kreis Viersen 1816 – 2001. Vom Landkreis Kempen zum Kreis Viersen. 185 Jahre Politik, Wirtschaft und Kultur. Verlag Kommunikation & Wirtschaft, Oldenburg 2001

Christoph Nohn: Bruder sein ist mehr. Das Bruderschafts- und Schützenwesen im Gladbacher Land vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Bd. 40 der Beiträge zur Geschichte der Stadt Mönchengladbach. Droste Verlag, Düsseldorf 2000

Walter Tillmann: Seide, Sammet und Soziales. Friedrich Freiherr von Diergardt (1795 – 1869) ein Wegbereiter der wirtschaftlichen Entwicklung in Deutschland. Band 22 der Reihe „Viersen – Beiträge zu einer Stadt“. 2000

Hans Kaiser: Das 20. Jahrhundert in Kempen, Grefrath, Willich und Tönisvorst. Mercator-Verlag, Duisburg 2000

Terence Riley, Barry Bergdoll: Mies in Berlin (auch über die Mies-van-der-Rohe-Villen in Krefeld), Prestel-Verlag, 2001

Julian Heynen: Ein Ort, der denkt. Haus Lange und Haus Esters von Ludwig Mies van der Rohe. Moderne Architektur und Gegenwartskunst. Krefeld 2000

Heinrich Campendonk. Die zweite Lebenshälfte eines Blauen Reiters. Katalog zur Ausstellung im Schloß Moyland. Waanders Uitgevers 2001. Darin: Ingrid Schupetta über „Heinrich Campendonk als Wandmaler“ und „Die amerikanische Freundin Katherine Sophie Dreier“, sowie Astrid Schunck: „Zwischen Krefeld und Amsterdam“.

Flaschenschlag. Zu einer Aktion des Krefelder Künstlers Adolf Luther. Hrsg.: Krefelder Kunstmuseen. (Mit Beiträgen

von Julian Heynen und Magdalena Broska) Krefeld 2000

Klaus Gärtner, Zaeske + Maul Architekten mit Marcello Chiaramonte: Museumsfragmente, ein Vorschlag zur Kunst im öffentlichen Raum am Beispiel der Krefelder Promenade; mit Beiträgen von Herbert Gaspard und Leonhard Emmerling. Zur Ausstellung in Wiesbaden, Tübingen und Krefeld, 2001

Friederike Bernau (Text), Matthias Stutte (Fotos): Was war los in Krefeld 1950 bis 2000. Sutton Verlag, Erfurt 2001

Ursula Brolicher: Die Vernetzungsstrategie oder Heines Spuren in Krefeld; in „An den Ufern jenes schönen Stromes“, kursorische Überlegungen zu Heinrich Heine; Heinrich Heine Institut, Düsseldorf 2000

Liesel Willems (Krefelder Autorin): „Mit Gemürsel im Schuh“. Lyrik. Mit Zeichnungen von Martin Lersch; Sassafras-Verlag, Krefeld 2001

Reinhard Strüven (junger Krefelder Autor): Das weiße Zimmer. Erzählungen (mit autobiographischen Bezügen); Sassafras-Verlag, Krefeld 2001

Norbert Potthoff: Tatort Krefeld – Schauplatz Gleumes. Ein Krefeld-Krimi. 2000

Linner Schützenverein 1388 e.V. Teil 1, Zusammenfassung der Festschriften 1925 – 1977; Teil 2: 1980 – 2000; hrsg. von Karl-Heinz Foncken, Krefeld-Linn 2000 (Das Buch enthält zahlreiche die Geschichte Linns erhellende Beiträge, zum größten Teil vom Herausgeber verfaßt)

Literatur am Niederrhein Hefte 47 – 49 (Dezember 2000 – September 2001)

Heinz Steinmetz GMBH

Fabrikstraße 14
47798 KREFELD
Telefon 60 11 66 / 6 64 67
Telefax 60 11 72



**Sanitär und Zentralheizung
Badplanung und Ausführung
Neuanlagen · Reparatur
Kundendienst · Notdienst**



Aber auch Traumbäder müssen vom Fachmann montiert und installiert werden, damit sie nicht zum Alptraum werden.
Also: Wir sind bereit.

Theodor v. d.

Weien

Hochbau seit 1885

Th. v. d. Weien GmbH & Co. KG
Lehmheide 37 · 47805 Krefeld
Fernruf (021 51) 37 76-0

Personalien/Jubiläen

Helmut Hentrich

Im Februar starb Helmut Hentrich, einer der großen Söhne Krefelds, der sich mit seiner Vaterstadt, wo er 1905 als Sohn des Baudezernenten und Hafenplaners Hubert Hentrich das Licht der Welt erblickte, zeitlebens verbunden gefühlt hat. Auch dem Verein für Heimatkunde war er seit Jahrzehnten ein treuer Freund und Wegbegleiter. Noch vor zwei Jahren berichtete „die Heimat“ von seinem Besuch im Gymnasium am Moltkeplatz anlässlich seines 75jährigen Abiturs. Von seinen Krefelder Jugendjahren hat er nicht nur bei dieser Gelegenheit lebendig berichtet, sondern auch in einer längeren Schilderung, die im Jahrgang 62 (1991) der „Heimat“ nachzulesen ist. Seine gesamten Lebenserinnerungen sind 1995 im Düsseldorf-Droste-Verlag unter dem Titel „Bauzeit“ erschienen. Der Titel deutet an, wodurch Hentrich berühmt geworden ist und weithin Anerkennung gefunden hat: als Architekt wichtiger Gebäude in vielen Ländern. Er war Schüler von Hans Poelzig, studierte auch in Berlin bei Ludwig Mies van der Rohe. Sein bekanntestes Bauwerk in der Nähe ist das Drei-Scheiben-Haus für die Thyssen-Hauptverwaltung in Düsseldorf. Aber auch Auskernung und Umbau eines so bedeutenden Bau-denkmals wie der von Wilhelm Kreis entworfenen Tonhalle in Düsseldorf ist sein Werk und zeigt seinen behutsamen Umgang mit erhaltenswerter älterer Bausubstanz. In Krefeld tragen verschiedene Fabrikantenvillen seine Handschrift; der Entwurf für den Neubau der Sparkasse am Ostwall stammt aus dem Düsseldorf-Büro HPP, dessen Seniorpartner er bis zuletzt war. Besondere Verdienste erwarb er sich als Kunstsammler und Mäzen. Eine bedeutende Glas-sammlung und viele großartige keramische Arbeiten hat er Düsseldorf-Museen geschenkt. Die Stadt ehrte ihn

dafür mit der Ehrenbürger-Würde. Krefeld verdankt ihm den großen Bestand an Kaiser-Zinn, den er dem Kaiser-Wilhelm-Museum stiftete. Gern und fachkundig gab er sein qualifiziertes Urteil ab, beriet Entscheidungsträger, wenn er gefragt wurde, in Fragen des Städtebaus, der Kunst, des kulturellen Lebens insgesamt. Er wird vielen fehlen, nicht zuletzt auch in Krefeld.

Fd.

Freunde der Museen Burg Linn

1976 wurde der Verein „Freunde der Museen Burg Linn“ gegründet. Nun feiert er sein 25jähriges Bestehen. In dieser Zeit hat der Verein seine Aufgaben mit großem Erfolg erfüllt. Durch Spenden, Mitgliedsbeiträge, Verkauf von Nachbildungen und andere Aktivitäten konnten die beiden Museen, Textilmuseum und Landschaftsmuseum, insgesamt mit ca. 760 000,-DM unterstützt werden. Durch die Ergänzung der Sammlungen beider Museen, die Verbesserung der Ausstattung und durch personelle Unterstützung hat der Verein maßgeblich zur Entwicklung und zur Arbeit der Institute beigetragen. Viele Exponate konnten erworben werden, Führungen durch die Museen werden durch die Mitglieder regelmäßig in großem Umfang geleistet. Jeden Sonntag werden die mechanischen Musikinstrumente im Jagdschloß durch besonders geschulte Museumsfreunde vorgeführt. Aber auch in Protestaktionen gegen Schließungen, durch Verkäufe von Büchern und Immobilien haben sich die Mitglieder bewährt. Eine weitere Aufgabe ist die Weiterbildung. Vorträge und Sonderführungen durch die Ausstellungen werden angeboten und sehr gut besucht. Der Grabungsabend, an dem die neusten Funde der archäologischen Grabungen vorgestellt

werden, hat sich zu einem Höhepunkt des Jahres entwickelt. Kunsthistorische Reisen ins In- und Ausland, sowie Exkursionen zu Ausstellungen haben dem Verein viele neue Mitglieder zugeführt. Die Mitgliederzahl schwankt zwischen 550 und 600. 1978 wechselte der Vorsitz des Vereins: Frau Dr. Helgard van Hüllen mußte ihre so erfolgreiche Tätigkeit beenden, da sie Krefeld verließ. Zu ihrer Nachfolgerin wurde Christiane Brüggemann gewählt. Wie alle Vereine, sucht auch der Verein Freunde der Museen Burg Linn junge

Leute die sich für die Kultur engagieren und tatkräftig in einem Förderverein mitarbeiten wollen. Wenn es die gibt, wird der Verein auch in den nächsten 25 Jahren seine Aufgaben erfüllen können.

Christiane Brüggemann



KREFELD
Stadt wie Samt und Seide

MACHT EINFACH SPASS

- Shopping ohne große Wege
- Stadttheater
- Museen
- Zoo
- Burg Linn
- Elfrather See
- Botanischer Garten
- Fußball
- Eishockey
- Galopprennen

Informationen durch:
Stadtmarketing · 47792 Krefeld
Rathaus · von-der-Leyen-Platz 1
Tel. 0 21 51/86 15 01 · Fax 0 21 51/86 15 10
www.krefeld.de · e-mail: freizeit@krefeld.de

Amtsübernahmen, Nachrufe, Auszeichnungen

Anfang des Jahres erhielt das Museum Burg Linn in Dr. Christoph Dautermann einen neuen stellvertretenden Leiter. Er wuchs in Moers auf, studierte an der Universität Münster und ist in erster Linie Volkskundler (Hausbauforscher). „Die Heimat“ brachte bereits 1988 einen Beitrag aus seiner Feder. Beim Aufbau der Abteilung Neuere Stadtgeschichte will er die Konzeption seines Vorgängers Dr. Stratmann übernehmen.

Jürgen Sauerland-Freer wurde die Leitung des Kulturbüros übertragen. In der Nachfolge von Helmut Kauert ist er damit auch Ansprechpartner in Sachen Heimatpflege.

Zu erinnern ist an drei verdiente Stadthistoriker und Heimatforscher. Max Barkhausen starb vor 40 Jahren, Franz Heckmanns vor 20 Jahren, Ernst Köppen vor 10 Jahren.

Im Dezember 2000 starb Ludwig Blum im Alter von 91 Jahren. Er gehörte zu den langjährigen Mitgliedern des Vereins für Heimatkunde. Sein Herz schlug für seinen Heimatort Fischeln, dem er auch etliche Beiträge in der „Heimat“ widmete. Dort wirkte er auch als hoch angesehener Verwaltungsstellenleiter.

Im April starb Heinz Schulte, ein wahrer Heimat- und Mundart-Freund, dessen Einsatzbereitschaft vor allem in Bockum unvergessen ist.

Prof. Dr. Hellmut Grabert starb im Alter von 80 Jahren. Vor seiner Pensionierung war er im Geologischen Landesamt tätig gewesen, hatte als Lagerstättengeologe aber auch international Anerkennung gefunden. Der Verein für Heimatkunde verliert mit ihm ein profiliertes Mitglied.

Im Dezember 2000 erhielten auf Burg Linn das Albert-Steeger-Stipendium des Landesverbandes Rheinland die Historikerin Dr. Andrea Stieldorf (für ihre Untersuchungen zur Siegfriedführung rheinischer adeliger und bürgerlicher Frauen im Mittelalter) und die Geologin Dr. Agnes Viehofen (für ihre Forschungen auf dem Gebiet der paläontologischen Bodendenkmalpflege).

Die Steeger-Stipendiaten des Jahres 2001 waren Dr. Stephan Laux, der über Reformationsversuche in Kurköln 1542 – 1548 am Beispiel der Landstädte Neuss, Kempen, Andernach und Linz gearbeitet hat, und Dr. Volkhard Wille, dessen Forschungsgebiet die Anpassungsfähigkeit überwinternder Wildgänse war.

Frau Professor Dr. Renate Pirling, die langjährige Leiterin des Museums Burg Linn und verdienstvolle Ausgräberin der Gelleper Gräberfelder, wurde vom Verein Niederrhein mit der Albert-Steeger-Plakette ausgezeichnet.

Dem Ehepaar Helmut und Renate Starck wurde in Anerkennung seiner Verdienste um die christlich-jüdische Verständigung das Stadtsiegel verliehen.

Auch Paul Kathstede, rühriger Vorsitzender des Krefelder Kunstvereins erhielt das Stadtsiegel; gleichzeitig konnte er seinen 70. Geburtstag feiern.

Mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde Hans-Josef Ruhland, der sich neben seinen Verdiensten im Berufsschul-Bereich als engagierter Kommunalpolitiker weit über die CDU-Fraktion hinaus einen Namen gemacht hat, vor allem bei jugend- und sozialpolitischen Fragen und als Vertreter der westlichen Stadtbezirke.

Das Bundesverdienstkreuz erhielt auch der Architekt Klaus Reymann, der sich große Verdienste um die Restaurierung der Krefelder Rennbahn erworben und auch tatkräftig mitgeholfen hat, daß die

Mies-van-der-Rohe-Häuser Lange und Esters in neuem Glanz erstrahlen. Er ist Vorsitzender der Krefelder Denkmalstiftung, die er selbst ins Leben gerufen hat.

Dem Schlossermeister und „geprüften Restaurator im Schlosser- und Schmiedehandwerk“ Josef Palmen wurde im Jahre 2000 der Bundespreis für Handwerk in der Denkmalpflege verliehen als Anerkennung für seine hervorragende Arbeit bei der Restaurierung der Häuser Esters und Lange.

Krefelds früherer Oberbürgermeister Willi Wahl, der auch heute noch ehrenamtlich im Sozialbereich tätig ist, wurde neuer Träger des Verdienstordens des Landes Nordrhein-Westfalen.

Hanns Kockers, der langjährige Vorsitzende der Gesellschaft Creinvelt und Motor der renommierten Karnevalssitzungen der Gesellschaft wurde für seine Verdienste um die Krefelder Brauchtumspflege mit dem Rheinlandtaler ausgezeichnet.

Den Rheinlandtaler erhielten ferner: Hans-Wilhelm Gilles, Mönchengladbach, Otto Saarboung, Neuss, Hans Wolters, Brüggen-Bracht, Edmund Burzynski, Kamp-Lintfort.

Joachim Hamacher, der als Restaurator und Ausstellungsgestalter 34 Jahre lang die Arbeit am Museum Burg Linn mitgetragen und sich dabei weit über das normale Maß hinaus engagiert hat, trat in den Ruhestand.

Diplom-Ingenieur Wolfgang Griesert wurde Leiter des neuen städtischen Fachbereichs Stadtplanung und Bauaufsicht und ist damit auch für die Denkmalpflege zuständig.

Runde Geburtstage

100: Aurel Billstein, Widerstandskämpfer der Arbeiterbewegung gegen das NS-System, hätte 2001 dieses Alter erreicht. Er war der erste in Krefeld, der nach dem II. Weltkrieg mit der Erforschung der jüngsten Vergangenheit begann.

90: Dr. Hans-Wilhelm Quitzow konnte am 17. Januar 2001 seinen 90. Geburtstag feiern. Der bekannte Geologe, der jahrelang den Naturwissenschaftlichen Verein Krefeld führte, mit zahlreichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen in Erscheinung trat, vielfach für seine Arbeit ausgezeichnet wurde (u.a. mit dem Rheinlandtaler), ist auch heute noch aktiv in Sachen Umweltschutz und Erforschung der heimischen Landschaft. „Die Heimat“ verdankt ihm – und Ernst Schraetz – die große Arbeit über den Krefelder Stadtwald, die 1999 im 70. Jahrgang erschien.

Auch Dr. Ulrich Rein vollendete das 90. Lebensjahr. Der frühere Vizepräsident des Geologischen Landesamtes hat sich nicht nur beruflich einen Namen gemacht, sondern auch darüber hinaus im Leben der Stadt Krefeld vielfältig engagiert, unter anderem auch im Verein für Heimatkunde, für den er viele Jahre als Kassenprüfer tätig war. Sein besonderes Interesse gilt der Philatelie; die Aktivitäten der Krefelder Philatelisten unterstützt er heute mit Nachdruck. Ihm wurden verschiedene Auszeichnungen verliehen, auch der Rheinlandtaler.

85: Emil Brüster, um Krefeld verdient als langjähriger Leiter des Sozialamtes sowie als Geschäftsführer der Krefelder Familienhilfe und des Stadtverbandes für Leibesübungen.

80: Dr. Hermann Steffens, langjähriger, um Krefeld hoch verdienter und vielfach ausgezeichneter Oberstadtdirektor. Günther Böhringer, langjähriger Vorsitzender des Evangelischen Gemeindeverbandes und bester Kenner der Nachkriegsgeschichte des evangelischen Krefeld.

- Herbert Hahn, vielfach ausgezeichnete früherer Obermeister der Malerinnung, mit Rat und Tat zur Stelle, wenn es um Fragen der Denkmalpflege und Stadtgestaltung geht.
- Hubert Friedrichs, früherer Braumeister bei der Traditionsbrauerei Gleumes, lange Jahre aktiv im kommunalpolitischen und bürgerschaftlichen Leben der Stadt.
- Hans Lohberg, langjähriger Schöffe und Schiedsmann, in vielen bürgerschaftlichen und kirchlichen Gremien engagiert.
- Theo Rangs, altgedienter und noch immer tätiger Bürgerberater (in der Konrad-Adenauer-Begegnungsstätte); früher Gewerkschafter, Betriebsrat, CDU-Ratsherr, vielfach ausgezeichnet.
- Karl Engels, begeisterter Uerdinger Heimatpfleger und Hüter der Schätze des Uerdinger Heimatbundes.
- Albert Girmes, nimmermüder verdienstvoller Vorsitzender der Krefelder Familienhilfe
- 75: Dr. Peter Pokorny, früher CDU-Ratsherr und Fraktionsvorsitzender, engagiert im Krefelder Verkehrsverein und in der Kulturpolitik.
- Pfarrer i.R. Hermann Lunkebein, Ur-Krefelder, mit der heimatischen Mundart bestens vertraut und wegen seiner Natürlichkeit und seines Humors weithin bekannt und geschätzt.
- Willi Gobbers, langjähriger CDU-Ratsherr, von Jugend an vielfach engagiert im katholischen Leben der Stadt.
- Heinrich Strater, langjähriges Mitglied der SPD-Stadtratsfraktion und vielfach ausgezeichnete ehemaliger Uerdinger Bezirksvorsteher.
- Paul Kamper, aus Krefeld stammender und dort lange tätiger, heute in den Niederlanden lebender Künstler, der maßgebend an der Gründung der Gemeinschaft Krefelder Künstler beteiligt war.
- Helmut Derichsweiler, verdienter ehrenamtlicher Mitarbeiter des Museums Burg Linn.
- 70: Dr. Adolf Düppengießer, von 1985 bis 1995 Regionaldekan, in Theologie und Kulturwissenschaften bewanderte geistreiche Prediger, Redner und Autor, der Geschichte eng verbunden.
- Dr. Walter Encke, langjähriger verdienter Direktor des Krefelder Zoos.
- 65: Dr. Annemarie Schräps, CDU-Landtagsabgeordnete und Krefelder Ratsfrau mit den Arbeitsschwerpunkten Umwelt, Sport, Senioren.
- SPD-Ratsherr Karl-Heinz Ernst, Mitglied der Bezirksvertretung Fischeln mit besonderem Einsatz für den Krefelder Sport.
- Karl-Heinz Nix, engagiert in der Krefelder F.D.P. und aktiver Karnevalist.
- Josef Strater, Krefelder Glasmaler und Hüter des Erbes seines gleichnamigen Künstler-Vaters.
- 60: Wilfried Fabel, langjähriger engagierter Vorsitzender der CDU-Fraktion im Krefelder Stadtrat, vielfach aktiv für die Erhaltung und Sicherung des Eishockey-Sports in Krefeld tätig, aber auch sonst, vor allem in Bau- und Planungsfragen.
- Marianne Werthmann, mit vollem Einsatz für Fischeln tätige Bürgerversitzende und Ratsfrau der CDU.
- Elmar Jakubowski, Vorsitzender des Uerdinger Heimatbundes, Vorsteher der Bezirksvertretung Uerdingen und CDU-Ratsherr im Krefelder Stadtrat.
- Prof. Dr. Dieter Fischer, der frühere Vorsitzende der SPD-Stadtratsfraktion, der sich heute für die CDU in einigen Gremien engagiert, außerdem in der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald und im Landschaftsbeirat aktiv Umweltpolitik betreibt.
- Gerda Schnell, als SPD-Politikerin (Ratsfrau) vielfach tätig im Kultur- und Sozialbereich.
- Dr. Dietmar Kube, Hauptgeschäftsführer der Kreishandwerkerschaft Krefeld mit großem Interesse für Denkmalschutz und Heimatpflege.

Rolf Ramisch, Krefelder Unternehmer, vielfältig engagiert, auch in Sachen Denkmalpflege.

- 50: Joachim Lilla, Schriftführer des Vereins für Heimatkunde und Verfasser oder Herausgeber wichtiger Publikationen zur Stadtgeschichte.
- Jürgen Hengst, Vorsitzender des SPD-Unterbezirks Krefeld und Ratsherr mit besonderen Interessen für den Raum Uerdingen-Rheinhafen.

Jubiläen

- 550: Bürger-Schützen-Gesellschaft Fischeln 1451 e.V.
- 175: Krefelder Singverein.
- 150: Gymnasium/Arndt-Gymnasium
Oberrealschule/Fichte-Gymnasium
Beide Gymnasien gaben zu dem Anlaß Festschriften heraus.
- 125: Firma Holz-Roeren.
Firma Wilhelm Josten Stahlverarbeitung
Chemie-Großhandel C. H. Erbslöh
- 100: Stadtwaldhaus
Einweihung der Pauluskirche
Berufskolleg Uerdingen; das ursprüngliche Gebäude an der Von-Brempt- (früher Schul-) Straße wurde 1901 eröffnet und 2001 abgerissen.
Grundschule Thielenstraße (Johann-Hinrich-Wichern-Schule) Oppum.
Turnverein Jahn Bockum.
Kirchenchor St. Anna.
Nachbarschaft Bockum-West II. 1901.
Firma Piano-Schöne.
- 75: Chor der Stadtwerke Krefeld.
DJK Olympia Fischeln.
Krefelder Tennis-Gesellschaft.
Tennisclub Blau-Rot Uerdingen.
Gartenbauverein Uerdingen-Hagschinkel.
VRM (Vereinigung rheinischer Molkereien; heute Tochter des Irish Dairy Board).
Bauunternehmung Derichs & Konertz.
Elektro Kleinenbrands.
- 65: Grundsteinlegung für das Eisstadion Krefeld. 1936 wurde auch der Krefelder Eislauf Verein (KEV) gegründet. Das an der (heutigen) Westparkstraße erbaute, zunächst offene Stadion wurde anfangs im Sommer auch für den Schwimmsport genutzt. 1952 gewann der KEV die deutsche Eishockey-Meisterschaft. Einem Konkurs 1978 folgte 1981 der Rückkauf des Vereinsnamens. Seit 1995 besteht die aus dem Verein hervorgegangene KEV Pinguine Eishockey GmbH, die in der höchsten Eishockey-Klasse spielt.
- Männergesangverein Forstwald.
- 50: Albert-Schweitzer-Realschule.
St.-Michael-Grundschule Lindental.
KAB St. Mariä Himmelfahrt Linn.
Karnevalsgesellschaft „Fidele Ströpp“.
Gartenbauverein Linn-Nordost.
- 25: Seidenweberhaus.
City-Center Schwanenmarkt, Krefelds Einkaufszentrum in der Innenstadt.
Theater am Marienplatz.
- 10: NS-Dokumentationsstelle Villa Merländer.
Kinder- und Jugendtheater „Kresch“.

Krefelder Daten und Ereignisse der letzten zwölf Monate zusammengestellt von Michael van Uem

16. Oktober: Die neue Straßenbrücke über die Bahn im Zuge der Berliner Straße in Uerdingen (Berliner Brücke) wird für den Verkehr freigegeben.

12. November: Oberbürgermeister Dieter Pützhofer überreicht der in Krefeld geborenen Schriftstellerin und Journalistin Elke Schmitter den Niederrheinischen Literaturpreis.

13. November: Das neue Hallenbad an der Kölner Straße wird offiziell freigegeben.

23. November: Die Überdachung der Königstraße ist abgeschlossen.

29. Dezember: Der am 20. Januar zwischen den Städten Krefeld und Willich unter Beteiligung des Kreises Viersen abgeschlossene Gebietsänderungsvertrag wird von der Bezirksregierung Düsseldorf genehmigt, die die Wirksamkeit der Gebietsänderung zum 1. Februar 2001 verfügt.

1. Januar 2001: Das bisherige Geologische Landesamt Nordrhein-Westfalen in Krefeld wird in den Landesbetrieb Geologischer Dienst Nordrhein-Westfalen überführt.

24. Januar: Oberbürgermeister Dieter Pützhofer tut den ersten Spatenstich zum Bau der Verbindung zwischen der Kreuzung Gladbacher Straße und Ritterstraße mit dem Deutschen Ring, wobei die Bahngleise untertunnelt werden.

1. Februar: Der Rat der Stadt Krefeld tagt im Seidenweberhaus. Er beschließt den Bau einer mindestens 53 Millionen Mark teuren KrefeldArena an der Westparkstraße in den nächsten zwei Jahren.

8. Februar: Gegen die Stimme des Krefelder Bundestagsabgeordneten Bernd Scheelen (SPD) bestätigt der Bundestag mit dem Gesetz zur Neueinteilung der Wahlkreise die Aufteilung Krefelds auf zwei Wahlkreise.

13. Februar: Nach einer Brandschau wird das Theater am Marienplatz (TAM) aus Sicherheitsgründen sofort bis auf weiteres geschlossen.

18. Februar: Als Höhepunkt der Feiern zum 50-jährigen Bestehen des Stadttheaters findet die Uraufführung der Oper Der Idiot von Thomas Blumenkamp statt.

1. März: Im Bereich zwischen Markt- und Evertzstraße einschließlich der angrenzenden Straßen wird der Platz an der Alten Kirche ausgebaut.

26. März: Der Krefelder Filmproduzent Christian Becker erhält den in Los Angeles vergebenen Filmpreis (Oscar) für den Kurzfilm Quiero Ser, seine Abschlussarbeit an der Filmhochschule.

30. März: Das Chemische Institut an der Bismarckstr. 51 schließt. Seine Aufgaben werden vom Moerser Institut für Lebensmitteluntersuchung und Umwelthygiene des Kreises Wesel übernommen.

5. April: Eine Bürgeraktion Baumschutz übergibt dem Oberbürgermeister 5200 Unterschriften gegen weitere Baumfällungen für die geplante Euroga. Der Stadtrat stimmt für ein verändertes Euroga-Konzept, in das Forderungen der Protestler aufgenommen werden.

24. April: Die britischen Bahnunternehmen Stagecoach und Angel Trains bestellen beim Siemens-Konzern 1200 elektrische Regionaltriebwagen vom Typ Desiro für 4,9 Millionen Mark, von denen die

meisten bei der Siemens-Duewag Schienenfahrzeuge in Uerdingen gebaut werden.

30. Mai: Die Messer Griesheim GmbH, führender Produzent von Industriegasen, nimmt ihr neues Spezialgaswerk an der Bataverstraße in Gellep in Betrieb.

1. Juni: Georg Mäurers ist neuer Besitzer der Hausbrauerei Gleumes GmbH an der Sternstraße. Geschäftsführer wird Karl Müller.

10. Juli: Auf Beschluss von Rektorat und Senat wird die Fachhochschule Niederrhein (FHN) mit Standorten in Krefeld und Mönchengladbach in Hochschule Niederrhein - University of Applied Sciences umbenannt. Die Hochschule besteht seit 30 Jahren.

28. Juli: Bürgerproteste erreichen einen vorläufigen Abrissstopp für das Frontgebäude der ehemaligen Samtfabrik Scheibler & Peltzer am Gahlingspfad, dessen Denkmalwürdigkeit zwischen Stadt und Land strittig ist.

12. August: Das Stadtwaldhaus feiert bis zum 26. August sein 100-jähriges Bestehen.

21. August: Oberbürgermeister Pützhofer überreicht Franz-Josef Schulte den Denkmalpreis der Stadt für den Industriebau von Schulte Design an der Hülser Straße 212, einer sanierten ehemaligen Textilfabrik. Der Preis wird zum vierten Mal vergeben.

27. August: Der Leiter des Uerdinger Bayerwerks, Dr. Hartmut Fuhr, teilt Oberbürgermeister Pützhofer mit, dass die Gewerbesteuerorauszahlung für 2001 ausfällt. Das Haushaltsdefizit der Stadt steigt damit auf über 100 Millionen Mark.

29. August: Hotelier Wolfgang vom Hagen übergibt für die Krefelder Hotel AG das Parkhotel Krefelder Hof zum 1. September an die Dorint AG als neuer Pächterin.

1. September: Das Krefelder Kinder- und Jugendtheater „Kresch“ feiert dieses Wochenende sein zehnjähriges Bestehen.

4. September: Das Theater am Marienplatz (TAM) in Fischeln besteht seit 25 Jahren.

13. September: Der Rat der Stadt Tönisvorst stimmt der öffentlich-rechtlichen Vereinbarung mit der Stadt Krefeld über die Bundesstraße B 9n zu.

15. September: Das Arndt-Gymnasium beginnt eine Jubiläumswoche zum 150-jährigen Bestehen mit Gottesdienst und Festakt in der Aula.

21. September: Anlässlich seines 150-jährigen Bestehens veranstaltet das Fichte-Gymnasium ein Schulfest.

29. September: Das Berufskolleg Uerdingen an der Alten Krefelder Straße feiert sein 100-jähriges Bestehen.

	Abb. 12	aus: U. Gerhard: Unerhört-Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Reinbek bei Hamburg 1990
	Abb. 13	Archiv F. Deisel, Krefeld Alle Anzeigen sind der „Krefelder Zeitung“ (a.a.O.) entnommen.
U. Broicher	Abb. 1	Attrappe im Museum an den Niagarafällen; Foto: L. Fisher
	Abb. 2 u. 5	a.a.O.
	Abb. 3	Kulturhistorische Gesellschaft für Circus- u. Varietékunst e.V., Marburg
	Abb. 4	Signor Saltanino, Pauvres Saltim Banques, Düsseldorf 1892
W. Bossmann	Abb. 1, 3, 5 u. 6	Western History Genealogy Department Denver, Public Library
	Abb. 4	Buffalo Bill Historical Center, Cody, Wyoming, USA
	Abb. 7	aus: Don Russel: The Lives and Legends of Buffalo Bill, S. 401
H. Vinzentz	Abb. 1-4	Archiv H. Vinzentz
H. Dröge	Abb. 1	aus: Die Heimat, Jg. 16, Krefeld 1937, S. 165
	Abb. 2-6	Archiv H. Dröge, Kempen-Tönisberg
	Abb. 7	aus: „Westdeutsche Zeitung“ Ausgabe KR, 1960
C. u. U. Houben	Abb. 1-3	U. Houben, Kempen
	Abb. 4	W. Dassel, Kevelaer
	Abb. 5	a.a.O., S. 39
	Abb. 6-15	Stadtarchiv Krefeld
E. Schraetz	Abb. 1-9	E. Schraetz, Krefeld-Hüls
D. Nellessen	Abb. 1	aus: Kühnel, H. (Hrsg.): Alltag im Spätmittelalter, S. 149
	Abb. 2	aus: Feinendegen, E.: Uerdingen und seine Geschichte, nach S. 12
	Abb. 3	aus: Opdenberg, G.: Stadtrundgang durch das mittelalterliche Krefeld, S. 127
	Abb. 4-7	aus: C. Reichmann: Der alte Kirchhof am Niederrhein, Ausstellungskatalog 1997
	Abb. 8	aus: Die Heimat, Jg. 15, Heft 4, Krefeld 1936, S. 182
	Abb. 9	aus: Hofstätter, H. H.: Kunst im Bild – Spätes Mittelalter, Baden-Baden 1979, S. 148
	Abb. 10 u. 11	aus: Die Heimat, Jg. 11, Heft 1-2, Krefeld 1932, S. 47
M. Boixen	Abb. 1	M. Boixen, Kempen

Die Autoren

Werner Böcking, Erprather Weg 32, 46509 Xanten
Margret Boixen, Hülsener Weg 6a, 47906 Kempen
Wolfgang Bossmann, Hülsener Str. 719, 47803 Krefeld
Christiane Brüggemann, An der Roßmühle 40, 47839 Krefeld-Hüls
Dr. Ursula Broicher, Hohenzollernstr. 53, 47799 Krefeld
Dr. Ernst Coester, Am Mevissenhof 22, 41068 Mönchengladbach
Frank Deisel, Westwall 81, 47798 Krefeld
Jens Dirksen, Neue Rhein Zeitung – Kulturredaktion, Friedrichstr. 34-38, 45128 Essen
Heribert Dröge, Siebenhäuser 1, 47906 Kempen-Tönisberg
Dr. Ulrich Eitgen, Kunsthistoriker und Restaurator, Kreuzherrenstr. 72, 53227 Bonn
Dr. Reinhard Feinendegen, Gertrudisstr. 14, 47800 Krefeld-Bockum (Fd.)
Dipl.-Math. Werner Frangen, Marie-Alexandra-Str. 45, 76135 Karlsruhe
Dr. Gabriele Franken, Marseillestr. 57, 47877 Willich
Marianne Gatzka, M. A., Hinter Sollbrüggen 27, 47800 Krefeld-Bockum
Dr. Eugen Gerritz, Gertrud-Icks-Weg 15, 47804 Krefeld-Forstwald
Gerd Peter Goossens, Grünwaldstr. 44, 76149 Karlsruhe
Kurt Hausmann, Breslauer Str. 236, 47829 Krefeld-Gartenstadt
Christel Houben, Tiefstr. 20, 47906 Kempen
Dr. Heribert Houben, Stresemannstr. 69, 47803 Krefeld (Hrj)
Ulrich Houben, Tiefstr. 20, 47906 Kempen
Dr. Christian Krausch, Kunsthistoriker, Annakirchstr. 28, 41063 Mönchengladbach
Joachim Lilla, Nordwall 66, 47798 Krefeld
Dipl.-Ing. Werner Mellen, Herrenweg 1, 47839 Krefeld-Hüls
Dieter Nellessen, Seilbahn 35, 47829 Krefeld-Uerdingen
Klaus Peter Noever, Heinrich-Malina-Str. 103A, 47809 Krefeld-Oppum
Dieter Ochs, Johansenaue 1, 47809 Krefeld-Oppum
Georg Opdenberg, Dionysiusstr. 163, 47798 Krefeld
Burkhard Ostrowski, c/o NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld, Postfach 102164, 47721 Krefeld
Dieter Pützhofen, Oberbürgermeister der Stadt Krefeld, Rathaus, Von-der-Leyen-Platz 1, 47798 Krefeld
Robert Rameil, Rheydter Str. 171, 41352 Korschenbroich
Reinhard Schippkus, c/o Kreisarchiv Viersen, Thomasstr. 20, 47906 Kempen
Eike Schmitter, Längenhardstr. 8, 79104 Freiburg i. Br.
Ernst Schraetz, Am Wehrspick 26, 47839 Krefeld-Hüls
Michael van Uem, Dionysiusstr. 125, 47798 Krefeld
Christina Schulte, Krüllsdyk 99, 47803 Krefeld
Almuth Spelberg, c/o Stadt Krefeld, Fachbereich Grünflächen, Konrad-Adenauer-Platz 1, 47803 Krefeld
Christoph Tölke, Im Konvent 12, 47839 Krefeld-Hüls
Helmut Vinzentz, Sprödentalstr. 88, 47799 Krefeld
Dr. Hans Vogt, Joseph-Görres-Str. 26, 47829 Krefeld-Uerdingen
Irmgard Weuffen, Eschenweg 41, 47804 Krefeld
Renate Wilkes-Valkyser, Weeserweg 52, 47804 Krefeld



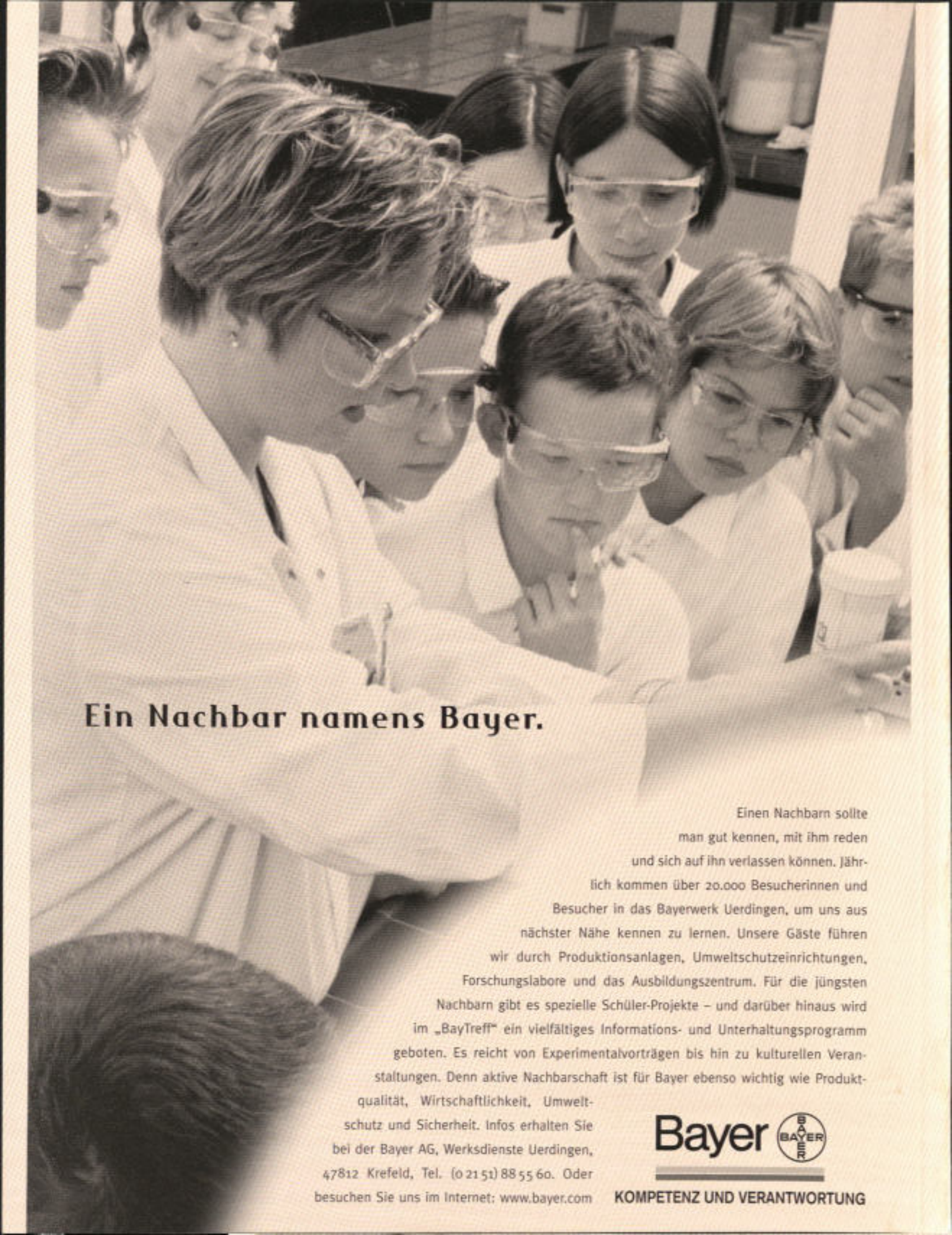
**Sichern Sie sich
Ihre Förderung!**

**Nutzen Sie jetzt
die Vorteile
der Renten-Reform**



Sparkasse Krefeld

Alle Infos zur Renten-Reform gibt's bei Ihrer Sparkasse oder im
Internet: www.sparkasse-krefeld.de



Ein Nachbar namens Bayer.

Einen Nachbarn sollte man gut kennen, mit ihm reden und sich auf ihn verlassen können. Jährlich kommen über 20.000 Besucherinnen und Besucher in das Bayerwerk Uerdingen, um uns aus nächster Nähe kennen zu lernen. Unsere Gäste führen wir durch Produktionsanlagen, Umweltschutzeinrichtungen, Forschungslabore und das Ausbildungszentrum. Für die jüngsten Nachbarn gibt es spezielle Schüler-Projekte – und darüber hinaus wird im „BayTreff“ ein vielfältiges Informations- und Unterhaltungsprogramm geboten. Es reicht von Experimentalvorträgen bis hin zu kulturellen Veranstaltungen. Denn aktive Nachbarschaft ist für Bayer ebenso wichtig wie Produktqualität, Wirtschaftlichkeit, Umweltschutz und Sicherheit. Infos erhalten Sie bei der Bayer AG, Werksdienste Uerdingen, 47812 Krefeld, Tel. (0 21 51) 88 55 60. Oder besuchen Sie uns im Internet: www.bayer.com

Bayer 

KOMPETENZ UND VERANTWORTUNG